Digitized by Google

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY ORGANIZED 1891
Digitized by Google

A 103

1829 OB1/1

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
[redacted] STACKS
APR 1 5 1971

AP30
M56
V.23: nos. 235-313
1829: Oct-Dec.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Drei und zwanzigſter Jahrgang.

1829.

Oktober.

Wenn Geiſt mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie ſchlummernde Funken nährt,
Dann werden ſelbſt der Apollonia
Eifrigſte Prieſter euch nicht verkennen.

Klopſtock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1829.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Ueberſicht des Zuſtandes derſelben in Deutſchland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufſätze über ſchöne Wiſſenſchaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neueſten belletriſtiſchen Schriften: der Romane, Schauſpiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus ſeltenen intereſſanten Werken. — Reviſion einzelner Recenſionen aus den beſten kritiſchen Blättern. — Nachricht vom Zuſtande der ausländiſchen ſchönen Literatur, beſonders der Franzöſiſchen, Engliſchen, Italieniſchen, Holländiſchen, ꝛc. — Ueberſetzungen als Proben.

II. Kunſt. Kurze Abhandlungen über Gegenſtände der Kunſt. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunſt, Gartenkunſt ꝛc., Auszüge. — Kunſtnachrichten: Theater. Periodiſche Ueberſicht des Zuſtandes der vorzüglichſten Schaubühnen in Deutſchland, Frankreich u. ſ. w. Scenen aus ungedruckten Schauſpielen. Muſik. Nachricht von neuen muſikaliſchen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geſchichte einzelner Städte und Völker. Geſelliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Univerſitäten, Meſſen, Bäder, Carnevals; zuweilen intereſſante topographiſche Schilderungen.

IV. Biographiſche Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben intereſſanter Menſchen. — Beiträge zur Bildungs-Geſchichte vorzüglicher Schriftſteller, Künſtler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handſchrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beſchäftigungen der Gelehrten, ihren Reiſen ꝛc.

V. Kleine Reiſebeſchreibungen. Auszüge aus intereſſanten größern Werken dieſer Art; kleinere Original-Aufſätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländiſchen und deutſchen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyriſche Aufſätze. Kleine leichte Erzählungen in Proſa und Verſen; Räthſel, Charaden und dergleichen.

VIII. Beſondere Beilagen enthalten die Ueberſicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erſcheint ein Blatt. In beſondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte ſo wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren ſind im „Morgenblatt“ Aufſätze und Nachrichten über Gegenſtände der bildenden Künſte geliefert worden. Zur beſſeren Ueberſicht für Kunſtfreunde wurde ſpäter eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunſtblatts“ für dieſen Zweck beſtimmt, die jedoch in ungleichen Friſten erſchien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote ſtand.

Die Liebe zur Kunſt hat ſich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politiſchen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und geſteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen ſich davon bedeutende Wirkungen, und laſſen den erfreulichſten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitſchrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erſcheinungen im Gebiete der bildenden Kunſt gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn ſie unternimmt, das „Kunſtblatt“ in ſolcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erſcheinen zu laſſen, daß es, dieſem Bedürfniß entſprechend, den Leſern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und intereſſante Zugabe ſey, für Künſtler und Kunſtfreunde aber auch abgeſondert eine ſelbſtſtändige Zeitſchrift bilde.

Man wird zu dem Ende ſich beſtreben, zunächſt in zwey, wöchentlich erſcheinenden Blättern ſo viel möglich vollſtändige Nachrichten über das Merkwürdigſte zu ertheilen, was in Deutſchland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunſt, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur ſich ereignet, Beurtheilungen von Kunſtwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunſtgegenſtände zu liefern, und Beyträge zur Geſchichte der ältern und neuern Kunſt zu ſammeln. Hiermit ſollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunſt betreffenden Werken, ſo wie eine Ueberſicht der neueſten artiſtiſchen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendſten Schriften dieſes Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht ſeyn, das Blatt mit Umriſſen in Kupferſtich oder Steindruck befriedigend auszuſtatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfaſſer der Schrift über die Studien der griechiſchen Künſtler, übernommen.

Wir ſtellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunſt die Bitte, unſer Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufſätzen und Nachrichten kräftigſt zu unterſtützen. Beſonders erſuchen wir auch Künſtler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entſtehenden Kunſtwerken Notizen einzuſenden, damit die Ueberſicht möglichſt vollſtändig werde. In allen Beziehungen wird man ſtets den Grundſatz ſtrenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendſten kritiſchen Zeitſchriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterſchrift oder anerkannter Chiffre zu verſehen, auch für unſer Blatt feſtſtellen zu müſſen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemeſſenen Lobes oder Tadels ſchützen, und dazu beytragen, unſrer Zeitſchrift den edlen und anſtändigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und beſonders, wo von den höchſten Fähigkeiten und Gütern des menſchlichen Geiſtes die Rede iſt, beobachtet werden ſollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunſt-Blatt“ beſtimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieſes ſo intereſſante Fach dasjenige geleiſtet werden ſoll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben ſo iſt es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum iſt zu beengt. — Wir ſehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch dieſem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unſere Leſer mit den neueſten Erſcheinungen der Literatur, die, ohne zu den ſtrengwiſſenſchaftlichen zu gehören, von allgemeinem Intereſſe ſind, bekannt machen zu können.

Dieſe gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt ſind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabſichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheiſcht natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, dieſem Zweig beſtimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichſt bereit ſind, ſo können wir dieſes bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweiſen, daß wir blos auf die Hälfte deſſen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern konnten, Anſpruch machen, und für dieſe Ausdehnung mit dem kleinen Aufſchlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künſtler und Kunſtfreunde das „Kunſt-Blatt“ einzeln halten wollen, ſo wird dieſen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlaſſen. Das Gleiche gilt für einzelne Beſtellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunſt-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünſchen, koſtet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einſchluß des „Literatur-“ und „Kunſt-Blatts“, würde alſo koſten . . . . . 10 fl.

Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunſt-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.

Der halbe Jahrgang von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.

das „Kunſt-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Poſtamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Romanzen von G. Schwab. 238. 242. 247.
Courage und Muth, von L. Robert. 238.
Streit und Zwiſt, von L. Robert. 238.
An einen Genialiſchen, von L. Robert. 242.
Selbſtgeſpräch, von L. Robert. 244.
Unterſchied, von L. Robert. 249.
Das Gewitter, von Kilzer. 254.
Zwang, Freyheit, Lehre, von L. Robert. 255.
An ein Kind, von L. Robert. 257.
Bey A. Müllners Tod, von Manfred. 258.
Zwey Theater, von L. Robert. 260.
Erwachen, von Juſt. Kerner. 261.
Charaden: Barfuß. 237. — Türkenkrieg. 255.
Homonyme: Merkur. 243.
Räthſel: Die Taſtatur, die Zähne. 249. — Geld. Stärke. 260.

Romane und Erzählungen.

Das Hirtenmädchen vom Calanda, von G. Döring. 235 bis 254.
Die ſchöne Verſtändige. 259. 260. 261.

Länder- und Völkerkunde.

Skizzen aus Amerika. 235. 243. 257. 258. 259.
Skizzen aus Portugal. 239. 240. 241. 242. 248. 249. 250. 251. 252.

Naturgeſchichtliches.

Ein merkwürdiger Apfelbaum. 253.
Ueber den Winterſchlaf gewiſſer Thiere. 260. 261.

Literaturgeſchichte.

Ueber die geſchichtliche Bedeutung des Nibelungenliedes, von Hermes. 244. 245. 246. 247.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

J. J. Rouſſeau im Jura. 236. 237.
Wirkungen eines Erdbebens. 238.
Bevölkerung von Paris. 241.
Lady Morgan und Kemble. 253.
Ueber Nachttelegraphen. 254.
Die Nimrods in der Umgegend von Paris. 255.
Ein Wort zur Zeit. 256.
Briefe von E. Wagner an Fichte. 257. 259.
Selbſtreinigung des Waſſers. 258.
Die Londoner Tabacksbüchſe. 261.

Korreſpondenz.

Berlin. 235. 242. 243. 244. 245. 246. — Heidelberg. 236. — Paris. 237. 251. 252. 253. 256. 257. — Boſton. 239. 240. 246. — Lauſanne. 240. 241. 242. 243. 244. 245. — Wien. 247. 248. — London. 248. 249. 250. 257. 258. — Luzern. 252. 253. — Frankfurt. 254. 255. Lyon. 258. 259. 260. 261. — Dresden. 260. 261.

Kunſt-Blatt.

Nro. 79.

Künſtlerbiographien. — Baraderes Sammlung mexikaniſcher Alterthümer.

Digitized by Google

Nro. 80.

Künſtlerbiographien. — Barabères Sammlung mexikaniſcher Alterthümer..

Nro. 81.

Der königl. Bilderſaal in der St. Morizkapelle in Nürnberg. — Künſtlerbiographien.

Nro. 82.

Künſtlerbiographien. — Ueber den Reiz des Halbverhüllten. von F. L. B.

Nro. 83.

Der erſte Kaiſerpallaſt und die ausgegrabenen Säle deſſelben auf dem Mons Palatinus in Rom. — Ueber den Reiz des Halbverhüllten. (Fortſ.) — Nekrolog.

Nro. 84.

Der von Canova erbaute Tempel zu Poſſagno. — München. — Aus dem Badenſchen.

Nro. 85.

Betrachtungen über die Kunſtausſtellung in München im Okt. 1829. — Ueber den Reiz des Halbverhüllten. (Beſchl.) — Pompeji.

Nro. 86.

Betrachtungen über die Kunſtausſtellung in München. (Fortſ.) — Herkulanum. Päſtum. — London.

Nro. 87.

Betrachtungen über die Kunſtausſtellung in München. (Fortſ.) — Ueber Porträtmalerey. Mit einem Blick auf Leybold's neueſte Bildniſſe.

Literatur-Blatt.

Nro. 79.

Taſchenbücher auf 1830. — Phyſik. Unterhaltungen für Freunde der Phyſik und Aſtronomie, von H. W. Brandes. — Naturgeſchichte. Alex. Martins Handbüchlein für Auſternliebhaber.

Nro. 80.

Geſchichte. Beyträge zur Unterſuchung der gegen den kurbrandenburgiſchen geh. Rath Grafen Adam zu Schwarzenberg, erhobenen Beſchuldigungen, von Cosmar.

Nro. 81.

Neueſte Werke in den vereinigten Staaten von Nordamerika. Humoriſtiſche Literatur. 1) Vier Farben, d. h. die deutſchen Spielkarten in ihrer ſymboliſchen Bedeutung beſchrieben ꝛc. von C. Herloßſohn. 2) Rouge et Noir, oder die Geſchichte von den vier Königen.

Nro. 82.

Erziehungsſchrift. Kaliſthenie oder Uebungen zur Schönheit und Kraft für Mädchen, von J. H. Klias. — Pädagogik. Was ſollen wir lernen? von J. Weitzel.

Nr. 83.

Geſchichte und Politik. 1) L. T. v. Spittlers ſämmtliche Werke. — 2) L. T. v. Spittlers Vorleſungen über Politik. — Taſchenbücher auf 1830. — Nordamerikaniſche Literatur.

Nro. 84.

Geſchichte und Politik. (Fortſ.) 3) Geſchichte der alten Deutſchen, von K. Mannert. — 4) Betrachtungen über Deutſchland von der lezten Hälfte des achten bis zur erſten des dreyzehnten Jahrhunderts, von J. Weitzel. — 5) Deutſche Rechtsalterthümer, von J. Grimm. — Biographiſche Literatur. Anekdoten aus dem Leben des Fürſten Italinsky Suworoff.

Nro. 85.

Geſchichte und Politik. (Fortſ.) 6) Geſchichte der Magyaren, vom Grafen Mailath. — 7) Oeſtreichs Einfluß auf Deutſchland und Europa ꝛc., von Dr. Schneller. — 8) Geſchichte Preußens von den älteſten Zeiten bis zum Untergang der Herrſchaft des deutſchen Ordens, von J. Voigt. — 9) Geſchichte Frankreichs von der Einwanderung der Griechen bis zum Tode Ludwigs XV. — 10) Geſchichte Aragoniens im Mittelalter, von Dr. Schmidt. — Dichtkunſt. Zweckloſes Leben und Treiben ꝛc.

Nro. 86.

Geſchichte und Politik. (Fortſ.) 11) Fürſten und Völker von Südeuropa im 16ten und 17ten Jahrhundert, von Leopold Ranke. — 12) Beyträge zur Geſchichte Spaniens. Von dem K. P. Oberſten v. Schepeler. — 13) Hiſtoriſche Fragmente von Machiavelli, überſ. v. H. Leo.

Nr. 87.

Geſchichte und Politik. (Beſchluß.) 14) Sammlung kleiner Schriften, von Dr. C. v. Rotteck. — 15) Schriften der Geſellſchaft für Beförderung der Geſchichtskunde zu Freyburg im Breisgau. — 16) Urkundenbuch der Stadt Freyburg im Breisgau, von Dr. Heinrich Schreiber. — 17) Geſchichte des Thurgaus, von J. G. Puppikofer. — 18) Helvetia. Denkwürdigkeiten für die 22 Freyſtaaten der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft. — 19) Die Pariſer Bluthochzeit, von Dr. L. Wachler. — 20) Lehrbuch der Weltgeſchichte für Bürgerſchulen in den mittlern Klaſſen der Gymnaſien. Von Fr. Nöſſelt. — 21) Kleine Weltgeſchichte für Bürgerſchulen, von Nöſſelt. — 22) Chronologiſches Handbuch der Weltgeſchichte, von Dr. Rauſchnick. — 23) Allgemeine Hauschronik der Deutſchen. Von Dr. Rauſchnick. — 24) Lehrbuch der deutſchen Geſchichte für Schulen, von Dr. L. Boclo. — 25) Klio. Fragmente über Geſchichte oder geſchichtliche Darſtellung, von Dr. Söltl. — Taſchenbücher auf 1830.

Digitized by Google

Nº. 235.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Donnerſtag, 1. Oktober 1829.

Sein Geſchenk allein
Iſt dieſes neue Leben, das ich lebe.
Er hat ein Recht an ſein Geſchöpf. — Ich fühle
Die Kraft mit meinem Glücke mir verliehn;
Ernſt liegt das Leben vor der ernſten Seele.

Schiller.

Das Hirtenmädchen vom Calanda.

Erzählung von Georg Döring.

1.

In dem ſchönen Thale des grauen Bundes, wo ſich in der Nähe der Hauptſtadt Chur die wildſtrömende Pleſſur in den noch jugendlichen Rhein ergießt, erhebt ſich als mächtiger Schlußſtein des nördlichen Hintergrundes der weidenreiche Calanda, deſſen ungeheure Mauer das Thal gegen rauhe Stürme ſchüzt. An dem ſüdlichen Abhange dieſes Berges liegt am Rande eines kleinen Wäldchens ein Meyerhof, den im Anfange des vorigen Jahrhunderts eine nur aus Mutter, Sohn und Tochter beſtehende Familie in Pacht hatte. Frau Thereſe, die Mutter, war als eine verſtändige, gutmüthige und hülfreiche Frau bey Krankheits- und Unglücksfällen unter den Hirten im Thale bekannt; ihr Sohn Berchthold widmete klug und thätig ſeine Kräfte der Beſtellung des Pachtguts, und ſeine ſiebenzehnjährige Schweſter Verena, im gemeinen Leben Vreneli genannt, ſtand ihm dabey in allen Dingen, bey denen weibliche Hülfe ausreichen konnte, zur Seite. Zum Pachtzins waren ſie dem reichen und mächtigen Rathsherrn, Thomas Maßner zu Chur, verpflichtet, von deſſen Voreltern ſchon ſeit länger als einem Jahrhundert die Ihrigen das Gütchen in Pacht gehabt hatten. Den Pachtherrn ſelbſt ſahen ſie ſelten. Er war zu ſehr mit den Pflichten ſeines Amtes beſchäftigt, zu ſehr in politiſche Welthändel verwickelt, um ſich ſonderlich der vielen kleinen Beſitzungen, die er im Lande des grauen Bundes hatte, annehmen zu können. Bey dem Kriege, der damals den größten Theil von Europa verwüſtend durchzog, hatte er ſeine Treue dem Hauſe Oeſtreich zugewendet, während ſo viele andere im Schweizerlande es mit Ludwig XIV. von Frankreich und ſeiner Sache hielten. Seine Hausfrau verließ Alters- und Kränklichkeitshalber nur ſelten das Zimmer, deſto öfter aber war ſein Sohn Rudolph, der mit Berchthold beynahe in gleichem Alter ſtand, hinausgekommen auf das Meyergut, und hatte dort mit den Geſchwiſtern in brüderlicher Eintracht manchen Tag verlebt, bis ihn ſeine Beſtimmung zu einem mehrjährigen Aufenthalte auf der hohen Schule nach Genf gerufen.

Vreneli war, ſeitdem Junker Rudolph fortgezogen, weit ernſter in ihrem ganzen Betragen, weit beſtimmter in ihrer Handlungsweiſe geworden, als früher. Der Kinder-Sinn, mit dem ſie bisher alles leicht und tändelnd beſeitigt, die Heiterkeit, die ſie zu den Heerden auf der Alp und zum Fiſchfange am Fluſſe begleitet, hatten einem Ernſte Raum gegeben, der dem jungen, ſehr hübſchen Mädchen ſeltſam ſtand, und manchen Werber, der ſich ihr wohl gerne genähert hätte, von ihr zurückwies. Dinge, die ſie ſich einmal vorgeſezt hatte, verfolgte ſie mit einem Eifer, den nichts erſchüttern konnte. So war ſie eines Tages der beſten Kuh ihrer Heerde, die ſich verirrt hatte, bis auf den ſteilen, gefährlichen Felſengrath des Calanda, der auf ſeiner Nordſeite ſenkrecht in's Thal

Digitized by Google

abgeſchnitten iſt, nachgegangen, hatte ſie glücklich herabholt und auf der weiten Wanderung die Nacht in einer einſamen Höhle zugebracht. Ein anderes Mal, als die Mutter ſich unwohl gefühlt, war ſie, ohne ihr Vorhaben durch ein Wort zu verrathen, ganz allein über den Calanda in das ſchreckliche Kalfeiſer Thal zum Urſprunge der Tamina, am Sardonagletſcher gewandert, um ein Kraut zu holen, das allein hier zu finden und in den Beſchwerden, an denen Frau Thereſe litt, ſich von wunderbarer Kraft zeigte. Oft trafen Mutter und Bruder ſie in ihrem Kämmerlein beym Leſen von Büchern, die Junker Rudolph hinterlaſſen hatte. Es waren meiſt Unterrichtsbücher über Gegenſtände, die ihr recht wohl hätten fremd bleiben können, und deren Kenntniß eher den Patriziertöchtern in Chur, als einem einfachen Landmädchen nöthig ſchien. An Sonn- und Feſttagen beſchäftigte ſie ſich auch mit feiner Stickerey, in der ſie in kurzer Zeit ſo kunſtreiche Stücke zu Stande brachte, daß die Mutter nicht genug darüber erſtaunen konnte, wie ſie, ohne alle Unterweiſung, nur durch feſten Willen und Fleiß, dahin habe gelangen können. Es lag in der Natur der Sache, daß eine ſo verſtändige Frau, wie Thereſe, erkennen mußte, nur eine ganz beſondere, ſehr wichtige Urſache habe eine ſolche Umwandlung in dem Charakter und dem ganzen Streben Brenelis hervorzubringen vermocht. Sie begnügte ſich Anfangs, ihre Tochter ſchärfer zu beobachten, und hoffte auf dieſem Wege Entdeckungen zu machen, nach denen ſie ihre Wachſamkeit über Breneli für die Zukunft regeln könne. Allein das Mädchen blieb ſich immer gleich und äußerte nichts, wodurch Frau Thereſe in ihren Zweifeln aufgeklärt worden wäre. Da fand es die Mutter für gut, an einem Abende, als ſie gerade allein mit Breneli im Hauſe und Berchthold in die Stadt gegangen war, um dem Rathsherrn den fälligen Pachtzins zu überbringen, das Schweigen über dieſen Gegenſtand zu brechen und ſie freundlich über die Dinge zu befragen, die eigentlich bis jezt mehr ihr Befremden als ihre Beſorgniß erregt hatten. „Mutter,“ antwortete nach einem kurzen Beſinnen, bey dem ſie jedoch nicht die mindeſte Verlegenheit zeigte, Breneli: „Euch brauch ich die Sache nicht zu verheimlichen. Ihr und der Bruder mögt ſie wiſſen, aber ſonſt Niemand auf der weiten Erde, ehe ſie ſeiner Zeit zur Reife kommt. Ich bin eine Braut, Mutter. Ich habe mich dem Junker Rudolph verlobt, am Abende vor ſeiner Abreiſe, und um mich ſeiner würdig zu machen, bemühe ich mich, Dinge zu erlernen, die ſeiner Hausfrau einmal nicht fremd ſeyn dürfen.“

Sie hatte das ſo ruhig und unbefangen geſagt, als finde ſie ſelbſt gar nichts Beſonderes darin. Frau Thereſe aber war leichenblaß geworden, zitterte an allen Glieder und ſtarrte die Tochter an, als glaube ſie eine Wahnſinnige in ihr zu erblicken. „Breneli, Kind,“ vermochte ſie endlich im Tone des höchſten Erſtaunens vorzubringen, „biſt Du krank, und ziehen ſeltſame Fieberbilder durch Dein Gehirn? Du und der Junker! Ehe ſtürzt der Calanda in den Rhein hinab und begräbt uns alle unter ſeinen Trümmern, ehe der alte Thomas Maßner ſeine Einwilligung zu einem ſolchen Bündniß gibt.“ — „Das thut nichts,“ erwiederte lächelnd das Mädchen; „wir haben es zuſammen ausgemacht, Rudolph und ich. Wenn wir es recht wollen, ſo geſchieht es, etwas ſpäter oder früher, das iſt gleichgültig. Seht hier den goldenen Ring, den mir der Junker auf die Treue gegeben hat. Von mir hat er nur einen ſilbernen, aber meine Geſinnung iſt eben ſo treu wie die ſeinige.“ An einem Bande um den Hals war der Ring befeſtigt, den ſie jezt unter ihrem Mieder hervor nahm und der Mutter zeigte. Er bildete zwey Hände, die einander hielten, und inwendig waren verſchlungen die Buchſtaben R. und V. zu ſehen. „Die bringt Niemand auseinander,“ ſagte Breneli, indem ſie auf die verſchlungenen Hände deutete; „ſelbſt der alte Rathsherr nicht mit allem ſeinem Stolze und ſeiner Strenge. Seht, Mutter, dieſe Hände, von Gold geſchmiedet, halten ſchon feſt zuſammen, aber ſie geben doch nur eine ſchwache Vorſtellung von der Stärke, mit der wir, Junker Rudolph und ich, aneinander halten. Ich weiß Alles, was Ihr gegen die Sache einwenden haben könnt, was Berchthold dawider arbeiten wird, wenn er ſie erfährt. Aber mein Entſchluß ſteht feſt, und Niemand kann mich darin erſchüttern. Dem Rudolph habe ich meine Treue gelobt, ich habe ihm gelebt, alle Seelen- und Lebenskraft daran zu ſetzen, unſer Bündniß zu Stand zu bringen. Er hat daſſelbe beſchworen. Beruhigt Euch, Mutter! Habt keine Sorge um meintwillen. Ihr werdet ſehen, daß Alles gut geht, denn wenn zwey Menſchen eine Sache, die nicht gegen Gottes Gebote iſt, recht feſt wollen, ſo geſchieht ſie, wie auch Haß und Feindſeligkeit ſich dagegen ſetzen.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Skizzen aus Amerika.

Wetteifer.

Wetteifer iſt einer der hervorſtechendſten Züge im Charakter der Nordamerikaner. Er erſcheint bey keiner andern Nation ſo lebhaft und in ſo verſchiedener Geſtalt. Ein Hauptgrund hievon mag darin liegen, daß die europäiſche Kultur hier ein friſches, unermeßliches Feld fand, auf dem ſie ſich tummeln und üben konnte, und wo die unbeſchränkteſte geſetzliche Freyheit den Wetteifer lohnt. Wenn von irgend einer Verbeſſerung in einer Stadt die Rede iſt, und eine Zeitung die öffentliche Stimme dafür gewinnen will, ſo befindet ſich unter den Hauptgründen gewiß

Digitized by Google

immer her, daß ein ndere Stadt ſchon zu dieſer Verbeſſerung geſchritten . In Boſton wurde eine Paketbootlinie nach Liverpool gelegt, nur aus Wetteifer, weil von New-York ſo viel aketboote nach England gehen; denn auf großen Gewinn nnte man dabey nie rechnen; auch erklärten die Unterz ner des Unternehmens, daß ſie keinen Gewinn erwarte Die ganze Seligkeit der amerikaniſchen Kapitäne eht in dem Ueberſegeln eines andern Fahrzeugs (to beat other). Mitunter werden große Wetten von Kapit n eingegangen, die von demſelben Hafen nach demſelb oder auch nach andern Häfen ſegeln. Neulich ſchwebte e Wette von 2000 Dollars (5000 Gulden) zwiſchen eine Kapitän, der von New-York nach Liverpool, und eine ndern, der aus demſelben Hafen nach Havre ſegelte, w uerſt landen würde. Die Dampfboote auf dem Hudſon u dem Miſſiſippi ſind in ewigem Wettrennen begriffen, s häufig die Paſſagiere großer Gefahr ausſezt. So tie t dieſer Charakterzug bey den Amerikanern gewurzelt aß ſie von dieſem Waſſerjagen nicht laſſen können, ob ich unſere Zeitungen voll von Unglücksfällen aller Art ſ, die ſich durch das Berſten der Dampfkeſſel ereignen. e mancher hat ſchon ſein Leben auf dieſe Weiſe verloren! e Dampfboote ſind indeß von dem Schiffe Nordamerik übertroffen worden; es hat einmal zwanzig Meilen in ei Stunde zurückgelegt, und achtzehn viele Stunden lang hi einander. Die Dampfboote auf dem Miſſiſippi brennen o veer, um größere Hitze hervorzubringen und einem ande Schiffe vorzufahren. Höchſt gefährlich iſt auch die Wut r Stages (Landkutſchen), es einander zuvorzuthun. Wo e Stage-line beſteht, die etwas einträgt, wird ſogleich vo mand eine opposition-line angelegt, und nun gilts, we nf Minuten eher an Ort und Stelle kommt. Am t n wird dieß auf der kurzen Strecke Landes getrieben, lche die Reiſenden von New-York nach Philadelphia z en dem Raritan und dem Delaware zurückzulegen hab Seit etwa drey Wochen iſt faſt keine Zeitung erſchie in der nicht über einen Unglücksfall auf dieſem Wege beri würde; bald ſtürzen Pferde todt hin, bald bricht ein Paſſ r den Arm, bald werden alle mehr oder minder beſchäd Kurz es iſt ſo weit gekommen, daß vor Kurzem mehr Bürger in Philadelphia eine allgemeine Verſammlung anlaßten und darin beſchloſſen, ſich keiner Stage zu enen, deren Eigenthümer ſich nicht verpflichten wolle rnünftig fahren zu laſſen, und dieß ſo lange fortzuſe , bis Geſetze gegen dieſen Unfug gegeben werden können Ich könnte noch viele Beyſpiele anführen, wie ſehr Wett r und Tollkühnheit zwey tief gewurzelte Nationalchara züge der Nordamerikaner ſind. Man muß dieſes beym S um der Geſchichte dieſes Landes im Gedächtniß behal , weil man ſich ſonſt mehrere Erſcheinungen in derſelb nach gewöhnlicher Art gar nicht erklären kann. Der Wetteifer iſt indeſſen in der Natur des Menſchen überhaupt tief gegründet, und ward nur hier, durch vollkommene Freyheit, zur hervorſtechenden Eigenſchaft ausgebildet, wo die Verwegenheit in der ausgebreiteten Schifffahrt ein ſo reiches und weites Feld findet. So unbequem und gefährlich dieſer Trieb dem Einzelnen mitunter ſeyn mag, ſo wird Niemand läugnen, daß er als Volkseigenthümlichkeit eine herrliche Eigenſchaft iſt, die zum Höchſten und Edelſten ausgebildet werden kann. Was ſind alle nationale Charakterzüge als rohe, allgemeine Eigenſchaften, die, wenn ſie zum Guten und Schönen führen ſollen, erſt gemeißelt und gebildet werden müßen, die aber von Zeit zu Zeit in einzelnen Individuen, aber freylich nur in einzelnen, zur herrlichſten, vollkommenſten Blüthe werden.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

Der verfloſſene Sommer, meynt man, habe Berlin um einige Grade dem Nordpol näher gerückt, und nach dem Jahre 1829 zu ſchließen, hatte Graf Platen Recht, wenn er ſingt:

„Die ewigen Fröſte von Berlin.“

Man hat indeſſen die Ausſicht, daß es noch einige Jahre dauern wird, bis unſer Klima dem von Novajaſemlja gleicht, und bis dahin tröſten wir uns mit dem ewigen Sommer, den die Kunſt, dießmal die der Architekten, über unſere Reſidenz ausbreiten will. Ein nicht unberühmter holländiſcher Gelehrter hatte in ſeiner Reiſebeſchreibung geſagt: Berlin ſey von den Göttern erbaut, die Franzoſen, welche es für eine Station zum Uebernachten zwiſchen Paris und Petersburg paſſiren laſſen, haben in Frankreich die Idee von einem Palmyra in der Wüſte aufgebracht; die neueſten Bauten vervollkommnen dieß Palmyra und werden ihm hoffentlich eine längere Dauer als dem der ſyriſchen Wüſte ſichern. In der That hat ſich ſchon jezt die Gegend um das Schloß nach dem Luſtgarten ſo umgeſtaltet, daß ein Berliner ſelbſt, der lange nicht in dieſer Gegend geweſen, ſeinen Augen kaum traut. Das großartig einfache Muſeum mit ſeiner erhabenen Säulenhalle war, ohne daß man ſich viel darum kümmerte, im Verlauf der Jahre in die Höhe gewachſen. Erſt als eine zweydeutige lateiniſche Inſchrift den allzeit fertigen kritiſchen Wiz der Berliner auf rief und eine Art von literariſchem Prozeß erfolgte, in dem ſelbſt die Akademie ein Gutachten ablegen mußte, wurde man auf das neue Gebäude aufmerkſamer. Die Inſchrift iſt geblieben, denn ihr Erfinder, Hofrath Hirt, hat ihre klaſſiſche Latinität vor der Baukommiſſion ſchlagend dargethan, aber die großen Pappeln, welche bisher den Luſtgarten umzäunten und die Ausſicht vom Schloß auf das Muſeum hemmten, ſind nicht ſo glücklich geweſen. Sie wurden weggenommen und an einem Morgen ſah man einen großen Plaz in Berlin, den man bisher nicht kannte, und jezt erſt ſah man, daß das Muſeum zu Berlin gehört. Ich weiß nicht, ob es Ihren Leſern bekannt iſt, daß dieſer feſtgeſtampfte Exerzierplaz zu den Zeiten Friedrichs I. wirklich das war, wovon er jezt nur den Namen trägt. Der militäriſche Nachfolger des erſten preußiſchen Königs ließ es ſein erſtes Regierungswerk ſeyn, Buſch und Beet von den Füß

ſen ſeiner Rieſengarde glatt treten zu laſſen, und es iſt ein ſchöner Entſchluß unſers Königs, dieſen wüſten Fleck der öffentlichen Annehmlichkeit und der Zierde der Stadt wiederzugeben. Er wird um mehrere Fuß erhöht; die prächtige Granitſchale, aus einem ungeheuern Block aus den Bergen bey Fürſtenwalde gehauen und vom Bauinſpektor Kanzian geſchliffen, wird den Platz dicht vor dem Muſeum zieren, und aus der Mitte des Platzes ein Springbrunnen einen mächtigen Waſſerſtrahl in die Luft werfen. Bosquets, Blumen- und Raſenſtücke ſollen den Garten vollenden, ohne der Anſicht der Gebäude Abbruch zu thun. Schon ſeit lange wird an einer Veränderung des Spreelaufs gearbeitet, indem der die Stadt durchſchneidende Kanal zum eigentlichen Schiffsträger geworden iſt. Dieſer wird zwiſchen dem Luſtgarten und dem Zeughauſe bedeutend erweitert, und ein Quai, mit Kaſtanienalleen beſezt, wird dem neuen Platze zur beſondern Zier gereichen. Hinter dem Muſeum mündet er ſich nach dem neuen Plan noch bedeutender, und hier an der Seite eines kleinen Hafens wird der neue Packhof erbaut. Dafür werden mehrere geſchmackloſe Gebäude, welche bisher unter dem Namen des alten und neuen Packhofs der Stadt keineswegs zur Zierde daſtanden, erübrigt, und ſollen theils niedergeriſſen werden, theils ſchöneren Gebäuden Platz machen. Dieſe und andere Neubauten verlegen die Schönheiten des alten Berlin nicht in ein neues Berlin, wie dieß meiſt bey Erneuerung alter Städte der Fall iſt, ſondern ſie konzentriren noch mehr als bisher die öffentlichen Gebäude, und das Brandenburger Thor mit den Linden bleibt die Hauptavenue nicht allein zur eigentlichen Stadt, zur Reſidenz, ſondern auch zu dem kunſtvollen Theile derſelben. Von dieſer breiten und ſchönen Straße aus gelangt man in ebenmäßiger Entfernung zur Rechten, zur Linken, und in der doppelten Fortſetzung der Linden, zu allen Hauptpunkten und Straßen der Stadt. Der Einwohner würdige dieſe Vorzüge der ſchönen Stadt meiſt erſt, wenn er aus der Fremde zurückkehrt und vergleicht. Auch begeht er ein Unrecht, wenn er Berlin ganz in die Reihe der modernen Städte ſtellt, welche nach *einem* Maß der Schönheit gebaut ſind. Selbſt in den neueſten Straßen hat die Freyheit der Schönheit beygeſtanden, und kein einziges Haus ſieht ganz wie das andere aus.

Architektoniſche Mißtöne gibt es freylich mitunter auch. Dergleichen aus älterer Zeit, wie die komodenartig gebaute Bibliothek, läßt ſich das Auge durch lange Gewöhnung gefallen. Sie bleibt ein hiſtoriſches Monument der Geſchmackloſigkeit einer ſonſt großen Zeit; aber Niemand will ſich mit der neuen Werderſchen Kirche, deren Doppelthürme und Dach man leider vom Luſtgarten aus erblickt, verſöhnen. Der geniale Schinkel, der das Muſeum ſo großartig entworfen, ſollte auch der künſtleriſchen Schwäche ſeinen Zoll abzahlen. Eingeklemmt ihrer alten Stellung nach zwiſchen großen, drückenden Häuſern, hätte ſie nur nach der Höhe hinaus Charakter gewinnen können. Man wollte eine neue gothiſche Kirche. Aller Zierrath, der ſich irgendwo an den ältern Kirchen findet, wurde hier in nuce angebracht, aber anſtatt *einen* Thurm in die Höhe ſchießen zu laſſen, zum Zeichen oder zum Noth- und Hülfsruf in die Ferne, daß hier buchſtäblich eine *ecclesia pressa* ſey, einladend zu ſtiller Erhebung, neſtelte man auf die ſchon ſchmale und durch ein ungeheures Fenſter occupirte Fronte zwey dürftige Thürme, und dieſe nicht einmal in geraden Spitzen auslaufen laſſend (ein nicht unwürdiger Behelf der ſchon arm gewordenen Kunſt), nagelte man, ehe er die nöthige Höhe erreicht, an jeden dieſer beyden Thürme vier kleine Eckthürmchen. Die ſtrecken nun hülflos die Arme gen Himmel und erbitten ſich von ihm einen Schluß. Sie finden aber ringsumher keine andere Harmonie, als ähnliche Thurmſpitzchen, die man, wie Reſte verunglückter Strebepfeiler, rings um das Dach der Kirche geklebt hat. Die Berliner ſagen, es ſeyen die Taubenſchläge für die am Rande der Platteform des Muſeums kauernden Adler, welche des Nachts herüberfliegen, um hier zu ſchlafen.

Indeſſen iſt die Kirche, genau beſehen, doch immer das Werk eines Künſtlers und könnte, auch noch verfehlter, bey ihrer verſteckten Lage nicht ſtören. Dagegen hat man unbegreiflicher Weiſe eine häßlich in die Augen fallende Verunſtaltung unſerer Hauptſtraße zugelaſſen. Die große Friedrichsſtraße verbindet die zwey entgegengeſezten Thore, das Oranienburger und das Halliſche. Man hatte nach beyden Seiten eine Ausſicht ins Freye. Jezt hat die Induſtrie eines Kaffetiers vor dem leztern dieſe Ausſicht ſo traurig verbaut, daß man die ganze lange Friedrichsſtraße hinunter beſtändig ein häßliches Haus mit einem hohen, rothen Dache vor Geſicht hat. Straße und Stadt ſcheinen kleiner, man fühlt ſich beengt und hofft, daß dem ſo augenfälligen Uebelſtande durch einen obrigkeitlichen Ankauf des Hauſes abgeholfen werden wird.

Sonſt mag dieſe Gegend vor dem Halliſchen Thore durch das neu auf dem ehemaligen Templower Berge errichtete Tivoli gewonnen haben. Das koſtſpielige Unternehmen der Gebrüder Gericke iſt ehrenwerth als Verſuch, Volksluſtbarkeit bey uns einzuführen. Ob das nun gelingen wird, ſteht dahin; bis jezt hört man nur von der Luſt der großen Rollbahn. Gut iſt ſchon die Anregung, gut, daß ein großer Sandfleck auf jener Anhöhe dadurch feſt wird und es iſt zu hoffen, daß die Anlage nicht vereinzelt ſtehen bleiben, ſondern der alte Plan allmählig ins Leben treten wird, den Templower Berg und ſein Denkmal des Befreyungskrieges mit dem Thiergarten durch neue Anlagen in Verbindung zu ſetzen. Betrachtet man, was kleine, wenig bemittelte Städte in der lezten Zeit gethan, ihre nächſte Umgegend zu verſchönern, ſo ſteht Berlin unbegreiflicher Weiſe zurück, und die dürftige Natur iſt keine genügende Entſchuldigung. Bey den Mitteln der Stadt müßte wenigſtens eine Viertelmeile in der Runde der Sand aus dem Auge und unter den Füßen verſchwunden ſeyn. Es iſt kein Flugſand, unfähig der Kultur; mit guter Düngung, in der Nähe einer ſo bevölkerten Stadt, läßt ſich ſo leicht Alles erzwingen. An terraſſirtem Grund und Boden fehlt es nicht; Buſchparthieen, Ausſichten, feſte Spaziergänge ließen ſich *überall* anlegen. Vielleicht, wenn die großen Bauten im Innern vollendet ſind, daß man dann das Auge nach der Umgegend wendet.

Es wären unſerm Stadtfuhrwerk umſichtige Entrepreneurs zu wünſchen. Die Droſchken waren vor 15 Jahren eine treffliche Verbeſſerung, jezt bieten ſie den traurigen Anblick einer ſtehen gebliebenen Induſtrie. Leider haben die Entrepreneurs Mittel und Wege gefunden, ihr anfänglich nur zu billigendes Privilegium über die Gebühr zu verlängern. Ihr Fuhrwerk reicht nicht für das Bedürfniß aus, iſt ſchlecht und jezt auch theuer; dabey wirft es einen ſo ungeheuern Gewinn ab, daß ſchon in den erſten Jahren das bedeutende Kapital mit den höchſten Zinſen wiedergewonnen war. Man darf viel für die Verbeſſerung dieſes Fuhrwerks hoffen, wenn die Konkurrenz wieder frey iſt. Auch hofft man, daß alsdann, wenigſtens theilweiſe, die vortreffliche Einrichtung der Pariſer Omnibus hier aufkommen wird. Berlin iſt jezt groß und bevölkert genug dafür, und an Rentiers fehlt es eben ſo wenig, welche Aktien zu einer ſo nützlichen Unternehmung gern nehmen würden.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 236.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 2. Oktober 1829.

Es gibt oft keinen beſſern, oft auch keinen ſchlechtern Commentar zu den Werken eines großen Mannes, als ihn in den Kreiſen des alltäglichen Lebens ſich bewegen zu ſehen.

Fr. v. Staël.

J. J. Rouſſeau im Jura.

Ein Beytrag zur Charakteriſtik deſſelben.

In dem reizenden Gebirgsthal, das durch ſeinen freundlichen, offenen Charakter ſo verſchieden iſt von den andern rauhen Juragründen, im Val de Travers, liegt ein großer Ort, Motiers-Travers genannt, wo, wie überhaupt im Kanton Neuſchatel, eine Menge gebildeter Leute wohnen, durch die ein ſehr angenehmes Geſellſchaftsleben entſtanden iſt, das ſich gar vortheilhaft von dem der benachbarten Städte unterſcheidet. Dieß war auch ſchon früher ſo, und wer, ohne große und vornehme Anſprüche zu machen, ſeinen Sommer recht angenehm zubringen wollte, zog für einige Monate hieher. In den ſechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war dieß ſogar in Frankreich Mode geworden, und es wird als etwas gar Merkwürdiges angeführt, daß im Julius 1762 zwanzig Ludwigsritter hier verſammelt geweſen ſeyen. Unter dieſen Fremden war zur ſelbigen Zeit einer, der zwey Kreuze trug, ſein eigenes, und das einer gemeinen Haushälterin, in der ſeine unbegreifliche Schwäche die liebenswürdigſte, zuverläſſigſte Freundin ſah, und an der er alles billigte. Dieſer Fremde war J. J. Rouſſeau mit der feinen Thereſe le Vaſſeur. Frankreich, und auf deſſen Veranlaſſung Genf und Bern, hatten ihn wegen ſeines Emile und ſeines Contrat social verwieſen, und er hatte in Motiers-Travers einen freundlichen Zufluchtsort gefunden. Er lebte dort ſehr zurückgezogen, ſah aber doch ſpäter einige Männer, z. B. den Grafen Eſcherny, den Oberſten Purí und den Herrn Peyron von Neuſchatel, mit welchen ihn die gemeinſame Liebe zur Botanik verband. Rouſſeau hat in ſeinen Konfeſſionen ſehr wenig von dieſer Zeit geſagt, und wir kennen ſie nur aus mündlichen und brieflichen Ueberlieferungen jener Männer. Zuſammengeſtellt geben ſie kein unintereſſantes Bild.

„Als ich Rouſſeau zum erſten Mal beſuchte,“ erzählt der Graf Eſcherny, „fand ich ihn vor ſeinem kleinen Haus, ſich ſonnend, auf einer ſteinernen Bank. Er war damals als Armenier gekleidet, wenigſtens dem weiten Rock und der Mütze nach. Wie ich zu ihm trat, ſah er zuerſt mich und dann ſeine Kleidung an, wieß darauf, und ohne vorgängigen Gruß ſagte er: „Sie iſt toll, aber bequem.“ Unſere Bekanntſchaft war ſchnell gemacht. Ich mußte ihm doch etwas intereſſanter ſeyn als die Leute aus der Umgegend, denn ich hatte eben achtzehn Monate in Paris zugebracht und dort mit Diderot, Marmontel, Helvetius, Thomas und andern Männern gelebt, die er genau kannte. In der Folge habe ich oft allein mit ihm zu Mittag gegeſſen. Seine Küche war einfach, aber ſehr ſchmackhaft. Dieß verſtand Mademoiſelle le Vaſſeur meiſterlich, das muß man ihr laſſen; kräftige Gemüſe und ſaftige Keulen von Hammeln, die ſich im Thal und an den Bergen mit Thymian, Quendel und Majoran genährt hatten, dufteten wundervoll und vergingen auf der Zunge. Die Unterhaltung war lebhaft und heiter, ging von einem auf das andere über, ohne zu lang bey irgend einem Gegenſtand zu verweilen. Die friſche

Digitized by Google

Gebirgsluft machte uns trefflichen Appetit, und wir aßen mit weit mehr Aufmerkſamkeit, Nachdenken und Applikation, als man nach unſerem Geſpräch hätte ſchließen ſollen. Wer Rouſſeau über die Qualitäten und Erforderniſſe dieſer oder jener Schüſſel reden hörte, der hätte geglaubt, der Sprecher ſey ein kunſtverſtändiger Garkoch. Von Zeit zu Zeit erſchien Mademoiſelle le Vaſſeur. Manchmal ſcherzte Rouſſeau über ſie oder über mich; ich bezahlte ihn immer mit gleicher Münze, ſie aber erlaubte ſich dieß nicht. Es nahm mich auch Wunder, daß er ihr, ungeachtet meiner Aufforderungen und Bitten, nie erlauben wollte, daß ſie mit uns eſſe. Schon nach einigen Jahren aber hatte ihn dieſe Perſon ſo umgarnt, daß er in England die angenehmſten Verhältniſſe aufgab, weil man Thereſen nicht an die Herrentafel zu ſetzen geneigt war. Zwey Jahre ſpäter heirathete er ſie gar.“

Im Sommer 1764 waren obige drey Freunde mit Rouſſeau zuſammen, und es wurde viel von einer großen botaniſchen Exkurſion im Jura geſprochen, um das Geſchlechtsſyſtem der Pflanzen nach Linné genau zu ſtudiren. Dazu ſollte jeder ein Vergrößerungsglas und ein Linnéiſches Systema naturae mitnehmen. Dieſe botaniſchen Bergreiſen wurden auch wirklich unternommen, eine auf den Chaſſeron, die andere nach Brot in die rauhen Schlünde und Abgründe in der Nähe des Traversthals.

Um an den Fuß des Chaſſeron zu gelangen, mußten ſie durch einen Theil des Thals, und da die Reiſe mehrere Tage dauern ſollte, ſo war es nöthig, ſich mit Lebensmitteln und Bequemlichkeiten für die Nacht zu verſehen. Für Alles war geſorgt, und dazu ein tüchtiger Mauleſel mitgenommen worden. Er trug nicht allein Decken für die Nacht, ſondern auch kalte Paſteten, Geflügel, gebratenes Wildpret und reichlichen Weinvorrath. Der Amtmann Leclerc war Liſerant; Peyron beſorgte die Herbarien; der Oberſt Puri ging etwas voraus, um mit dem Kompaß den rechten Weg zu erforſchen, denn in den dichten Jurawäldern und Schlünden kann man ſich nur dann zurecht finden, wenn man weiß, wo Norden iſt. Der Graf Tſcherny, der das Gebirg ſchon genau kannte, war Kourier und Quartiermeiſter. Außerdem hatte er das Amt, den Kaffee zu machen und zu verwahren; er, als der Behendeſte, hatte auch das Feuermachen zu beſorgen. Rouſſeau, als der Aelteſte von allen, war Hauptmann des Zuges, mit der Sorge für Ordnung, Disciplin und Subordination. Bis auf den Berg ſind es fünf gute Stunden, oft über brüchige, ſteile und gefährliche Fußpfade. In jener Gegend des Jura und auf dieſer Höhe ſcheint die Natur ſchon erſtorben, und man bemerkt nur noch kümmerliche Vegetation; da ſteht nur wenig und armſeliges Geſträuch, elende, zertrümmerte und verfallene Tannen. Rouſſeau hatte ein beſonderes Wohlgefallen, an dieſen Bäumen und und Geſträuchen zu ſchütteln, zu reißen und zu brechen. War es gelungen, einen umzuwerfen oder auszureuten, ſo tanzten ſie alle wie Wilde oder Kinder um ihn her. Oben deckt den Berg ein flacher un breiter Fels, der an den Rändern frey ſchwebt. Darum heißt er le Bec de Chasseron. Da ſollte am erſten und auch die folgenden Tage Halt gemacht, ausgeruht und zu Mittag gegeſſen werden.

In ſolchen Stunden war jeder bereit, dem Maulthier ſeine Laſt leichter zu machen und ſelbſt davon zu übernehmen, denn wer mühſame Gebirgsreiſen gemacht hat, weiß, daß der Anblick von Schinken, Paſteten, Geflügel, Brod und Weinflaſchen größeren Reiz für Hungrige hat, als Perus Gold. Die Mahlzeiten waren mehr als luſtig, und man hätte nach den ausgelaſſenen Reden glauben ſollen, es ſäßen junge Wüſtlinge beyſammen.

Wie geſagt, der Bec de Chaſſeron iſt eine Art von Mole, der auf allen Seiten frey in die Luft hinausragt; darunter ſind Abgründe, deren Tiefe kaum das Auge erreicht. Weithin iſt der Berg gerade abgeſchnitten wie eine Wand. Im hohen Sommer weiden hier die Kühe, und, angelockt von gewiſſen ſchmackhaften Alpenkräutern, die ſie ſehr lieben, wagen ſie ſich manchmal zu weit an den Rand des Abgrunds, gleiten aus und ſtürzen hinunter. Es vergeht kein Sommer, daß dieß nicht geſchieht, und dann ſieht man vom Gipfel die unglücklichen Kühe in der Tiefe liegen, und ſie ſehen in der Entfernung aus wie junge Häschen.

Rouſſeau, der ſehr heiter geſtimmt war, konnte es doch nicht mit anſehen, wenn einer ſeiner Freunde nahe an den Felſenrand ging. Dann bat er ſeine Begleiter um Gotteswillen, ſich abzuwenden; ja vor dem jungen Grafen Tſcherny warf er ſich einmal bittend auf die Knie, er ſolle nicht mehr ſo verwegen an den Felſenrand hinaustreten, da ihn dieß unbeſchreiblich aufreiſe.

(Der Beſchluß folgt.)

Das Hirtenmädchen von Calanda.

(Fortſetzung.)

„Vreneli,“ erwiederte, trübe den Kopf ſchüttelnd, Frau Thereſe, „ich ſehe traurigen Tagen entgegen, die aus Deiner Verirrung zu dem Junker und Deiner Hartnäckigkeit in dieſer für Dich und uns erfolgen müſſen. Glaube mir Kind: nur gleich und gleich geſellt ſich gut Und wenn Dir auch alles gelänge, wenn Dir und Deinem Junker es glückte, in einen Ehebund zu treten, den ich noch immer wie das thörichte Bild eines Fieberwahns anſehe, ſo wird eine Zeit kommen, in welcher Rudolph ſeinen Mißgriff erkennt und Dich allein den Fehler, den ihr zuſammen begangen, büßen laſſen wird.“ — „O nein, Mutter!“ ſagte, das Antlitz und die Blicke von einem ſeltſamen Glanze belebt, Vreneli. „Eine ſolche Zeit kann nie kommen. Dazu kenne ich den Rudi zu gut, und weiß, daß er hält, was er verſpricht. Was bringt er

Digitized by Google

mir denn auch für Opfer, die ich nicht gleichmäßig vergelte? Glaubt Ihr, Mutter, daß mir das heitere, freye Leben an unſerm Berge und auf der Alp nicht beſſer gefiele als das enge Leben in der dumpfen Stadt, wie ich es einmal führen muß, wenn ich ſeine Frau geworden bin? Die Patrizierfrauen aus den alten Geſchlechtern werden mir grollen und Uebles genug gegen mich erſinnen, weil ich eine geworden bin von ihnen, ohne eine geweſen zu ſeyn von den übrigen. Wir haben das oft genug beſprochen, der Junker und ich. Aber wir werden in unſerer Liebe ſo viel Gutes und Freudiges finden, daß wir ſolch kleine Uebel leicht ertragen können. Noch einmal, Mutter, beruhigt Euch! — Ich ſehe eine ganz andere Zukunft als Ihr!“ fuhr Breneli, noch lebendiger werdend, fort. „Ich ſehe Euch mit Frau Maßner, Rudolphs Mutter, im Staatszimmer des Maßner'ſchen Hauſes traulich am Arbeitstiſchchen ſitzen. Ihr ſcherzt und koſt freundlich mit einander, Ihr ſeyd guter Dinge und habt Euch lieb, wie es braven Schwiegern geziemt. Ich und mein Rudi ſind um Euch beſchäftigt, um Euch beyden das Leben froh und glücklich zu machen. Berchthold hat das Meyergut behalten und tritt herein, eine liebe ſchöne Hausfrau an der Hand, um uns zu beſuchen; Mutter, Mutter!“ rief ſie lauter: „ich ſehe das Alles und, glaubt mir, es wird ſich ſo begeben!“ — „Kind, was ſprichſt Du für ſeltſame Dinge?“ verſetzte in großer Bewegung die Mutter; „die thörichte Liebe zu dem Junker hat Dir den Kopf verrückt und läßt Dich in eiteln Träumen Bilder ſehen, wie Du ſie gern haſt, und die Deinen Hoffnungen ſchmeicheln.“

Frau Thereſe konnte dieſe Augenblicke nicht vorübergehen laſſen, ohne den Verſuch zu machen, ihre Tochter von der unglückſeligen Neigung zu dem Junker abzubringen. Sie führte ihr das ganze zwiſchen dem Maßnerſchen Patrizierhauſe und der unbedeutenden Pachterfamilie obwaltende Verhältniß vor Augen, ſie ſchlug ihr vor, ſich zu zerſtreuen und einige Zeit bei den Verwandten im Prättigau zu leben, die ſchon oft ihren Beſuch erbeten hatten.

„Nein Mutter, das geht nicht!“ entgegnete in einem ſehr entſchloſſenen Tone Breneli. „Es wäre auch überflüſſig, denn von Rudolph laſſe ich nun und nimmermehr, und keine Zerſtreuung, kein Aufenthalt bei fremden Menſchen kann ihn aus meinem Herzen verbannen.“

Die Mutter ſetzte ſich ſtill zu einer häuslichen Arbeit. Sie war überzeugt, daß Brenelis feſter Sinn jeder weitern Ermahnung über dieſen Gegenſtand unzugänglich bleiben würde. Sie hatte in ihren jungen Jahren viele traurige Schickſale erlebt, ſie konnte ſich erſt ſeit einiger Zeit einer gewiſſen Ruhe und Behaglichkeit des Lebens erfreuen; jetzt ſah ſie dieſe zerſtört, jetzt blickte ſie in eine unheilvolle Zukunft.

Breneli hatte eben Licht angezündet und war beſchäftigt, eines ihrer Bücher zur Hand zu nehmen, als die Thüre plötzlich ſtürmiſch aufgeriſſen wurde und Berchthold, ganz wider ſeine Gewohnheit, mit raſchen, heftigen Schritten hereineilte. Seine Stirn war finſter und ſeine Blicke flogen unruhig umher. „Ich muß fort!“ ſagte er athemlos und nahm zugleich die Reiſetaſche, die beſtäubt an einem Nagel hing, von der Wand. „Noch in dieſer Nacht muß ich im Auftrage des Rathsherren nach Feldkirch ins Oeſterreich'ſche. Es ſind abſcheuliche Dinge geſchehen. Recht und Billigkeit iſt mit Füßen getreten worden, die alte Schweizerfreiheit wird frech verletzt, und was auf dem Grütli und unter dem Ahorn von Truns iſt beſchworen worden, gilt nicht mehr unter den Nachkommen der ſtarken Bundesmänner. Der eine ruft Frankreich, der andere ruft Oeſtreich ins Land, aber das Land iſt ihnen gleichgültig geworden vor dem Gedanken an den eigenen Vortheil. Streit und Hader herrſchen an den Grenzen, ſtatt Wachſamkeit und Obhut auf die alte Freiheit. Da müſſen denn die Unſchuldigen leiden und Opfer werden um der Schuldigen willen. Der arme Rudi! Er hat's nicht verdient, denn ſein Sinn iſt gerade und hält an den Gerechtſamen des Vaterlandes.“ Breneli wurde bleich und legte ihr Buch aus der Hand. Schweigend, aber erwartungsvoll ſah ſie den Bruder an. Frau Thereſe warf beſorgnißvolle Blicke auf das Mädchen, aber ſie nahm doch auch zu viel Theil an dem Schickſale des Maßnerſchen Hauſes, um nicht ihren Sohn aufzufordern, über den Unfall, der den Junker etwa betroffen hätte, genauer zu berichten. „Sie haben ihn gefangen und eingeſperrt, die Franzoſen,“ ſagte er, indem er ungeſtört in ſeinen Vorbereitungen zur Reiſe fortfuhr und nicht bemerkte, wie Breneli bey dieſen Worten von einem, ihr ganzes Weſen raſch durchzuckenden Schauer ergriffen wurde, nach welchem ſie wieder ruhig und regungslos an ihrer Stelle ſaß und ihn ſtarr anblickte. „Sie haben ihn herausgelockt durch einen falſchen Freund aus Genf, auf franzöſiſchen Grund und Boden, dann haben ſie ihn mit Uebermacht überfallen und nach Fort Eclüſe geſchleppt: Alles, um ſich an dem Alten, der es mit Oeſtreich hält und im ganzen Schweizerlande Feinde gegen Frankreich erweckt, zu rächen. Schon vor acht Tagen iſt ihm die Unglücksbotſchaft gekommen, und ſie hatte ihn ſo niedergedrückt, daß er ſeitdem Niemand geſehen und geſprochen bis heute, wo er zum erſten Male ſeiner Wuth in heftigen Reden freyen Lauf gelaſſen und hoch und theuer geſchworen hat, den Franzoſen das auf eine Weiſe zu vergelten, von der man in ganz Europa ſprechen würde. Als ich zu ihm eintrat, war er ruhiger geworden und zeigte mir zuletzt ſogar eine ungewöhnliche Freundlichkeit. „Berchthold, ſagte er, nachdem die Geſchäfte abgethan waren, Deine Eltern und Großeltern haben ſchon den Maßners manchen guten

Digitized by Google

Dienſt geleiſtet, und von Dir erwarte ich auch dergleichen. Gehe noch in dieſer Nacht für mich nach Feldkirch; frage nach dem öſterreichiſchen Kommandanten und übergieb ihm dieſes verſiegelte Schreiben mit einem freundlichen Gruß von mir. Aber laſſe nichts verlautbaren von dieſem Auftrage. Er iſt von großer Wichtigkeit und betrifft die Befreyung meines armen Sohnes.“ Ich nahm das Schreiben und verſprach, es getreulich zu beſorgen. Mit den Oeſterreichern habe ich es zwar nicht gerne zu thun, aber dem Junker zu Liebe thue ich ſchon ein Uebriges.“

Er hatte während dieſer Rede ſeine Wandertaſche mit Mundvorrath und andern nöthigen Dingen bepackt, warf ſie über die Schultern und reichte Mutter und Schweſter die Hand zum Abſchiede.

„Wo ſizt Junker Rudolph gefangen?“ fragte, als er ſchon faſt die Thüre erreicht hatte, in einem ruhigen Tone Vreneli. „Du nannteſt ſchon den Ort, wie heißt er?“ — „In Fort Eclüſe, ſechs Stunden von Genf,“ verſezte der junge Mann, indem er noch einmal freundlich zurückgrüßte und dann durch die Thüre verſchwand.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Heidelberg, Ende Septembers.

Die Verſammlung deutſcher Naturforſcher und Aerzte wurde am 18. d. M. von Hrn. Geheimen Hofrath Tiedemann, dem erſten Geſchäftsführer der Geſellſchaft für dieſes Jahr, durch eine Rede eröffnet. Die Verſammlung war ſehr zahlreich und beſtand aus 249 Mitgliedern, worunter viele gefeyerte Namen nicht nur Deutſchlands, ſondern auch Rußlands, Frankreichs, Englands, Dänemarks und der Schweiz. Der Sprecher ſchilderte mit Beredtſamkeit das Erhebende einer Verſammlung von Männern aus den verſchiedenſten Gegenden Europa's zu einem Zwecke und aus einer Liebe, und ſezte dann im ferneren Verlaufe ſeiner Rede die ſeit einem Jahrhundert gemachten Fortſchritte und Entdeckungen im Gebiete der Naturwiſſenſchaften lobend auseinander, bey welchem Rühmen übrigens das traurige Gefühl, daß mit all dieſem Erfinden und Wiſſen der Menſch doch noch ſo wenig weiß, wohl nur um ſo reger in manches Zuhörers Buſen auflebte. An den folgenden Tagen wurden nun die allgemeinen Sizungen täglich von 10 bis 12 Uhr Morgens in dem Akademiegebäude, die Sizungen der einzelnen Abtheilungen aber von 8 bis 10 Uhr im Muſeumsgebäude gehalten. Aus der ganzen Verſammlung wurden nämlich ſechs Sektionen gebildet, und zwar 1) für Phyſik und Chemie, 2) für Mineralogie und Geognoſie, 3) für Botanik, 4) für Zoologie, 5) für Anatomie und Phyſiologie und 6) für praktiſche Medizin. Eine Sektion für Pſychologie wurde vermißt. Es wäre zu erwarten geweſen, daß in den allgemeinen Sizungen auch nur allgemein Anregendes und Großes vorgetragen und das Kleinere und Einzelne in die Sektionen verwieſen worden wäre; allein es wurden in jenen allgemeinen Sizungen oft eben ſo ſpezielle und unbedeutende Abhandlungen wie in den Sektionen gehalten, und oft ſchien im Gegentheil in den Sektionen zu viel Allgemeineres als in den allgemeinen Sizungen vorgetragen zu werden. Man frage überhaupt nicht, was aus dieſen gelehrten Vorträgen wirklich Erhebliches und Neues für das menſchliche Wiſſen hervorging; der redliche Berichterſtatter wäre hier um eine Antwort verlegen und müßte nur den Wunſch äußern: daß in einer ſo bedeutenden Verſammlung von Naturforſchern und Aerzten wenigſtens auch nur eine von den vielen Streitfragen, namentlich in der unſer Aller Leben betreffenden Medizin, zur Sprache und Berathſchlagung gekommen wäre. Wie ſehr wäre z. B. jezt der Zeitpunkt geweſen, über den Werth oder Unwerth der Homöopathie *) einige entſcheidende Worte vernehmen zu laſſen. Derſelben wurde (wenigſtens bis zum 23.) mit keiner Sylbe erwähnt. Die einzige Frage: ob der Arſenik, als in jeder Form und Gabe auf den thieriſchen Organismus zerſtörend wirkend, nicht aus der Medizin ganz zu verbannen ſey, die Herr Geh. Medizinalrath Wendt aus Breslau in der allgemeinen Sizzung aufſtellte und mit ja beantwortete, wurde von Herrn Hofrath Harleß aus Bonn mit Anführung ſehr triftiger Gründe in der Sektion für praktiſche Medizin mit nein erwiedert.

Früchtebringender und von regerem Leben war das öffentliche Zuſammentreffen der Verſammelten in der freyen Natur, den herrlichen Umgebungen dieſer ſchönen Neckarſtadt. Hier ſchloſſen ſich lang getrennt geweſene Freunde wieder aneinander, fanden ſich Männer, die ſich ſchon lange im Geiſte ſuchten und erkannten, nun in der Wirklichkeit, und manche durch verſchiedene Anſichten getrennt geweſene vereinigte nun perſönliche Bekanntſchaft und mündliche Auseinanderſezung der Meynungen. Auf den Wegen in den Ruinen des alten Schloſſes, auf den Wegen nach dem Wolfsbrunnen, dem Schwezzinger Garten (die die ganze Geſellſchaft immer vereint ging) fanden geiſtreichere Mittheilungen, ein regerer Austauſch der Ideen, als in jenen Sälen bey Anhörung von ohnedieß bald mit größerer Muße gedruckt zu leſenden langen Abhandlungen, ſtatt, und hier erkannte man erſt das Herzerhebende dieſes ſchönen Vereines, ſein Segenbringendes für die Wiſſenſchaft. Dieß war auch beym gemeinſchaftlichen Mahle im großen Saale des Muſeums der Fall, wo oft bey 300 Gedecke gezählt wurden.

Zur Erinnerung jener Gäſte an Heidelberg ließ die Stadt eine Denkmünze prägen und unter die ſämmtlichen anweſenden Naturforſcher und Aerzte austheilen. Auf der einen Seite zeigt ſie den auf einem Lorbeerzweige ruhenden Vogel der Minerva, unter ihm die Worte: „Zur Erinnerung an Heidelberg.“ auf der andern Seite die Ruinen des alten Schloſſes mit der Umſchrift: „Der Geſellſchaft der deutſchen Naturforſcher und Aerzte gewidmet von der Stadt Heidelberg im Jahre 1829.“ Wohl war dieſe Denkmünze für alle Anweſenden ein überraſchendes, werthes Geſchenk, aber auch ohne ſie wird Jeder die Erinnerung an jene erfreulichen Tage des Septembers 1829 im warmen Herzen tragen und fernern Segen und Gedeihen einer Stadt wünſchen, die der Himmel in eine ſo üppige Natur ſtellte und ihr ſo viele würdige Bewohner gab.

*) Ich mache auf eine ſo eben in Heidelberg erſchienene Schrift: „Briefe eines homöopathiſch Geheilten“ aufmerkſam.

Beylage: Literaturblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 237.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 3. Oktober 1829.

Beſchloſſen iſt's; von Liebesgluth entglommen,
Von ihr geſpornt, hält ſie nicht länger an.

Torquato Taſſo.

Das Hirtenmädchen vom Calanda.

(Fortſetzung.)

„Celüſe!“ ſagte leiſe das Mädchen für ſich hin, und fuhr mit anſcheinender Gelaſſenheit fort in ihrem Buche zu leſen. Frau Thereſe betrachtete ſie aufmerkſam, um aus ihren Geſichtszügen, aus ihrem Benehmen zu erforſchen, welchen Eindruck die erhaltene Nachricht auf ſie mache. Brenelis Aeußeres zeigte durchaus nichts Beſonderes; nur war ſie noch immer bleich, und nachdem Frau Thereſe ſie eine Zeit lang beobachtet hatte, bemerkte dieſe, daß die Blätter des Buches, welches ſie hielt, nicht umgewandt wurden, und alſo ihr Geiſt mit ganz andern Dingen beſchäftigt ſeyn müſſe. Jezt hielt ſie es für gut, die herrſchende Stille zu brechen, und begann ſelbſt von dem Ereigniß zu reden, das Berchtholds nächtliche Reiſe veranlaßte. Sie hatte es nie verborgen, daß ſie den Junker lieb hatte, wie ein eigenes Kind. Sein offenes, natürliches Weſen, frey von dem finſtern Sinne, von der leidenſchaftlichen Hartnäckigkeit des Vaters, wie von dem Hochmuthe der Mutter, gewann ihm allenthalben, unter Hohen und Niedern, Freunde. Er war immer heiter, er ſcherzte gern und nannte Frau Thereſe ſeine zweyte Mutter, der er mit für ſeine Erziehung dankbar ſeyn müſſe. Es war alſo nicht zu verwundern, daß die Frau, bey ihrer Vorliebe zu ihm, ſich bald in einen Eifer hineinſprach, der weder der politiſchen Ränke des alten Maßner, noch des Verraths der Franzoſen ſchonte.

Breneli ſagte nichts zu allen dieſen Aeußerungen. Sie blieb auch den ganzen Abend über ſehr ſtill und ſchweigſam, und machte ſich, als Frau Thereſe zur Ruhe ging, noch allerley zu ſchaffen im Hauſe. Die Mutter rief einige Mal nach dem Kinde, erhielt auch Antwort, aber bald entſchlief ſie, ermüdet von des Tages Laſt.

Die Sterne waren heraufgezogen am tiefblauen Nachthimmel, und der aufgehende Mond beſchien das Lager, auf welchem Frau Thereſe ahnungslos ſchlummerte, als eine dunkle Geſtalt mit leiſen Schritten in das Gemach der Ruhe trat. Sie näherte ſich vorſichtig dem Lager, ſie hatte in der Thüre ein Bündel und ein großes Tuch, das ſie über dem Arme trug, niedergelegt. Man hörte die Odemzüge der Schlafenden, zwiſchendurch erklang ein leiſes Schluchzen, das aus der Bruſt der nächtlichen Beſucherin hervordrang. Dieſe war betend an dem Bette Thereſens niedergeſunken. Sie hob, von heftiger, innerer Bewegung getrieben, die gefalteten Hände zum Himmel. Dann ergriff ſie leiſe die herabhängende Hand der Schlafenden und drückte ſie an ihre Lippen. Sie mochte ſich bey dieſer Berührung zu ſehr dem Drange ihrer Gefühle überlaſſen: die Schlummernde machte eine unruhige Bewegung, als ſey ſie nahe dran, zu erwachen. Da ſtand die Betende leiſe auf, wandte ſich raſch nach der Thüre und ſchritt mit dem Seufzer: „helfe mir Gott, ich kann nicht anders!“ hinaus. Sie hatte ſich wieder mit dem Bündel und dem Tuche beladen. Als die Thüre des Hauſes, die ſie verſchloß und deren Schlüſſel ſie in ein offenes

Digitized by Google

Fenſter der untern Stube ſchob, hinter ihr lag, ſtand ſie zögernd vor zwey Fußpfaden, die ſich hier trennten. Die Landſchaft lag in einer wunderbaren Mondbeleuchtung zu ihren Füßen. Durch die Stille der Nacht hörte ſie das Rauſchen des Rheines aus dem Thale herauf, ſie ſah fernher aus der Stadt Chur einige Lichter glänzen. Unentſchloſſen und ſchwankend blieb ſie einige Minuten an derſelben Stelle. Dann ſchlug ſie mit eiligen Schritten den Fußpfad zur Linken ein und verſchwand bald um eine Ecke des Gebirges. Es war Vreneli geweſen, die, den Geliebten zu befreyen, Heimath und Elternhaus verließ.

II.

Im Lande Sargans, vor dem Schlunde, in deſſen Hintergrunde der wunderbare Heilquell Pfeffers liegt, und aus welchem die ſchäumende Tamina wildbrüllend hervorſtürzt, hielt an einem heitern Morgen eine berittene Schaar ſchwer bewaffneter Männer. Einer von ihnen, von unterſezter, gedrungener Geſtalt, zeichnete ſich durch ſeine ſtattliche Kleidung, durch ſeine beſſere Bewaffnung, durch das Roß von edler Raçe, das ihn trug, und insbeſondere durch ſeine ſtolze, gebieteriſche Haltung vor den Uebrigen aus. Sein Wille, den er ſchweigend nur durch Winke kund gab, wurde ſogleich befolgt, und alles ließ erkennen, daß er der Anführer des bewaffneten Häufleins ſey. Ein tief herabgebogener Hut mit ſchwarzen Federn warf auf ſein Antlitz einen düſtern Schatten, und gab ſeinen, ohnehin ſtarren und finſtern Zügen ein drohendes, abſchreckendes Anſehen. Ueber der ſtarken Naſe blizten zwey dunkel glühende Augen hervor, die in ſteter Unruhe ſich bald nach der Seite der Felſenſchlucht, bald nach derjenigen, wo der Weg in's Thal hinabführte, hinwandten. Er ſchien ein Mann von etwa fünfzig Jahren zu ſeyn. Obgleich er, mit ſeinen Begleitern, ſich in eine Vertiefung des Berges zurückgezogen hatte, wo man alle Mühe anwendete, die Roſſe ſtill und ruhig zu erhalten, ſo verrieth doch ſeine ſtete Beweglichkeit, das Krampfhafte ſeines ganzen Weſens, daß irgend eine mächtige Leidenſchaft in ſeinem Innern kämpfe. In dieſem Augenblicke nahm er plötzlich eine lauſchende Stellung an, bald darauf zuckte ſeine Hand nach dem Schwerte, er knirſchte mit den Zähnen, er hob ſich in den Bügeln, um beſſer um ſich ſchauen zu können, er lachte krampfhaft in ſich hinein und ballte die Fäuſte, kurz alle ſeine Gebehrden legten an den Tag, daß ihn Erwartung, Ungeduld und heftiger Zorn in einem hohen Grad peinigten.

Eine geraume Zeit war vorübergegangen, ohne daß die Stille, welche unter der Schaar herrſchte, durch irgend ein Ereigniß unterbrochen worden wäre. Da kam plötzlich ſingend und mit fröhlichen raſchen Schritten ein Fußwanderer aus dem Thale herauf. Er ſtuzte, als er die haltende Reiterſchaar erblickte. Der Anführer hatte ihm ſcharf und forſchend entgegengeſehen. Jezt rückte der finſtere Mann den herabgebogenen Hut aus der Stirn, ſo daß dieſe und ſein Antlitz freyer wurde, und winkte auf gebieteriſche Weiſe den muntern Wandersmann herbey. Dieſer ſchien ihn nun zu erkennen, und eilte mit beſchleunigten Schritten herbey. Er nahm ſeine Mütze ab, verbeugte ſich ehrerbietig vor demjenigen, dem auch er untergeben ſchien, und überreichte ihm ein verſiegeltes Schreiben, das er auf der Bruſt verborgen gehalten hatte. Das Schreiben wurde haſtig erbrochen und geleſen; ein ſeltſames Lächeln flog über das gefurchte Antlitz des Mannes. Er ſchob das Schreiben in ſeine Schärpe, bog ſich zu dem Wanderer hinab und ſagte mit gedämpfter Stimme: „Du haſt mir eine gute Nachricht gebracht, Berchthold! Mein Dank ſoll auch nicht ausbleiben, und ich hoffe nun, daß dem glücklichen Ausgange meines Anſchlags nichts in den Weg tritt. Gehe jezt nach Haus! Gieb meiner Hausfrau Kunde, daß Du mich hier friſch und wohl geſehen, ſage ihr, daß alles gut gehen werde. Aber beflügle Deine Schritte. Was hier vorgehen kann in wenigen Augenblicken, bedarf Deiner Gegenwart nicht.“ Der Bruder Vrenelis, dem wir hier wieder begegnen, warf einige befremdete Blicke auf die Bewaffneten, ehe er ſich entſchließen konnte, ſeine Rückwanderung anzutreten; aber ein zorniger und gebieteriſcher Wink des Anführers wieß ihn auf einmal fort, und von eigener, ungewöhnlicher Unruhe getrieben, flog er in's Thal hinab, und war bald auf dem Wege, der rechts in das Land des grauen Bundes führte, verſchwunden.

(Die Fortſetzung folgt.)

J. J. Rouſſeau im Jura.

(Beſchluß.)

Nach einer guten Stunde traten die Reiſenden geſättigt und geſtärkt den Rückweg an, um weiter unten ein Nachtlager zu ſuchen. Dafür hatte beſonders Eſcherny als Furier und Quartiermeiſter zu ſorgen. Darum zog er mit dem Maulthier hinab und kam bald an einer Sennhütte an, die nicht übel ausſah. Drinnen waren Senner von Freyburg, die da den weißen Schweizerkäſe machen. Sie wollten die Fremden gern aufnehmen; es waren die beſten Leute mit ernſtem, düſterm und wildem Ausſehen, gigantiſchem Gliederbau, langen, glatten Haaren, ſchwarzen Bärten, wunderlicher, ſchwarzgeräucherter Kleidung, wildfreundlichen Augen unter ungeheuren buſchigen Augenbraunen. Der Mauleſeltreiber wurde nun zurückgeſchickt, um die andern zu holen. Indeſſen brachten die Leute das Maulthier in den Stall und die Lebensmittel in den Keller. Als die andern ankamen, waren ſie müde und dachten weniger an Abendeſſen denn an Nachtruhe. Darum ſtieg man auf einer Leiter auf den Heuboden, legte ſich, ſo gut es gehen

Digitized by Google

wollte, zurecht, und deckte ſich mit den mitgebrachten Decken zu. Das Schlafen war jedoch nicht ſo leicht, denn das ganz friſche Heu war heiß und dampfte gewaltig. Am folgenden Morgen war die Toilette leicht gemacht, denn Niemand hatte ſich ausgekleidet. Alle eilten zum Frühſtück in dem Gemach neben der Scheuer. Ein Senne brachte dazu einen Napf Rahm, desgleichen man früher nie gekoſtet; in ihm ſtand der Löffel ganz allein. Alle waren zwar Freunde von gutem Rahmkaffee, aber Rouſſeau gerieth faſt außer ſich über dieſen. Man fragte ihn, warum er ſo viel Zucker nehme? — „Ich habe," erwiederte er, „nie einmal ſo viel Zucker nehmen können wie das andere Mal. Täglich nehme ich etwas mehr als am vorhergehenden Tag. Wenn ich aber bis zu einer gewiſſen Quantität gekommen bin, ſo vermindere ich plötzlich meine Doſis um zwey Drittheile; dann ſteige ich täglich wieder, und ſo fort gleich der Ebbe und Fluth. In einigen Tagen werde ich nur ein kleines Stückchen Zucker nehmen; dieß iſt mir nur den erſten Tag unangenehm, am folgenden finde ich meinen Kaffee ſchon ſehr gut, weil ich mehr Zucker hineingethan habe als Tags zuvor."

Um fünf Uhr war man mit dem Frühſtück zu Ende, und es begann nun das Botaniſiren an den zugänglichen Theilen des Bergs, in den Thälern und Wäldern. Um zwey Uhr mußten alle wieder zum Mittageſſen auf der Platte ſeyn. So ging es mehrere Tage lang fort. Unter den vielen intereſſanten Geſprächen, die Mittags und Abends gehalten wurden, dauerte keins länger als ein Streit, den Rouſſeau mit dem Grafen Eſcherny über das Weſen und die Bedeutung des Ruhms hatte. Der Graf war ein junger, feuriger Mann, dem der Ruhm über alles ging. Ihm wollte Rouſſeau darthun, daß dieſer Ruhm und das Streben darnach eine Thorheit, ja eine Krankheit ſey, eine Leidenſchaft, die der Ruhe und dem Glück des Lebens ganz entgegen ſtehe. Und doch hat es wenig ſo eitle und ruhmſüchtige Menſchen gegeben wie Rouſſeau.

Auf der Platte des Chaſſeron, wo man eine wundervolle Ausſicht nach Frankreich und nach der Schweiz hat, wo das flache Land mit ſeinen Dörfern, Feldern, Städten und Seen reizend hingebreitet liegt, und im ſüdlichen Hintergrund die Gletſcher von Faucigny ſtehen, ſah man Rouſſeau oft bald ganz entzückt und voll Exclamationen, bald ſtumm vor ſeligem Staunen.

Eine zweyte längere botaniſche Excurſion wurde nach Brot gemacht. Da wohnten Rouſſeau und ſeine Gefährten in der Herberge eines elenden, kleinen Dorfes. Der Wirth und ſeine Frau, die glücklicherweiſe gut kochte, thaten mit Freundlichkeit und Eifer alles Mögliche, um ihre Gäſte zufrieden zu ſtellen. Hier fanden ſie, vom Chaſſeron kommend, wahren Luxus: Betten, Tiſche, Tiſchtücher, Servietten, Stühle, Kommoden u. ſ. w.; auch ihre Küche war faſt ſibaritiſch zu nennen. Es war im September; nach dem Frühſtück gingen ſie ins Freye, oft zwey, drey Stunden weit, und kehrten erſt gegen fünf Uhr zum Mittagsmahl in die Herberge zurück. Bey ſolchem Fleiß wuchſen ihre Pflanzenſammlungen ungeheuer an; ſie konnten in dem bequemen Wohnraum auch beſſer gehalten und beſorgt werden. Rouſſeau's botaniſche Paſſion ging manchmal ins Lächerliche. Natürlich kam ihnen ſeit dem Anfange ihrer Excurſion ſehr oft die Pflanze wieder vor, die ſie nach Namen, Geſchlecht und Eigenſchaften ſchon längſt kannten; demungeachtet konnte er ſich nicht enthalten, ſie jedesmal aufzunehmen, zu beſchreiben und zu erklären, wenn ſie wieder vorkam.

Man aß zwiſchen 5 und 6 Uhr, und da es das einzige eigentliche Mahl war, ſo blieben die Herren oft zwey Stunden ſitzen. Kurz vor und nach Tiſch wurden kleine Spiele, oft Kinderſpiele vorgenommen; in ihnen, beſonders im Gänſeſpiel, fand Rouſſeau etwas Unbefangenes und Unſchuldiges. Was ſie laſen, war ungefähr von derſelben Art. So unterhielten ſie ſich beſtens mit den Amours de Pierre Lelong et Blanche Bazu. Beſonders Rouſſeau liebte dieſen kleinen Roman, deſſen alterthümliche Sprache etwas Mildes, Kindliches, Zartes und Frommes hat, und durch den man ſich ins vierzehnte Jahrhundert zurückverſetzt glaubt. Beym Eſſen, Spielen und Leſen war Jean Jacques immer ſehr munter, heiter und voll Witz. Kam die Rede auf die vorzüglichen franzöſiſchen Literatoren ſeiner Zeit, ſo ſprach er ſich mit Gerechtigkeit über Alle aus und hob bey Jedem ſeine vortheilhafte Seite hervor. Sogar Voltaire's Unrecht gegen ihn vergaß er und erinnerte ſich nur ſeines Talents und Genies; immer nannte er ihn mit Achtung; ebenſo Diderot, mit dem er doch ſeit geraumer Zeit in Uneinigkeit lebte; er lobte ihn nach Verdienſt und hob beſonders ſeine Tiefe und die Klarheit hervor, mit der er über die abſtrakteſten Gegenſtände ſpricht; auch die glückliche Wahl des Ausdrucks rühmte er an ihm.

So ſah man den ſonſt ſo unfreundlichen, abſtoßenden und menſchenſcheuen Rouſſeau hier heiter, freundlich, mittheilend, einfach und beſcheiden. Freylich war er in ſeinem Element, in der freyen, etwas wilden Natur, zwiſchen Bergen, Felſen, Wäldern und Abgründen. Ueberdieß lebte er mit einfachen, gebildeten Männern ohne Eitelkeit und Anſprüche. In der Botanik hatte er viel mehr Kenntniſſe, denn Alle zuſammen genommen; demungeachtet ließ er es ſie nie fühlen, ſondern wiederholte mehrmals: jeden Frühling muß ich von vorn anfangen, denn im Lauf des Winters kommt mir Alles aus dem Gedächtniß.

Manchmal machte ihn der treffliche Cortaillodwein bey Tiſch ſehr heiter und entfaltete die weiche Gutmüthigkeit, welche das Urelement ſeines Charakters geweſen zu ſeyn ſcheint. Nie aber ging er weiter oder zu weit in

Digitized by Google

dieſer heitern Stimmung. In der Unterhaltung liebte er Mannigfaltigkeit und Abwechslung. Nie beharrte er trotzig auf ſeiner Anſicht und Meynung, und ertrug es recht gerne, daß man ihm widerſprach. Um den geſelligen Ein- und Wohlklang nicht zu ſtören, ertrug er es ſogar, wenn ihn der Oberſt Puri nach ſeiner Art bisweilen anfuhr. Dann ſenkte er immer den Kopf und antwortete nichts.

Rouſſeau muß bey dieſen Exkurſionen ſehr glücklich geweſen ſeyn, denn oft ſpricht er in den noch ungedruckten Briefen an Genfer Freunde mit Entzücken davon, und in einem nennt er ſie ſogar die glücklichſten Tage ſeines Lebens.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Wenn der Unternehmer des italieniſchen Theaters in Paris 90,000 Franken Zulage von der Regierung bekommt, ſo hat er dagegen auch mit manchen Trübſalen zu kämpfen, beſonders iſt die Prima Donna für ihn beſtändig ein wahrer Stein des Anſtoßes. Ein Theaterdirektor ſoll einmal nach einem Streite mit einem Theaterdichter ausgerufen haben: die Schauſpiele würden vortrefflich beſtehen, wenn keine Dichter da wären! So mag Hr. Laurent zuweilen auch oft denken, mit ſeiner Direktion würde es herrlich gehen, wenn keine Prime Donne in der Welt wären. Nun will aber die große, oder vielmehr die reiche Welt, welche Logen in der italieniſchen Oper miethet, eine Prima Donna haben, und zwar eine vom erſten Range, das heißt, vom ausgezeichnetſten Talente. Deren gibt es jedoch kaum ein Halbdutzend in Europa. Dieß halbe Dutzend läßt ſich aber lange bitten und mit ſich handeln, weil es ſeinen ganzen Werth und den Vortheil kennt, den es in großen Hauptſtädten aus ſeiner Kunſt ziehen kann; und iſt der Handel geſchloſſen, ſo bricht der Eigenwille der ſchönen Sängerinnen den Kontrakt doch, und ſie machen ſich über den verzweifelnden Theaterunternehmer obendrein luſtig. Da hatte Hr. Laurent den Sommer hindurch die Dlle. oder Mad. Sontag (denn ein Pariſer Blatt will zuverläſſig wiſſen, daß ſie nun verheyrathet iſt) nach London gehen laſſen, unter der Bedingung, daß ſie am 1. September wieder da ſeyn ſolle. Er hatte gehört, deutſche Treue ſey feſt wie ein Felſen, und öffnete daher ganz ruhig ſein Theater wieder, indem er gar nicht daran zweifelte, daß die deutſche Sängerin pünktlich wieder eintreffen werde. Allein am 1. September iſt keine Sontag da; man ſendet Eilboten nach Dieppe, wo ſie gelandet iſt; ſie aber, die in allen Städten Englands, wo ſie durchgekommen iſt, ein Konzert mitgenommen hat, um ja keine Gelegenheit zu verſäumen, den erworbenen Guineenſchatz zu vermehren, iſt ermüdet und heiſer und kann unmöglich ſingen; gegen den 15. will ſie in Paris eintreffen. Gegen einen gewöhnlichen Sänger wäre ein tüchtiger Prozeß hier an ſeinem Orte geweſen; allein eine hübſche und talentvolle Sängerin muß man ſchonen; denn wenn es ihr einfiele, ganz davon zu gehen, was ſollte der arme Direktor machen? Kann er durch einen franzöſiſchen Geſandten die entlaufene Sängerin zurückfordern laſſen, wie neulich der kurfürſtlich heſſiſche Geſandte in Paris die Sängerin Heinefetter durch eine feyerliche Vorladung in den Zeitungen hat zurückfordern laſſen? Das Publikum würde ſich über ihn luſtig machen und die Parthey der ſchönen Sängerin ergreifen, wie es mit der ſchönen Heinefetter der Fall geweſen iſt, welche die Pariſer lieber hier, als zu Kaſſel ſehen mögen, und die gewiß Niemand wie einen Deſerteur behandeln wird. Sie haben es im Gegentheil ſehr übel genommen, daß man eine junge und liebliche Sängerin ſo behandelt, à l'allemande, wie ſie ſagen, und in den Zeitungen, beſonders in den kleinern Tagesblättern, hat es Witze und Epigramme über den Geſandten geregnet, der den unangenehmen, halb komiſchen, halb ernſthaften Auftrag gehabt hat, ein aus dem Käfig entflohenes ſchönes Mädchen durch eine Ediktalladung zurückzufordern. Wahrſcheinlich wird ſie mit der Sontag auftreten, und das Publikum wird es ihr gewiß Dank wiſſen, daß ſie der Stadt Paris den Vorzug vor einer heſſiſchen Reſidenzſtadt gegeben hat. Da nun Hr. Laurent die Sontag vor der Hand noch nicht beſizt, ſo hätte er nach der erſten Vorſtellung, die mittelmäßig ausfiel, obſchon die Piſaroni recht brav ſang, den Saal wieder ſchließen müſſen, wenn nicht ein glückliches Geſtirn ihm den Mathews aus London zugeführt hätte; vom Italieniſchen zum Engliſchen überzugehen, hat jezt nichts Auffallendes mehr; die Zuſchauer ſind wahre Kosmopoliten geworden; ſie haben in dieſem Jahre nacheinander italieniſch, deutſch und engliſch ſpielen hören, und jezt ergözt ſie der Engländer Mathews mit ſeinen komiſchen Erzählungen und luſtigen Auftritten. Was dieſer Mann im Großen iſt, ſind die Pariſer Farceurs, die man zuweilen in Geſellſchaften antrifft, im Kleinen. Auch dieſe wiſſen allerley Schwänke recht luſtig und ergözend vorzutragen, indem ſie ſolche Schwänke halb ſpielen und halb erzählen. Mathews trägt dem Publikum beynahe einen ganzen Roman vor (den erſten Abend war es ſeine Jugend und ſein Eintritt in die dramatiſche Laufbahn); jede darin vorkommende Perſon ſpielt er nach der Natur, mit allen Sonderbarkeiten ihres Aeußern; natürlich ſind dieſe Figuren meiſtens grotesk gezeichnet und fallen ins karrikaturmäßige. Die Erzählung iſt mit allerley Schnurren, luſtigen Einfällen, Wortſpielen, Liedern u. ſ. w. vermiſcht und gewährt eine angenehme Unterhaltung, obſchon für einen Fremden manche Anſpielungen auf Lokalgebräuche und manche Ausdrücke, die aus der Provinz, oder vom Fiſchmarkte, oder ſonſt wo aufgegriffen worden ſind, verloren gehen. Wäre der Mann kein ſo guter Mimiker, ſo würde für die Pariſer noch viel mehr von ſeinem komiſchen Vortrage verloren gehen; ſo aber erſezt ſein Geberdenſpiel das Unverſtändliche ſeiner Späſſe und hilft der Erzählung nach. (Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung der Räthſel in Nro. 231:

Zopf. Kreuz.

Charade.

Erſte Sylbe.

Häng ich mich dir vor den Fuß, ſo verlierſt du Stiefel und Strümpfe;
Drum verdopple du mir lieber den mittleren Laut:
Sieh, dann füllet das Wörtchen den Beutel mit Silber und Gold dir;
Fordre ſo viel du willſt, immer doch bleibt es im Reſt.
Aber, du Leſer des Morgenblatts für gebildete Stände,
Wenn mich doppelt du ſiehſt, ſicher erſchrickſt du vor mir.

Zweyte Sylbe.

Altdeutſch bin ich fürwahr, mein Haus von Holz, und mein Hemdchen
Bald von glänzendem Zinn, bald von zerbrechlichem Glas,
Bald von künſtlichem Stein; ich ſelbſt im Lager erzogen,
Meiſtens braun von Geſtalt, Winzern im Herzen verhaßt.

Das Ganze.

Ich beraube den Mann, um ihn zu zieren, der Zierde,
Welche Natur ihm verlieh, Frauen bedürfen mich nicht.
Vornehm nur am Hofe bisher in dem Oſten Europa's,
Bin ich zum Marquis gar nun in dem Weſten erhöht.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 238.

Morgenblatt
für gebildete Stände.

Montag, 5. Oktober 1829.

— So muß er ſein Vermögen,
Als den Raub,
In den Staub,
Mit dem Körper niederlegen.

G. R. Wekherlin.

Romanzen von Guſtav Schwab.*)

Der Wechſelherr.

Herr Högger war ein reicher Mann,
Sein ganzes Gut er Frankreich gab:
Er wollt's gewinnen hundertfach,
Da kam er an den Bettelſtab.

Und an dem Bettelſtabe ſtand
Er vor des fremden Königs Haus:
Es war gebaut mit ſeinem Geld,
Ihn aber ſchloß der Wächter aus.

Ihn hungerte, vor ſeinem Blick
Trug man vorüber Fürſtenkoſt,
Man trug hinein manch herrlich Kleid,
Er ſtand im Kittel, bleich vor Froſt.

Da trat zu ihm ein braunes Weib
Und ſchaut' ihm in die dürre Hand;
Sie ſprach: „weiſſagen will ich dir,
Dein ganz Geſchick iſt mir bekannt!“

„Du kannſt erlangen all' dein Gut,
Erlangen heut, zu dieſer Stund',
So lang du aber bleibeſt arm,
So lang nur bleibeſt du geſund!“

Und als das Weib die Lippe ſchloß,
Der Kämmrer aus dem Schloſſe kam:
„Herr Högger, eilt zum König, eilt,
Er will euch geben, was er nahm!“

„Er will euch geben Zins aus Zins,
Es drückt ihm auf der Seele ſchwer!“
Herr Högger liebet wohl das Geld,
Das Leben liebt er noch viel mehr.

Drum ſchüttelt er den grauen Kopf
Und ſetzet weiter ſeinen Stab;
Je weiter er vom König iſt,
Je ferner dünkt er ſich vom Grab.

Er ſchleppt ſich hinter'm Wald in's Dorf,
In eine dunkle Hütt' er kriecht;
Er legt ſich nackt auf's feuchte Stroh,
Er ſchläft nicht ein — er ſeufzt, er ſiecht.

Und ſterben muß er elend, arm,
Gelogen hat das braune Weib;
Gott nahm ihm, was ihm allzulieb,
Zuerſt das Gold, und dann den Leib.

---

*) Aus dem gegen Ende dieſes Jahres erſcheinenden zweyten Bande des Werks: „Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergſchlöſſern, hiſtoriſch dargeſtellt von vaterländiſchen Schriftſtellern, herausgegeben von Profeſſor G. Schwab. Chur, bey J. F. J. Dach, Begründer und Verleger dieſes Werks.“

Digitized by Google

Das Hirtenmädchen vom Calanda.

(Fortſetzung.)

Unter den Bewaffneten herrſchte ſtrenges Schweigen. Ihr Gebieter ritt langſam aus der Vertiefung, in der ſie harrten, einige Schritte vor nach dem Eingange des Taminaſchlundes. Hier hielt er, ſandte unruhige Blicke in die Schlucht und war augenſcheinlich bemüht, neben dem Toſen des herabſtürzenden Flußes noch irgend ein anderes Geräuſch zu erlauſchen. Da trafen plötzlich Stimmen aus der Tiefe an ſein Ohr, er vernahm Hufſchlag und Roſſeswiehern, und trabte nun raſch zurück in den Verſteck zu ſeinen Begleitern.

In dem Eingange des engen Felſenpaſſes erſchien jezt auf einem reichgeſchmückten Pferde ein hochgewachſener Mann von ſtattlichem Anſehen. Eine ſtolze Reiherfeder wiegte ſich auf dem goldbeſezten Hute, reiche, mit Perlen durchwirkte Schleifen fielen von den Achſeln herab, eine ſchwere goldene Kette ruhete auf der Bruſt, und das militäriſche Kleid, welches er trug, war mit dem Malteſerkreuze und dem Orden des heiligen Ludwig geſchmückt. Neben ihm, auf einem zarten weißen Pferde, zeigte ſich in leichter, anmuthiger Haltung eine junge Dame von ſchlanker Geſtalt, in ein knapp anſchließendes Reiſekleid von ſchwerem Sammet gekleidet, das Angeſicht gegen die rauhe Morgenluft durch einen goldgeſtickten Schleyer geſchüzt. Ihnen folgten, ebenfalls zu Pferde, zwey Diener und eine Dienerin. Es war der Herzog von Vendome, Großprior des Malteſerordens in Frankreich, der nach rühmlich geleiſteten Kriegsdienſten einige Jahre der Ruhe in Rom gelebt, und nun auf ſeiner Rückreiſe nach Paris ſeine Nichte, Adele von Merveilleux, aus dem Heilbade zu Pfeffers, deſſen Wunderkräften ſie Geneſung von ſchwerer Krankheit verdankte, abgeholt hatte, um ſie mit ſich in die Heimath zurückzuführen. Da er in einem Lande reiste, das, wenn auch verſchiedenen Partheyungen preisgegeben, doch mit Frankreich in vollkommenem Frieden lebte, ſo hatte er keinen Anſtand genommen, ſeine zahlreiche Begleitung nach Sargans vorauszuſchicken, da er in dem vielbeſuchten Badeorte nicht auf Unterkunft für eine bedeutende Dienerſchaft rechnen durfte.

Der Herzog war in ein trauliches Geſpräch mit ſeiner Nichte vertieft, als er dem Hinterhalte, in dem die Bewaffneten lagen, näher kam. Er beachtete daher die Männer, die am Wege hielten, und von denen einer mit dem Sattelzeuge ſeines Pferdes beſchäftigt ſchien, nicht ſonderlich. Als er ſie aber erreicht hatte, ſah er ſich plötzlich von ihnen umringt, die Nichte von ſeiner Seite gedrängt und die Diener von andern, die aus ihrem Verſtecke hervorſprengten, entwaffnet. Frau von Merveilleux ſchrie laut auf, allein einer der Bewaffneten, der den Zügel ihres Pferdes ergriffen hatte, bedrohete ſie mit ſeinem Degen und machte ſie verſtummen. „Räuber und Mörder!" rief der Großprior, indem er mit der Linken nach einem Piſtol im Gürtel und mit der Rechten nach ſeinem Degen griff. „Hier iſt die Münze, mit der man Euresgleichen bezahlen muß." — „Bemüht Euch nicht, Herr von Vendome!" ſagte eine tiefe und ſtarke Stimme, während der Herzog ſich von kräftigen Armen ergriffen fühlte und in einem Augenblicke ſeiner Waffen beraubt ſah. „Euer Gold und Eure Kleinodien ſind hier ſicherer als in den Sälen des Hofes zu Verſailles, als in dem Betzimmer der Frau von Maintenon. Nur um Eure Perſon iſt es zu thun. Ihr ſeyd mein Gefangener."

Es war der Anführer der bewaffneten Schaar, der auf dieſe Weiſe zu dem Großprior des Malteſerordens ſprach. Dieſer ſah erſtaunt in das blitzende Auge, in das finſtere Antlitz des Mannes. „Ein Gefangener?" fragte er im Tone der Verwunderung, die ſein ganzes Aeußere ausſprach. „Iſt denn nicht Friede zwiſchen Frankreich und dieſem Lande? Iſt hier nicht der freye Boden der Tell und Winkelriede?" — „Der Tell erſchoß den grauſamen Landvogt, weil er das liebe Kind ihm rauben wollen," erwiederte ernſt und verbiſſen der andere. „Auch ich habe ein Kind zu rächen, und deßhalb ſeyd Ihr mein Gefangener. Mit dem Schweizerlande lebt Euer König in Frieden, aber nicht mit mir. Er hat mich angegriffen; ich ſtreite gegen ihn aus Nothwehr." — „Thomas Maßner!" ſchrie in dieſem Augenblicke eine gellende Frauenſtimme. Troz der Gefahr, die ſie bedrohete, hatte ſich Frau von Merveilleux losgemacht und den Sprechenden genähert. Sie hatte ihren Schleyer zurückgeſchlagen, und ihr bleiches, aber ſchönes Antlitz, mit dem lebendigen Geberdenſpiel einer jungen Franzöſin, zeigte ſich jezt frey den Blicken der Männer, die ſolchen Reiz bewundern mußten. „Thomas Maßner, ich erkenne Euch wohl," fuhr ſie fort. „Wie oft waret Ihr nicht bey uns im Hauſe, als mein Gemahl als Geſandter in Chur lebte! Ihr habt es nie wohl gemeynt mit Frankreich und ſeiner Sache, aber wie könnt Ihr, ein Rathsherr und Patrizier, Euch zur Weglagerung und Räuberey erniedrigen?" — „Meinen Namen habe ich nie verläugnet," verſezte Maßner und erhob ſtolz ſein Haupt. „Ja, ich bin Maßner, der kinderloſe, ſchwer beleidigte, aber nicht entmuthigte Vater; Euer König hat mir meinen Sohn geraubt und hält ihn in enger Haft; Ihr, Herr von Vendome, ſollt mir als Geiſel für meines Sohnes Leben bürgen. Wie es Euer Ludwig mit ſeinem Gefangenen hält, ſo halte ich es mit dem meinigen. Aber Ihr ſeyd mächtig am Hofe zu Verſailles, Herr von Vendome. Bewirkt meinem unſchuldigen Kinde die Freyheit, und das ſchwöre ich Euch bey dem Heile, das der Erlöſer über die Menſchen gebracht hat, in derſelben Stunde, in welcher ich die glückliche Botſchaft erhalte, ſind die Pforten Eures Gefängniſſes

Digitized by Google

geöffnet, und der Segen eines Vaters begleitet Euch in die Heimath!“ — „Herr Maßner,“ antwortete in einem höflichen, aber warnenden Tone der Großprior, „bedenkt, was Ihr thut! Ihr beleidigt in mir den mächtigſten Monarchen von Europa, und Ludwig XIV. iſt wahrlich der Mann nicht, der ſeinen Willen unter die Drohungen, unter den Trotz eines Einzelnen beugt.“

Der Rathsherr ſah finſter vor ſich hin und ſchüttelte das frühe grau gewordene Haupt. Dann ſagte er kalt und ruhig: „Ich habe Alles reiflich bedacht und überlegt. Wie die Bitte des Tellen, ihm den gräßlichen Schuß nach dem Haupte des Kindes zu erlaſſen, von dem harten Landvogte höhniſch zurückgewieſen worden, ſo hat man auch meines Flehens um die Freyheit des Sohnes geſpottet. Man wolle mich zwingen, gut franzöſiſch zu werden, war die Antwort auf mein Geſuch. Nicht als Schweizer, als Menſch dem Menſchen, ſtehe ich Ludwig von Frankreich gegenüber. Glaubt mir, dieſer „mächtigſte Monarch von Europa“ hat auch ſeine ſchwachen Stunden, in denen er vor ſeinem Gewiſſen zittert, und wo alle Gebete der Maintenon die ſchwarzen Rachegeiſter nicht verſcheuchen können. Dann tritt auch wohl die bleiche Geſtalt des unſchuldigen Gefangenen von Eclûſe vor ſeine aufgeregte Einbildungskraft, und wenn er vernimmt, daß Thomas Maßner der Mann iſt, ſich ſelbſt Recht zu verſchaffen, ſo bebt er bey dem Gedanken an ihn und bewilligt gern alles, was ihn von der quälenden Erinnerung befreyen kann. Kommt, Herr von Vendôme! hier iſt unſeres Bleibens nicht länger!“ — „Ich begleite meinen Oheim!“ rief ſehr lebhaft Frau von Merveilleur. „Ich laſſe ihn nicht in der Gewalt eines ſo willkührlichen Mannes, wie Ihr ſeyd, Herr Maßner!“ — „Ich bedaure unendlich, Euch dieſes Verlangen abſchlagen zu müſſen,“ antwortete mit einer Verbeugung und einem bittern Lächeln der Rathsherr. „Damen ſind nicht für die Beſchwerden einer ſo eiligen Reiſe gemacht, wie wir ſie vorhaben. Die Diener und Eure Begleiterin bleiben zu Eurem Gebote, einige meiner Leute werden Euch langſam bis gen Sargans begleiten.“

Bey dieſen Worten ſetzte er ſein Pferd in einen raſchen Trab. Das des Herrn von Vendome wurde durch den Bewaffneten, der ſich ſeines Zügels bemächtigt hatte, ebenfalls zur Eile genöthigt, und die Hälfte der Schaar ſchloß ſich raſch dem Anführer an. Die Uebrigen blieben bey Frau von Merveilleux zurück.

„Ich weiche der Gewalt,“ ſagte der Großprior zu dem Rathsherrn; „aber welche Abſicht habt Ihr mit mir, wohin führt Ihr mich?“ — „Nach Feldkirch zu den Oeſtreichern,“ erwiederte dumpf Thomas Maßner.

Der Herzog biß ſich ſchweigend in die Lippen. Dieſer Streich durchkreuzte die ehrgeizigen Plane, die er am Hofe zu Verſailles durchzuſetzen hoffte; aber er mußte ſich dem Unvermeidlichen unterwerfen und ſich in die Gefangenſchaft derjenigen begeben, denen er in ſo mancher Schlacht ſiegreich gegenüber geſtanden hatte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Wirkungen eines Erdbebens.

Am 30. Mai 1828 lag das Schiff Sr. britanniſchen Majeſtät, der Volant, in der Bucht von Callao an zwey ſtarken Eiſenketten vor Anker. Um halb acht Uhr zog eine leichte Wolke über dem Fahrzeug weg und gleich darauf vernahm man das Geräuſch, das in dieſem Lande die Erdbeben begleitet, ein Geräuſch, das einem fernen Donner gleicht. Man verſpürte einen heftigen Stoß, und die Perſonen an Bord verglichen das Gefühl, das ſie dabey hatten, mit der Empfindung, wenn man auf einem nicht in Federn hängenden Wagen raſch über ein holpriges Pflaſter fährt. Rings um das Schiff ziſchte das Waſſer, als hätte man ein glühendes Eiſen darein getaucht, und ſeine Fläche bedeckte ſich mit einer Menge Blaſen, die beym Zerplatzen den Geruch von hepatiſchem Gas verbreiteten. Viele todte Fiſche zeigten ſich rings um das Schiff, die zuvor ruhige, klare See war trüb und unruhig, und das Fahrzeug ſchwankte um vierzehn Zolle herüber und hinüber. In dieſem Augenblicke erfolgte am Lande der Stoß, der einen Theil der Stadt in Trümmer ſtürzte. — Als man den Anker am Hintertheil lichtete, fand ſich, daß die Ankerkette, die auf weichem Schlammgrunde aufgelegen, in ziemlicher Erſtreckung eine Art von Schmelzung erlitten hatte, und zwar in einer Entfernung von 25 Klaftern vom Schiffe. Die Kettenglieder, die gegen zwey Zolle im Durchmeſſer maßen und aus vorzüglichem cylindriſchem Eiſen beſtanden, erſchienen an dieſer Stelle wie in die Länge gezogen, ſo daß ſie 3 — 4 Zolle lang und nur 4 — 5 Linien dick waren. Auf der Oberfläche zeigten ſich zahlreiche, unregelmäßige Vertiefungen, in welchen kleine Eiſenklümpchen hingen, die ganz leicht losgingen.

Die Kette des zweiten Ankers hatte gar nicht gelitten, und überhaupt war an keinem der zahlreichen Fahrzeuge, die eben auf der Rhede lagen, etwas der Art bemerkt worden.

Courage und Muth.

Wie Manchen gibt's, der ohne Schrecken
Gefahr und Tod in's Antlitz ſchaut,
Und dem, wie einem Kind, doch grau't,
Die reine Wahrheit aufzudecken.

Digitized by Google

Streit und Zwiſt.

Wir hätten geſtritten?
Da muß ich bitten!
Wir hatten nichts als einen Zwiſt.
Man kann nur ſtreiten
Mit ſolchen Leuten,
Mit denen man einerlei Meinung iſt.

Ludwig Robert.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Beſchluß.)

Mathews Reiſegefährte, Yates, den man in Paris ſchon zuvor hatte auftreten ſehen, ahmt hinter einem Schirme, worauf die vornehmſten Londoner Schauſpieler abgebildet ſind, ihre Stimmen und ihre Art zu ſpielen nach, doch ſo, daß er ihre Fehler tüchtig übertreibt; ſogar den Mathews ahmte er nach, obwohl nicht mit ſo gutem Erfolge, als Kemple und Kean. Dieſe unterhaltenden Abende werden dem Publikum Geduld geben bis zum Wiedererſcheinen der beyden Prime Donne, nämlich der Mad. Malibran und der Dlle. Sontag. Bey der franzöſiſchen Oper haben ſie eine ähnliche Noth, die ſie aber dort glücklicherweiſe hinter den Ballets verſtecken können. Roſſini's Wilhelm Tell war nämlich in vollem Gange und jedesmal war der ungeheure Saal voll von geſchmückten Damen und Herren; allein auf einmal nimmt die erſte Sängerin, Mad. Damoreau-Cinti, und einer der erſten Sänger Urlaub auf einen Monat, und ſo müſſen die Vorſtellungen einſtweilen unterbleiben, bis es den beyden gefällt, von ihren Benefizreiſen zurückzukommen. Wie einträglich der Wilhelm Tell für die große Oper iſt, ſieht man aus dem einzigen Umſtande, daß im Auguſtmonat die Einnahme derſelben ſich beynahe auf 75,000 Franken belaufen hat, wogegen das Théâtre français nur 26,854 Fr. eingenommen hat. Gewiß wird der Septembermonat nicht ſo einträglich für die große Oper werden. Das Odéontheater iſt nun auch wieder eröffnet und ſpielt in einem ſchön reſtaurirten Saale Trauer- und Luſtſpiele. Zum Beginnen der Aufführungen hatte man ein neues Trauerſpiel von Arnault dem Sohne, nämlich „Katharina von Medicis und die Generalſtaaten zu Blois“ gewählt, worin Dlle. Georges als die hehre Medicäerin auftrat und großen Beyfall erndete, wiewohl das Stück ſelbſt bey der erſten Aufführung, wo der Saal gedrängt voll war, mit einigem Murren aufgenommen wurde. Arnault hat ſchon in andern Trauerſpielen verſucht, ſich einigermaßen von den alten Convenienzregeln des franzöſiſchen Trauerſpiels frey zu machen; es fehlt ihm aber an Energie, um einen Charakter keck zu ſchildern; daher ſeine tragiſchen Figuren etwas ſchwach entworfen ſcheinen und keinen großen Eindruck auf die Zuſchauer machen. Auch hat man in den Zeitungen Arnaults Stück mit Vitet's Etats de Blois verglichen, einer dramatiſirten Geſchichte, die jedoch leichter zu verfertigen war, als ein gutes Trauerſpiel, wo der Theatereffekt beſonders berechnet werden muß. Im Théâtre de Madame hat man endlich Perlet wieder, einen vortrefflichen komiſchen Schauſpieler, den man vor einigen Jahren mit Gewalt für das Théâtre français wegnehmen wollte, weil dieſes nach ſeinen Statuten das Vorrecht hat, Schauſpieler, die ſich auf den kleinern Theatern auszeichnen, für ſeine eigene Bühne zu fordern. Perlet aber, der ſich eben ſo wenig binden laſſen wollte, wie die Dlle. Heinefetter zu Kaſſel, ging fort und ſpielte ſeitdem abwechſelnd in der Provinz, in Brüſſel, in London, kurz überall, wo es ein franzöſiſches Theater gibt, nur nicht in Paris. Auch jezt iſt er nur auf einige Monate engagirt, und würde wahrſcheinlich ſogleich davon gehen, wenn das Théâtre français es ſich wieder einfallen ließe, von ſeinem Vorrechte der Erſtgeburt Gebrauch machen zu wollen. Es gehört ein feſter Wille, wie der dieſes Schauſpielers, dazu, um dergleichen abgeſchmackte Vorrechte in ihrer Blöße darzuſtellen und ſie zum Falle zu bringen. Für dieſen Perlet nun hat Scribe und einer ſeiner Gehülfen ein Vaudeville eigends verfertigt, worin er die Hauptrolle ſpielt, oder eigentlich ein Halbdutzend Rollen. Er hat nämlich eine ganze Familie darzuſtellen, oder vielmehr die vorgebliche Familie eines jungen Mannes, der um die Tochter vom Hauſe anhält, aber nicht angenommen wird, weil er ſeine Herkunft nicht nachweiſen kann. Aus dieſer Noth ſucht ihm nun ein luſtiger Künſtler und Freund zu helfen, indem er ſich anheiſchig macht, ſich in dem Hauſe des Vaters unter verſchiedenen Geſtalten darzuſtellen, und die Rolle von verſchiedenen vorgeblichen Verwandten zu ſpielen. Dieß geſchieht; zulezt aber gefällt er ſelbſt mehr als der junge Menſch und bekommt die Tochter zum Lohne. Sehr luſtig iſt in dieſer ſonſt unbedeutenden Poſſe der Auftritt, worin er, um einer ahnenſtolzen Tante zu gefallen, ſelbſt ſich wie vom Adelsgeiſte aufgeblaſen darſtellt und tüchtig auf die Verächter alter Stammbäume und langer Titel loszieht. Dieſer Auftritt und einige andere, worin ſich Scribe auf Koſten der Eitelkeit der Familien vom alten Régime luſtig macht, haben der alten Gazette de France höchlich mißfallen, und beynahe ſchildert ſie das neue Vaudeville des Scribe wie einen revolutionären Umtrieb. Ueber ſolche Anklagen lacht aber das Publikum, obſchon ſie vielleicht bey den jetzigen Miniſtern nicht verloren gehen. Vermuthlich wird doch die Gazette ſelbſt geſtehen, daß in dieſem revolutionären Stücke, wenn es nun einmal ſo heißen ſoll, Perlet ein außerordentliches Talent beweiſt. Eben ſo ſpielt der Schauſpieler Gobert in einem neuen Melodrama des Theaters Porte St. Martin die doppelte Rolle von Zwillingen, die miteinander verwechſelt werden, woraus ein Wirrwarr von Abentheuern entſteht. Solcher Zwillinge gibt es in mehreren Stücken, und der Einfall, ein Theaterſtück auf die Geſichtsähnlichkeit zweyer Brüder zu gründen, war ſchon den Römern bekannt. Bisher aber pflegte man zwey Schauſpieler dazu zu nehmen, die ſich dann einander ſo ähnlich zu machen ſuchten, als es ging. Hier aber ſpielt ein einziger die beyden Rollen. Zulezt wiſſen die Zuſchauer gar nicht mehr, wie ſie daran ſind und was ſie eigentlich geſehen haben. Ueberhaupt ſind „die beyden Raymonds“ ein ſonderbares Stück. Die Verfaſſer derſelben haben viel gewagt, da ſie ein Hoſpital und ſogar ein Leichenbegängniß auf die Bühne gebracht haben. Wer hätte es vor 10 Jahren gewagt, auf einer Pariſer Bühne dergleichen darzuſtellen?

D g.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 239.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 6. Oktober 1829.

Wie ekel, ſchaal und flach und unerſprießlich
Scheint mir das ganze Treiben dieſer Welt!

Shakeſpeare.

Skizzen aus Portugal.

(Fortſetzung von Nro. 200.)

Der Hof und der Pöbel.

Das Intereſſe, welches die von uns begonnenen Mittheilungen über die Portngieſen bey den Leſern des Morgenblattes erregt zu haben ſcheinen, veranlaßt uns, das noch nachzuholen, was an dem Gemälde fehlt, um es einigermaßen vollſtändig zu machen. So berückſichtigten wir bey den Skizzen aus der Hauptſtadt weder den Hof noch die niederſte Volksklaſſe; beyde, beſonders die lezte, verdienen jedoch einige Aufmerkſamkeit, ehe wir einen erfrenlicheren Gegenſtand, den eigentlichen Kern des portugieſiſchen Volks, die Landbewohner, zu ſchildern verſuchen.

Das Verhältniß des Hofes in Portugal zum Volk, wie es wenigſtens vor Kurzem noch war, läßt ſich am Beſten bey der Feyerlichkeit, Beiſamaó, der Tag des Handkuſſes genannt, ſowohl wahrnehmen als andeuten, weßhalb wir ſie kurz beſchreiben. Der König ſizt in ſeinem Pallaſte an dem obern Ende des großen Saales auf ſeinem Throne, neben ihm ſizt die Königin. Zu ihrer Linken ſtehen aber in einer Reihe nach der Anciennität die Prinzen und Prinzeſſinnen von Geblüt; neben dieſen, jedoch in einer gewiſſen Entfernung, an der Wand entlang die Hof- nnd Ehrendamen, dieſen zur Linken die Kammerherrn und Kavaliere. Dem Throne gegenüber befinden ſich zwey Thüren, die ſich in den Salon öffnen, in welchem der Adel vor der Eröffnung der Feyerlichkeit ſich verſammelt. Ueber dieſem Salon hinaus befindet ſich ein anderes Zimmer, Sala dos Tudescos genannt, das für die Beamten, die Offiziere der Armee, die „homems de gravata levada,“ endlich für die große Maſſe beſtimmt iſt; denn die portugieſiſchen Könige ließen an ſolchen Tagen ſelbſt die geringſten Unterthanen ſtets vor ſich und hörten ihre Bitten an. Die innern Thüren, nämlich die, welche aus dem erſten Vorzimmer in den Thronſaal führen, bewachen zwey Camariſtas, voller Höflichkeit, Bücklinge und frenndlicher Worte. Einen auffallenden Kontraſt mit ihnen bildet daher der grobe Hellebardierer, der an der Thüre ſteht, die in die Sala dos Tudescos führt; erblickt dieſer etwa unter den vorderſten Reihen einen, ſelbſt im Dienſt ergrauten Offizier, ſo ſtößt er ihn nufehlbar zurück, damit er irgend einem fetten Mönch Platz mache. „Zurück,“ ſchreyt er, „senhor official; tretet ein, wenn es Euch beliebt, ehrwürdigſter Vater!„ Wenn nun das Zeichen zur Eröffnung des königlichen Zimmers gegeben wird, ſo beginnt alsbald die königliche Kapelle im reichen antiken Koſtüm zu ſpielen. Der Adel tritt in den Saal, einer nach dem andern, und zwar ganz langſamen, feyerlichen, abgemeſſenen Schrittes; einige Schritte vor dem königlichen Throne machen ſie eine tiefe Verbeugung, treten dann weiter vor, knieen nieder und küſſen dem Könige die Hand. Ein gleiches thun ſie vor der Königin, dann vor jedem Gliede der königlichen Familie, worauf ſie in derſelben Ordnung, in demſelben

Digitized by Google

langſamen Schritte durch die andere Thüre abgehen. In dem Verhältniß, wie der Saal des Adels ſich leert, werden die Tudescos ihrer Seits hereingelaſſen. So dauert dieſe Ceremonie von früh Morgens um eilf bis Nachmittags um ſechs Uhr, zur höchſten Beſchwerde für die Prinzen und Prinzeſſinnen, welche die ganze Zeit über ſtehen müſſen. Während der Anweſenheit des Hofes in Rio Janeiro fand dort nach dem Bericht meiner dortigen Freunde durchaus dieſelbe Ceremonie ſtatt, und ſie erinnern ſich ſtets noch mit Freuden des älteſten Prinzen, des jetzigen Kaiſers von Braſilien, als eines der ſchönſten Männer, den ſie je geſehen, ſeines ausdrucksvollen Geſichtes, ſeiner männlich kräftigen Geſtalt, ſeines gebietenden Blickes, der ſich zwar ein wenig zur Strenge neigt, aber ihm ſehr gut ſteht. Außer den Tagen des Beijamaõ war der König zwar auch jedem Unterthanen zugänglich; doch ſah man immer vorzüglich Mönche ſich um ihn drängen. Auch erſchienen gar oft franzöſiſche und italieniſche Operntänzer in den Reihen, um für ihr Verdienſt, ihre Glieder vor dem Angeſicht ſeiner Majeſtät in Unkoſten geſezt zu haben, Penſionen zu verlangen. Es iſt nicht übertrieben, wenn ich die Zahl der nichtsnutzigen, müßigen Bittſteller auf 150 täglich angebe. Hier iſt noch eine eigenthümliche portugieſiſche Sitte zu erwähnen. Oft ſah ich nämlich Perſonen den Foro (den Rang und die Privilegien des Adels) deßhalb verlangen, weil der König einmal, als Prinzregent vielleicht und vor dreyßig Jahren, in ihres Vaters Quinta abgeſtiegen war und Erfriſchungen angenommen hatte, und ſie erlangten, um was ſie baten; denn wenn der Herrſcher in das Haus eines Unterthanen eingetreten iſt und dort zu ſpeiſen geruht hat, ſo gibt dieß nach der Landesſitte dem lezten ein Recht auf die Privilegien des Adels. Die Gutmüthigkeit Don Joaõ VI. ward übrigens auf's Schändlichſte gemißbraucht, und während er in Rio Janeiro war, beſtand der größte Theil der Paſſagiere auf den von der Regierung dorthin geſchickten Schiffen aus Supplikanten und Bettlern aller Art, die, ſobald ſie ihren Zweck erreicht hatten, mit der nächſten Gelegenheit wieder nach Portugal zurück kehrten. Wie man ſich überhaupt die Frömmigkeit dieſes Monarchen zu Nutze machte, davon war ich nur zu oft Zeuge. Die wohlgekleidetſten Leute verſuchten nämlich während der Meſſe des Königs Blicke dadurch auf ſich zu ziehen, daß ſie während des ganzen Dienſtes, die Lippen auf die kalten Steine gedrückt, die Arme wie ein Gekreuzigter ausgeſtreckt, und die Augen unverwandt auf irgend einen Heiligen gerichtet, am Boden liegen blieben.

Erwähnung verdient noch der Patriarch von Liſſabon, die wichtigſte Perſon nach dem Könige. Auffallend iſt deſſen Pallaſt, nahe am Platze Junqueira; er gleicht vollkommen einem alten franzöſiſchen Feudalſchloſſe, mit abſchüſſigem Dache und viereckigen Thürmen an jedem Winkel. Zwiſchen den beyden Thürmen, welche die vordere Façade einfaſſen, befindet ſich ein ſehr geräumiger Balkon, der bis zur Höhe von zwölf Fuß rings herum mit Lazulejos (einer Art von weiß glaſirten Ziegelſteinen) eingefaßt und mit Darſtellungen mythologiſcher Gegenſtände verziert iſt, was dem Ganzen ein höchſt ſeltſames Anſehen verleiht. So groß das Anſehen dieſes Mannes iſt, ſo iſt doch nicht Jedermann geneigt, die Stelle anzunehmen, weil der Kardinalpatriarch höchſt zurückgezogen leben muß. Nie darf er irgend eine Geſellſchaft oder einen Erholungsort beſuchen. Auch ſind überhaupt ſeine Pflichten ſehr ſchwer und unglaublich mühevoll. Sie beſtehen nämlich darin, jeden Morgen eine Meſſe in ſeiner eigenen Kapelle zu hören und, wenn er durch die Straßen von Liſſabon fährt, ſtets die beyden Vorderfinger der rechten Hand in die Höhe zu halten, und damit unaufhörlich das Zeichen des Kreuzes über die überall knieende Menge zu machen. Dazu füge man noch die peinliche Nothwendigkeit, ein Einkommen von mehr als 200,000 Thalern jährlich einzuſtecken. Er fährt in einem Wagen, der ganz ſo plump und altmodiſch iſt, wie die königlichen, jedoch mit dem Kardinalpurpur ausgeſchlagen, was auch die Farbe der Livree ſeiner Diener iſt. Die Hauptauszeichnung, woran man ihn ſchon auf eine große Strecke erkennen kann, ſind ſeine Pferde. Die Maulthiere, welche das Land erzeugt, ſind zwar gut genug, um den König zu ziehen, er mag fahren wohin er will; um aber einen Kardinal fortzubewegen, dazu gehört etwas weit Impoſanteres. Ihm wird ein Geſpann Pferde, Urkos genannt, ganz beſonders von Holland verſchrieben; ſie ſind von ſchmutzig weißer Farbe und an Geſtalt und Größe den plumpſten Karrengäulen gleich.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Hirtenmädchen vom Calanda.

(Fortſetzung.)

III.

In einem kleinen Dorfe, nicht weit von Bern, hielt vor dem einzigen Wirthshauſe des Ortes ein ſtattlicher Reiſewagen. Mehrere Lakayen, die ihn zu Pferde begleiteten, eilten ſogleich herbey, öffneten den Kutſchenſchlag und hoben eine Dame heraus, in der wir Adele von Merveilleux, die Nichte des Großpriors von Frankreich, wieder erkennen. Sie blieb in der Thüre des Hauſes ſtehen, ſprach mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit zu den Dienern, und gab ihnen Anleitung, wie ſie die krank gewordene Kammerfrau aus dem Innern des Wagens in das Haus bringen ſollten. Die Leidende, welche in einem ſehr übeln Zuſtande zu ſeyn ſchien, wurde

Digitized by Google

langſam auf einem Polſter in ein unteres Zimmer getragen. Frau von Merveilleux aber blieb vor dem Hauſe zurück und klagte der herzutretenden Wirthin ihre Noth. Sie hatte die kranke Kammerfrau erſt in Stensburg angenommen, damit ſie ſie in's Bad zu Pfeffers begleite; ſie war mit ihren Dienſten nicht einmal ſehr zufrieden geweſen, da ſie nicht verſtanden, ſie à la Maintenon zu friſiren, und nun müſſe noch das Unglück hinzu kommen, daß die ungeſchickte Perſon krank werde. Sie habe große Luſt, ſie nach Bern in's Spital zurückzuſchicken, allein bis Paris könne ſie ſich doch nicht ohne weibliche Bedienung behelfen, und ihr Unſtern ſey vollſtändig, da ſie nicht eher als in Genf hoffen dürfe, ein paſſendes Subjekt zu finden. Stillſchweigend hatte bis dahin ein junges Mädchen, mit einem Bündel auf dem Schooße, auf der Bank vor dem Hauſe geſeſſen. Ihre Kleidung beſtand aus einem einfachen, aber ſtarken Stoffe, alles ſaß ihr zierlich und nett, ſo daß ſie, von den Reizen einer ſchlanken Geſtalt und eines anmuthig gebildeten Antlitzes unterſtützt, auf den Beobachter einen gefälligen Eindruck machen mußte. Sie ſtand auf, ließ ihr Bündel auf der Bank zurück, näherte ſich mit einer leichten Verbeugung der franzöſiſchen Dame und ſagte: „Wenn Ihr, edle Frau, meine Dienſte annehmen wolltet, ſo würde mich das ſehr glücklich machen. Das Ziel meiner Reiſe iſt ohnehin Paris, und ich würde durch meinen Eifer die Gunſt, die Ihr mir erzeigtet, zu verdienen ſuchen.“ Frau von Merveilleux war überraſcht. Die ungewöhnliche Schönheit des Mädchens, ihre anſtändige Haltung fielen ihr auf. Die junge Reiſende blickte ſie dabey ſo frey und unbefangen an, trug in ihren Zügen den Ausdruck einer, bey dem weiblichen Geſchlechte ſo ſeltenen Entſchloſſenheit, daß ſie ahnete, dieſes kaum mündige Weſen müſſe von einer eigenen Stärke des Charakters beſeelt ſeyn. „Du willſt nach Paris?“ fragte ſie nach einer Pauſe, indem ihre Blicke forſchend auf der Pilgerin verweilten. „Zu Fuße und allein?“ — „Ja!“ antwortete das Mädchen; „ich habe ein Geſchäft dort.“ — „Ein Geſchäft?“ fragte neugierig die Franzöſin, „und mit wem, wenn man wiſſen darf?“ — „Mit dem Könige!“ war des Mädchens lakoniſche Erwiederung. „Mit Seiner Majeſtät, Ludwig dem Vierzehnten?“ rief, vom höchſten Erſtaunen ergriffen, Frau von Merveilleux. „Du mit dem Enkel Heinrich des Vierten?“ fuhr ſie lachend fort. „Haſt Du vielleicht einen Liebhaber unter den Schweizertruppen des Königs und denkſt ihn loszubringen? Eine Herzensangelegenheit muß es ſeyn, die ein Kind von Deinem Alter zu einer Wanderung voll Mühſeligkeit und Gefahren veranlaſſen kann.“

Das Mädchen erröthete und ſchlug die Augen zu Boden. Dann aber erhob ſie ſie wieder und ſagte in einem ſehr beſtimmten Tone: „Verzeiht, edle Frau! die Sache iſt ein Geheimniß.“ — „Alſo geradezu in den Pallaſt der Tuilerien führt Dich Dein Weg?“ fuhr die franzöſiſche Dame überhörend fort. „Bey meiner Treu! Dein Unternehmungsgeiſt gefällt mir und ich glaube, daß wir uns zuſammen vertragen können. Wie nennſt Du Dich?“ — „Verena,“ antwortete das Mädchen. „Deine Heimath?“ — „Chur in Graubünden.“ — „Fatal!“ ſagte mit einem verdrießlichen Geſichte Frau von Merveilleux. „Wenn ich daran denke, daß Du dorther biſt, ſo wird mir immer ein unangenehmes Ereigniß einfallen, und ich werde im Geiſte den armen Onkel im Kerker, hinter Riegel und Gitter bey Waſſer und Brod ſitzen ſehen. Doch es ſey darum! Wo Gifte wach'en, gibt es ja oft auch heilbringende Kräuter. Sprichſt Du franzöſiſch?“ — „Ein wenig,“ verſetzte die Befragte. „Bis jetzt habe ich mich nur aus Büchern unterrichtet, aber ich hoffe, durch Uebung bald im Sprechen weiter zu kommen.“ — „Mein Gott, die Hauptſache hätte ich bald vergeſſen!“ rief unruhig die franzöſiſche Dame. „Kannſt Du friſiren? das heißt à la Maintenon?“ — „Ich habe es noch nie verſucht,“ erwiederte ſeltſam lächelnd das Mädchen. „Doch denke ich, was eine Andere vermag, kann ich auch. An gutem Willen und Eifer fehlt es mir nicht, und eine gütige Unterweiſung von Euer Gnaden wird mich gewiß bald in den Stand ſetzen, meine Pflichten ganz nach ihrem Wunſche zu erfüllen.“ — „Wahrhaftig!“ ſagte Frau von Merveilleux, halb nach der Wirthin hingewandt, „ſie ſieht ſo determinirt aus, daß ich glaube, ſchon beym zweyten Verſuche wird ſie dieſe Friſur zu Stande bringen. Aber mein armer Onkel! — Doch genug, Kind,“ ſprach ſie zu dem Mädchen, „ich nehme Dich in meinen Dienſt, ich hoffe mich nicht zu täuſchen, denn Deine Phyſionomie gefällt mir, und ich verſtehe mich etwas auf die Phyſionomien. Jetzt geh und laß Dir ein Zimmer anweiſen. Ich werde Dir Kleider ſchicken, wie ſie für Deinen neuen Stand paſſen. Kleide Dich ſchnell um und komme dann ſogleich herab, damit meine Reiſe nicht weitern Aufenthalt leide.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Boſton, September.

Ueber einen merkwürdigen Fall von zwey zuſammengewachſenen Menſchen.

In Ende Auguſts 1829 brachte Kapitän Coffin auf dem Schiffe Salem zwey Knaben aus Siam, welche zuſammengewachſen ſind, nach unſerer Stadt. Ich will zuerſt anführen, was Dr. Warren, der erſte Arzt in Boſton, über dieſen intereſſanten Fall in einem Briefe an Hrn. Sturgis ſagt, und dann einige eigene Beobachtungen beyfügen. Dr. Warren ſchreibt, wie folgt:

Digitized by Google

Die Knaben ſollen 18 Jahre alt ſeyn. Sie ſind von mittelmäßiger Statur, jedoch nicht ſo groß, als Knaben von demſelben Alter gewöhnlich in dieſem Lande ſind. Sie haben die chineſiſche Farbe und Geſichtsbildung; die Stirn iſt aber höher und nicht ſo breit, als gewöhnlich bey Chineſen. Sie gleichen ſich ſehr, indeß nicht ſo ſehr, als daß man nicht nach einiger Beobachtung bald mehrere Verſchiedenheiten bemerken ſollte. *Die Subſtanz, welche ſie verbindet*, iſt ein Körper, 2 Zoll am obern Rande und ungefähr 5 am untern lang; ſeine Breite von oben nach unten mag 4 Zoll betragen und ſeine Dicke in horizontaler Richtung 2 Zoll. Es iſt kein runder, ſtrickartiger Körper, denn er iſt dicker in ſenkrechter, als in horizontaler Richtung. Am untern Rande deſſelben ſieht man einen einzigen Nabel, durch den eine einzige, beyden gemeinſchaftliche Nabelſchnur ging. Als ich meine Hand auf den Körper, den ich die *Schnur* nennen will, legte, war ich überraſcht, ihn ſo ſehr hart zu finden; nach genauerer Beobachtung fand ich aber dieſe Härte nur am obern Theile, und ſie zieht ſich gegen die Bruſt eines jeden Knaben hinauf. Indem ich dieſe Härte aufwärts verfolgte, fand ich, daß ſie von einer Verlängerung des ſchwertförmigen Knorpels des Bruſtbeins gebildet ſey. Die Breite dieſes Knorpels iſt anderthalb Zoll; ſeine Dicke mag einen achtels Zoll betragen; dieſe Knorpel, von beyden Bruſtbeinen ausgehend, treffen in einem Winkel zuſammen und ſcheinen hier durch ein Band verbunden zu ſeyn, ſo daß ſie ein Gelenk bilden. Dieſes Gelenk hat eine Bewegung nach aufwärts und abwärts und eine Seitenbewegung. Sonſt läßt ſich nichts von Bedeutung an der verbindenden Maſſe entdecken; ich fühlte kein pulſirendes Blutgefäß. Die ganze Verbindungsſchnur iſt mit der Haut bedeckt; ſie iſt ſehr ſtark und hat wenig Gefühl, denn die Knaben können ſich ohne Beſchwerde an einem Stricke, der an jener Schnur befeſtigt iſt, ziehen laſſen. An Bord des Schiffes kletterte der eine zuweilen umher und der andere folgte, ſo gut er konnte, ohne ſich zu beklagen, obgleich beyde ſehr lebhaft ſind.

Als ich die Knaben zum erſtenmale beſuchte, erwartete ich, ſie oft an der Schnur nach verſchiedenen Richtungen ziehen zu ſehen, wenn ihre Aufmerkſamkeit von verſchiedenen Gegenſtänden in Anſpruch genommen würde. Ich fand aber bald, daß dieß durchaus nicht der Fall ſey; die geringſte Bewegung des einen nach irgend einer Richtung hin ward ſogleich vom andern nachgemacht, ſo daß man glauben könnte, ſie würden vom ſelben Willen geleitet; indeß iſt die Uebereinſtimmung in ihren Bewegungen ſicher nicht die Folge deſſelben, gleichzeitig erregten Willens, ſie iſt Folge der Gewohnheit, der Nothwendigkeit. In früheſter Kindheit ſtimmten ſie wahrſcheinlich nicht immer überein; jezt iſt dieß ſo ſelten der Fall, daß die Herrn, welche ſie nach Amerika brachten, ſich nur Eines Zwiſtes zwiſchen ihnen erinnern. Sie waren beyde an Bord des Schiffes daran gewöhnt, kalte Bäder zu nehmen; eines Tages, als es kühl war, verlangte der eine ein Bad, der andere ſträubte ſich dagegen; indeß wurden ſie bald durch den Kapitän wieder ausgeſöhnt. Sie beſprechen ſich nie über irgend eine Bewegung oder ſonſt etwas, was ſie thun wollen; ja ich habe ſie überhaupt nie miteinander reden hören, obgleich beyde fortwährend mit einem andern ſiameſiſchen Knaben, der mit ihnen hieher kam, plaudern. Sie ſehen beyde immer nach derſelben Seite, indem ſie faſt ganz in einer Linie, Schulter an Schulter ſtehen, ſo daß einer immer auf der Rechten, der andere immer auf der Linken iſt. Sie ſind dabey im Stande, ſehr ſchnell zu laufen und zu ſpringen. Einſt verfolgte ſie Jemand zum Scherz auf dem Verdecke des Schiffes, als ſie plötzlich und unerwartet an das große Deckloch kamen, das zufällig offen ſtand. Beym geringſten Zucken des einen wären ſie in das Loch geſtürzt, aber ohne ſich zu beſinnen, ſprangen ſie zugleich hinüber. Die Knaben ſind ſehr heiter, ſcheinen verſtändig, geben auf Alles, was ihnen vorkommt, Acht und ſind für jede Gefälligkeit oder Güte erkenntlich. Als ein Beweis ihres Verſtandes wird angeführt, daß ſie in wenigen Tagen Dame ſpielen lernten, und ſo gut, daß ſie ſich bald gegen die beſten Spieler wagen konnten.

An dieſen zuſammengewachſenen Knaben mag ſich manche intereſſante und nützliche phyſiologiſche und pathologiſche Beobachtung machen laſſen. Ohne Zweifel iſt ein Netz von Blutgefäßen mit einigen Nerven beyden gemeinſchaftlich. Wie weit nun dieſe Theile fähig ſind, die Wirkung gewiſſer Arzeneyen und Krankheiten mitzutheilen, iſt der Unterſuchung ſehr werth. Kapitän Coffin erzählt mir, ſie haben nie Arzeney genommen, ſeit ſie unter ſeiner Obhut ſind. Er glaubt aber, jedes Uebel des Einen werde ſich dem Andern mittheilen. Sie ſchlafen zu gleicher Zeit ein, eſſen ungefähr daſſelbe Quantum und verrichten viele andere Dinge mit großer Uebereinſtimmung. Er und Hr. Hunter, der ſich mit dem Kapitän vereinigte, ſie hieher zu bringen, ſind der Meynung, daß, wenn man einen im Schlafe anrührt, immer beyde aufwachen. Der Pulsſchlag der Herzen und der Pulsadern iſt genau derſelbe bey beyden Knaben, und bleibt fortwährend im gleichen Rhythmus. Dieſe Uebereinſtimmung in den Hauptfunktionen deutet auf einen wechſelſeitigen Einfluß hin, der auf intereſſante Beobachtungen und wichtige Aufſchlüſſe führen kann. Laſſen Sie mich noch hinzufügen, daß der Anblick dieſer Knaben nichts Unangenehmes hat, und man muß ſie als eine der allerintereſſanteſten Erſcheinungen betrachten, die je zur Kenntniß wiſſenſchaftlich gebildeter Menſchen gelangt ſind.

John Warren.

Die übereinſtimmende Bewegung ꝛc. dieſer Knaben ſcheint auch mir durchaus nicht urſprünglich zu ſeyn, ſondern eine Folge der Gewohnheit und, vielleicht unbewußter, Nothwendigkeit. So habe ich aneinander geſchloſſene Gefangene ſich mit der größten Uebereinſtimmung bewegen ſehen, weil es ihnen durchaus klar war, daß ihnen nichts anders übrig blieb. Dazu kommt hier die Gewohnheit von früheſter Jugend an, und in dieſer Hinſicht vergleiche ich die Bewegungen der beyden Individuen mit gewiſſen Bewegungen verſchiedener Glieder, welche Kinder zu lernen haben, Erwachſene aber aus Gewohnheit faſt bewußtlos machen; hieher gehören manche Fertigkeiten beyder Hände, z. B. beym Klavierſpielen. Noch beſſer laſſen ſie ſich mit zwey Perſonen vergleichen, die ſich aus dem Stegreife akkompagniren, wie dieß z. B. bey den beyden Rombergs der Fall iſt, oder bey demjenigen, der einen Improviſator akkompagnirt; der leiſeſte Anſtoß von Seiten des Improviſators ruft das paſſende Akkompagnement von Seite des Spielenden hervor. Wie ſehr ſie zwey verſchiedene Individuen ſind, ſah ich, als einſt die beyden Knaben ſich einer Bank näherten. Der eine machte die Bewegung zum Sitzen, der andere ſah es nicht und bewegte ſich von der Bank nach dem Fenſter, ſo daß der erſte fiel. Ferner gab ich mehrere Mal dem einen einen kleinen Schlag, worauf er ſich plötzlich umdrehte; ſah es der andere, ſo drehte er ſich unwillkürlich ebenfalls nach mir um, ſah er es aber nicht, ſo wandte er ſich auch nicht um.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

No. 240.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 7. Oktober 1829.

Glück möge Schutz dem kleinen Truge ſchenken,
Und Liebe, die ihn eingab, ſteh' ihm bey!

Taſſo.

Das Hirtenmädchen vom Calanda.

(Fortſetzung.)

Kaum ſah' ſich Vreneli — wir ſetzen voraus, daß unſere Leſer ſie erkannt haben — in dem Zimmer, in welches ſie die Wirthin geführt hatte, allein, als ſie auf die Knie niederſank und ein Gebet zum Himmel richtete, der ſie bis dahin beſchüzt hatte und ſie jezt, auf eine ihr wunderbar ſcheinende Weiſe, zu ihrem fernern Unternehmen begünſtigte. Sie hatte in den Gebirgswüſten, fern von den Wohnungen der Menſchen, irrend in den Einöden der Gletſcher, auf Pfaden, die ſelten nur ein Gemsjäger betrat, eine höhere Macht erkannt, die ihre Schritte geleitet, und wo ihr Verderben gewiß ſchien, ſich immer ſegnend verkündet hatte. Sie war in die bewohnten Thäler hinabgeſtiegen und immer freundlichen Menſchen begegnet, die der jungen Pilgerin Wohlwollen bewieſen. Aber als ſie nun näher den Grenzen Frankreichs kam, da erwachte doch in ihrer Seele die Furcht, wie es ihr in dem fremden Lande ergehen werde, und welch tauſend Unfällen die einzeln Wandernde ausgeſezt ſey. Sie beabſichtigte, den weitern Weg über Genf nach Frankreichs Hauptſtadt zu nehmen, um wenigſtens die Mauern des Gefängniſſes zu ſehen, in welchem derjenige, den ſie als ihren Bräutigam anſah, ſchmachtete. Allein unbekannt mit den Verhältniſſen des Lebens, hatte ſie den Sparpfennig, der ſie begleitete, zu hoch angeſchlagen, und ſchon jezt ſah ſie ein, daß ihr weniges Geld nicht bis an das Ziel der Reiſe ausreichen würde. Da erſchien ihr wie ein Troſt des Himmels die Verlegenheit, in der ſie Frau von Merveilleur fand, da wurde allen ihren Beſorgniſſen durch die Verbindung, in die ſie mit der franzöſiſchen Dame getreten war, ein Ende gemacht. Sie gedachte ihrer Mutter und ihres Bruders, der Trauer, der peinigenden Ungewißheit, in der ſie beyde zurückgelaſſen hatte. Sie machte ſich Vorwürfe, daß ſie ihnen noch keine Nachricht zukommen laſſen. Schreibzeug fand ſich im Zimmer; raſch warf ſie die Worte auf ein Papier: „Vreneli iſt geſund, und es geht ihr gut. Ein großes Werk ruft ſie in die Ferne. Mit Gottes Hülfe wird ſie es vollbringen. Verzeiht ihr alle Unruhe, alle Sorge, die ſie Euch verurſacht. Einſt wird ſie vergelten.“ Sie legte das Papier zuſammen und ſchrieb ihres Bruders Namen darauf. Dann eilte ſie in die Kammer, wo die kranke Kammerfrau auf dem Ruhebett lag. Ohne Schwierigkeit erhielt ſie von dieſer das Verſprechen, das Schreiben von Bern aus nach Chur zu beſorgen, wo Jedermann ihren Bruder kannte und ihm wohl die Botſchaft gern einhändigte.

Schon nach einer Stunde ſaß ſie in der Kutſche der franzöſiſchen Dame, dieſer gegenüber, und rollte durch reizende, fruchtreiche Gegenden dem Genfer See zu. Frau von Merveilleur war entzückt über das zierliche Aeußere ihrer neuen Begleiterin. Sie hatte ihr Kleidungsſtücke

Digitized by Google

aus ihrer eigenen Garderobe geſchickt, die ihr wie angegoſſen ſaßen, ſie war kaum mehr zu erkennen in der modiſchen Kleidung, und ihre Schönheit zeigte ſich, wie die Franzöſin meynte, jezt erſt in ihrem vollen Lichte. Bey der Lebhaftigkeit, bey der Neigung, faſt unaufhörlich zu reden, hatte Vrenelis Gebieterin ihr bald ihre merkwürdigſten Lebensereigniſſe mitgetheilt, und unter dieſen auch das mit dem Rathsherrn Thomas Maßner erlebte Abenteuer. Sie gerieth faſt außer ſich, als ſie dieſes erzählte. Ihrer Meynung nach mußte ſich ganz Frankreich in Waffen erheben, um dieſen, dem franzöſiſchen Namen angethanen Schimpf zu rächen. „Einen Herzog von Vendome, einen Großprior des Malteſerordens zu überfallen und aufzuheben mitten im Frieden!“ rief ſie. „Und um weſſen willen? Eines Knaben wegen, der noch die Schule beſucht, der wahrſcheinlich irgend einen leichtſinnigen Streich begangen hat, und deßhalb mit Recht zur Einſperrung verurtheilt worden iſt! Kind, Du biſt eine Graubünderin und kennſt ſicherlich dieſen entſetzlichen Thomas Maßner. Sieht er nicht einem Ungeheuer, einem Drachen, wie ſie früher in den Höhlen Eures Landes gehauſt haben, ähnlicher als einem Chriſtenmenſchen?“ Vreneli verſezte gleichgültig: ſie habe ihn nur zufällig und in der Ferne einige Male geſehen. Dabey nahm ſie ſich vor, ſich ihr Geheimniß durch keine Liſt, durch keine Ueberredung entlocken zu laſſen.

Schon am nächſten Tage hatte Vreneli die Gunſt der Frau von Merveilleur ganz und gar gewonnen. Auf eine erſtaunenswürdige Weiſe begriff ſie gleich beym erſten Verſuche die Friſur à la Maintenon; die Kleidungsſtücke, welche ſie ihrer Dame anlegen half, ſchienen dieſer ſo wohl zu ſitzen, als habe das erſte Kammermädchen von Paris ihr Beyſtand geleiſtet, und mit dem franzöſiſch Sprechen ging es auch weit beſſer, als Frau von Merveilleur geglaubt hatte. Dabey machte es dieſer auch ihrerſeits Vergnügen, das hübſche Kind, an dem ſie ein ungemeines Wohlgefallen hatte, auf das Beſte herauszuputzen, ſie anzukleiden wie eine Dame, und manchmal ſogar mit Perlen und Edelſteinen zu ſchmücken. Vreneli mußte am Tiſche mit ihr eſſen, und überhaupt behandelte ſie das Mädchen mehr wie eine Geſellſchafterin denn als eine Untergebene. Ihr lebhaftes Gefühl bedurfte eines Weſens, gegen das ſie ſich über alles frey ausſprechen konnte, und nur wenn ſie ein ſolches in ihrer Nähe beſaß, empfand ſie die Behaglichkeit, die ſie ſich wünſchte, und die ſich in einem natürlichen Wohlgefallen gegen diejenige ausſprach, der ſie dieſelbe verdankte. Bald wußte Vreneli, daß Frau von Merveilleur ihren Gatten nicht aus Liebe, ſondern nur auf das Gebot ihrer Eltern geheyrathet habe, daß Herr von Merveilleur übrigens, wenn auch kein liebenswürdiger, doch ein ſehr achtungswerther Mann ſey, der es an keiner Art von Aufmerkſamkeit gegen ſeine Gemahlin fehlen laſſe, daß die Dame noch vor ihrer Verheirathung eine ernſtliche affaire de cœur mit einem königlichen Gardeoffizier gehabt habe, der jezt Kommandant von Fort Ecluſe ſey, wo ſie ihn bey der beabſichtigten Durchreiſe zu ſehen hoffe.

Fort Ecluſe! Welche Empfindungen mußten bey der Erwähnung dieſes Ortes nicht im Herzen Vrenelis erwachen! Sie ſollte dem Freunde ihrer Seele näher kommen, als ſie bisher zu denken gewagt hatte, ſie durfte hoffen, vielleicht ſeine Wächter beſtechen, ihn ſehen, ihm verkünden zu können, daß ſie zu den Füßen des Thrones wandere, um ſeine Freyheit zu bewirken. Dieſe Gedanken flogen mit Blitzesſchnelle durch ihren Geiſt, aber ſie mußte ſich zu beherrſchen, ſie zeigte eine Kälte und Gleichgültigkeit, als ſey von fremden, für ſie völlig bedeutungsloſen Dingen die Rede geweſen.

Zu Vevay am Genfer See trafen ſie mit Herrn von Merveilleur, der, in Begleitung einer zahlreichen Dienerſchaft, ſeine Gemahlin hier erwartete, zuſammen. Vreneli fand ihn ganz ſo, wie ihre Dame ihn geſchildert hatte. Er zeigte die gewiſſenhafteſte Aufmerkſamkeit gegen Adelen, er dehnte dieſe ſelbſt auf ihre Begleiterin aus, als er wahrnahm, in welch hohem Grade Frau von Merveilleur dieſer ihre Gunſt zugewendet hatte; allein es war leicht zu erkennen, daß dieſe Gefälligkeiten bey ihm nur Sache der Form waren, daß das Leben in den politiſchen Verhältniſſen und der großen Welt ſein Herz und ſeinen Geiſt abgeſtumpft und verödet hatte.

Ein geräumiges, reich geſchmücktes Fahrzeug lag bereit, um ſie über den ſchönen Wellenſpiegel des Sees zu tragen. Vreneli konnte ſich einer wehmüthigen Empfindung nicht erwehren. Es war ihr, als ſcheide ſie mit dem Schritt in das Fahrzeug vom Vaterlande, als lege dieſer einzige Schritt eine weite Ferne zwiſchen ſie und die Heimath. Die Geſtalten von Mutter und Bruder, die bisher in lebendiger Wahrheit vor ihrer Seele geſtanden, wurden trüber und dämmriger, ſie ſchienen trauernd nach ihr hinzublicken, die Arme nach ihr auszubreiten, um ſie zurückzuhalten. „Ich kehre wieder,“ ſagte ſie bey ſich, als könne ſie von jenen vernommen werden; „ich will ja durch vermehrte Liebe alles wieder gut machen; aber denjenigen, dem ich Treue geſchworen habe, darf ich nicht verlaſſen im Mißgeſchicke, ich muß meine Kräfte, ich muß mein Leben daran ſetzen, ihm zu helfen. Mutter und Bruder ſind wohl nahe, aber näher iſt der, dem der Himmel mich zur Hausfrau beſtimmt, und dem ich mich als ſolche verlobt. Dort liegt die Heimath, und jene leichten Wölkchen, welche die blauen Gipfel duftig umſchweben, haben vielleicht über ihrem Thale geweilt, das Auge der Mutter hat zu ihnen aufgeblickt; lebe wohl, Mutter! glücklicher ſiehſt Du mich wieder!“

Die Segel des Schiffes entfalteten ſich rauſchend. Stolz und flüchtig durchſchnitt das Fahrzeug die Wellen des Le-

Digitized by Google

mans, deſſen Ufer, wechſelnd düſtere und lachende Bilder bietend, an dem Schiffe vorüberzuſchweben ſchienen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Skizzen aus Portugal.

(Fortſetzung.)

Den Pöbel von Liſſabon zu zeichnen, iſt um ſo mehr nöthig, als oberflächliche Reiſende theils nach demſelben das ganze Land beurtheilen, theils, ſeltſam genug, ihn bis zum Himmel erheben. Hier treten uns zuerſt die Gallegos entgegen, die Laſt- und Waſſerträger, von denen es in der Hauptſtadt wimmelt. Zu meinem größten Erſtaunen las ich oft in Reiſebeſchreibungen dieſe Menſchen wegen ihrer Treuherzigkeit, Ehrlichkeit und ihres guten Charakters überhaupt viel gelobt; und doch gibt es wohl ſchwerlich eine ſchändlichere Menſchenklaſſe. Ihnen iſt nicht nur jedes Verbrechen feil, ſie ſind auch die wohlfeilſten Banditen von der Welt. Für einen Moidor, ein Goldſtück, ermorden ſie Jedermann. Wie oft war ich Zeuge, daß die verpeſtete Luft in Häuſerwinkeln verborgene Leichname ans Tageslicht brachte, und die großen Hunde bey dem Wühlen in den unzähligen Düngerhaufen welche hervorſcharrten. Ja vor der Organiſation der Polizeykavallerie und Infanterie durch den Grafen de Novion (einen Offizier von großen Verdienſten, der in dieſem Augenblicke ebenfalls in irgend einem Winkel von England dürftig und verlaſſen lebt) wurde die Menge der zu allen Stunden des Tages begangenen Gräuel ſo groß, daß die Regierung einen Befehl ergehen laſſen mußte, Niemand dürfe irgend eine Art von Waffen tragen. Fromm ſind die Gallegos dabey freylich über alle Maßen. So miethete einſt ein mir bekannter Fidalgo einen Gallego für einen Moidor, um einen ihm verhaßten Mann aus dem Wege zu räumen. Der Gallego verſprach, der Mann ſolle den Untergang der Sonne nicht erleben. Erfreut über dieſe Bereitwilligkeit, ſprang der Fidalgo von ſeinem Stuhle auf, umarmte den Banditen und drang in ihn, an der „vacca com arros,“ die er ſo eben ſpeiſte, Theil zu nehmen. Mit Abſcheu vernahm der Gallego die Einladung. „Excellenz,“ rief er, „kennt meine Grundſätze ſchlecht, wenn Sie glaubt, ich werde an einem Freytage Fleiſch eſſen!“

Der Hauptcharakterzug der ganzen übrigen niedern Volksklaſſe iſt der höchſte Fanatismus, mit beyſpielloſer Gefühlloſigkeit und feiger Grauſamkeit gepaart. Wehe dem Iſraeliten, der z. B. am Charfreytage ſein Geſicht in den Straßen von Liſſabon zu zeigen wagt! An dieſem Tage ſtehen den Mönchen alle Kirchen zum Predigen offen, und ſo löst denn den ganzen Tag über ein Fanatiker den andern ab. In den wüthendſten Reden wird da gegen alle Juden und ketzeriſchen Chriſten gedonnert, alle guten Chriſten aufgefordert, das zu ihrer Erlöſung vergoſſene Blut zu rächen. So ging ich einſt an einem Charfreytage an einer Kirche vorüber, als eben die erhitzte Menge herausſtrömte. Ein Barbareskenjude ging in ſeinem orientaliſchen Koſtüm, als neuer Ankömmling die Gefahr nicht ahnend, eben über die Straße. Nicht ſo bald ward der Pöbel ſeiner gewahr, als eine Fluth von Schimpfworten auf ihn herabſtrömte. Von Worten kam es gar bald zu Schlägen; die Wuth des Volks ſtieg ſo weit, daß einige ihn feſthielten, während andere ihm den Bart ausriſſen und Hände voll Koth von der Straße ihm in den Mund zwangen. Der arme Iſraelit würde endlich ſicher im Tago ſeine Tage beſchloſſen haben, wäre nicht glücklicherweiſe ein engliſcher Offizier in portugieſiſcher Uniform dazu gekommen, der in einem Augenblicke die Menge mit flachen Säbelhieben auseinander ſtäubte. Schändlicher zeigte ſich aber der Liſſaboner Pöbel nirgends, als in ſeinem Benehmen gegen die unglücklichen Franzoſen nach der bekannten Kapitulation von Cintra. Wochen lang ſchon vor dem Einſchiffen waren anſteckende Krankheiten unter dieſen Truppen ausgebrochen, während ſie zuſammen auf dem Platze St. Paul im Lager ſtanden, weil ſie ſich zur Befriedigung ihrer Bedürfniſſe von dieſem Orte nicht zu entfernen wagten. Jeden Einzelnen oder kleinere Parthien, die ſich vom Hauptkorps entfernten, ermordete der Pöbel jämmerlich. Wenn ein ſolcher Unglücklicher in den Straßen ruhig vor einer Hausthüre vorbeyging, fühlte er ſich plötzlich von hinten in das Haus hineingezogen und kam nie wieder zum Vorſchein. Beym Einſchiffen ging es noch ſchrecklicher zu. Von den zurückbleibenden Kranken, die nachgebracht werden ſollten, blieben Wenige am Leben. Am meiſten benutzten aber die catraieiros, Küſtenbootleute, die dabey ſtattfindende Verwirrung. Wurden ihnen Offiziere oder Soldaten zum Einſchiffen anvertraut, ſo führten ſie dieſelben unter dem Vorwande, der Strom reiße ſie fort, ſo weit in die Mitte deſſelben, daß man den Hülferuf am Ufer nicht mehr hören konnte, brachten ſie dort um, warfen die Körper ins Waſſer, landeten am andern Ufer und verſchwanden im Gebüſch. Und doch hatten ſie ſich über Mißhandlungen von Seiten der Franzoſen eben nicht zu beſchweren.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lauſanne, Mai bis September.

Haben Sie nur Geduld; über ein Kleines werden bey uns Ländchen und Städtchen nicht nur wegen ihres wundervol-

len, farbenreichen und duftigen Naturreizes, ſondern auch wegen ihrer bürgerlichen Würde und Reife genannt werden können, und dann wird der Abſtand nicht mehr ſo grell erſcheinen, wenn man von unſerm kleinen weſtlichen Nachbar kommt. Was dieſen Frühling und Sommer im Schooß des Volks, in ſeinem kleinen Parlament und bey der Regierung vorgekommen iſt, hat freylich in einer durch große Intereſſen aufgeregten Zeit keine Aufmerkſamkeit in Deutſchland gefunden, und auch hier iſt die Stelle nicht, mit Ausführlichkeit darüber zu ſprechen. Aber es muß doch an den End- und Wendepunkten in einer Zeitſchrift zuſammengefaßt werden, die dem Kulturgang der Völker nicht fremd iſt und dieſe nicht nach Millionen zählt und wiegt.

Die dießjährigen Verhandlungen des großen Raths über Religionsfreyheit, Recht der Petitionen, Bekanntmachung ſeiner Diskuſſionen, Veränderung in der Verfaſſung, beſſere Finanzordnung der Regierung u. ſ. w. waren in gar mancher Beziehung merkwürdig. In ihnen entwickelte ſich nicht nur parlamentariſche Beredtſamkeit recht tüchtig, ſondern auch der ächte Männermuth, kräftig gegen Stellen- und Familien-Ariſtokratie aufzutreten und ihrem vornehmthuenden Ergrimmen, Schimpfen und Schelten nur Gründe, Würde und Mäßigung entgegen zu ſetzen. Der Verſammlung des großen Raths waren unwürdige Pöbelſcenen gegen die Methodiſten (Momiers) in Lutry, Payerne und andern Orten vorausgegangen. Von vielen Seiten war auf ſtrengere Maßregeln gegen dieſe Sekte angetragen worden, ohne daß man ihr Anderes vorwerfen konnte, als etwas Anmaßung, Frömmeley und das Streben, Anhänger zu gewinnen; ſtrenge Sittlichkeit, ſtille, nicht ſtörende Verſammlungen, Eingezogenheit und Wohlthun konnten ihnen nicht abgeſprochen werden. Einige wackere Redner riethen mit den beſten Gründen, völlige Religionsfreyheit auszuſprechen und das Unterdrückungsgeſetz vom 20. May 1825 gegen dieſe Sekte aufzuheben; ſie wieſen dabey auf Genf hin, wo unbegrenzte Religionsfreyheit herrſcht und der Oberhirt dieſer Sekte an einen andern Momier nach Lauſanne ſchrieb: „Wie ſind Sie glücklich und beneidenswerth! Man verfolgt Sie. Mir wird nicht ſo wohl, darum habe ich auch alle Mühe, meine Kirche zuſammenzuhalten.“ Es wurde mit Beredtſamkeit Alles wiederholt, was ſich gegen Religionsbeſchränkung, beſonders in Beziehung auf die Sekten ſagen läßt, die durchaus nichts gegen öffentliche Ordnung und Landesgeſetze lehren. Dieß half aber Alles nicht. Jenes illiberale Geſetz vom 20. Mai wurde wiederholt eingeſchärft und alle Zuſammenkünfte der Momiers verboten und polizeylich aufgelöſt, wo ſie ſich bildeten. Hierauf kamen die leidenſchaftlichen und unziemlichen Schriften des Profeſſor Vinet in Baſel über die Freyheit der Sekten, deßgleichen die Maßregeln der Regierung gegen den Profeſſor Monnard in Lauſanne, der die erſte Vinet'ſche Schrift unbeſonnener Weiſe zum Druck befördert hatte und dafür bis auf den heutigen Tag ſuspendirt wurde. Es ſcheint allerdings unbegreiflich, wie ein Mann bey geſundem Verſtand und ohne böſe Abſicht in einem unruhigen Lande Stellen wie: „Une loi immorale, une loi irréligieuse, une loi qui m'oblige de faire ce que ma conscience et la loi condamnent; si l'on ne peut la faire révoquer, il faut la braver,“ oder: „C'est de revolte en revolte (si l'on veut employer ce mot) que les sociétés se perfectionnent, que la civilisation s'établit, que la justice regne, que la vérité fleurit,“ drucken laſſen und in zahlreichen Exemplaren verbreiten mag, da ſie ſo leicht von Uebeldenkenden aufgefaßt und mißverſtanden werden können.

(Die Fortſetzung folgt.)

Boſton, September.

(Beſchluß.)

Auf der andern Seite iſt die Uebereinſtimmung beyder Knaben, moraliſch betrachtet, als Beweis, wie ungeheuer weit Gewohnheit führen kann, höchſt merkwürdig. Ich habe häufig bemerkt, daß ihre Aufmerkſamkeit ſich auf dieſelben Gegenſtände richtete und gleich lang. Wandte ſich z. B. der eine nach einer neuen Kommode und betrachtete die getriebenen, vergoldeten Knöpfe der Schiebladen, ſo befühlte ſie ſogleich der andere auch; beyde betrachteten den Gegenſtand genau, aber ohne ein Wort mit einander zu ſprechen, beyde wandten ſich zugleich weg, gingen zu einem Kronleuchter und betrachteten auf gleiche Weiſe die geſchliffenen Glasſtücke. Ihr gegenſeitiges Schweigen iſt um ſo merkwürdiger, da ſie ſehr lebhaft ſind. Bekanntlich ſpucken alle Aſiaten ſehr häufig aus, ſo auch dieſe Knaben; aber immer ſah ich ſie zugleich aufſtehen und zugleich aus dem Fenſter ſpucken. Am merkwürdigſten iſt ihr Damenſpiel; ſie lieben es ſehr und ihre Eitelkeit fühlt ſich ſehr geſchmeichelt, wenn ſie einen Weißen ſchlagen können. Sie ſpielen immer beyde zugleich gegen den Gegner; bald thut der eine einen Zug, bald der andere, jedoch ohne regelmäßige Abwechſelung und ohne zu ſprechen; zuweilen ſah ich, daß jeder einen andern Stein bewegen wollte, aber der eine oder der andere ſtand immer ſogleich von ſeinem Willen ab. Das iſt überhaupt ſo intereſſant an dieſer Erſcheinung, daß, während andere Mißgeburten gewöhnlich Ekel erregen, dieſe Knaben ſogar einen ſehr angenehmen Eindruck machen, und Niemand ohne Rührung die Gutmüthigkeit und völlige Uebereinſtimmung beyder Weſen ſehen kann. Außerdem ſind ſie zwar nach unſern Begriffen ſehr häßlich, aber ganz regelmäßig gebildet. Sie kehren ſich beym Gehen immer gegeneinander und die beyden äußern Füße, alſo der rechte des einen und der linke des andern, und die beyden innern ſchreiten immer zugleich aus. Die verbindende Schnur iſt ſo kurz, daß Einer gewöhnlich ſeine Arme um die Schultern des Andern gelegt hat; beym Gehen iſt dieß immer der Fall, nur beym Sitzen nehmen ſie die Arme oft vorwärts; ſie können ſich nicht ganz einer dem andern gegenüberſtellen. Dagegen ſtützt ſich der eine auf den andern, legt ſich beym Sitzen ganz auf ihn, und immer ohne Widerrede des andern. Die Knaben lebten im Vaterlande ſehr beſchränkt und elend; ſie ſind Kinder armer Eltern und nährten ſich vom Fiſchfang. Zeigten ſie ſich, ſo lief ihnen das Volk nach und mißhandelte ſie; ſie fühlen ſich daher jezt ſehr wohl, zumal ſie von ihren Beſchützern wahrhaft väterlich behandelt werden, wofür ſie ſehr erkenntlich zu ſeyn ſcheinen. Sie fürchten nichts mehr, als getrennt zu werden, woran wohl großentheils die Furcht vor Operationen, die allen Ungebildeten gemein iſt, ſchuld ſeyn mag. Ob ſie aber ohne große Gefahr getrennt werden könnten, iſt eine Frage, über die die Boſtonſchen Aerzte nicht einig ſind. Dr. Warren glaubt, es würde ſehr gefährlich ſeyn. Die Knaben werden ſehr traurig, wenn man von dem Tode des Einen ſpricht; ſie wollen nichts davon hören. Kapitän Coffin und Hr. Hunter werden bald nach Newyork gehen und ſich von dort nach Paris, London, Edinburg und Deutſchland begeben, wo ſie, wie ich gar nicht zweifle, viel Geld erwerben werden. Coffin hat der Mutter in Siam feyerlich verſprechen müſſen, die Knaben nie einem Andern zu überlaſſen und ſie wieder zu ihr zu bringen, was er treulich zu erfüllen gedenkt, obgleich verſchiedene Spekulanten ihm bereits ſehr bedeutende Anerbietungen gemacht haben.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nº. 241.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 8. Oktober 1829.

— Untergehen
Sah man das Volk, dem ſich das Meer erſchloß; —
Es ward ſeitdem ein ruhmlos ſchlechter Troß.

Dante.

Skizzen aus Portugal.

(Fortſetzung.)

Nichts charakteriſirt den Pöbel Portugals mehr, als der Ausruf, der ihnen entfährt, wenn ſie Jemanden in der Straße ermorden ſehen. „Der arme Mann,“ heißt es da, „hat das Unglück gehabt, einen zu tödten,“ und ſo thun ſie dem Flüchtling jeden Vorſchub, damit er der Juſtiz nicht in die Hände falle. Finden ſie zufällig einen Körper, ſo ſchaffen ſie ihn, wenn ſie dieß ungeſehen thun können, mit der größten Gefühlloſigkeit, mag die Art ſeines Todes geweſen ſeyn welche ſie wolle, bey Seite, um ihm das Menſchen-Oel auszupreſſen. Die portugieſiſche Fakultät rechnet dieß nämlich zu den vortrefflichſten Mitteln, die Haare, beſonders bey Frauen, wieder wachſen zu machen, wenn ſie in Folge bösartiger Fieber ausgefallen ſind. Auch wird es zum Einreiben bey Verrenkungen empfohlen. Die Henker, häufig Franzoſen, treiben in allen Städten des Landes einen einträglichen Handel mit Schweinefett in kleinen Töpfen, welches ſie für Menſchenfett von kürzlich hingerichteten Verbrechern ausgeben. Jezt iſt jene Manipulation indeſſen ſehr erſchwert, indem nach einem neueren Geſetze Jedermann, der in der Nähe eines kürzlich Ermordeten getroffen wird, ſogleich zur Unterſuchung zu ziehen iſt; weßhalb denn kurz nach einer Mordthat alle Umſtehenden plötzlich nach allen Seiten hin ſich ſchleunigſt auf die Flucht begeben.

In manchen Dingen, wenn auch nicht in allen, iſt die niedere Klaſſe in Liſſabon dabey eben ſo ſtolz wie ihr Nachbar, der Spanier. So wird man einen Handwerker nie mit ſeinen Werkzeugen über die Straße gehen ſehen. Er läßt ſie ſich ſtets nachtragen. Dabey führt er den Titel official. So heißt es senhor official Maurer, Schmiedt u. ſ. w.

Wir verlaſſen nun die Hauptſtadt, bey deren Zeichnung wir jedoch manchen Zug, z. B. eine umſtändlichere Beſchreibung der bey den Portugieſen vorherrſchenden Neigung zur Unſauberkeit aus Rückſicht für die Leſerinnen übergehen mußten. Was nun die Bewohner des Landes betrifft, ſo werden dieſe, in dem Verhältniß, wie man ſich von der Hauptſtadt entfernt, ein erfreulicherer Gegenſtand für den Beobachter. Jedoch bey denen, die nahe bey Liſſabon leben, und mit denen wir uns zunächſt beſchäftigen, ſtoßen wir noch auf gar trübe Züge. Zuerſt fallen uns die Leute ins Auge, welche die Bemannung der zahlloſen Tagoboote bilden, die von den Portugieſen ſelbſt „da borda d'agua,“ Flußufervolk, genannt werden und die kleinen Ortſchaften am Tago, wie Seixal, Amora, Coina, Moita u. ſ. w. bewohnen; ein gefährliches Volk, rauh, heftig, leidenſchaftlich, und durch das beſtändige Leben auf dem Waſſer ſehr abgehärtet. Alle tragen große krumme Meſſer in den Gürteln, die ſie nur mit zu großer Gewandtheit handhaben. Im Allgemeinen ſind es lauter gut ausſehende, muskulöſe Leute, von ſtarkem Bau, aber mit dem Ausdrucke wilder Brutalität im Geſicht, und mit wahren Stentorlungen, weil ſie beſtändig den Leuten

Digitized by Google

aus der Mitte des Stromes zurufen müſſen. Ihr Leben iſt dabey höchſt mühſam, da ſie häufig bey reiſſender Fluth wohl ſechs Stunden hinter einander, mit dem Ruder an der Schulter, ohne Raſt gegen ſie anarbeiten müſſen. Ihre Stärke und ihr kräftiges Ausſehen iſt um ſo mehr zu bewundern, als die Uferdörfer, welche ſie bewohnen, und in denen die Liſſaboner, Behufs der Waſſervögeljagd auf dem Tage, ſich eigene Wohnungen halten, ganz außerordentlich ungeſund ſind. Auch ſind die darin lebenden Familien den kalten Fiebern ſo unterworfen, daß in den Sommer- oder Herbſtmonaten ganze Dörfer ſo verödet da liegen, als ob die Peſt darin herrſchte. Die erwachſenen Männer aber verſchont das Uebel wohl darum, weil es ihr Geſchäft mit ſich bringt, daß ſie ſelten zu Hauſe ſind. Knaben und Mädchen laufen die meiſte Zeit nackt in den Dörfern herum, und verbringen die Sommermonate über faſt den ganzen Tag im Waſſer, weßhalb ſie die Kupferfarbe der Eingebornen von Braſilien bekommen. Dabey tragen ſie auf der nackten Haut um den Hals Roſenkränze, Heiligenreliquien u. ſ. w., und vergeſſen nie, ſich zu bekreuzen, ehe ſie ins Waſſer ſpringen. Durch dieſe Lebensweiſe werden dieſe Menſchen vor allen andern Portugieſen die beſten Seeleute, aus ihnen werden ſtets die Bootsleute für die Boote der Regierung ausgewählt, und vor allen ſucht man ſie für die Kriegsſchiffe zu gewinnen. Ihr Ruf beſchränkt ſich auch nicht blos auf ihr Vaterland; ſelbſt in den Häfen des mittelländiſchen Meers gibt man ihnen ſtets den Vorzug, und es iſt bekannt, daß alle öffentlichen Boote, welche der engliſchen Garniſon in Gibraltar gehören, mit ſolchen Portugieſen bemannt ſind. Hier bietet ſich auch Gelegenheit dar, einige Worte über den Zuſtand der portugieſiſchen Marine zu ſagen, welche in Bezug auf die jüngſt vergangenen und bevorſtehenden Ereigniſſe vielleicht nicht unwillkommen ſind. Ein einziges ſchlagendes Beyſpiel von dem Zuſtand der Marine, von dem ich Augenzeuge war, wird zeigen, was die Liberalen in Terceira von den Geſchwadern Don Miguels zu fürchten haben.

(Der Beſchluß folgt.)

Das Hirtenmädchen vom Calanda.

(Fortſetzung.)

IV.

Nicht weit von der Schweizergränze und der merkwürdigen Stelle, wo die ſchäumende Rhone plötzlich von einem dunkeln Abgrunde verſchlungen wird, um ſpäter wieder an das Tageslicht zu treten, befindet ſich, einen engen Gebirgspaß beherrſchend, das franzöſiſche Fort Cluſe. Die Gegend iſt wild und romantiſch. Aus den obern Fenſtern des Schloſſes erblickt man die ewigen Eisberge Savoyens und des Walliſerlandes, über den Spiegel des Genferſee's hin aber den friſch grünenden Jura.

In dem Dachzimmer eines Thurmes, in dem man alle Reize dieſer Ausſicht genoß, ſaß Rudolph Maßner gefangen. Seine Blicke reichten in die Heimath, aber das fremde Land feſſelte ihn an ſeinen Boden. Wochen lang ſah er ſich nun ſchon gefangen, ohne daß ihm Hoffnung auf Erlöſung ward. Uebrigens behandelte man ihn mit Güte; es war ihm erlaubt, im Hofe und dem anſtoßenden, wohlverwahrten Schloßgarten zu luſtwandeln, und der Kommandant zog ihn ſogar zum öftern an ſeinen Tiſch. Aber Freyheit, Freyheit! rief es ewig in ſeiner Bruſt. Man hatte ihm die Freyheit angeboten, wenn er als Offizier in die Schweizerregimenter, welche die Krone Frankreich unterhielt, eintreten wolle. Aber er verachtete dieſes knechtiſche Drängen ſeiner Landsleute unter fremde Fahnen, dieſes Blutopfer um ſchnöden Goldes willen; er wäre den Vorſchlag auch ſchon deßhalb um keinen Preis eingegangen, weil er wußte, daß er dem Herzen ſeines Vaters damit eine tödtliche Wunde geſchlagen hätte. Bücher und Schreibgeräth hatte man ihm verſagt. Aber das Bedürfniß weiß ſich zu helfen. Mit einem Spahn, den er vom Fußboden ſeines Zimmers losriß, grub er einzelne Gedanken, Bemerkungen, die eine Art von Tagebuch bildeten, ſelbſt Verſe in die Wand. Hier fand er ſchon manchen ſinnvollen Spruch, den frühere Gefangene aufgezeichnet hatten. „Für die treue Liebe ſind Riegel und Kerkermauern keine Hinderniſſe.“ Dieſe Worte, die an dem kleinen, in ſeinem Gemache befindlichen Altarſteine eingegraben waren, las er unzählige Male. Er dachte dabey an Vreneli, er erkannte die Wahrheit jenes Spruches; denn das Bild der Geliebten war es, das ihn immer umſchwebte, das die Einſamkeit ſeines Gefängniſſes belebte. Wie viele glückliche Stunden, die er in ſüßer Abgeſchiedenheit am Fuße des weidebedeckten Calanda mit dem lieben Kinde heiter und ſchuldlos vertändelt, rief jezt ſeine Phantaſie ins Leben zurück, ſo daß ſie für ihn ein unerſchöpflicher Quell des Troſtes und der Beruhigung wurden! Und dann lag ihm ſchwer und bedeutungsvoll der Schwur im Sinne, das beyde einander geleiſtet: zu ihrer Vereinigung alle Kräfte, alles Streben und Ringen aufbieten zu wollen. Er kannte Vreneli und die Stärke ihrer Vorſätze, den Ernſt ihres Handelns. Es war ihm immer, als müßte ſie es ſeyn, der er endlich ſeine Freyheit verdanke. „Der treuen Liebe ſind ja Riegel und Kerkermauern keine Hinderniſſe.“ ſagte er, indem er auf den Altar blickte. „Recht und Billigkeit iſt nichtig geworden auf Erden, aber die Kraft der Liebe können ſie nicht tödten, wie gern ſie auch ſchon möchten!“

Rudolph Maßner war im Aeußern wie im Innern ganz das Gegentheil ſeines Vaters. Hoch und ſchlank

Digitized by Google

gewachſen, ſah er offen und heiter in die Welt hinaus, war freundlich gegen jeden, und beſaß in der Art ſeines Umganges und ſeiner Unterhaltung etwas ſo Anziehendes, daß jeder davon angenehm ergriffen wurde, und ſelbſt der Kommandant von Eclúſe, ein zwar ſtrenger, aber auch jovialer Militär, dieſem Eindrucke nicht widerſtehen konnte. Sein Vaterland liebte Rudolph innig und treu, nicht aus Ehrſucht und Eigennutz, die ſeiner Seele fremd waren, ſondern um des Vaterlandes ſelbſt, um des unnennbaren Zaubers willen, den die Idee der Freyheit, die Reize der Heimath auf ihn übten. Von Partheyſucht und gehäſſigen Ränken hatte er ſich immer fern gehalten. Oft hatte er den Unwillen ſeines Vaters auf ſich gezogen, wenn er aus innerer Ueberzeugung deſſen Anſichten nicht beyſtimmen konnte, oder ihnen gar widerſprechen mußte. Sein Fleiß, ſeine Beſcheidenheit, ſeine Kenntniſſe hatten ihm in Genf viele Freunde erworben; allein dieſe konnten nicht hindern, daß er, der Unſchuldige, das Opfer einer rachſüchtigen Politik wurde.

Eines Morgens ſtand er an dem kleinen Fenſter ſeiner Thurmwohnung und ſah in die Gegend, wo die Gipfel der Schweizerberge ſich erhoben. Sie waren von leichtem, duftigem Nebel umhüllt, aber die Sonne ſchien ſchon auf dieſen zu wirken, denn er fing an, ſich in einzelne zerriſſene Gebilde zu trennen. Die Höhen des Jura, die Häupter der mächtigen Savoyiſchen und Walliſer Gebirge traten hervor; nur das Thal, durch welches die Rhone rauſchte, wurde noch durch einen ſchmalen, weißlichen Duftſtreifen bezeichnet. Auf der weiten Natur lag ein ſeliger Friede, und das fern herübertönende Geräuſch des Stromes ſchien in ſeiner Eintönigkeit dieſe Ruhe eher noch bemerkbarer zu machen, als ſie zu ſtören. Eine Wehmuth, wie er ſie noch nie empfunden hatte, bemächtigte ſich in dieſen Augenblicken der Seele des jungen Gefangenen. Fröhliche Landleute, Jünglinge und Mädchen kamen ſingend den Weg herauf, der an Fort Eclúſe vorüber führte. Sie waren frey, ſie durften ihre Schritte hinrichten, wohin ſie wollten, ſie konnten ihren Verwandten, ihren Lieben nahe ſeyn und — er, er mußte, ohne auch nur das Mindeſte verſchuldet zu haben, Jugendkraft, Jugendfreude und Liebesglück hinter Kerkermauern begraben laſſen. In dieſen Betrachtungen, die ſein Gemüth zerriſſen, wurde er durch einen zu dieſer Stunde ungewöhnlichen Beſuch geſtört. Es war eine Ordonnanz des Kommandanten, die ihm in deſſen Namen eine Einladung zum Mittageſſen brachte: fremde Damen würden zugegen ſeyn, Gäſte, denen der Kommandant alle mögliche Ehre zu erweiſen gedenke. So wenig auch Rudolph ſich in einer Stimmung befand, die ihn zu einer geſelligen Unterhaltung geſchickt machte, ſo ſah er doch ein, daß er dem Kommandanten bey dieſer Gelegenheit zu Gefallen leben müſſe. Er ſagte zu, überließ ſich aber, als die Ordonnanz ſich entfernt hatte, wieder jenen Gefühlen der Wehmuth und Sehnſucht, die ſich bey dem Anblicke der vaterländiſchen Berge, der freyen, glücklichen Menſchen im Thale, ſeiner bemächtigt hatten.

Mit bittern Gefühlen im Herzen und einer Thräne im Auge ſah der Jüngling nach den Schweizerbergen, die immer deutlicher und herrlicher hervortraten. O, wie lockte es, wie zog es ihn hin nach den Höhen der Heimath! Er konnte ſich nicht trennen von dem ſchönen, für ihn ſo bedeutungsvollen Schauſpiele. Da ſah er tief unten im Thale eine ſchwerfällige Reiſekutſche ſich langſam heranbewegen. Er ahnete, daß dieſe den erwarteten Beſuch des Kommandanten enthalte. Wunderbar fühlte er, bey dem Anblicke der Kutſche, ſein Inneres von einer ſeltſamen Spannung, von unbeſtimmter Erwartung erfüllt. Er warf ſich das Thörichte dieſer Empfindung vor, er ſagte ſich hundert Mal, daß ein alberner Wahn ihn necke; aber immer mußten ſeine Blicke die Kutſche wieder ſuchen, und die drückende, ahnungsvolle Unruhe in ſeiner Bruſt vermehrte ſich mit jedem Augenblicke. Während die Kutſche ſich langſam den Berg hinanbewegte, war ſie bald hinter den dichten Gruppen der Bäume verſchwunden, bald trat ſie wieder hervor. Sie war von einigen reitenden Dienern begleitet, und einer von dieſen ſprengte bald voraus, wahrſcheinlich um die nahe Ankunft ſeiner Herrſchaft auf dem Fort anzuzeigen. Rudolph glaubte die Livree des Dieners zu kennen; es dünkte ihn, er habe ſie früher in Chur geſehen. Sein Herz ſchlug höher. Sollten jene Gäſte vielleicht Bekannte aus der Heimath ſeyn?

Endlich hatte das ſchwerfällige Fuhrwerk, das nach damaliger Sitte mit vergoldetem Schnitzwerke überladen war, die vielen Windungen, in denen ſich die Straße den Berg heraufzog, glücklich zurückgelegt. Es war jezt auf dem freyen Raum angelangt, der das Fort umgab und ihm die Ausſicht in die Nähe und Ferne offen ließ. Hier hielt es und die Reiſenden ſtiegen aus, um den noch übrigen Weg bis an die Wälle von Eclúſe zu Fuß zu machen. Der Wagen mußte einen weiten Umweg einſchlagen, während der Fußpfad unmittelbar nach dem Fort führte.

Rudolph betrachtete die Reiſenden mit der größten Aufmerkſamkeit. Es war ein Herr und zwey Damen, welche beyde leztern, auf leichten und, wie es ſchien, jugendlichen Füßen, bald ihren Begleiter hinter ſich zurückließen. Mit flüchtigen Schritten ſchwebten ſie den Berg hinan. Jezt hob eine von ihnen das Antlitz. Sie ſchien das Fort genau und unruhig zu betrachten. Rudolph konnte ihre Züge unterſcheiden. War er geblendet oder geſchahen Wunder und traten die Geſtalten der Phantaſie hinaus in die Wirklichkeit? Das war Vreneli! das war ihre Geſtalt, das waren ihre Mienen, ihre Bewegungen! Aber wie ſollte ſie hierher kommen, ſie als Beſuch zu dem Kommandanten von Eclúſe?

Digitized by Google

Wie konnte ſie ihr heymathliches Kleid mit der Damentracht der damaligen Zeit vertauſcht haben? Tauſend Zweifel widerſprachen dem, was ſeine Augen erkannten. Und dennoch, ſelbſt die Unruhe, mit der ſie nach allen Thürmen, nach allen Fenſtern der Feſtung forſchte, ſchien ſeine Vermuthung zu beſtätigen. Ihre Begleiterin achtete aufmerkſam auf den ſteilen Fußpfad und ſchien in einer eifrigen Rede begriffen, die ganz und gar ihre Gedanken in Anſpruch nehmen mochte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bevölkerung von Paris *).

Nach der neueſten Volkszählung beträgt die Bevölkerung dieſer Stadt, die gewöhnlich zu 800,000 angegeben wird, nur 713,765 Einwohner, wovon 346,188 Männer und 367,796 Weiber in 224,922 Familien. Die Zahl der Geburten iſt 25,126, der Todesfälle 22,917, der Ehen 6465. 366,000 leben von Privat-Einkommen; 348,000 von täglicher Arbeit; 77,192 von Almoſen; 3987 liegen krank im Spitale; 12,500 ſind Findlinge. Die Garniſon beträgt 16,000 Mann. Beamte zählt man 10,430, Dienſtboten 80,000.

*) Polytechniſches Journal. Jahrg. 1829. Zweytes Septemberheft.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lauſanne, Mai bis September.

(Fortſetzung.)

Im nahen, ruhigen Genf wäre die Sache wahrſcheinlich ganz anders behandelt worden. Da hätte die Regierung von Vinets leidenſchaftlichen observations und nouvelles observations gar keine Notiz genommen, ſondern ſie dem Urtheil der Gutdenkenden überlaſſen, und ein einheimiſcher mitwirkender Profeſſor wäre mit einem offiziellen Tadel zwiſchen vier Wänden davongekommen. Damit aber wäre den Herren, die ſichtlich auf éclat und Märtyrerthum ausgingen, gar nicht gedient geweſen, und anklagende, bedauernde und vor allen Dingen ſehr ſchmeichelhafte Adreſſen einiger Studenten, ſchöne Antworten darauf mit obligaten Redensarten, poetiſchen Anſpielungen u. ſ. w. hätten ſich dann ohnehem nicht anbringen laſſen. Auch iſt in Genf die Regierung in Allem reifer, beſonnener und ruhiger, und kein Staatsrath wird dort ſagen, wie wir vor Kurzem hier als politiſchen Grundſatz hörten: „Man kann einen Ochſen mit einem Keulenſchlag tödten, nicht aber einen Ameiſenhaufen.“

Voriges Jahr hatten die Anträge einiger Mitglieder des großen Raths auf theilweiſe Verbeſſerung unſerer Konſtitution, zumal in Beziehung auf das Wahlſyſtem, nur geringen Erfolg, denn die Parthie der Stereotypen erwiederte, dieſe Anträge kämen blos von einzelnen Männern, das Volk denke nicht daran. Dieß Jahr gingen deßhalb 27 Bittſchriften ein, die von 4000 achtbaren Einwohnern unterzeichnet waren. Da hieß es erſt, das Volk habe kein Recht, kollektive Bittſchriften einzureichen, man müſſe keine Notiz davon nehmen, man dürfe auch ſchon deßwegen nicht nachgeben, gerade weil das Volk darum bitte; überdieß ſey bey dieſen Bittſchriften viel Zwang, Ueberredung, Betteley, Ueberraſchung und ſonſtige ungehörige Maßregeln angewendet worden, in England treibe man damit ein verächtliches Spiel, ſie würden größtentheils nur vom Pöbel unterſchrieben u. ſ. w. Es wurde dagegen bewieſen, daß hier die beſten Einwohner des Landes die Petition unterſchrieben hatten. Auch ergab die Abſtimmung in dieſer Sache ein ſehr erfreuliches Reſultat. Die Oppoſition vom vorigen Jahr hatte ſich bedeutend gemindert, und es ſteht zu erwarten, daß in künftiger Sitzung die Majorität für eine beſonnene Veränderung unſeres Wahlſyſtems ſtimmen wird. Die Regierung ſcheint dieß ſelbſt eingeſehen zu haben, denn ſie ſezte vor Kurzem eine eigene Kommiſſion nieder, um die Sache zu unterſuchen und darüber Bericht zu erſtatten.

Vergleicht man unſere parlamentariſchen Verhandlungen mit denen der franzöſiſchen Deputirtenkammer, ſo zeigt ſich bey uns viel mehr Würde und Ruhe. Wir unterbrechen uns nicht, rufen uns keine Impertinenzen zu, der Präſident braucht nicht zur Ordnung zu rufen und hat nicht einmal eine Glocke auf ſeinem Tiſch; wir laufen nicht Stundenlang oder ganz fort, um zu Mittag zu eſſen u. ſ. w.; wir unterhalten uns nicht laut in dem Saal; wir haben auch keine rechte, keine linke Seite und kein Centrum; Alles gleicht mehr der Weiſe in den beſſern deutſchen Ständeverſammlungen, wiewohl wir doch lange kein ſo ruhiges Volk ſind, wie die Bayern und Würtemberger. Indeſſen haben wir doch auch an unſerer Gazette de Lausanne eine Art von Gazette de France, und an dem Nouvelliste Vaudois einen kleinen Constitutionnel mit all ſeinen Fehlern und Einſeitigkeiten. Aus dem Allen geht hervor, daß wir Waadländer ſeit einigen Jahren bürgerlich viel reifer geworden ſind, daß wir alles Oeffentliche mit mehr Sinn, Eifer und Beſonnenheit ergreifen und feſthalten. Dieß erfreuliche Intereſſe theilen ſogar unſere Frauen und Mädchen, und während der lezten Ereigniſſe haben wir ſie in Küche und Keller, wie in geſelligen Zuſammenkünften ängſtlich und unwillig oder erfreut geſehen, je nachdem die Landesangelegenheiten eine gute oder eine mißfällige Wendung nahmen. Ihre herzliche Theilnahme iſt jedoch nicht mit dem politiſchen Partheygeiſte der Franzöſinnen zu verwechſeln; unſere Frauen des zahlreichen würdigen Bürger- und Bauernſtandes kennen keine Partheyung, ſie hängen nur an dem Allgemeinen, Guten und Rechten, und ihr natürliches Gemüth empört ſich, wenn Klaſſen und Kaſten ſich ohne einiges Verdienſt unter einander erheben und begünſtigen wollen, zumal wenn dieß ſo weit geht, daß den Übrigen der Zugang zum großen Rath und zu höhern Stellen verſagt bleiben ſoll, weil ihnen die rechte Verwandtſchaft und Empfehlung abgeht. Man ſollte nicht glauben, daß es mit dieſem Weſen noch ſo arg bey uns ſey und daß man ſich ſo wenig ſcheute, die früheren Zeiten feſtzuhalten oder zu erneuen; hoffentlich wird ſich aber auch dieß in den nächſten Jahren geben. Zur Bezeichnung dieſes dunkeln Burggeiſtes genügt ein auffallender Zug. Der verdienteſte und ausgezeichneeſte Mann des Landes, gleich verehrungswürdig als Menſch wie als Staatsmann, hochgeachtet von allen gutdenkenden Waadländern, der Mann, deſſen Bedeutung, ehrenvollen Verhältniſſen und thätiger Verwendung der Kanton Waad 1815 am meiſten ſeine jetzige Unabhängigkeit zu verdanken hat, iſt der General L. Er ſizt nicht im Staatsrath und ſaß nie darin; ſorgfältig hält man ihn mit ſeinen liberalen Anſichten und ſeinem reinen, ächt bürgerlichen Willen von da fern, und freut ſich ſehr darüber, daß er, alles politiſche Wirken vermeidend, zurückgezogen bey Montreux lebt; er, der mit Freude, Talent und immer jungem Herzen ſeinem Vaterland nützlich ſeyn möchte!

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nº. 242.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 9. Oktober 1829.

Er tanzt mit ihr in die Wellen hinein.
„O Vater und du o Mutter mein!“

Juſt. Kerner.

Romanzen von Guſtav Schwab.

Das Denkmal am Thunerſee.

In der Berge tiefem Keſſel,
Zwiſchen Blüthe, Wald und Schnee,
Ein Gefangner in der Feſſel,
Ruht und brütet grimm der See.
Kann nicht grünen, kann nicht blühen,
Kann nicht ſchmelzen und vergeh'n,
Darf nicht mit dem Fluſſe ziehen,
Muß nur ewig ſtille ſteh'n.

Darum wirft er blaſſe Wellen
Hoch empor in Zorn und Neid,
An die Ufer will er ſchwellen,
Streifen weg ihr buntes Kleid.
Knickt in Gärten Roſen, Lilgen,
Bricht die Bäume mit der Frucht,
Alles Leben möcht' er tilgen,
Leckt nach ihm in Thal und Schlucht.

Um verborgne Felſenriſſe
Läßt er ſtille Waſſer ſteh'n,
In die Tiefe zieht er Schiffe,
Die ein freudig Segel bläh'n.
Und mit ſeinem breiten Rücken
Deckt er alle Trümmer gleich,
Legt ſich hin und ſchläft in Tücken,
Wie ein frommer Gartenteich.

Und der Weſt mit leichten Flügeln
Koſet an dem ſtillen Strand,
Und der Hirte von den Hügeln
Wagt ſich an den hellen Rand.
Wagen rollen, tief im Gleiſe,
Längs dem Ufer, ungeſtört;
Frauen wandeln, Kinder, Greiſe,
Keine Welle ſich empört.

Sieh! da nah'n, den Kranz im Haare,
Mägdlein zwei und Knaben zween;
Heil dem ſchönen Doppelpaare,
Lieblichers ward nie geſeh'n!
Jene ſchwarzgelockt, er golden,
Dieſe blond, er braun-umwallt,
O wie ſelig zieh'n die Holden,
Während Brautgeſang erſchallt.

Und am Ufer, feſtgehalten
Von dem See, der ſpielend quillt,
Bleiben ſtehen die Geſtalten
Und beſchau'n ihr feuchtes Bild.
Lauter Leben, lauter Blüthe
Spiegelt ſich in ſeiner Fluth,
Lauter Liebe, lauter Güte —
Jetzt erwachet ſeine Wuth.

Digitized by Google

Seine grüne Woge blitzet,
Wie ein Auge neidiſch grollt,
Seine wilde Fluth, ſie ſpritzet,
Wie von Stürmen aufgerollt;
Strecket nach den ſüß Umſchlung'nen
Ihren Wellenarm heraus,
Fährt zurück mit den Bezwung'nen,
Und begräbt ſie mit Gebraus.

Und nun dehnt in böſem Schlummer
Wieder friedlich ſich die Fluth;
An dem Rande weint der Kummer
Und verzehrt ſich Schmerzensgluth.
Treuer Eltern Hände mauern
In das Ufer einen Stein,
Graben unter Thränenſchauern
Vier geliebte Namen ein.

Doch der See ſtemmt ſich dawider,
Und das Denkmal ſtehet kaum,
Als er halb es zwinget nieder
In den trüben Wellenſchaum.
Und der graue Stein erzittert
Seit Jahrhunderten vom Stoß,
Und mit Namen, die verwittert,
Hängt er in der Waſſer Schooß.

Das Hirtenmädchen vom Calanda.

(Fortſetzung.)

Beyde Reiſende waren dem Thurme, in dem Rudolph, von Hoffnung und Zweifel bewegt, am Fenſter ſtand, gerade gegenüber und ſehr nahe gekommen. Jezt ſah die junge Reiſende, deren Erſcheinung alle Seelenkräfte des Gefangenen in Spannung verſezt hatte, nach ſeiner Thurmwohnung, nach ſeinem Fenſter empor. Ja, ja! es war Vreneli. Sie hatte ihn erkannt. Er ſah den Glanz der Freude auf ihrem Antlitze leuchten; ſie machte eine heftige Bewegung, ſie hob beyde Hände zu ihm empor, dann aber ließ ſie ſie ſchnell ſinken und nahm die alte ruhige Haltung wieder an, als müſſe ſie ſich hüten, die Gefühle, die ſie in dieſem Augenblicke ergriffen, vor ihrer Begleiterin zu offenbaren. Da ließ Rudolph in freudiger Wallung ein weißes Tuch zum Fenſter hinaus wehen, und ſiehe! im nächſten Momente flatterte auch in der Hand Vrenelis, unſcheinbar und herabhängend, ein ähnliches; alle Zweifel waren gelöst und die Hoffnung triumphirte in der Seele des liebenden Jünglings. Er ſah noch, wie das Mädchen bedeutſam zwey Finger auf den Mund legte, um ihm anzuzeigen, daß alles ein tiefes Geheimniß ſey, wie ſie ſich nun mit einer, dem Anſcheine nach gleichgültigen Rede zu ihrer Begleiterin wandte, und beyde dann hinter einem Vorſprunge des Walles, neben dem der Eingang zum Fort lag, verſchwanden.

Sein ganzes Weſen war in ſtürmiſcher Wallung. Er verließ das Fenſter und ſchritt haſtig in ſeinem engen Gemach auf und nieder. Er hatte Vreneli geſehen, er werde ſie wieder ſehen an der Tafel des Kommandanten, in der Geſellſchaft einer fremden Dame: das ſchien ihm gewiß; aber welch wunderliche Ereigniſſe, welch ſeltſame Fügungen mußten ſich begeben haben, um dieſe an's Unglaubliche gränzende Erſcheinung hervorzubringen? Eine Vermuthung jagte die andere, allein nur die Gewißheit blieb ihm, daß des Mädchens treue Liebe ſie hierher führe, daß ihr Verſtand, ihre Seelenſtärke Gefahren und Hinderniſſe beſeitigt und ihr den Weg zu ihm gebahnt haben. Einige ewig lange Stunden verſtrichen, ehe der Ruf zur Tafel an ihn erging. Er hatte ſeine ſtattlichſte Kleidung angelegt, er konnte keine Ruhe finden und wollte in den Hof, in den Garten hinab; aber da die Stunden, in denen er ſich einiger Freyheit erfreuen durfte, in der Regel Nachmittags fielen, ſo fand er die Thüre ſeines Zimmers, wie es Morgens immer war, von Außen verſchloſſen. Endlich erſchien die Ordonnanz, um ihn abzurufen. Er ſuchte ſich zu faſſen, er ſah ein, daß es zu Vrenelis ihm noch unbekannten Abſichten nothwendig ſey, vor andern ihr völlig fremd und gleichgültig zu erſcheinen, bis er erſt mit ihren Anſchlägen, ihren Planen vertraut ſey. Er trat in den Saal, wo ihm der Kommandant entgegen kam und ihn mit traulichem Handſchlage begrüßte. „Das iſt der Gefährte meiner Einſamkeit," ſagte er zu Herrn und Frau von Merveilleux. „Nehmen doch die Damen gerne eine Geſellſchafterin mit in's Getümmel der Welt," fuhr er, auf Vreneli deutend, fort, die ruhig in einer Fenſtervertiefung ſtand und durch keine Bewegung ihre Bekanntſchaft mit Rudolph verrieth; „warum ſollte ein Kriegsmann, dem ſein früheres Leben einen freundſchaftlichen Umgang zum Bedürfniß gemacht hat, nicht in der Abgeſchloſſenheit dieſer Wälle und Mauern ſich darnach umſehen?"

Er führte nun Frau von Merveilleux, deren Blicke mit dem Ausdrucke des Wohlgefallens auf der ſchlanken Geſtalt des jungen Mannes geruht hatten, an eines der offenſtehenden großen Fenſter, um ihr alle Punkte der weiten Ausſicht zu bezeichnen und zu erklären. Rudolph wußte es ihm innigen Dank, daß er ſeinen Namen nicht genannt hatte. Er erinnerte ſich des Herrn von Merveilleux und ſeiner Gattin, er wußte, daß jener als Geſandter in Chur gelebt hatte, daß er ſeinen Vater wie die unſeligen Händel kannte, in welche dieſen ſeine Anhänglichkeit an das Haus Oeſterreich verwickelt hatte. Ihn ſelbſt hatte das Ehepaar wohl überſehen, da er damals eben aus den Knabenjahren getreten und noch ohne alle politiſche und geſellige Bedeutung war. Wie leicht hätte die Gegenwart des Sohnes eines ſo entſchiedenen Franzoſen-

Digitized by Google

feindes, wie ſein Vater war, dem Geſandten läſtig fallen können, und wie ſehr war ihm doch daran gelegen, in einer Geſellſchaft zu bleiben, in der Vreneli als ein ſo räthſelhaftes Mitglied erſchien. So viel hatte er nun erkannt, daß ſie als Geſellſchafterin der Frau von Merveilleux auf Fort Ecluſe angelangt ſey; allein wie viel blieb ihm nicht noch zu erfahren übrig, ehe er hell in dieſe Angelegenheit, beruhigt auf ihre Folgen blicken konnte.

Mit klopfendem Herzen, mit der heftigſten Unruhe im Innern, mußte der junge Mann dem Herrn von Merveilleux, der ihn ſeiner beſondern Aufmerkſamkeit würdigte und über die politiſche Lage Europas, über die Nothwendigkeit, in der ſich die Schweiz befinde, mit Frankreich gemeinſchaftliche Sache zu machen, ſich umſtändlich ausließ, Gehör geben. Seine Antworten waren einſylbig, aber der Geſandte ließ ſich dadurch nicht abſchrecken, denn er ſprach gern allein und nahm es für ein Zeichen von Ehrfurcht, wenn andere ihm gegenüber verſtummten. Glücklicherweiſe hatte er die Gewohnheit, immer, wenn er redete, die Blicke an die Decke zu heften, und ſo konnte Rudolph, hinter dem Rücken der Frau von Merveilleux und des Kommandanten, ungeſtört nach Vreneli ſehen. Plötzlich machte ihm das Mädchen ein bedeutungsvolles Zeichen, dann überzeugte ſie ſich, daß ſie von Frau von Merveilleux und dem Kommandanten, die nur mit ſich beſchäftigt waren, nicht bemerkt werde, und ſchob nun raſch ein Papier unter ein Blumengefäß, das auf einem Tiſche nahe bey ihr ſtand. Ruhig verließ ſie hierauf ihren Platz und ging an ein anderes Fenſter. Rudolph ſtand wie auf Kohlen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Skizzen aus Portugal.

(Beſchluß.)

Im Jahr 1819 ward ein großes hübſches Schiff (denn bekanntlich ſind die portugieſiſchen Schiffe wegen der Eleganz ihrer Bauart ſelbſt von den engliſchen Seeoffizieren zu allen Zeiten bewundert worden), Don João VI. genannt, mit 120 Kanonen bewaffnet, doch für weit mehr gebohrt, vom Stapel gelaſſen, und ſollte im folgenden Jahre nach Rio Janeiro abſegeln. Die portugieſiſchen Seeleute flohen nun von jeher den Staatsdienſt, weil ſie nachläßig, ſchlecht oder gar nicht bezahlt werden; Niemand wollte freywillig auf dem Schiffe dienen. Man ſah ſich genöthigt, Preßgänge anzuſtellen. Alle jungen Männer, Seeleute wie Landleute, Bediente wie Tagelöhner, Nachtwächter, Kutſcher, kurz alles, was keinen Freyſchein in der Taſche hatte, wurde aufgegriffen, in Ketten gelegt und unter dem Namen von Freywilligen an Bord gebracht. Mit ſolcher Bemannung brauchte João VI. ſieben Monate, um von ſeinen Hafenankern, der Stadt gegenüber, bis zu denen von Belem, der äußern Citadelle von Liſſabon, zu gelangen. Vielleicht wäre man in dieſem Jahre noch eine Strecke weiter gekommen, wäre nicht unglücklicher Weiſe ein kleiner Corſar im Tago erſchienen, der nicht weit davon in Caſcás landete, den Koloß herausforderte, ja deſſen Kapitän ſogar die Frechheit hatte, Abends in's Theater zu gehen. Man blieb dort, bis der Gefürchtete abgeſegelt war, und machte dann im folgenden Jahre einen neuen Verſuch, das Schiff der Tagomündung etwas näher zu bringen; der neue Verſuch lockte eine Menge Zuſchauer hinaus. Zu unſerem Erſtaunen hörten wir von Weitem ſchon einen dumpfen Lärm, und als wir näher kamen, ſahen wir einen Mann nach dem andern vom Borde in's Waſſer ſpringen, aus dem Fluſſe bis an das jenſeitige Ufer hin ſchon eine Menge Köpfe aus dem Waſſer ragen, und gegenüber an dem Städtchen St. Joſe de Ribramar von Waſſer triefend eine jubelnde Schaar ſtehen, die bereits ans Land geſtiegen war. Als die Freywilligen nämlich ſahen, daß es mit der Abfahrt Ernſt wurde, ſprangen ſie, ungefähr eine Viertel-Meile von Belem, gegen 70 an der Zahl, in den Fluß und retteten ſich nach dem gegenübergelegenen Städtchen Ribramar. In derſelben Nacht folgte die ganze Mannſchaft trotz aller Wachen ihrem Beyſpiel; das Schiff mußte noch einmal anlegen, und erſt im folgenden Jahre ſegelte es wirklich ab. — Ich darf hier nicht vergeſſen anzuführen, wie unbeſchreiblich unwiſſend in der Geographie dieſe Nachkömmlinge des großen Heinrich Navigator ſind. Es war einmal die Nachricht eingetroffen, daß ein anſteckendes Fieber in Malaga wüthe. Bald darauf landeten einige Paſſagiere aus Marſeille. Hartnäckig verweigerte ihnen der Hafenoffizier von Belem die Landung. Und warum? Beyde Städte hatten zwey gleiche Anfangsbuchſtaben; vergeblich ſtellten die Betheiligten vor, Malaga und Marſeille ſeyen ja ganz verſchiedene Städte; vergeblich breiteten ſie die Landcharte vor ihm aus und wieſen ihm die in Frage ſtehenden Punkte. Er ſetzte ruhig ſeinen Daumen auf Malaga und den kleinen Finger auf Marſeille, und meynte, es ſey ja nur eine Spanne von einem Ort zum andern. Erſt nach langer Vermittelung unterrichteter Perſonen gelang es den beyden Kaufleuten, die Erlaubniß zum Eintritt in die Stadt zu erlangen.

An einen Genialiſchen.

Da droben, Sphärenharmonie!
  Und unten hier ein Ständchen. —
Ich gönne Dir ja Dein Genie,
  Gönn' Du mir mein Talentchen!

Ludwig Robert.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

Sie beklagen ſich, daß ich ſeit ſo lange keinen Bericht einſandte. Ich könnte mich mit dem Andrang mannichfacher Arbeiten, mit einem verlornen gegangenen Schreiben, mit anhaltender Migräne, oder ſonſt üblichen Ausflüchten entſchuldigen; ich will aber lieber die Wahrheit ſagen, möge ſie auch nicht ſo gut aufgenommen werden, als eine höfliche Lüge. Von Zeit zu Zeit pflege ich nämlich die Korreſpondenz-Artikel vorzüglich geachteter Tagesblätter durchzuſchauen (ich ſage nicht: zu durchſchauen, weil dieß die Beſcheidenheit verbietet), und da wurde ich denn inne, daß die Berichte aus Danzig accurat ſo wie die aus Darmſtadt klingen, die aus Darmſtadt wie die aus Berlin, die Berliner wie die Stettiner, die Stettiner wie die Frankfurter und ſo in Spiralkreiſen fort durch ganz Deutſchland. Demnach überzeugte ich mich, daß ich Ihnen auch nicht das Geringſte, weder von den hieſigen Bühnen, noch von der Kunſt, weder vom Leben, noch von der Geſellſchaft ſchreiben könnte, was Ihnen nicht aus allen andern Orten Deutſchlands bereits zugekommen wäre, und ſchwieg alſo. Nun ſoll ich aber durchaus reden, will es auch thun, verwahre mich aber und ſage es vorher, daß Alles, was ich von hier aus berichte, eben auch in ganz Deutſchland vorgeht oder doch ſeine Anwendung findet. Möglichſt jedoch will ich mich hüten, zu erzählen, welche Oper oder welches Luſtſpiel neu auf der Bühne erſchien, da man ſolches weit ſinnreicher in den franzöſiſchen Journalen beſprochen findet; kein Wort auch über die trefflichen Darſtellungen, da jedes Blättchen jedes Städtchens hierüber der Worte nur zu viel macht; ich beſcheide mich, zu verſuchen, ob die geneigten Leſer des Morgenblatts die Geduld haben werden, mir zu folgen, wenn ich eine allgemeine Bemerkung anknüpfe. Die allgemeine Bemerkung iſt überdieß nicht von mir gemacht, ſondern von einem ſehr geiſtreichen Schriftſteller, und lautet im Auszuge alſo:

„Die Stellung, welche die Kunſt in unſerm heutigen Leben angenommen hat, muß als völlig verſchieden von der betrachtet werden, die ſie in andern Epochen behauptete. Den Griechen war die Kunſt nicht etwa ein Anderes für das Leben, ſondern das Leben ſelbſt; die ſchöne Form war nicht das Gewand, ſondern der eigentliche Inhalt des Dazeyns. In der chriſtlichen Welt hat die Kunſt nicht mehr jenen Sinn, das Leben auszufüllen und zu beherrſchen, ſondern eine Zierde, eine Begleiterin zu ſeyn, die man als angemeſſene Geſellſchaft ſchäzt und verehrt. So hat es in den vorigen Jahrhunderten noch eine bedeutungsvolle Zeit gegeben, in welcher nicht blos Künſtler auftraten, ſondern wahrer Sinn für Kunſt, in ganz naiver Weiſe, alle Klaſſen der Geſellſchaft belebte. Auch dieſe Zeit iſt jezt vorüber. Die an einen unendlichen Progreß von ſubjektiven Zwecken und Einzelnheiten und Nüzlichkeiten dahingegebene Gegenwart hat ſich von dem Weſentlichen der Kunſt völlig abgewendet, und die Kunſt muß ſich begnügen, in jenem Harem von Zwecken und Abſichten zu wandeln, wo ſie ſonſt als die Eine, beglückende Gattin erſchien; und, ſtatt die edle Begleiterin des Lebens zu ſeyn, iſt ſie zu jener unedeln Sklavin herabgewürdigt, die man auch mit dem Namen des **Zeitvertreibs** bezeichnet. Dagegen hat ſich in dieſer Zeit die höchſte Form des abſoluten Geiſtes, welche die Wiſſenſchaft iſt, in immer mehr vollendeter Geſtalt hervorgethan; ſie, die Klar-Bewußte, iſt es auch, die ihrer Schweſter, der Kunſt, den ihr beſtimmten Plaz anweiſt, während die, zu unwürdigen Zwecken gebrauchte und als Zeitvertreib gemartete Kunſt kein anderes Aſyl kennt, als die Wiſſenſchaft, von der ſie noch einzig und allein als eine Ebenbürtige geehrt wird."

(Die Fortſezung folgt.)

Lauſanne, Mai bis September.

(Fortſezung.)

Erfreulicher iſt die Betrachtung der wohlthätigen Anſtalten und Vereine, die ſich vor Kurzem in unſerm Kanton gebildet haben und denen faſt jeden Monat neue folgen. Die Bildung einer Landbibliothek für Bauern und Handwerker hat in Morges mit gutem Erfolg begonnen. In wenigen Monaten konnten 289 Bände angeſchafft werden, darunter 39 für Religion, 65 für ſchöne Wiſſenſchaften, Moral und Erziehung, 21 für Politik und politiſche Oekonomie, 40 für Geſchichte, 87 für Reiſen; 15 für Wiſſenſchaften, Anwendung der Wiſſenſchaften auf Gewerbe, und 22 für Ackerbau. Dieſe Bücherſammlung entſtand aus den Beyträgen von hundert einundſechszig Subſcribenten, die theils auf dem Lande, theils in Morges ſelbſt wohnen, und für den geringen Beytrag von 10 Bazen (40 kr. rhein.) immer Ein Buch zum Leſen erhalten. Aehnliche Landbibliotheken ſind an mehreren Orten des Kantons gebildet worden, z. B. in Aigle, in Ollon und in Donnelove. Dieſe ſehr lobenswürdige, ganz richtig auf die unmerkliche Civiliſation der untern Stände berechnete Anſtalt hat auch in politiſcher Beziehung Intereſſe. Je mehr die Leute ihre intellektuellen und moraliſchen Fähigkeiten ausbilden, deſto beſſer werden ſie ihre bürgerlichen Rechte erkennen und mit Eifer vertheidigen lernen. Gleiches Gedeihen hat der Lauſanner Verein zur Unterſtüzung armer kranker Arbeiter. In den zwey lezten Jahren wurden 2567 Schweizer-Franken ausgetheilt und 320 Fr. auf Intereſſen gelegt. Man unterſtüzte 93 Kranke, von denen 2 ſtarben.

Neben dem Asile rural, deſſen Zweck die Erziehung hülfloſer Kinder, ihre Beſchäftigung und künftige Anſtellung oder Verſorgung iſt, hat auch ein Asile de Nyon in dieſem Städtchen begonnen, das faſt gleichen Zweck verfolgt, nur etwas mehr in der Ausbildung der Mädchen leiſten will. Unter der Aufſicht einer Dame und ihrer Tochter bildet ſich hier ein wahrer Familienverein, wo die ältern Schweſtern den jüngern emporhelfen. Der Hauptzweck dieſer Erziehung iſt, daß die Zöglinge früh mit ihrem Stande und ihren Verhältniſſen vertraut und ganz zufrieden werden, und ſich nicht darüber zu erheben ſuchen. Dadurch ſoll beſonders dem unſeligen Luxus der Dienſtboten geſteuert werden. Künftig ſoll dieſe Anſtalt auf das Land kommen, wo ſie beſſer an ihrer Stelle ſeyn wird, als in der Stadt. Ein Verein von Frauen leitet dieß Mädchenaſyl, ſowohl in ökonomiſcher Hinſicht, als auch in der Erziehung; dieſe Frauen machen die Einkäufe und nöthigen Anſchaffungen und führen abwechſelnd die Wirthſchaft. Die Mädchen bleiben bis in ihr ſechszehntes Jahr in der Anſtalt und werden beſonders zu der Arbeit gebildet, womit ſie ſich künftig auf ehrliche Art forthelfen ſollen. Hierher gehört Hand- und Feldarbeit, Kochen, Backen u. ſ. w.; überdieß lernen ſie fertig leſen, ſchreiben, rechnen und Religion, ſo wie die Elemente vaterländiſcher Landeskunde. Das ſchnelle Emporkommen und Gedeihen des Asile rural iſt ein neuer Beweis, daß die chriſtliche Milde und Wohlthätigkeit bey uns immer zunimmt. Nach den bedeutenden Summen, die unſer Kanton für die Griechen, für die Bibelgeſellſchaften, für die Miſſionen, für die unheilbaren Kranken und für eine Menge anderer Anſtalten und wohlthätiger Vereine beytrug und ſpendete, kamen doch vom 1. April 1828 bis 30. März 1829 gegen 24,400 Schweizer-Franken zuſammen.

(Die Fortſezung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 243.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 10. Oktober 1829.

— Bey der Liebe iſt der Heldenmuth,
Und bey der Liebe iſt der Sieg.

Th. Körner.

Das Hirtenmädchen vom Calanda.

(Fortſetzung.)

Es hatte keinen Anſchein, daß Herr von Merveilleur, ehe man zur Tafel ging, mit ſeinen politiſchen Betrachtungen an's Ende kommen werde. Da wurde er zum Glück von ſeiner Gemahlin, die über irgend einen Punkt, über den ſie mit dem Kommandanten nicht einig werden konnte, Aufſchluß verlangte, lebhaft herbeygerufen. Er folgte, ſeinen Maximen galanter Aufmerkſamkeit getreu, ſogleich dem Rufe, und Rudolph konnte nun ungehindert ſich dem Tiſche nähern, das Papier zu ſich nehmen, und tiefer in die Fenſterniſche tretend, ſich ſogar mit ſeinem Inhalte vertraut machen. „Hüte Dich, Rudolph, zu verrathen, daß Du mich kennſt!“ lauteten die flüchtig hingeworfenen Zeilen, auf denen ſeine Blicke ruhten. „Ich bin gekommen, Dich zu befreyen. Gott wird mir beyſtehen! Iſt es möglich, ſo laß Dich Nachmittags im Garten finden. Ewig treu Dein Vreneli.“ Der junge Mann verbarg das Blatt auf ſeiner Bruſt. Er mußte ſeine ganze Beſonnenheit zuſammen nehmen, um Herr ſeiner Gefühle zu bleiben. Wo fand dieſe Liebe, dieſe Seelenſtärke der jungen Hirtin vom Calanda ihres Gleichen? Er wußte nicht, was er mehr bewundern ſollte, ob die Kühnheit des Entſchluſſes, die Feſtigkeit in der Ausführung, die Beſonnenheit und Selbſtbeherrſchung im Benehmen.

Es gelang ihm, bey Tiſche ruhig zu erſcheinen und gegen ſeine Nachbarin, Frau von Merveilleur, alle die kleinen geſelligen Pflichten zu beobachten, auf deren Erfüllung ſie großen Werth legte. Vreneli ſaß ihm gegenüber, zwiſchen dem Kommandanten und dem Gemahl der franzöſiſchen Dame. Das Mädchen ſprach wenig, aber Rudolph erkannte doch, welche großen Fortſchritte ſie in der franzöſiſchen Sprache, in der er ihr den erſten Unterricht gegeben, gemacht hatte. Er bewunderte ihr Benehmen, das leicht und fein erſchien, als habe ſie ſeit Jahren in der großen Welt gelebt. Uebrigens trug Frau von Merveilleur faſt ausſchließlich die Koſten der Unterhaltung. Sie war unerſchöpflich in Anekdoten vom Hofe zu Verſailles, und kam denn endlich auch auf ihre Reiſegeſchichte, auf ihr Abenteuer bey Bad Pfeffers, das ſie mit den grellſten Farben ſchilderte. Der Kommandant blickte ſeinen jungen Gefangenen bedeutungsvoll an, hielt es aber, bey der Heftigkeit, mit welcher die Dame ſich über den Rathsherrn Maßner ausſprach, um ſo mehr für ſeine Pflicht, ſie durch die Entdeckung, der Sohn dieſes ſchrecklichen Mannes ſitze neben ihr, nicht zu verletzen. Herr von Merveilleur war immer zu ſehr mit höheren politiſchen Kombinationen beſchäftigt, um ſich darum zu bekümmern, auf welcher Feſtung man den jungen Maßner als Bürgen eines beſſeren Benehmens ſeines Vaters gefangen halte; ſo geſchah es, daß ſeine Gemahlin nicht ahnen konnte, ſie weile unter demſelben Dache mit dem Sohne des Mannes, gegen den ſie leidenſchaftlich erbittert war, ſie befinde ſich in demſelben Zimmer

Digitized by Google

mit ihm, an ſeiner Seite, und zeige ihm ein Wohlwollen, das ſeine Beſcheidenheit, ſein aufmerkſames Zuvorkommen zu verdienen ſchienen. Mit Kummer hatte Rudolph die Gewaltthat ſeines Vaters vernommen. Er ſah ein, daß hierdurch nichts gewonnen, daß ſeine Sache eher verſchlimmert werde. Wie konnte Thomas Maßner ſich einbilden, die Entſchlüſſe des Königs von Frankreich durch Zwang, durch Trotz zu beſtimmen? Aber ein ſolches Verfahren lag ganz in dem Charakter ſeines Vaters, der keine Nachgiebigkeit kannte, und den Haß gegen Frankreich verblendete.

Die Tafel war aufgehoben. Vreneli hatte ſich mit irgend einer Entſchuldigung gegen ihre Dame aus dem Salon entfernt, Herr von Merveilleux war in einem Seſſel eingeſchlummert, und die leiſe, aber lebhafte Unterhaltung, welche ſeine Gemahlin mit dem Kommandanten zu führen anfing, gab dem jungen Manne Anlaß und Gelegenheit, ebenfalls das Gemach zu verlaſſen und mit eiligen Schritten den Garten zu ſuchen, zu dem ihm um dieſe Stunde der Zugang offen ſtand.

Er fand Vreneli auf einem kleinen Platze, der von Bäumen und Geſträuch rings umgeben war. Sie ſank an ſeine Bruſt und ſagte ſchluchzend: „Wir haben keinen Augenblick zu verlieren, Rudi! Du mußt fliehen, Du mußt fort. Wirf dieſen Mantel um und ſetze dieſen Hut auf. Man wird Dich nicht erkennen, man wird Dich für einen Diener der Frau von Merveilleux halten, und unter dieſer Verkleidung wird es Dir gelingen, dieſen Ort zu verlaſſen, in die Wälder, in die Gebirge zu entkommen, und den Weg in die Heimath zu finden.“ Bey dieſen Worten hatte ſie ein Paket geöffnet, das hinter einem Strauch zu ihrer Seite verborgen lag, und aus welchem ſie einen Bedientenmantel, nebſt einem Hute mit breiter Krempe hervornahm. Rudolph ſah ihrem Beginnen mit Erſtaunen zu. „Nein, Vreneli!“ rief er dann: „ſo gehe ich nicht von Dir. Deine Erſcheinung, alles, was mir heute begegnet iſt, ſcheint mir noch ein Traum, und bietet mir ein unauflösliches Räthſel. Sprich, wie kommſt Du hierher, wie zu Frau von Merveilleux, wie haſt Du Dich zu dieſem Unternehmen entſchließen können?“ — „Nimm nur den Mantel!“ drängte das Mädchen und half ihm dem Geliebten überwerfen. „Ich habe Dir Treue gelobt, und halte ſie bis in den Tod,“ fuhr ſie fort. „Die Schreckensbotſchaft von Deiner Gefangennehmung traf mich am Abend, und um Mitternacht ſchon verließ ich die Heimath und zog aus, Dich zu befreyen.“ — „Und Deine Mutter?“ unterbrach ſie haſtig Rudolph. „Sie ſchlief,“ erwiederte mit feſter Stimme Vreneli. „Und Dein Bruder?“ — „Er war abweſend. Beyde wußten nichts von meinem Vorhaben. Ich wanderte allein über die Gebirge von Glarus, Unterwalden und Entlibuch. Der Schutz Gottes war mit mir. Ich wollte nach Paris, ich wollte vor dem Throne des Königs von Frankreich mich niederwerfen und Deine Freyheit erflehen. Aber der Himmel zeigte mir einen andern Weg, Dir zu helfen. Er führte mir die franzöſiſche Dame entgegen, der ich diene, die dieſen Ort beſuchte, wo ich Dich wiederſehen durfte, wo Du jetzt ſchon die Freyheit erringen wirſt, um die ich vielleicht vergebens am Throne gebettelt haben würde.“ „Engel der Treue!“ rief der junge Mann, von Entzücken ergriffen, und preßte beyde Hände des Mädchens innig an ſeine Bruſt. „Mutter und Bruder haſt Du verlaſſen, um den Mann Deiner Liebe im Elende aufzuſuchen, Gefahren, Beſchwerden und Noth ertragen — o Vreneli! ich kann Dir nicht vergelten, aber was ein liebevolles und dankbares Herz bieten kann hier auf Erden, das ſoll Dir werden in vollem Maße.“ — „Jetzt geh!“ ſagte Vreneli und drückte ihm den Treſſenhut tief in die Stirne. „Noch ſind ſie auf dem Schloſſe mit ſich beſchäftigt, noch kannſt Du Deine Rettung glücklich bewerkſtelligen. Fort, Rudi! Grüße mir Mutter und Bruder!“ — „Ohne Dich ſoll ich gehen, Vreneli?“ erwiederte befremdet Rudolph. „Nimmermehr! bald würden ſie Dich als meine Retterin erkennen, ihr Zorn, ihre Rache würde Dich treffen. Wer weiß welche Strafe —“ — „Nein, nein!“ fiel das Mädchen haſtig und beſorgt ein. „Vreneli kennt Niemand, Niemand weiß, daß ſie mit Dir vertraut iſt, daß ihr Daſeyn, ihr ganzes Thun und Denken Dir angehört; ſelbſt die Dienerkleidung, die Du trägſt, kann mich nicht verrathen, denn ich habe ſie heimlich in Genf verfertigen laſſen und eben ſo heimlich hierher gebracht. Du wirſt mich eher wieder ſehen als Du denkſt. Derjenige, der mich unter ſeinem Schutze vom Fuße des Calanda hierher geleitet bis zu der Pforte dieſes Schloſſes, wird mich auch glücklich zurückführen. Lebe wohl, Rudi! Noch einmal: Bringe Mutter und Bruder die Kunde, daß Vreneli bald wieder komme!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Skizzen aus Amerika.

Die Neger in New-York.

An den Fenſtern der Kupferſtichhändler in New-York hängt eine Karrikatur, auf welcher eine Negerin in dem modernſten Pariſer Putz erſcheint; zwey Stutzer folgen ihr, die ſich gegenſeitig aufmuntern, ſchnell zu gehen, um der „Dame mit dem ſchönen Wuchſe“ in das Geſicht zu ſehen. Vor ihr aber geht ein Enttäuſchter, der in groben Scheltworten vor ſich hinmurmelt: ſie ſollte nach dem Zuchthauſe geſchleppt werden, wenn er ihr ſo in Savannah (der Hauptſtadt Georgiens) begegnete. Mir iſt, bis auf das grobe Schelten, oft daſſelbe begegnet, und ich glaubte die Erwähnung dieſer Karrikatur ſchicklich einigen Worten über die Farbigen in New-York voranſchicken zu können.

Digitized by Google

Ich bin auf der Reiſe, und kann den Gegenſtand jezt nicht erſchöpfen; alſo für heute nur einige Bemerkungen. Daß die Weißen nicht mit den Schwarzen und Farbigen umgehen, iſt bekannt; dennoch folgen dieſe genau der Bildung und auch Unbildung der Weißen, ja kopiren ſie bis zur Karrikatur. Man erinnert ſich wohl meiner Beſchreibung eines ſchwarzen Balls in Philadelphia; ſo eben ſah ich einen Pendant dazu in New-York: Julius Cäſar, von Shakeſpeare, aufgeführt von Schwarzen. Die Weißen müſſen es mir nicht übel nehmen, wenn ich gewöhnlich hier zu Lande mit größerem Intereſſe ſchwarze Bälle und ſchwarze Theater beſuche als weiße. Die weiße Bildung iſt ſo einförmig und eintönig, daß man ſich, wenn einem nicht ganz Vorzügliches geboten wird, faſt freut, wenn man auf etwas ſchwarze Bildung ſtößt. Ich hörte, daß hier in New-York ein ſchwarzes Theater beſtehe, und ſuchte mir ſogleich ein Billet zu verſchaffen; das Theater iſt in einer etwas entlegenen Straße, klein, aber ziemlich anſtändig; freylich nicht wie eine große Opéra, aber beſſer als hundert Theater kleiner Städte in Deutſchland. Die Erleuchtung war gar nicht ſchlecht; die Muſik für Amerika recht gut, die Damen gepuzt, einige ſehr effektvoll gepuzt, die Chapeaux ohne grobe Ungeſchliffenheit.

Der Vorhang rollte auf, nachdem einige Sachen von Roſſini und ein Marſch von einem New-Yorker Farbigen geſpielt worden waren. Das Stück begann mit der zweyten Scene des Originals. Der Anzug war natürlich vollkommene Karrikatur, die Ausſprache ſchlecht, Neger-engliſch, aber bey alle dem war das Spiel ſo, daß man wohl ſah, die Schauſpieler verſtanden den Dichter wenigſtens hie und da. Ich ſaß der Bühne nahe, und Brutus fragte mich zweymal, nach langen Reden, mit halblauter Stimme, wie mir ſein Spiel gefalle. Portia kam in tollem, übertriebenem modernen Anzuge; das ſehr kurze Kleid ließ die dicken Knöchel und hohen Ferſen ſehen, die allen Negern eigen ſind; in der krauſen, ſchwarzen Wolle blühten Roſen, und weiß glacirte Futterale bedeckten bald den ſchwarzen Arm und die Hand, welche ſehr geläufig einen Fächer mit chineſiſchen Figuren führte. Beyfall erſchallte eben ſo oft und eben ſo unpaſſend als in den weißen Theatern. Je mehr ich davon beſchriebe, je lächerlicher würde die Sache erſcheinen; in mir kämpfte aber mit dem komiſchen Eindruck jenes unheimliche Gefühl, das mich und gewiß jeden Weißen befällt, wenn er, bevor er ganz daran gewöhnt iſt, Schwarze in größerer Anzahl bey einander ſieht. Kaum hatte ich über die reizende Portia gelächelt, ſo ſchauderte mich faſt vor dieſen dunkeln Larven der Verſchworenen mit den weißen beweglichen Augen, und bey dieſem ganzen Rom in Schwarz wurde mir ordentlich bang zu Muthe.

Man erzählt mir, im vergangenen Jahre ſeyen die Schwarzen einmal ſo übermüthig geweſen, auf die Komödienzettel zu drucken: „Preis einen halben Dollar; Weiße zahlen die Hälfte.“ In allen europäiſchen Ländern würde man dieß ſehr ernſt genommen haben, hier aber erregt die Anekdote, wo ſie erzählt wird, großen Jubel. Im vergangenen Jahre, als das alte Geſetz gegen die Maskenbälle abgelaufen und noch kein neues gegeben war, folgten die Schwarzen auch hierin dem Beyſpiel der Weißen und gaben mehrere Maskenbälle.

Viele farbige Gemeinden ſind in kirchlicher Hinſicht ſehr achtungswürdig, und es iſt nicht nur ein ſchwarzer Biſchof zur Episcopal-Synode der biſchöflichen Proteſtanten, es ſind auch mehrere presbyterianiſche Schwarze zu der großen Landesgemeinde der Presbyterianer zugelaſſen worden. Die Folgen davon ſind ſehr wohlthätig. Ich war geſtern in Kirchen von Farbigen, wo es ſehr ordentlich herging, wo man ſehr höflich gegen mich war und ich ſehr brave Predigten hörte.

Der Biſchof der farbigen biſchöflichen Proteſtanten ſchreibt eine Zeitung, Right of All (Recht Aller) genannt. Sie ſoll gut geſchrieben ſeyn — ich habe noch kein Blatt zu ſehen bekommen können — und iſt vorzüglich gegen die Colonisation Society und die Auswanderung nach Liberia gerichtet, gegen die ſich überhaupt alle Schwarzen von nur einiger Bildung ſehr ſträuben. So ſehr haben ſie ſich ſchon die Kultur der Weißen angeeignet. Alle ihre Ideen, ihr ganzer Comfort ſind mit dieſer Bildung ſchon eng verſchmolzen.

Der genannte Biſchof heirathete vor Kurzem eine ſchwarze Wittwe mit 20,000 Dollars (60,000 Gulden), und in Philadelphia ſtarb vor Kurzem ein Schwarzer der 100,000 Dollars (250,000 Gulden) hinterließ. Wenn man nun bedenkt, daß die Farbigen keinen Umgang mit den Weißen haben, und ihnen alle Mittel des Erwerbs, die aus dieſem Umgange entſpringen, entgehen, ſo beweiſt ein ſolches Vermögen ſowohl, wie groß die Induſtrie der Schwarzen, als auch, wie ſicher das Eigenthum in dieſem Lande iſt. Der reiche Schwarze war ein Segelmacher geweſen.

Korreſpondenz-Nachrichten

Lauſanne. Mai bis September.

(Fortſetzung.)

Unſere Agrikultur und unſer Weinbau haben bey uns in den lezten fünf Jahren große Fortſchritte gemacht. Der Gewerbsfleiß iſt dagegen merklich zurückgeblieben. Erſt ſeit Kurzem erheben ſich an mehreren Stellen verbeſſerte Papiermühlen, vervollkommnete Tuchfabriken ꝛc. Durch dieſe zeichnet ſich beſonders das Dorf Eclépens aus, das von geringem Vermögen bereits zu hohem Wohlſtand gekommen iſt. Nach dem Gebirg hin kommt ein neuer Erwerbszweig ſehr ſchnell auf, das Verfertigen lederner Handſchuhe, deren Bedarf in den Städten täglich zunimmt. Schon ſind dadurch artige Summen in Cirkulation gekommen. Es iſt überdieß eine Winterbeſchäftigung, die den Feldarbeiten im Sommer gar keinen Eintrag thut. Im benachbarten Val de Travers hat dieſe neue Induſtrie faſt ganz das frühere Spitzenklöppeln verdrängt

und Alle befinden ſich beſſer dabey.“ Könnte man dieß im Erzgebirg nicht nachahmen? Bey allem einſtrömenden Licht, bey allem Eifer für Erziehung und vermehrte Volksbildung kommen doch noch bisweilen Beweiſe von großem Aberglauben vor. Im Dorfe Penthaz kam eine Frau nieder. Acht Tage hindurch hatte ſie das Kind ohne Hinderniß geſtillt, als es auf einmal die Bruſt nicht mehr annehmen wollte. Wahrſcheinlich war eine Erkältung daran Schuld; es wurde aber der Hexerey zugeſchrieben. Eine kluge Frau wird um Rath gefragt; ſie macht ihren Hokus-Pokus und erklärt dann, das Kind werde am folgenden Morgen um 9 Uhr wieder die Bruſt nehmen, das Uebel ſey ihm aber angethan und zwar von der Frau, die zuerſt ins Haus kommen und da Feuer oder heißes Waſſer holen werde. In der That fängt das Kind zu der angegebenen Stunde wieder an zu trinken, und kurz darauf tritt eine Nachbarin, eine wackere, gute und theilnehmende Frau, herein, um nach warmem Waſſer zu fragen. Ohne ihr zu antworten, ſtürzen ſich der Mann, ſein Sohn und die Magd über die arme Frau her und jagen ſie mit Schlägen, Fußtritten und Scheltworten zum Haus hinaus. Dadurch wurde ſie ſo ergriffen, daß ſie in Fieber und Wahnſinn verfiel, von dem ſie bis auf die heutige Stunde nicht geheilt iſt. Das Tribunal von Coſſonay hat die kluge Frau zur Verantwortung gezogen und wird nächſtens über ſie erkennen.

Bey uns ſteht Manches in grellem Gegenſatz zu einander, und man ſollte oft nicht glauben, daß es an einem und demſelben Ort vorfallen könne. So zogen zu Anfang des Mai eine Menge junger Leute von allen Ständen aus Vevey nach Montreux, wo der ehrwürdige General Laharpe wohnt; vor ihnen ging Militärmuſik in Uniform her und Artilleriſten bedienten eine Kanone. Nach einem Feuerwerk vor Laharpe's Garten wurde ihm ein enthuſiaſtiſches Vivat gebracht, und ein Transparentgemälde mit politiſcher Beziehung trug die Inſchrift: Au Général Laharpe. Ganz Vevey und die Umgegend war herbeygeſtrömt, um jubelnd dem Feſte beyzuwohnen, das bis gegen Mitternacht dauerte. Der gefeyerte Ehrenmann trat vor ſein Haus, dankte gerührt für dieſe Beweiſe von Wohlwollen und empfahl, die mühſam und theuer erkaufte Nationalfreyheit würdig zu wahren, dabey aber die Geſetze und die öffentliche Ordnung nie aus den Augen zu ſetzen. Unter wiederholtem Vivatrufen verließ man ſeine Wohnung. Wer ſollte es nun glauben, daß in demſelben Vevey wenige Tage darauf Mitglieder der Miſſionsgeſellſchaft, ſelbſt geachtete Geiſtliche, beym Hinein- und Herausgehen aus ihrer Verſammlung verhöhnt, verſpottet und beleidigt wurden?

(Die Fortſetzung folgt.)

Berlin, September.

(Fortſetzung.)

Will man über dieſe Bemerkung eine Bemerkung machen, ſo kann man nachweiſen, daß ſie ein Produkt derſelben Zeit iſt, die ſie anklagt, unſerer Spiegelzeit, wie ich ſie nennen dürfte, die nur immer Alles reflektirt, ſelbſt ihre eigenen Reflexionen, bis ins Unendliche fort, wie zwey einander gegenüber geſtellte Spiegel. Unterdeſſen aber geht die wirkliche Welt ihren Gang ruhig oder unruhig fort. Die Wiſſenſchaft klagt, daß die Kunſt zum Zeitvertreib herabgewürdigt wird; ſie hat Recht, aber es bleibt dabey. Anwendung: Die Kritik ereifert ſich über läppiſche Unkunſt, die Theaterdirektoren können die faktiſche Wahrheit nicht läugnen, das Publikum ſelbſt ſpricht von ſich ſelbſt nicht mit der gebührenden Ehrerbietung; und doch füllt ſich das Haus nur, wenn auf der Bühne möglichſt wenig geſprochen wird und, gleichviel was, nur recht viel anzuſchauen iſt. Wie iſt denn aber da zu helfen? Ich weiß es auch nicht! Aber geſetzt, ich wüßte es, ich würde es doch nicht ſagen, denn reden hilft nicht. Von der Kritik iſt gewiß kein Heil zu erwarten. Wozu alſo überhaupt dieſer Aufſatz? Weil es immer gut iſt, wenn man klar wird. Wiſſe man erſt, wie, wo und woher man ſich übel befindet, ſonſt kann der beſte Arzt nicht helfen; der beſte Arzt aber iſt die Zeit, nämlich die zukünftige, und der wollen wir auch erzählen, wie wir uns das Uebel zugezogen. — Allheilende Göttin! Bey weitem die Meiſten von uns werden Dir ſagen, daß alle unſere Kunſtleiden von Unmäßigkeit herrühren; aber ſie irren, indem ſie die Symptome der Krankheit für ihren Quell halten und nichts von der Diagnoſis wiſſen. Unſer falſcher Appetit, unſer abgeſtumpfter Geſchmack, unſer nimmerſatter Heißhunger rührt urſprünglich von der Witterung her, von dem allgewaltigen hiſtoriſchen Unwetter, das früherhin ſchon im fernſten Weſten tobte, im Jahre 1780 gen Frankreich anzog und 1806 über unſer nördliches Deutſchland ausbrach. Sophokles war unſtreitig ein großer klaſſiſcher, Shakespeare ein großer romantiſcher Tragiker; aber weder der Eine noch der Andere hatten uns auch nur die Ahnung einer Tragödie gegeben, groß wie die gigantiſche Trilogie, die Klio ſelbſt in den lezten vierzig Jahren dichtete, ſelbſt den gewaltigen Mimen einübte und dem erſchütterten Europa vorſtellte und noch immer vorſtellt; denn das Schlußſtück der Trilogie, die Katharſis, wir erwarten ſie noch! — Und nachdem wir ſo Unüberbietbares geſchaut, inwährend wir noch daſitzen in dem Coliſeum der Weltgeſchichte, angebannt des Ausgangs harrend, ſollte uns das Puppenſpiel unſerer kleinen Tragödie der Bretter ſchrecken können und reinigen? — Nein, die Tragödie hat jeden Werth, jeden Reiz für uns, für uns, der materiellen Wirklichkeit Dahingegebene, verloren, ihr Ernſt wird faſt lächerlich, und nur ein wirklich lächerliches Puppenſpiel kann, als Intermezzo der Wirklichkeit, als Erholung, als Zeitvertreib, uns augenblicklich amüſiren. Augenblicklich, denn die von uns erlebten Schnellconſtitutionen, Schnellabdikationen und Schnelleroberungen, die Schnellpoſten und Schnellpreſſen, Schnellunterricht und Schnellſchreiberey haben uns verwöhnt. Jede, auch die ſchönſte Erſcheinung, ſie langweilt uns, wenn ſie verweilt; der ſchwindelnde Wechſel der immer neuen Weltbegebenheiten läßt keine ruhige Betrachtung zu; wie in der Wirklichkeit, ſo ſollen auch auf den Brettern die großen wie die kleinen Begebenheiten raſch und raſcher vorüberfliegen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auflöſung der Charade in Nr. 237:
Barbier.

Homonyme.

Näher, als du, der Sonne bin ich; bald Lüge, bald Wahrheit
Bring' ich dir; Wielands Geiſt half mir zu größerem Ruhm.
Mich verwahret in Büchſen der Apotheker, mich ſchlucket
Mancher in mancher Geſtalt; ach! und ich bin doch ein Gott!
Aber ſie ſperren in Gläſer mich ein; ich muß den Propheten
Spielen; ich muß aus dem Stein trinken verborgenes Gold.
Sahſt du vielleicht mich regnen durch Leder, ſo kannſt du mich leichter
Rathen; doch ſchlüpf' ich noch gern unter den Händen dir fort.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 244.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 12. Oktober 1829.

Sage vergeht nie ganz, die verbreitete, welche der Völker
Redende Lippen umſchwebt; denn ſie iſt unſterbliche Göttin.

Heſiod.

Ueber die geſchichtliche Bedeutung des Nibelungenliedes.

Ein Beytrag zur deutſchen Sagengeſchichte.

Von Dr. K. H. Hermes.

Erſter Artikel.

Das Burgundiſche Element der Nibelungenſage.

Ein Grundzug der ſagenmäßigen Auffaſſung der Geſchichte iſt, daß in der Zeit weit auseinander liegende Begebenheiten zuſammengedrängt, die unwichtigern, dazwiſchenliegenden ausgelaſſen und vergeſſen werden; auf einen Helden, deſſen Glanz alle Uebrigen verdunkelt, wird alles Große übertragen, deſſen Urheber man nicht kennt. Nur das, was geſchehen iſt, lebt im Volke fort. Die That iſt ihm das Weſentliche, nicht der Thäter; auf Ort und Zeit und auf den Namen, an den ſie angeknüpft wird, kommt es alſo wenig an. Doch läßt ſich im Allgemeinen der Grundſatz feſtſtellen, daß die Sage allen Begebenheiten, die ſie erzählt, ſtets die Farbe der Gegenwart gibt; daß ſie den Schauplatz derſelben meiſtens an den Ort verſezt, wo ſie ſelbſt erhalten wird und daß von Namen der berühmtere den weniger berühmten entweder ganz verdrängt, und das dem leztern Beygelegte mit in ſich aufnimmt, oder ſich bey und unterordnet, und dadurch ſich ſelbſt zum Mittelpunkte eines Sagenkreiſes erhebt, der ſich dann im Laufe der Zeit mannigfach erweitert oder auch verengt. In dieſem Sinne enthalten Volksſagen die Geſchichte; in dieſem Sinne enthält die Sage, welche dem älteſten, größten und originellſten Heldengedichte deutſcher Nation, wie Johannes von Müller daſſelbe nannte, dem Nibelungenliede zu Grunde liegt, und die noch in dieſer ihrer lezten poetiſch vollendeten Form ſich uns als eine burgundiſche kund gibt, die Geſchichte des Volkes der Burgunden *). Dunkel iſt die älteſte Geſchichte der Burgunden; gewiß nur, daß ſie ein gothiſcher Volksſtamm waren und ihre älteſten Sitze im öſtlichen Germanien, neben Gothen und Vandalen, bis gegen die Weichſel hin hatten. Wahrſcheinlich iſt, daß ſie ein Zweig der Lygier geweſen, des ſüdlichen unter den drey großen Völkervereinen, in welche der geſammte gothiſche Stamm zerfiel: vielleicht die Burii, die zuerſt als Nachbarn der Guaden, darauf mit dieſen unter den Völkern des Markomanenkrieges erwähnt werden und ſeitdem aus der Geſchichte verſchwinden. An ihrer Stelle erſcheinen ſiebenzig Jahre ſpäter (250 nach Chriſtus) die Burgunden an der Donau, in Verbindung mit andern gothiſchen Völkern. Sie waren von den Gepiden in einer ſchweren Schlacht geſchlagen worden, und dieſe Niederlage war es vielleicht, was ſie zur Auswanderung aus ihrer Heimath

*) Das Nibelungenlied beginnt:

Es wuchs in Burgonden ein vil edel Magedin, —
Ir pflagen drie chunige, edel unde rich, u. ſ. f.

und es endet:

Nu iſt von Burgonden der edel chunig tot,
Giſelher der junge, unde ouch her Gernot;

oder eigentlich mit dem Tode des edeln Weibes, deſſen „die Könige pflegten.“ Denn dieſes iſt — wie wir im Verfolg ſehen werden — der Mittelpunkt der ganzen Sage geworden.

Digitized by Google

zwang. Von den Gepiden gedrängt, wandten ſie ſich nach dem Weſten. Um das Jahr 276 nach Chr. fallen ſie mit Lygiern und Vandalen in Gallien ein; ſie werden von Probus geſchlagen, erneuern aber nach deſſen Tode ihre Einfälle. Doch unternahmen nur einzelne Schaaren dieſe Streifzüge; ihre feſten Sitze blieben an der Donau, wo Gothen im Oſten, Alemannen im Weſten ihre Nachbarn waren. Von den erſtern beſiegt, mußten ſie auf die Allemannen fallen; und ein volles Jahrhundert dauerten ſeitdem ihre Grenzſtreitigkeiten mit denſelben, ehe ſie (im Jahr 407 nach Chr.) mit ihrer ganzen Macht den Rhein überſchritten, an 80,000 wehrhafte Männer, und jenſeits deſſelben ihre Wohnung nahmen *). Bald darauf gingen ſie zum Chriſtenthum über.

Ihr Geſetzbuch, das hundert Jahre ſpäter zuſammengetragen worden iſt, nennt als die älteſten burgundiſchen Könige, ſeit der Stiftung des Reiches in Gallien, den Gibica, Godomar, Gislahar, Gundahar; nur des leztern geſchieht bey römiſchen Geſchichtſchreibern Erwähnung: ein Fürſt der Burgunden, Gunticar, iſt es, durch deſſen Begünſtigung (412 nach Chr.) Jovinus in Mainz zum römiſchen Kaiſer ausgerufen wird; ein Burgundenkönig, Gundicar, den (435 nach Chr.) Aëtius in einer großen Schlacht überwindet. Bald darauf ſtreitet Gundicar auf der Seite des Aëtius gegen die Hunnen; er ſtellt ſich dieſen, als ſie (436 nach Chr.) in Gallien einbrechen, in den Weg, wird aber in der Schlacht auf dem mauricenſiſchen Felde mit allen den Seinigen und dem Kern ſeines Heeres erſchlagen. Mit ihm erloſch das burgundiſche Königshaus, und durch jene Niederlage war die Macht der Burgunden für immer gebrochen. Wie groß ihr Verluſt und von wie wichtigen Folgen für alle ihre äußeren und inneren Verhältniſſe derſelbe geweſen ſeyn muß, ergibt ſich aus einer Verordnung, die gegen ſiebenzig Jahre nach der Schlacht König Gundobald erließ: „Alle Rechtsſtreitigkeiten, die unter den Burgunden ſchwebten und noch nicht geendigt waren zu der Zeit der mauricenſiſchen Schlacht, ſollen aufgehoben ſeyn.“

Ein neues Königsgeſchlecht kam auf den Thron, aber nicht zu dem alten Glanz. Schon die Erwähnung in dem unter einem andern Fürſtenſtamme abgefaßten Geſetzbuch ſpricht für die Achtung, mit welcher die Burgunden ihr altes Königshaus verehrten: ſeine Blüthe war die Blüthe von Burgund, ſein Untergang der Untergang der burgundiſchen Macht. So ſang das Volk, ſo verherrlicht ſie das Nibelungenlied, das jenen erſten Grundſtoff nur weiter ausgeſponnen hat.

Gibich iſt in der Sage *) der Vater der drey Burgundenkönige Günther, Gernot und Giſelher; dieſen entſprechen augenſcheinlich die geſchichtlichen Namen Gibica, Gundahar, Godomar und Gislahar. Ihr Ruhm und ihre Herrſchaft am Rhein, ihr endlicher Untergang mit dem Kern des Burgundenheeres durch die Heunen (Hunnen), entſpricht ganz der Geſchichte; dieſer treu wird auch im Nibelungenliede Günther **), vor ſeinem Bruder, als älteſter, König genannt. Der Geſchichte treu, ſind die Burgunden Chriſten, die Hunnen Heyden. Hinzufügen können wir noch, was freylich außer dem Kreiſe dieſer Darſtellung liegt, daß auch die ganze Haltung des Hunnenfürſten Etzel, in der Sage, dem geſchichtlichen Attila, der zu der Zeit der Niederlage Guntahars mit ſeinem Bruder Bleda die Hunnen beherrſchte, im Allgemeinen entſprechend iſt. Wie Attila, iſt Etzel der mächtigſte König ſeiner Zeit; auch die Grenzen ſeines Reiches, ſo wie die Namen der ihm unterworfenen Völker ſind größtentheils richtig angegeben ***). Sein Sitz iſt Etzelnburch in Ungarn, vielleicht nicht fern von dem Orte, wo Attila wirklich ſein Hoflager hatte. Auch ſeine Gemahlin Helche erinnert an die Reka, Kreka, Eska, deren die Geſchichte als Attilas Gemahlinnen gedenkt ****). (Die Fortſ. folgt.)

*) Wahrſcheinlich in und um Worms (civitas Vangionum, ſchon bey Ptolem.: Borbetomagus). Die gewöhnliche Meynung iſt, daß ſie gleich nach ihrer Einwanderung in Gallien ſich an der Rhone niederließen, dagegen ſpricht aber die nahe Verbindung Gundicars mit Jovinus, der ſeinen Sitz zu Mainz hatte, ſo wie, daß er ſich den Hunnen bey ihrem Einbruch in Gallien, wie es ſcheint, noch am Rhein (?) entgegenſtellen konnte. Auch wurde den Burgunden im Jahr 414 nach Chr. ausdrücklich ein Theil des Landes am Rhein abgetreten.

*) Dancwrat in den Nibelungen iſt bloße Verwechſelung.

**) Als Sigfried nach Worms kommt, frägt er allein nach Günther (Nibelungen V. 317. ff.); ſo die Boten Liudegers von Sachſen (V. 550 ff.); ſo wendet ſich Rüdiger bey ſeiner Werbung um Chriemhilden allein an ihn (V. 4773); eben ſo beſcheidet er Etzels Boten (V. 5813). Daher heißt Burgondenlant auch Guntheres Lant (V. 246. 299. 569 ff.); die Burgonden ſind Guntheresman (V. 308. 786 ff.) Günther heißt daher vorzugsweiſe der chunich (V. 5916. 9601). wirt des Landes (317). voget von dem rine (6126).

***) Doch bezeichnet das Lied die Attila dienenden Völker nicht mit ihren damals gebräuchlichen, ſondern ſagenmäßig mit den zum Theil viel ſpäter erſt aufgekommenen Namen zur Zeit des Dichters: ſo die Ruſſen und Polen, von denen die erſteren nicht vor dem neunten, die andern nicht vor dem eilften Jahrhundert genannt werden. An die Stelle der Oſtgothenfürſten Walamir, Theodomir und Widemir, die nach Jordanes (c. 38.) im Heere Attilas waren, ſezt die Sage den viel ſpätern, aber berühmteren Theoderich (Dietrich von Bern), Theodomirs Sohn; eben ſo nennt ſie den Fürſten der Thüringer, die nur im Allgemeinen im Heere Attilas erwähnt werden.

****) Nib. V. 4585. Obgleich die Hunnen Heiden ſind, wird doch hier die chriſtliche Sitte, die keine Vielweiberey kennt, auf ſie übergetragen. Chriemhild erinnert nicht blos dem Namen nach an Attilas lezte Gemahlin, Hilleco, Hildegund; Etzels Vater, Ballung, hat dagegen wahrſcheinlich von Buda, Buten (Ofen), dem Sitz der ſpätern ungariſchen Könige, ſeinen Namen. Auch der Charakter, den die Sage Etzeln beylegt, möchte dem Geſchichtlichen nicht ſo ſehr widerſprechen; den germaniſchen Helden, die ihm dienten, gegenüber mußte auch Attila feig erſcheinen; man denke nur an ſeinen Entſchluß, ſich mit ſeinen Schätzen zu verbrennen nach der katalaniſchen Schlacht.

Das Hirtenmädchen vom Calanda.

(Fortſetzung.)

Vreneli lag an Rudolphs Bruſt. Bläße bedeckte ihr Angeſicht, aber ſie weinte nicht. Seine Rechte hielt ſie mit beyden Händen gefaßt und drückte ſie an ihr Herz. Als Rudolph neue Weigerungen ausſprechen wollte, legte ſie ihm eine Hand auf den Mund und ſagte: „nur fort, nur fort! Mache mir nicht den bittern Schmerz, alles umſonſt gethan zu haben. Gehe ſchnell, denn ich darf nicht weich werden, daß ich nicht mich und Dich verrathe.“ Er wollte widerſtehen, aber ſie drängte ihn fort. Mit einem raſchen Entſchluſſe riß er ſich alſo von ihr los und ging dem Ausgange des Gebüſches zu. Da rauſchte es in dem Strauchwerk, und mit einer lächelnden, etwas ſpöttiſch verzogenen Miene, trat ihm der Kommandant in den Weg. Beſtürzt wich Rudolph zurück; Vreneli ſchien nicht zu erſchrecken, ſie hatte das Anſehen, als erwarte ſie ruhig und ohne Furcht, was nun geſchehen werde. „Nicht ſo, mein junger Freund!“ ſprach der Kommandant in einem gutmüthigen Tone, indem er Rudolphs Hand ergriff. „Ihr habt ganz Recht, wenn Ihr Eure Freyheit auf jeglichem Wege ſucht, den Ihr offen ſeht, aber ich habe nicht minder Recht, wenn ich Euch dieſe Wege verſchließe. Und Ihr, meine ſchöne Demoiſelle,“ wendete er ſich zu Vreneli,“ Ihr ſeyd zwar als ein Spion in die Feſtung getreten, in der ich kommandire, aber ich will dieſes Mal die Strenge des Kriegsgeſetzes nicht walten laſſen, ich will vergeben und vergeſſen; ich will Euch nicht einmal verrathen an Frau von Merveilleux, die gewiß nicht ahnt, daß ſie die künftige Schwiegertochter des entſetzlichen Thomas Maßner, des Räubers des Hrn. von Vendome, zu ihrer Geſellſchafterin und Vertrauten erwählt hat.“

Rudolph konnte ſich eines Gefühles von Beſchämung nicht erwehren, indem er, verkleidet und zur heimlichen Flucht bereit, vor dem Manne ſtand, der ihn das Herbe ſeines Verhältniſſes zu ihm ſo wenig empfinden laſſen und ihn mehr als einen Gaſt, denn als einen Gefangenen behandelt hatte. Er warf verwirrt Mantel und Hut ab; Vreneli aber trat ruhig vor und ſagte in einem feſten Tone: „Dieſer Plan iſt vereitelt, aber ich gehe deßhalb meinem Ziele nicht minder entſchloſſen entgegen. Was mir das Glück nicht gewährt, wird mir die Gerechtigkeit, die auf dem Throne walten muß, wie in der Hütte des Armen, bewilligen. Der König iſt ein Menſch und in ſeinem Herzen leben menſchliche Gefühle, die er nicht verläugnen kann, bey aller Macht, bey allem Glanze ſeiner Krone. Mein Wort ſoll ſie hervorrufen, mein Flehen ſoll ſeinen Blick von den Bildern blutiger Schlachten, von den prunkenden Freuden ſeines Hofes hinlenken auf das Schickſal eines armen Verlaſſenen, eines unſchuldigen Gefangenen, dem er die Freyheit, dem er Vergeltung ſchuldig iſt. Du biſt gefeſſelt, Rudi, und kannſt nicht gehen; darum gehe ich. Aber Du wirſt von mir hören, ſo wahr mir Gott helfe! Lebe wohl, Rudi!“

Sie reichte dem jungen Manne noch einmal die Hand und entfernte ſich dann mit raſchen, feſten Schritten. Mit einem Blicke der Bewunderung ſah der Kommandant ihr nach. „Ein ſeltſames Kind!“ rief er aus, indem er Rudolphs Arm nahm und wie in freundſchaftlichem, traulichem Geſpräche mit ihm dem Schloſſe zuſchritt. „Schön wie ein Engel, liebend wie ein zärtliches Weib und feſt wie ein Mann. In der That, man kann Euch Glück wünſchen zu dieſer Eroberung, Herr Maßner! Aber ſagt mir, wo kommt ſie her? wer iſt ſie?“ — „Sie iſt mir zu Fuße aus den Thälern Graubündens nachgewandert,“ antwortete, mit den Wimpern eine Thräne zerdrückend, Rudolph; „ihre Liebe gab ihr die Kraft, ihre Treue erhält ſie ſtark. Sonſt iſt ſie nur die Schweſter eines Pachters meines Vaters, ein ſchlichtes Hirtenmädchen.“ — „Bey meiner Ehre,“ ſagte der Kriegsmann, „eine Fürſtin würden die Geſinnungen dieſes Mädchens ſchmücken. Möge der Himmel ihr Unternehmen ſegnen; denn wahrlich, ich öffnete Euch lieber die Thüre Eures Gefängniſſes, als daß ich ſie jezt, wenigſtens ſo lange das muthige Kind hier weilt, feſter hinter Euch verſchließe!“

Rudolph mußte ohne Hoffnung, Vreneli noch einmal vor ihrer Abreiſe zu ſehen, in ſein Thurmgemach zurückkehren. Als aber am Abende Frau von Merveilleux und ihr Gemahl die Reiſekutſche ſchon beſtiegen hatten, um Fort Ecluſe zu verlaſſen, zog der Kommandant Vreneli bey Seite und ſagte, indem er ihr einen verſiegelten Brief einhändigte: „Dieſe Empfehlung wird Euch dienen in Eurer Sache. Nehmt die Achtung und die beſten Wünſche eines Mannes mit auf den Weg, dem es wehe thut, als ein Feind Eurer Liebe, Eurer edeln Abſichten zu erſcheinen.“ — Erſtaunt warf Vreneli einen Blick auf die Aufſchrift des Briefes. Sie lautete: an Madame Dubois, Kammerfrau der Frau von Maintenon zu Paris.

(Die Fortſetzung folgt.)

Selbſtgeſpräch.

„Stellſt Du zur Schau Dein Kunſtwerk aus,
Rufſt Du den Tadler in Dein Haus.“
Der Tadler will — ſoll nicht mich kränken,
Den Tadel ſoll, will ich bedenken.

Ludwig Robert.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

(Fortſetzung.)

Scribe iſt der Dramatiker unſers Publikums; aber nicht etwa deſſen Schöpfer, ſondern Produkt deſſelben. Daß er ein Repräſentant dieſes Publikums iſt, könnte man ſeinen Genius, daß er deſſen Bedürfniſſe vollkommen zu befriedigen verſteht, ſein Talent, ſeine Virtuoſität nennen. Was kann, was wird ein Solcher geben? — Tiefſinnigen Inhalt ſo wenig, als vollendete Form. Um Eines oder das Andere zu würdigen, müßte man Zeit haben, müßten wir des Ernſtes und der Anſtrengung der Betrachtung nicht völlig entwöhnt ſeyn, müßte uns das Unüberbietbar-Koloſſale im raſchen Wechſel der Zeitgeſchichte nicht an eine prickelnde Ungeduld in Leben und Kunſt gewöhnt haben. Er kann ſich von nichts Erfolg verſprechen, als einerſeits von niedlichen Nichtigkeiten, raſch vorüberblitzenden Witzſpielen und ſchlagender Umkehrung des in jeder Art Vorhandenen; anderſeits nur von grellen, ſich drängenden Situationen, von excentriſchen Charakteren, von der Macht und Pracht des Beywerks und von Kunſtgriffen und Hülfsmitteln, die öfter, ohne Nothwendigkeit, ja (wie der feuerſpeyende Veſuv) gewaltſam in das Stück hineingetragen ſind. Das sine qua non des Gelingens bleibt aber immer die Raſchheit, der Zeitvertreib, ſchnellſtes Treiben in kürzeſter Zeit. An eine lebendig quellende Grundidee des Drama's, an Entfaltung der Charaktere, an innere Gliederung, an äußere poetiſche Form, an Motivirung, ja nur an Ausführung der Fabel kann, darf unter ſolchen Umſtänden nicht gedacht werden. Dazu iſt oben auf der Bühne keine Zeit und unten im Parterre kein ernſter, kein inniger Kunſtſinn. Man verlangt Skizzen, Rhapſodieen, ſchnell und leicht faßliche Einzelnheiten; ein Ganzes als Ganzes aufzufaſſen, iſt ein ernſtes, anſtrengendes Geſchäft, und man beſucht ja, au contraire, die Bühne, um ſich von dem Ernſt und der Anſtrengung des Tages zu erholen. Es liegt dieſer Anforderung eine Wahrheit zum Grunde: mit Recht verlangt man, daß die Kunſt ſich mehr an die ſchnellthätige Empfindung, als an ein mühſames Nachdenken wenden ſoll; doch iſt hinwiederum das Wiſſenſchaftliche in der Kunſt nicht zu läugnen, und ohne jenes nachdenkliche Verſenken in ein Kunſtwerk bilden wir unſern Kunſtſinn nicht aus. Alle Künſte ohne Ausnahme nehmen ſowohl das Gefühl, als das Denkvermögen (in ihrer Einheit werden ſie Kunſtſinn) in Anſpruch. Vorzugsweiſe an das Nachdenken wendet ſich die Poeſie, vorzugsweiſe an das Nachfühlen die Muſik; dieſe iſt der Süd-, jene der Nordpol der geſammten Kunſtregion. Was wird nun einem Theater-Publikum begegnen, das an gigantiſche Weltbegebenheiten gewöhnt und durch ihren unruhigen Wechſel entwöhnt iſt, den Gebilden der ſchönen Kunſt ein ernſtes Nachdenken zu weihen? Theils wird es das Erlebte, und wo möglich noch greller und glänzender, noch barocker und überraſchender, auf den Brettern ſchauen wollen, und alſo das Undarſtellbare, das Unmögliche verlangen; theils wird es ſich zu derjenigen Kunſt wenden, die das Nachdenken, die Selbſtthätigkeit am wenigſten in Anſpruch nimmt, indem ſie mit magiſcher Gewalt in den behaglichen Zuſtand eines ſeligen Träumens verſezt. — Anwendung: Der heutige Sieg der Muſik über alle andern Künſte, die Vorliebe für Oper und Melodrama, die Hinneigung des Luſtſpiels zum Vaudeville, und der Tragödie zu melodramatiſchen Scenen. Vorläufig ſey jedoch hier bemerkt, daß wir uns, trotz anſcheinenden Rückſchritts, vielleicht auf einer Stufe des Fortſchreitens befinden, daß Muſik und Poeſie, die ungleichnamigen, ſich anziehenden Pole, zu inniger Vereinigung ſtreben, und daß die mimiſche Orcheſtrik ſie verbinden ſoll zu der uranfänglichen Einheit der Poeſie, Muſik und Tanzkunſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Lauſanne, Mai bis September.

(Fortſetzung.)

Eines der reizendſten Feſte hatten wir hier am 25. Juni. Wer, der je bey uns geweſen, kennt den jardin de l'arc am Montbénon nicht? Auf dieſem Belvedere beherrſcht das Auge faſt den ganzen See, von dem großartigen Gebirgskeſſel im Oſten an, bis in die reizende Verflachung gen Weſten. In der Nähe erfreut das üppige Waadland mit ſeinen ſchön gezeichneten Buchten, ſeinen Seeſtädtchen und Dörfern, mit ſeinen herrlichen Baumkuppeln und luſtigen Weingeländen, und drüben am ſüdlichen Ufer ſtehen die ernſten Maſſen der Savoyer Berge, in den ſchönſten Formen übereinander gethürmt. Den Seeſpiegel durchziehen hundert Barken mit ihren breiten lateiniſchen Segeln und die roth flaggenden Dampfboote kommen und gehen dagegen wie große Herren einher, die Eile haben und ſich nicht lange aufhalten können. In dieſem anmuthigen Garten ſteht ein anmuthiges Haus mit hübſchen Sälen und Zimmern. Hier feyert die Geſellſchaft der Bogenſchützen ihr jährliches Feſt. So auch dieß Jahr, wo die Verſammlung ſehr zahlreich war und aus den achtungswertheſten Männern Lauſanne's und der Umgegend beſtand. Das große Mittagsmahl zeichnete ſich nicht nur durch herzliche Heiterkeit aus, ſondern auch durch den freyen, edeln Sinn, der ſich laut dabey ausſprach und, ſo zu ſagen, die Meynung des Volks und aller Gutdenkenden repräſentirte. Sehr bezeichnend waren in dieſer Hinſicht folgende Toaſte: „Es lebe die Schweizer Conföderation! Möchte das Band zwiſchen den 22 Kantonen immer inniger und feſter werden durch größern Einfluß der Tagſatzung, durch freyen Verkehr von einem Ende der Schweiz zum andern, durch Gleichheit der Gewichte, Maße, Münzen, durch Gleichheit der Hauptgrundſätze in bürgerlichen und peinlichen Rechtsſachen, kurz durch Alles, was unſern Bund feſter machen kann, ohne jedoch der Souveränität jedes einzelnen Kantons Eintrag zu thun, beſonders aber durch den lebendigſten Sinn der Liebe, Treue und Anhänglichkeit an das gemeinſchaftliche Vaterland!“ — „Es lebe der Kanton Waad und ſeine Regierung! Möge Friede und Glück im innigen Bund mit Einigkeit und aufgeklärtem Patriotismus forthin blühen in dieſem herrlichen und glücklichen Land! Möge unſere Regierung, deren Verwaltung weiſe iſt, nie vergeſſen, daß die öffentliche Meynung ihre Richterin iſt, daß ſie dieſelbe achten muß, und daß ſie nur dadurch die Achtung, das Zutrauen und die Liebe der Nation verdient.“ Dieſer Toaſt, von ſo vielen angeſehenen Männern ausgeſprochen, ſoll den Staatsrath vorzüglich zu der Ernennung einer Kommiſſion bewogen haben, der die Reviſion der Verfaſſung übertragen iſt und die, ſo viel wir wiſſen, aus drey Staatsräthen beſteht. Gegen das Ende des Mahls ſah man eine Menge Damen im Garten und um den Saal auf- und abgehen; da wurde ihnen gleich folgender Toaſt gebracht: „Es leben die Frauen! ſie, denen wir ſo viel ſelige und glückliche Stunden, allen Reiz unſers Daſeyns, ſo wie unſere Söhne verdanken, die die Hoffnung des Vaterlandes ſind!“

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 245.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 13. Oktober 1829.

— Was du vergeblich lange
Haſt aufgeſucht, das findeſt du, beſchämt,
Bey dunkler Armuth: Dankbarkeit und Liebe.

Arnaud.

Das Hirtenmädchen vom Calanda.

(Fortſetzung.)

V.

Während Rudolph nun in ſeiner Einſamkeit ein Leben der Hoffnung und der Zweifel führte, und Vreneli, im Schutze des treu bewahrten Geheimniſſes, auf wunderlich verſchlungenen Wegen ihrem Ziele zuwanderte, geſtaltete ſich Vieles gar anders daheim im Lande des grauen Bundes. Manche Freunde hatten ſich um den alten Maßner verſammelt, aber noch weit mehr Feinde waren gegen ihn aufgeſtanden. Jene hatten ihn beredet, den Großprior von Vendome freyzugeben, und hatten es dahin gebracht, daß Maßner zum Landvogte von Maienfeld ernannt wurde; dieſe bewirkten dagegen, daß die geſammte Eidgenoſſenſchaft denſelben Mann, als Verletzer des Völkerrechts, ächtete und einen Preis auf ſeinen Kopf ſezte, und daß er von ſeinen eigenen Landsleuten zu einem Strafgerichte nach Planz vorgefordert wurde. Von dieſen Dingen gelangten nur einzelne, dumpfe Gerichte zu der kleinen Pachtwohnung, in der Frau Thereſe und ihr Sohn Berchthold ſeit Vrenelis Entfernung ein ſtilles und trauriges Leben führten. Es war Winterszeit. Der Rhein trieb mächtige Eisſchollen in ſeinem Bette, die Ebenen waren mit Schnee bedeckt und die Gipfel des Calanda ſtarrten von Eis, während die Thäler und die Gelände an ſeinem Fuße tief eingeſchneit waren. Mit großer Mühe mußte Berchthold an jedem Morgen einen Pfad durch den Schnee bahnen, um zu den Viehſtänden und Heuſchobern gelangen zu können. Knechte und Mägde hatte er verabſchiedet, da er ſie Winters nicht zu beſchäftigen wußte. Er war alſo allein mit ſeiner Mutter, und beyde hatten Muße genug, von Vreneli und ihrem Unternehmen zu ſprechen, ſich ihrer Sorge und ihren Befürchtungen zu überlaſſen. Der Zettel, den das Mädchen in jenem Dorfe geſchrieben, wo ſie die Gunſt des Schickſals zu Frau von Merveilleux geführt, war glücklich in Berchtholds Hände gekommen. Er gab ihnen wenigſtens Kunde, daß ſie noch lebe; ſein Inhalt mit den Umſtänden, welche ihrer Entfernung vorhergegangen waren, ließ ſie ahnen, daß Rudolphs Befreyung das Werk ſey, welches ſie in die Fremde gerufen. Der Mutter und des Bruders Zuſtimmung zu erhalten durfte ſie nicht hoffen; deßhalb hatte ſie heimlich und um Mitternacht ihre weite Wanderung angetreten. „Fürchte nichts für Vreneli!“ ſagte Berchthold, oft wider ſeine eigene Ueberzeugung, zu der ſorgenvollen Mutter. „Sie iſt beſonnen und beſizt den Muth eines Mannes. Was ſie ſich vorgeſezt hat, wird ſie durchführen, keine Hinderniſſe werden ſie zurückhalten, und gewiß ſehen wir ſie glücklich wieder.“ Aber er konnte ſich ſelbſt nicht verbergen, welchen Unfällen, welchen Gefahren ein junges Mädchen ohne allen Schutz in dem fremden Lande ausgeſezt ſey.

Es war in der erſten Frühe eines rauhen Wintertages, ſie hatten ſich eben erſt im Wohnzimmer zuſammengefunden und die Lampe angezündet, als an die Thüre

Digitized by Google

ihres Häuschens gepocht wurde und eine klagende weibliche Stimme um Einlaß bat. Der alten Mutter fiel es ſchwer auf's Herz, das ſey Breneli, die endlich wiederkehre in die heimathliche Wohnung, vom Froſte des Winters durchſchauert, von Beſchwerden erſchöpft. Aengſtlich hingen ihre Blicke an der Thüre, die Berchthold zu öffnen eilte. Aber es war nicht Brenelis jugendliche und ſchlanke Geſtalt, die ſich jezt zeigte; nein, mit tief gekrümmtem Nacken, ſtöhnend und zum Tode ermattet, auf zwey Dienerinnen geſtüzt, trat die kränkliche Frau des Rathsherrn Maßner herein. Eine ihrer Begleiterinnen trug ein leichtes Bündel, das ſie ſogleich im Zimmer ablegte. Dann eilten beyde, ohne nur zu grüßen, mit flüchtigen Schritten wieder fort. Erſtaunt hatte Berchthold die entkräftete Frau zu dem beſten Sitze, den ihre Wohnung bot, mehr getragen als geführt. Frau Thereſe, die wohl ſah, daß hier eine ſtärkende Arzney noth thue, brachte ſchnell belebende Tropfen herbey, die ſie ſelbſt aus heilkräftigen Bergkräutern bereitet hatte. Nach und nach erholte ſich die Frau des Rathsherrn von ihrer Erſchöpfung. Sie ſah ſcheu und ängſtlich im Zimmer umher, ihre Blicke weilten forſchend auf Berchthold und ſeiner Mutter; dann ſagte ſie beruhigter: „Gottlob! Hier bin ich ſicher. Ihr ſeyd gute Menſchen und werdet mich nicht vertreiben oder verlaſſen, wie es diejenigen gethan, die ſich meine Freunde und Vettern genannt in der guten Zeit. Aber mein Herr, mein Herr, was wird aus Herrn Thomas geworden ſeyn? Vielleicht iſt er ſchon in ihre Hände gerathen, und ſein graues Haupt iſt gefallen unter dem Beile des Nachrichters.“ Sie bedeckte ihr Angeſicht mit den Händen, während Frau Thereſe und Berchthold noch nicht Worte finden konnten, ihr Befremden auszuſprechen. Da erhob ſie wieder das thränenvolle Antlitz und fuhr fort zu berichten, wie das Strafgericht zu Planz ihren Mann ehr- und wehrlos, ſein Hab und Gut als der Verwaltung des Staates verfallen erklärt, ihn zum ſchimpflichſten Tode verurtheilt, und, da er noch zur rechten Zeit die Flucht ergriffen, tauſend Dukaten dem zum Lohne ausgeſezt habe, der ihn einliefern würde. Als dieſer Spruch in Chur ruchbar geworden, hatten ſich Freunde und Verwandte höhniſch von ihr gewandt. Diejenige, die in ihrem Stolze nur ihresgleichen kennen und achten mochte, ſah ſich von ihresgleichen verlaſſen. Mitten in der Nacht waren die Schergen in ihr Haus gedrungen, hatten ſie vom Krankenlager mit Gewalt vertrieben und aus dem eigenen Hauſe hinaus in die kalte Winternacht geſtoßen. Sie ſtand rath- und hülflos. Die Diener des Hauſes waren nach allen Seiten entflohen; nur zwey Mägde, die ſie als verlaſſene Kinder zu ſich genommen und erzogen, ließen ſich bereden, ſie zu den Wohnungen von Freunden zu geleiten, die ſie doch nicht ſo hartherzig glaubte, daß ſie ihr in dieſer großen Noth ein Obdach verſagen würden. Sie ſah ihre Hoffnung getäuſcht. Allenthalben ward ſie mit rauhen und harten Worten zurückgewieſen, als die Frau eines Landesverräthers ſelbſt mit Schmähreden überhäuft. Da war es ihr plötzlich, als riefe eine Stimme, in der ſie die ihres Sohnes zu erkennen meynte, ihr zu: „gehe zum Calanda, zu Berchtholds und ſeiner Mutter Wohnung! Dort wirſt Du Aufnahme und Pflege finden.“ Nur mit Mühe konnte ſie die Dienerinnen bewegen, daß dieſe ſie noch bis dahin geleiteten. Berchthold ſah mit tiefem Mitleiden die Frau, die bisher im Schooße des Glückes, im Glanze des Anſehens, in dem vollen Bewußtſeyn deſſelben gelebt hatte, faſt zu dem Elende einer Bettlerin herabgeſunken, in ſeiner Wohnung. Er und ſeine Mutter bemüheten ſich, ſie ihre Lage ſo viel vergeſſen zu machen als möglich. Sie behandelten ſie mit derſelben Ehrfurcht wie früher, ſie brachten Alles herbey, was ſie vermochten, um ihr die Bequemlichkeiten zu bereiten, an die ſie gewöhnt war. Aber ſie ſollte auch hier nicht Ruhe finden, in der abgelegenen, einſamen Hirtenwohnung. Gegen Mittag kam in großer Eile ein Freund Berchtholds aus dem Thale herauf und berichtete, daß der rachſüchtigen Aufmerkſamkeit der Feinde Thomas Maßner's die Meyerey am Calanda nicht entgangen ſey, daß heute oder morgen ſchon Abgeordnete kommen würden, um die Heerden hinab nach Chur zu dem Gemeindeviehſtand zu treiben, den Pächter von dem Gute zu verweiſen und dieſes obrigkeitlich zu verſiegeln. „Wir wollen ihnen die Freude vereiteln,“ ſagte nach einem kurzen Nachdenken Berchthold bitter zu den zwey ängſtlich bewegten Frauen. „Vertreiben ſollen ſie mich nicht; ich will gehen als ein freyer Schweizer. Hoch oben im Prättigau, am Ufer der ſchäumenden Landquart, finden wir eine gaſtliche Zuflucht. Dort, Mutter, lebt der wackere Mann, Euer Bruder, der uns gern aufnimmt, und ein Paar thätige Arme, wie die meinigen, wohl brauchen kann. Fürchtet nichts, Frau Maßner, wir verlaſſen Euch nicht! Eures Mannes Voreltern haben den meinigen Gutes erwieſen, und die Dankbarkeit iſt nie erſtorben in unſerm Geſchlechte. So lange wir einen Biſſen Brod haben, theilen wir ihn mit Euch, und wer weiß, es kommen auch wohl andere Zeiten, in denen Eure Feinde verſtummen und Eure Freunde Euch wieder zu Glück und Anſehen helfen.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber die geſchichtliche Bedeutung des Nibelungenliedes.

(Fortſetzung.)

Nachdem Guntahar gefallen und mit ihm das burgundiſche Königshaus erloſchen war, ſchickten die Burgunden zu den Gothen, und holten ſich einen Sprößling des

weſtgothiſchen Königsſtammes der Balten, Gundioch, zum Fürſten.

Dieſer und ſein Bruder Hilperich nahmen Theil an dem Zuge des Königs der Weſtgothen, Theodorichs des Jüngern, nach Spanien wider die Sueven. Die Burgunden hatten ihre Sitze am Rhein aufgegeben, wo nur Einzelne zurückgeblieben ſeyn mögen, und ſich mit ihrer Hauptmacht (um 456 nach Chr.) nach der Rhone gewandt, wo ſie im Süden mit den Weſtgothen zuſammengrenzten. Hier beſtand das Reich der Burgunden unter ſeinem weſtgothiſchen Fürſtenhauſe. Gundioch, der Stifter deſſelben, hatte vier Söhne: Gundobald, Godegiſel, Godomar und Hilperich. Der lezte wurde, als dieſe vier gemeinſchaftlich zur Herrſchaft kamen, von dem älteſten Bruder, Gundobald, getödtet, ſeine Gemahlin mit einem Stein am Halſe ins Waſſer geworfen und von ſeinen Töchtern, Mucurena und Crothild, jene, die ältere, aus dem Lande verwieſen. Aber Chlodwig, der mächtige Frankenkönig, wirbt um Crothilden (492), und erhält ihre Hand wider Gundobalds Willen, der Rache wegen des Mordes ihres Vaters fürchtet, es jedoch nicht wagt, ſie zurückzuhalten. Ausführlich erzählen ſpätere Geſchichtſchreiber, ohne Zweifel nach alten Volksliedern, dieſe Bewerbung: Chlodowig habe Geſandte an Gundobald, den Burgundenkönig, geſchickt, um einen Frieden mit ihm zu ſchließen. Dieſe ſahen im Pallaſte Crothilden und fragten, wer ſie ſey. Man antwortete ihnen: ſie ſey die Nichte des Königs, die ihre Eltern verloren habe, und deßhalb in dem königlichen Hauſe erzogen werde. Als die fränkiſchen Geſandten nun zurückgekehrt waren, ſo meldeten ſie ihrem Herrn, wie ſie ſeinen Auftrag ausgerichtet hätten; außerdem aber erwähnten ſie, daß ſie eine Jungfrau geſehen, die ſchön genug wäre, um des mächtigſten Königs würdig zu ſeyn. Sie lebe in dem Hauſe ihres Oheims, weil ihr Vater geſtorben ſey. Als Chlodowig dieß vernahm, ward er von heftiger Liebe ergriffen; denn er glaubte, daß dieß eine gute Gelegenheit wäre, um ſich Burgunds zu bemächtigen. Alsbald entſandte er daher ſeinen Vertrauten, Aurelianus, der Jungfrau Geſchenke zu überbringen und ihre Schönheit genauer zu betrachten. Er ſollte ſie anreden, ihr von der Verbindung mit dem Könige ſprechen und ſehen, wie ſie in dieſer Beziehung geſinnt ſey. Aurelianus eilte nach Burgund. Da er in die Nähe des Pallaſtes kam, ließ er ſeine Gefährten ſich im Walde verbergen, er ſelbſt aber ging in der Tracht eines Bettlers an den Hof, um ſeiner künftigen Herrin nachforſchen zu können. Jene ging eben in die Kirche; denn es war ein Sonntag. Da ſtellte Aurelianus ſich mit den andern Armen vor die Thüre und hielt auf dieſe Weiſe den Ausgang beſezt. Nach der Meſſe, als Crothild heraus kam und ihrer Gewohnheit gemäß Almoſen vertheilte, drängte Aurelianus ſich heran und bat als Bettler um eine Gabe. Sie reichte ihm ein Goldſtück, er aber ergriff ihre Hand, ſtreifte den Mantel zurück und führte ſie zum Munde, um ſie zu küſſen. Das Mädchen, von jungfräulicher Schaamröthe übergoſſen, eilte nach Hauſe und ſandte ſogleich ihre Magd ab, um den kühnen Bettler aufzuſuchen und vor ſie zu führen. Dieß geſchah und ſie redete ihn an: „Menſch, was fiel dir ein, daß du, als du meine Gabe nahmſt, mir die Hand entblößteſt und ſie küßteſt?“ Jener entgegnete, ohne ihre Frage zu beantworten: „Mein Herr, der Frankenkönig, der von Deinem hohen Werthe gehört hat, wünſcht Dich zur Gemahlin. Siehe hier ſeinen Ring und die Brautgeſchenke.“ Damit wandte er ſich nach einem kleinen Sack, den er an der Thüre niedergelegt hatte, um die Geſchenke zu übergeben, die er mit ſich gebracht hatte. Er ſieht, daß ſein Sack ihm geſtohlen iſt; doch findet derſelbe, da hierauf genaue Nachforſchung gehalten wird, ſich wieder. Er nimmt ihn und überreicht der Fürſtentochter die Geſchenke, indem er ihres Jawortes bereits gewiß iſt. Denn Crothild ſagte, als ſie von ihrer Vermählung mit Chlodwig hörte: „Es iſt nicht recht, daß eine Chriſtin einen Heiden zum Gemahl nimmt; aber wenn Gott dieß ſo geordnet hat, daß er durch mich vielleicht ſeinen Schöpfer erkennen ſoll, ſo werde ich mich dieſem Rufe nicht entziehen; des Herrn Wille geſchehe.“ Aurelianus erwiederte: der König werde, ihr zu gefallen, gewiß Alles thun, was ſie wünſche; zugleich verlangte er, daß Crothilde die Sache geheim halte, damit ihr Oheim nichts davon erfahre. Darauf eilte er zu Chlodwig zurück; die Jungfrau aber gab ihren Verlobungsring in den Schatz ihres Oheims zur Aufbewahrung. Chlodwig ſandte hierauf denſelben Aurelianus an Gundobald, um ſeine Braut von ihm zu fordern. Der Geſandte trat vor den Burgundenkönig und forderte von demſelben die Braut ſeines Herrn. Jener antwortete: er wiſſe von keiner Braut und könne ſie daher auch nicht geben. „Du aber hüte Dich,“ fügte er hinzu, „daß Du nicht mit öffentlicher Schmach von meinem Hofe getrieben wirſt, denn Du biſt nur als Kundſchafter gekommen, um das Land zu erſpähen.“ Aurelianus entgegnete: „Dieß meldet Dir mein Herr, der König Chlodwig: Wenn Du meine Braut Crothild mir geben willſt, ſo beſtimme einen Ort, wohin ich kommen mag, ſie zu empfangen.“ Jener, erſtaunt, daß der Franke ſeine Nichte von ihm forderte, berief die Herren von Burgund zu einem Rathe, um mit ihnen zu überlegen, was zu thun. Dieſe aber, welche die Feindſchaft der Franken fürchteten, wenn Gundobald die Jungfrau zurückhielte, ſagten: „Unſer Herr frage die Jungfrau, weß Sinnes ſie ſey und ob ſie den Ring des Frankenköniges angenommen. Wenn dieß der Fall und ſie willig iſt und bereits die Brautgeſchenke empfangen hat, ſo wirſt Du ihre Hand nicht verweigern können, ſondern eilen müſſen, ſie auszuliefern. Denn immer war es die Art der Burgunden, ihr Reich

Digitized by Google

lieber durch Rath im Frieden, als durch die Waffen zu ſchützen.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lauſanne, Mai bis September.

(Beſchluß.)

In den erſten Sommermonaten kamen die Genfer Schauſpieler unter Leitung der Madame Lintant hierher. Ein Theatergebäude fanden ſie freylich nicht mehr, denn dieß iſt verkauft und die Muſen ſind ausgezogen, um Pferden Platz zu machen, die da einen bequemen Stall gefunden haben. Sie mußten daher ein Theater improviſiren. Dieß geſchah in dem neuen Caſinogebäude, wo auch die Bibel- und die Miſſionsgeſellſchaft und mehrere ähnliche fromme Vereine ihre Sitzungen halten. Heinrich III. und ſein Hof hat uns vorzüglich gefallen und ergriffen durch ſeine lebendige Zeitfarbe und die ächt tragiſchen Momente. Unſere Akademie iſt aber auch darüber in klaſſiſches Entſetzen gerathen, Alles à l'instar de Paris, denn bey allem Waadländerthum äffen wir doch die Franzoſen gar zu gern nach.

Unſere Dampfſchiffahrt hat jezt im brüderlichen Einverſtändniß mit der Genfer eine größere örtliche Ausdehnung, als voriges Jahr. Vevey, die zweyte Stadt des Kantons, und Villeneuve beſuchte unſer Léman ſonſt nicht, ſondern beſchränkte ſich nur auf Genf, Ouchy und die dazwiſchen liegenden Seeſtädtchen. Jezt geht er auch bis zu jenen öſtlicher gelegenen Punkten, und wechſelt darin mit dem Genfer Winkelried ab. Dazu kommen noch ſehr angenehme Spazierfahrten nach dem reizenden Badeort Evian auf dem ſavoyiſchen Ufer, von denen man Abends wieder in Ouchy eintrifft. Ein Fremder, der dieſe Fahrt mitmacht, wenn nur Männer, Frauen und Mädchen des Waadlands dabey ſind, und da die natürliche, freudige Hingebung, Geſprächigkeit, Luſtigkeit und Gaſtlichkeit bemerkt, die unſern Leuten eigen iſt, möge am nächſten Sonntag von Genf aus eine ähnliche Fahrt nach Hermance unternehmen, woran nur Genfer Theil haben. Alle ernſt, beſonnen überlegend und berechnend, das weibliche Geſchlecht zurückhaltend, kalt, faſt ſteif, um den unglaublichen Unterſchied zu finden, der in geſelliger Beziehung zwiſchen Waad und Genf herrſcht. Er kann dabey noch eine andere Bemerkung machen. Die Lauſanner, weit weniger wohlhabend wie die Genfer, verzehren dreymal mehr als dieſe; jene thun es nicht ohne Wein, Schinken, gebratene Hühner u. ſ. w.; dieſe wagen ſich ſelten über einen Krug Bier oder eine kleine Flaſche Limonade gazeuse hinaus, wozu die Frauen und Kinder den Imbiß mitgebracht haben. Der heitere, frohe, offene und gaſtliche Waadländer nimmt das Leben leicht, und eine frohe Stunde iſt ihm ein werthes Lebensgeſchenk; während er luſtig ſchwazt, ißt und trinkt, denkt er nicht an die Sorgen des folgenden Tages, denkt beſonders nicht an Geſchäfte und Spekulationen. Scheint ihm die Sonne auch am folgenden Tage, deſto beſſer! ein froher Tag nach der Arbeit mehr! Iſt es aber trüb und kommen Sorgen, ſo trägt er alles mit heiterem Muth und zweifelt nicht, daß es morgen oder übermorgen wieder gut gehen werde. Wie ganz anders bey dem Genfer! Er wird nie recht froh und hingebend, überall umfängt ihn die Luft des Comptoirs, des Magazins, des Studiers- und des Arbeitszimmers, überall bedenkt, calculirt und berechnet er. Ueber dieſen Nebelhorizont kommt er ſelten hinaus, und ſeine Sonne iſt nicht viel mehr als eine Comptoir- oder eine Studierlampe.

M.

Berlin, September.

(Fortſetzung.)

Wie wird es bey ſo gegebenen Umſtänden den Schauſpielern ergehen? Ohne ihre Schuld wird ihnen ihre eigentlichſte Kunſt abhanden kommen. Zur Entfaltung eines Charakters gibt ihnen der Modedichter keinen Raum, zur Kunſt des leichten, wie des getragenen Dialogs keine Zeit; an zarte Farbenabſtufung iſt nicht zu denken; nur auf grelle Kontraſte, auf ſpannende Situationen, auf raſches Vorüberrauſchen gedrängter Begebenheiten arbeitet er hin und erzielt einen Effekt, zu welchem ihm der Maſchiniſt und der Dekorateur behülflicher ſeyn mußten, als die Darſteller, auf die es denn im Grunde auch nicht ſo ſehr ankommt. Iſt es nicht Dieſer, ſo iſt es Jener, der die Rolle ſpielt; mit einigem Talent extemporiſirt man ſie oder ſpielt ſie, nach dem beliebten Ausdrucke, auf den Souffleur; denn wer kann täglich eine neue Rolle ſtudieren oder auch nur memoriren? und am Ende iſt ja die Ueberraſchung die Hauptſache. Nur die älteren, in einer früheren Zeit gebildeten Schauſpieler, nur die Wenigen im Publikum, die in früherer Kunſtepoche Heroen der ernſten, wie der komiſchen Darſtellung ſahen, fühlen und beſeufzen den mächtigen Unterſchied; die Jugend läßt ſich ſeine Schauſpieler gefallen. Aber ein poſitives, ein enthuſiaſtiſches Gefallen erregt bey der heutigen Generation nur die Oper, nur der Sänger, ja eigentlich nur die Sängerin. Kommt nun dem Schauſpieler ſeine frühere Kunſt abhanden, ſo iſt dagegen der Operiſt genöthigt, ſich zu erinnern, daß er nicht im Konzert, ſondern auf der Bühne ſingt, dort eine beſtimmte Rolle in einem beſtimmten Stücke übernommen hat, und daß dieſe (aus dem Franzöſiſchen überſezte) neue Oper nicht nur geſungen, ſondern auch geſpielt ſeyn will. Daher die erfreuliche Erſcheinung, daß hin und wieder einige deutſche Sänger und Sängerinnen ſich einer deutlichen Ausſprache befleißigen, ihre ſogenannte Sprechrolle vorläufig geleſen haben und Einſicht bekommen in die hohe Wichtigkeit, in die dramatiſche Allgewalt des Rezitativs. Das Beyſpiel einer Milder, einer Sontag, eines Fiſcher, eines Bader ſollten es endlich dahin bringen, daß ſich Kammer-Virtuoſen nicht mehr Operiſten dünken. Vielleicht kommt es dahin, daß bey der offenbaren Hinneigung der neueren Oper zum Dramatiſchwirkſamen, und hinwiederum des Drama's zu vermittelnder Muſik, vielleicht kommt es dahin, daß Ton- und Dichtkunſt ſich inniger und wahrhafter als je auf der Bühne durchdringen. Man hat es mir ſehr übel ausgelegt und es als eine artiſtiſche Ketzerey verſchrieen, daß ich (in einer hieſigen Zeitſchrift) die nicht ungegründete Vermuthung ausſprach, daß wir vielleicht nicht mehr allzufern von einer Kunſtperiode ſind, in welcher nur die wenigſten Dramen ohne alle muſikaliſche Begleitung auf der Bühne erſcheinen dürften. Indeſſen verſchmähten weder Schiller noch Goethe (im „Egmond,“ in der „Jungfrau“ und am augenfälligſten in der Introduktion zum „Tell“) die vermittelnde Wirkung melodramatiſcher Scenen; indeſſen bemüht ſich der beliebteſte, der fruchtbarſte und gewandteſte Dramatiker des Tages (Scribe) um Liederſpiel, Oper, Melodrama und Ballett; indeſſen konnte das gewaltigſte Drama des Jahrhunderts bey ſeiner am 28. Auguſt dieſes Jahres in Weimar erfolgten Darſtellung der Muſik nicht entbehren.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 246.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 14. Oktober 1829.

Erhabnes Wagſtück dem nur Tollheit ſcheint,
Der ängſtlich ſeine Mühe wägt und meynt,
Was nicht war, kann nicht ſeyn. — Mein Anſchlag kann mißlingen,
Doch ſteht er feſt und kühnlich will ich ringen.

Shakeſpeare.
Ende gut, Alles gut.

Das Hirtenmädchen vom Calanda.

(Fortſetzung.)

Berchthold ging ſogleich an die Ausführung des raſch gefaßten Entſchluſſes. Während ſein Freund aus dem Thale herauf einen Wagen mit Pferden holte, auf dem er ſeine Reiſe zu bewerkſtelligen dachte, ſuchte er im Hauſe alles zuſammen, was einigen Werth hatte, und was er mit Recht als ſein Eigenthum betrachten konnte. Frau Maßner ſchien durch den Gedanken, die Zukunft fern von einem Orte zu verleben, wo ſie durch Feinde und vermeynte Freunde ſo tief erniedrigt worden war, neu belebt. Sie vergaß unter dem Bemühen, der Frau Thereſe beym Einpacken behülflich zu ſeyn, ihres Patrizierſtolzes und ihrer Kränklichkeit; ſie half bey allem mit, als gehöre ſie zum Haushalte. Schon wenige Stunden nach Mittag war alles zur Abreiſe bereit, der von Berchthold ſorgſam verdeckte Wagen nahm die Frauen auf, der Freund blieb zurück, um bis zur Ankunft der Stadtabgeordneten Haus und Hof zu bewahren, und Berchthold trieb die Roſſe im raſchen Trabe nach der Rheinbrücke und die Straße abwärts, auf der ſie ſich mit jedem Augenblicke mehr und mehr von Chur entfernten. Es war ein heiterer Wintertag. Als der Abend herankam, traten ſie durch den ſchaurigen Felſenpaß Kluus in das erſehnte Prättigau, und ſahen bald die mächtigen Gipfel des Falknis und des Sceſa-Plana ſich in duftigem Roſenlichte zum Himmel erheben. An Breneli hatte bisher Niemand gedacht. Jezt nannte plötzlich, wie erſchreckend über dieſes Vergeſſen und von der Erinnerung überraſcht, Berchthold laut ihren Namen. Frau Thereſe vernahm ihn nicht, denn er verhallte in dem Getöſe der ſtürmiſch vorüber eilenden Landquart, und Berchthold beruhigte ſich, indem er die Klugheit und Geiſteskraft der Schweſter ſich vergegenwärtigte, und beſchloß, ſeine Freunde in Chur mit Anweiſungen für den Fall ihrer Rückkehr zu verſehen. In einem kleinen Dorfe fanden ſie das erſte Nachtlager, und Frau Maßner meynte am andern Morgen, ſeit vielen Monaten auf ihrem Eiderdunenbette in Chur keine ſo wohlthätige Ruhe gefunden zu haben, als das ſchlechte Mooslager ihr gewährt hatte.

VI.

Indeſſen war Breneli in der Geſellſchaft des Herrn und der Frau von Merveilleux nach Lyon gekommen. Hier erwartete der Geſandte Briefe von Paris, die ihm, wie er ſagte, wichtige Aufſchlüſſe geben müßten, ehe er weiter reiſen könne. Noch immer erfreuete ſich Breneli der beſondern Gunſt ihrer Dame; doch hatte ſie nun während des langen und vertrauten Beyſammenſeyns Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß Frau von Merveilleur von ſehr wandelbaren Launen beherrſcht werde, von denen ſie freylich noch nicht gelitten, die aber ihr Gemahl und andere Perſonen in ihrer Umgebung deſto mehr empfinden mußten. Es drängte ſie fort nach Paris, ſie zählte Tage und Stunden, die Rudolph in der Verlaſſenheit ſeines Gefängniſſes zubringen mußte; aber ſie

Digitized by Google

vermochte ihre Unruhe zu verbergen, und immer gelaſſen, gefällig und dienſtfertig zu erſcheinen. Endlich kamen die ſehnſüchtig erwarteten Briefe von Paris. Sie entſprachen keineswegs den Wünſchen des Herrn von Merveilleux. Die Parthey, zu der er ſich hielt, war in Ungnade gefallen; man rieth ihm, die erſten Ausbrüche des königlichen Unwillens in der Ferne vorübergehen zu laſſen, und erſt wenn günſtigere Umſtände eingetreten wären, ſeinen Aufenthalt in die Hauptſtadt zu verlegen. Er war zu vorſichtig, um dieſem Rathe nicht zu folgen. In Lyon beſaß er Verwandte und Freunde. Hier konnte es an geſelligen Freuden und Zerſtreuungen nicht fehlen. Frau von Merveilleux gefiel ſich ſehr wohl in der heitern Stadt, wo ſich bald ein Kreis von Verehrern um ſie verſammelt hatte. Man beſchloß daher, jedenfalls den bereits begonnenen Winter hier zuzubringen, und erſt im Frühjahre, wenn hoffentlich alles nach Wünſchen ſich gefügt haben würde, in Paris zu erſcheinen.

Aber Vreneli? Sie ſah die Erfüllung ihrer Hoffnungen in eine unbeſtimmte Zukunft hinausgerückt, ſie wagte, bey aller Beharrlichkeit in ihrem Plane, nicht, in dieſer rauhen Jahreszeit und in dem fremden Lande eine weite Reiſe allein zu unternehmen. Seitdem ihre Dame ſich täglich in einem Wirbel von Zerſtreuungen bewegte, ſah ſie ſich von dieſer mit zunehmender Gleichgültigkeit behandelt, und immer mehr aus dem Verhältniſſe einer Geſellſchafterin in das einer Dienerin zurückgeſezt. Das bekümmerte ſie jedoch wenig, denn vor ihrer Seele lag immer nur das Ziel ihres Unternehmens, und den Aufenthalt bey Frau von Merveilleux ſah ſie nur als ein nothwendiges Mittel, dieſes zu erreichen, an. Sie hatte es gewagt, einmal an den Kommandanten von Fort Eclüſe zu ſchreiben, ſeine Großmuth angerufen und ein Briefchen für Rudolph eingelegt; lezteres kam aber unerbrochen wieder zurück, mit dem, in höfliche Worte gekleideten Bedeuten: es ſey den Gefangenen von Fort Eclüſe nicht erlaubt, irgend ein Schreiben, von wem es auch komme, anzunehmen. So blieb ihr nichts übrig, als auf ſich ſelbſt zu vertrauen, zu harren und zu hoffen. Ihrer Mutter und ihrem Bruder eine weitere Nachricht von ihrem Schickſale zukommen zu laſſen, bot ſich keine Gelegenheit. Mit Wehmuth und inniger Liebe gedachte ſie ihrer. Wie beſorgt und tief bekümmert mußten ſie ihretwegen ſeyn! Wie ergriff ſie nicht ſelbſt oft eine mächtige Sehnſucht nach der friedlichen Wohnung am Calanda, nach den alten häuslichen Beſchäftigungen! So ruhig ihr Aeußeres ſchien, ſo rege und lebendig war ihr Geiſt. Frau von Merveilleux ſah ſie jezt als eine gute Dienerin an, deren Fleiß den ganzen Tag über nicht ermüdete, und ſpendete ihr von Zeit zu Zeit einige Lobſprüche, eben ſo flüchtig gegeben, als unbeachtet aufgenommen.

Der Winter war hart und von ungewöhnlicher Dauer. Kaum aber wurde die junge Kraft der Frühlingsſonne fühlbar, kaum ſchmolz der Schnee und lockte jene frühe Blümchen aus der Erde hervor, ſo faßte Vreneli den Entſchluß, jezt ohne Zögern in der Ausführung ihres Werkes fortzuſchreiten. Im Hauſe des Geſandten wurden keine Anſtalten gemacht, die eine baldige Abreiſe angezeigt hätten. Im Gegentheil ließ ſeine bewölkte Stirne und einige Aeußerungen, die ihm entſchlüpften, vermuthen, daß ſeine Angelegenheit bey Hofe noch übler ſtehe, als es im Anfange des Winters der Fall geweſen, und Frau von Merveilleux hatte ſich ſchon einige Mal laut über die ſchöne Gegend von Lyon ausgeſprochen, und daß es wohl recht angenehm ſeyn möchte, einen Sommer hindurch auf einer der reizenden Campagnen der Umgegend zu leben. In ihrem alten Schweizeranzuge, ein Bündelchen unter dem Arme, trat eines Morgens Vreneli in das Gemach der Frau von Merveilleux, die noch nicht lange erwacht war und eben gähnend in Doktor Gallands neu erſchienener Tauſend und einen Nacht blätterte. Mit beſcheidenen Worten zeigte das Mädchen der Dame an, daß ſich die Angelegenheit, die ſie nach Paris rufe, nun nicht länger aufſchieben laſſe, daß ſie komme, um dankbar von ihrer bisherigen Gebieterin Abſchied zu nehmen, und noch in dieſer Stunde den Weg nach der Hauptſtadt anzutreten gedenke. Frau von Merveilleux ließ aus Ueberraſchung die Tauſend und eine Nacht aus der Hand fallen, ſah das Mädchen groß an und ſagte dann im Tone des Erſtaunens: „Du willſt allein nach Paris reiſen, allein dort irgend einen thörichten Handel betreiben? Welche Verblendung! Haſt Du denn einen Freund, einen Verwandten dort? Ich dachte, von dieſer ausſchweifenden Idee wäreſt Du längſt abgekommen.“ — „Ich kenne Niemand in Paris,“ antwortete ruhig Vreneli, „aber ich vertraue auf die Hülfe Gottes, der durch Schneewüſten, über Gletſcher und Berge mich glücklich zu Euch geleitete.“ — „Das iſt wohl recht gut,“ verſezte zerſtreut die Dame, „und ich glaube ſelbſt, daß Du mit dieſen Geſinnungen bey Frau von Maintenon und am Hofe von Verſailles Dein Glück machen könnteſt; aber, Kind, ehe Du dahin kommſt, gibt es ungeheure Schwierigkeiten zu beſeitigen, Hinderniſſe, von denen Du Dir keinen Begriff machſt.“

(Die Fortſezung folgt.)

Ueber die geſchichtliche Bedeutung des Nibelungenliedes.

(Fortſezung.)

Als die Jungfrau nun befragt wurde, geſtand ſie, Geſchenke von dem König angenommen zu haben und der

Digitized by Google

Verbindung mit ihm nicht abgeneigt zu ſeyn. Gundobald, obwohl ungern, übergab ſie hierauf den Geſandten; zwar ohne Heirathsgut, doch gelang es ſpäter dem Fleiß und den Bemühungen des Aurelianus, einen nicht geringen Theil der Schätze des Burgundenfürſten für ſeinen Herrn zu erhalten. Dafür ward, als Chlodwig ſein Reich bis zur Sequana und ſpäter bis zum Ligeris erweitert hatte, ihm die Stadt Meldonum verliehen und mit den umliegenden Gegenden zu einem Herzogthum erhoben. Nachdem Aurelianus die Fürſtentochter empfangen, eilte er mit derſelben zu ſeinem König. Kaum hatten ſie ſich aber den Grenzen des Reiches genähert, ſo befahl Crothild den Franken, die mit ihr waren, die nächſten Ortſchaften der Burgunden mit Feuer und Schwert zu verheeren. Ihr Gebot wurde befolgt, eine Anzahl Dörfer verbrannt und die Beute aus Burgund geführt. Da rief ſie aus: *Ich danke dir, Herr, daß ich den Anfang der Rache für den Tod meines Vaters ſehe.* So kam ſie nach Sueſſiones, wo Chlodwig ſie empfing und die Hochzeit mit ihr hielt.

Gundobalds Beſorgniß, die ſchon jener erſte Schritt Crothildens noch auf den Grenzen ihres Vaterlandes rechtfertigte, wurde im Verfolg noch mehr erfüllt. Kaum hatte Chlodwig ſeine Herrſchaft über die Franken befeſtigt und die Alemannen, die ihn im Rücken bedrohten, unterworfen, ſo zog er mit einem gewaltigen Heere gegen Burgund.

Gundobald, der indeſſen auch ſeinen zweyten Bruder Godomar aus dem Wege geräumt, wird von dem dritten, der ein gleiches Schickſal fürchtet, an die Franken verrathen, indem derſelbe in der Schlacht bey Divio an der Oscara (Dijon) zu ihnen übergeht und dadurch Gundobalds Niederlage veranlaßt. Dieſer, geſchlagen, entflieht und wird in Avinio (Avignon) von Chlodwig belagert; doch erhält er Frieden, unter der Bedingung, ſeinem Bruder zu Biſanz (Beſançon), das er beſizt, nach Geneva (Genf) und Vienna abzutreten, und ſich ſelbſt den Franken als zinspflichtig zu bekennen. Aber ſo wie das fränkiſche Heer das Land geräumt hat, überfällt Gundobald ſeinen Bruder Godegiſel, belagert ihn in Vienne, nimmt die Stadt und tödtet ſeinen Bruder mit allen Burgunden, die ihm anhingen. Seitdem regierte er friedlich über Burgund, ordnete die Verfaſſung und Geſetze ſeines Volkes und hinterließ, als er im hohen Alter ſtarb (516 nach Chr.) ſeinem Sohne Siegmund das Reich.

Den alten einheimiſchen Fürſtenſtamm zu verdunkeln, war die Regierung Gundiochs und ſeiner Söhne nicht geeignet; doch enthielt auch ſie für Sage und Lied einen reichen Stoff: Gundobalds weit verbreiteten Ruhm, als Geſetzgeber der Burgunden, den Mord ſeiner Brüder, beſonders des Hilperich, und die Rache, die deſſen Tochter, Crothild, durch Chlodwig an ihm nimmt. Lebendiger blieb aber immer das Gedächtniß der alten Könige. Auf ſie, als die berühmteren, wurden daher allmählig die ſpäteren Geſchichten mit übertragen, um ſo leichter wegen der Namenähnlichkeit zwiſchen Gibika, Gunthahar, Godemar, Giſlahar und Gundioch, Gundobald, Godemar, Godegiſel. Wenn zu den leztgenannten freylich noch ein vierter Bruder, Hilperich, kam, ſo ward dieſer von der Sage vergeſſen, oder wenigſtens aus der Brüderzahl ausgeſtoßen, weil ſein Name, ein fremder, fränkiſcher, den Burgunden nicht anzugehören ſchien, und überdieß auch des Haltes im Gedächtniß entbehrte, den die übrigen durch die Alliteration fanden. Nur das Faktum wird bewahrt, welches in beyden Reihen wiederkehrt, daß drey Brüder von Burgund eines gewaltſamen Todes ſtarben und mit ihnen die Kraft des Reiches gebrochen wird.

So geſtaltete ſich die zweyte Form des burgundiſchen Heldenliedes. Wohl ward Anfangs geſungen, wie Gundobald ſeine Brüder erſchlagen, und wie er durch Hilperichs Mord ſich die Rache des Frankenkönigs zugezogen, der deſſen Tochter Crothild geheyrathet und darauf der Freyheit von Burgund ein Ende gemacht habe. Bald gingen dieſe Lieder indeß in den ältern Sagenkreis über, der den Untergang Gunthahars in der Vernichtungsſchlacht gegen die Hunnen zum Gegenſtande hatte. Nun tritt Attila an die Stelle Chlodwigs; dagegen wird Hilperich, deſſen Tod jener rächt, zum Frankenfürſten; ein Tauſch, zu dem auch der in der fränkiſchen Geſchichte ſo häufig wiederkehrende Name des leztern auffordert. Unvergeſſen bleibt ſeine nahe Verbindung mit den drey Königsſöhnen von Burgund; nur iſt er jezt ihr Bruder nicht durch die Bande des Bluts, ſondern durch Bundeseid und Verſchwägerung. In dem Verrathe, der an ihm geübt wird, vereinigen ſich alle Schrecken von Gundobalds Brudermord. Ob jezt ſchon Crothild, die Tochter Hilperichs, da dieſe den Burgunden (als Tochter eines fremden Fürſten) nicht angehört hätte, zur Vollendung der poetiſchen Einheit der Sage, ſtatt ihres Vaters, den drey Burgundenbrüdern als viertes Kind des alten Gibika (Gundioch) zugeſellt wurde, wagen wir nicht zu beſtimmen; jedenfalls gewann das alte Heldenlied in der Umgeſtaltung, welche wir angedeutet haben, nicht allein an Umfang, ſondern nicht weniger auch an innerer Begründung und ſittlichem Gehalt. Jezt ward es klar, warum die Macht der Burgunden zu Grunde ging. Der Verrath, den ſeine Fürſten begangen hatten, war die Schuld, welche mit ihnen das ganze Volk büßte, und Attila bewährte, indem er das Strafgericht vollzog, ſich als die Geißel Gottes, die den angſterfüllten Völkern des Abendlandes zur Züchtigung geſandt war.

Aber noch war die Erfüllung des Fluches, der die Untreue begleitet, nicht vollendet. So lange es noch den Namen eines burgundiſchen Volkes gab, trug die

Digitized by Google

Saat des Unheils, die aus dem Brudermorde aufgegangen war, ihre Früchte.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Boſton, September.

Vor einigen Tagen beſuchte ich den Ex-Präſidenten, Hrn. Adams, in ſeiner höchſt beſcheidenen Wohnung in Quincy, unweit dieſer Stadt. Er beſchäftigt ſich gegenwärtig mit nichts als mit den Papieren ſeines Vaters, und hat im Sinne, die Memoiren deſſelben zu ſchreiben. Abgetreten von dem Schauplatze der Politik und von der höchſten Würde, die ſeine Nation zu vergeben hat, widmet er ſeine lezten Tage der Lebensbeſchreibung ſeines Vaters, der Geſchichte ſeines Landes. Wenn dieſe Memoiren vollendet werden, zu denen Adams ſehr viele Materialien hat, ſo legen ſie, neben den von Sparks herausgegebenen Briefen Waſhingtons, einen ganz neuen Grund zu einer Geſchichte der Revolution.

Der General-Poſtmeiſter hat vor einigen Tagen bekannt gemacht, daß wenn irgend einem Poſtmeiſter nachgewieſen würde, daß er Zeitungen, die gegen die Regierung ſchreiben, nicht weiter befördert, oder auch nur nachläſſig beſorgt habe, er ſogleich abgeſezt und gerichtlich verfolgt werden ſolle. Wandsbecker Bote, lebteſt du noch, du ſollteſt mir eine praktiſche Bemerkung hiezu machen!

In einem Dampfboote von Newyork nach Albany befanden ſich neulich tauſend Perſonen. Das Reiſen hat ſich durch ſeine Schnelligkeit und Wohlfeilheit hier unter allen Klaſſen ſo verbreitet, daß Reiſende in der That anfangen, die ſchlechteſten Dampfboote von einer Linie auszuwählen, um nur nicht mit ſo vielen Menſchen zuſammen ſeyn zu müſſen.

Vorige Woche erſchien ein Blatt Karrikaturen mit der Ueberſchrift G o v e r n m e n t s. Es iſt klar und einfach. Ein Feld ſtellt mehrere Ratten dar, deren Schwänze verwickelt ſind, mit der Umſchrift: Sind wir nicht ewig Brüder? Die Ratten arbeiten nach allen Seiten vergeblich vorwärts. Das zweyte iſt ein langbeiniger, gebrechlicher Storch, der unter vielen Fröſchen einherſchreitet. Sein Schnabel iſt am obern Ende einem Scepter nicht unähnlich; er ſcheint gerade einen Froſch zu verſchlingen und ſagt: „Habe ich je einen von euch getreten? Wandle ich nicht behutſam? Singt, meine Kinder, laßt uns Muſik machen!“ Das dritte Feld zeigt eine große Foliobibel, die zur Mäuſefalle gedient (wie man Dachziegel dazu gebraucht) und eine Maus breit gequetſcht hat, die ſterbend ſagt: „O ihr armen Heiden, abergläubiſche Sünder! Bekehret euch und ſterbt ſanſt, wie wir Chriſten.“ — Eine andere humoriſtiſche Schilderung machte mir ſehr viel Vergnügen. Die Karrikatur bezieht ſich auf die wahre Geſchichte, daß ein Kapitän von Boſton, der mir einſt ſelbſt die Sache drollig erzählte, ſich genöthigt ſah, von der Thüre eines ſehr langen Saales bis an den Thron des Kaiſers von Siam auf den Knieen zu rutſchen und dort den Boden zu küſſen, da er für ſein Schiff eine beſondere Gunſt zu erbitten wünſchte; es war nämlich auf den Strand gerathen. Nun denke man ſich einen Erzyankee, einen ungewöhnlich großen, gutmüthigen Kapitän, der in ſeinem ganzen Weſen gerade iſt, auf den Knieen rutſchend. Die Karrikatur ſtellt den Kaiſer von Siam wie den Republikaner auf das Lächerlichſte dar und führt die einfache Inſchrift: The republican in a very comfortable situation. Gewiß ſtimmen Sie mit mir überein, daß dieſer Humor und dieſes Scherzen über die eigene Nation, ja ſelbſt, wie bey jenen Ratten, über die Republik, höchſt lobenswerth iſt. Ueberhaupt kann ich betheuern, daß die Amerikaner gutmüthiger ſind, als irgend eine Nation in der Welt, und es freute mich, dieß in Kapitän Baſil Halls neuem Werke freymüthig anerkannt zu finden, wie es überhaupt alle Reiſende bald bemerken. Ich habe mehrere Mal den gewagten Verſuch gemacht, ob es nicht möglich ſey, ſie zu reizen; ich habe Dinge, an denen ſie mit Liebe hängen, angegriffen, ich bin ſelbſt ſo weit gegangen, die mit größtem Rechte ſo hochgeachteten Männer der Revolution anzugreifen, was weit mehr ſagen will, als über den Präſidenten ſpotten — Alles umſonſt. Sie widerlegen, ſcherzen, ſuchen einen mit Witz zu ſchlagen, aber nie wird man ſie beleidigen, wenn man nicht perſönlich wird. Dieß iſt die einfache Folge der Freyheit. Jeder, der mit zwey Lippen geboren iſt und eine Zunge hat, mag reden, dafür muß er aber auch, wenn er zwey Ohren hat, hören. Doppelt gutmüthig aber ſind ſie, wenn ſie erſt wiſſen, daß man kein Arg oder die Abſicht hat, zu tadeln, ohne zu urtheilen. Dann mag man Alles in der Welt ſagen. Wie viel, wie unendlich viel könnten in dieſer Hinſicht die Europäer, Regierungen und Individuen, von den Amerikanern lernen, die einem erlauben, über ihr Land und ihre Verfaſſung Alles zu ſagen, und beyde dennoch mehr lieben, als irgend ein Volk auf der Erde ſein Vaterland und ſeine Verfaſſung liebt.

Berlin, September.

(Beſchluß.)

„Das Unweſen des Schaugepränges und der leeren Gaukeley auf der Bühne hat nun hoffentlich ſeinen Kulminationspunkt erreicht!“ Dieſe Phraſe hört und lieſt man überall. Soll ſie irgend eine Bedeutung haben, ſo kann ſie nicht die Hoffnung auf das Zurückſchreiten zu etwas ſchon da Geweſenem ausſprechen. Alle dieſe Umkehrungsverſuche zu alter behaglicher Breite haben immer in die Steppen der Langweiligkeit geführt. Die Kunſt iſt unaufhaltſam-lebendig, ewig-neu ſich gebährend; aber weder dem Publikum, noch der Theorie offenbart ſie ſich u n m i t t e l b a r. Nur in dem ſchöpferiſchen Genius, in dem geheimnißreich-begabten Künſtler zeigt ſie ſich in niegeahneter Geſtaltung; und was er in ſeinem Inneren ſchaut, die Muſe verleiht ihm die Macht, es außer ſich hinzuſtellen und die ſtaunende Welt zu entzücken. — Daß in unſerer unbeſtreitbar neuen Aera auch ein neuer, ſchöpferiſcher Genius, ſowohl im Gebiete der dramatiſchen Dichtkunſt, als der Darſtellung erſcheinen wird, iſt eine Hoffnung, die ſich wenigſtens auf ein tiefgefühltes Bedürfniß gründet; daß Muſik und Poeſie ſich nach und nach im Drama unauflöslich verbinden werden, iſt eine aus der Gegenwart gezogene Vermuthung, eine Lieblings-Hypotheſe, ja, wenn man ſo will, die Ueberhebung einer weiſſagenden Theorie, gewiß aber keine artiſtiſche Ketzerey.

Ich habe nur noch zu erklären, weßhalb ich ausſchließlich vom Theater, und nicht von dem ſprach, wie über andere Künſte, ja über andere Zweige der Dichtkunſt geurtheilt wird. Wir haben kein anderes öffentliches Leben, als das auf den Brettern; nur die Kunſt der dramatiſchen Darſtellung hat ein Publikum; die andern Künſte haben ihre vereinzelten Liebhaber, ihre abgeſchloſſenen, ſtillen Kreiſe; daher dürfen ſie auch auf eine abgeſonderte Behandlung, fern von dem gedrängten Forum des Schauſpiels, Anſpruch machen. *)

L u d w i g R o b e r t.

*) Möchte doch der freundliche Leſer bey Durchſicht obiger Betrachtung davon abſehen, daß ich mich als dramatiſcher Dichter verſuchte, und es mir zutrauen, daß ich ein Gleiches that, als ich ſie niederſchrieb.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 247.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 15. Oktober 1829.

Ich bin ein grauer Kämpe und alt und ſchwach und blind,
Des Lebens ſchönſte Tage ſchon längſt verfloſſen ſind.
Sagt, iſt es denn nicht beſſer, auf blut'gem Schlachtfeld ruhn,
Drum laßt mich gute Streiche mit meinem Schwerdte thun.

Ungenannter.
Braga V. 160.

Romanzen von Guſtav Schwab.

König Johann von Böhmen bey Crécy.

„Ihr lieben Herrn und Ritter, wie ſtehet Philipps Schlacht?
Bringt einen Strahl des Lichtes herein in meine Nacht!
Das lange Waffentoſen verwirret nur mein Ohr;
Der Freund, mit dem ich ziehe, bringt er nicht ſiegend vor?“

So ſprach der König Johann, der Greis, in ſeinem Zelt,
An Waffen, Muth und Tugend ein wohlgethaner Held;
Und doch, ſein Arm, er raſtet, ſein Schwert, er führt es nicht,
Denn Blindheit liegt ſeit Jahren auf ſeinem Angeſicht.

Und wie er ſitzet horchend und auf das Toſen lauſcht,
Das Schlachtgetümmel näher und näher mählich rauſcht,
Und endlich um ihn flüſterts: „der Engelländer ſiegt,
Der tapfre König Philipp, dein treuer Freund, erliegt!“

Da ſprang der blinde König von ſeinem Stuhl empor:
„O ſähe ſo mein Auge, wie hört mein tückiſch Ohr!
Wo iſt mein Bruder Philipp, ſagt mir, wo find' ich ihn?“
Die Diener ſprachen: „Säh't ihr, ſo ſähet ihr ihn fliehn!“

„Er flieht? und ich ſoll fliehen?“ der König finſter ſprach,
„Wer leitet mich in's Treffen, wer hilft mir von der Schmach?
„Wer wagt es mich zu führen, hinein in ſchönen Tod?
„Wer wählet ſtatt zu fliehen, mit mir die lezte Noth?“

Da nahm den blinden König ein Ritter bey der Hand,
Der ſprach in deutſcher Zunge: „Landskron bin ich genannt,
„Zwey Falkenaugen hab' ich, die ſchauen wohl für vier;
„Auch ich bin nicht zu fliehen, zu ſterben bin ich hier!“

Und freudig ſprach der König: „Heil Dir, Dich kenn' ich gut,
„Du haſt mit mir bey Lauppen vergoſſen ſchon Dein Blut!
„Der Born iſt ſchon geſprungen, gezapft iſt ſchon das Faß;
„Was übrig bleibt, zuſammen verſtrömen heut uns laß!“

Und ihre beyden Roſſe, die führt man ihnen vor,
Der Leitsmann iſt ganz Auge, der König iſt ganz Ohr;
Sie ketten aneinander die Thiere bey dem Haupt:
So jagen ſie, wie Einer, hin, wo es hallt und ſtaubt.

„Dort hin!“ ruft aus der Ritter, „dort ſtehn ſie viel und hart!“
„„Ja dorthin!““ ruft der König; „„dort ſchreyt der Eduard,
„„Der Fürſt der Engelländer, der meinen Freund vertrieb;
„„Ihn fällen oder fallen, es iſt mir beydes lieb!““

So jagen ſie, wie Einer, hin wo es ſtaubt und hallt,
In wilden Schlachtenwirbel verwickeln ſie ſich bald,
Es ſtürzet mancher Sieger von ihrem grimmen Schlag,
Zulezt der gute Leitsmann, der blinde Herr erlag.

Und auf dem Siegesfelde, wo Leich' an Leiche war,
Gekettet an einander, da lag das edle Paar,
Des Ritters Falkenaugen, geſchloſſen von der Noth,
Des Königs Auge leuchtend, entſiegelt von dem Tod.

Digitized by Google

Ueber die geſchichtliche Bedeutung des Nibelungenliedes.

(Beſchluß des erſten Artikels.)

König Siegmund, Gundobalds Sohn, vermählt ſich mit der Tochter des großen Theodorich, Oſtgotha, und erhält von ihr einen Sohn, Siegerich, und eine Tochter, Svavegotha. Nach ihrem Tode nimmt er eine zweyte Gemahlin, auf deren Anſtiften er ſeinen Sohn aus erſter Ehe erſchlägt. Eines Tages, erzählt der Geſchichtſchreiber dieſer Periode, Gregorius von Tours, als der Knabe die Kleider ſeiner verſtorbenen Mutter an der Stiefmutter ſieht, ſagt er: „Du biſt nicht werth, daß Dich dieſe Kleider bedecken, die meiner Mutter, deiner Herrin, einſt gehört haben.“ Da ergrimmt das Weib und reizt ihren Gemahl: „Dieſer Böſewicht verlangt Dein Reich zu beſitzen; er will Dich tödten und ſeine Herrſchaft darauf auch über Italien ausbreiten, das ſeinem Großvater gehört hat. Er weiß aber, daß, ſo lange Du lebſt, ihm dieß nicht gelingen kann; durch Deinen Tod nur kann er groß werden.“ So reizt ſie den Mann, der ſeinen Sohn mit Wein trunken macht, und darauf durch ſeine Diener erwürgen läßt. Erſt als dieß geſchehen, bereut er die That und fällt weinend über den Leichnam. Ein Greis aber ſagt: „Nicht dieſen Unſchuldigen beklage, ſondern Dich, der durch ſchändlichen Rath ein Kindesmörder geworden.“ Siegmund geht hierauf in das Kloſter St. Mauritii in Wallis, und bringt dort viele Tage mit Weinen und Beten zu, alſo, daß ihn auch die Kirche nach ſeinem Tode der Heiligſprechung würdig geachtet hat*); der göttlichen Rache konnte er jedoch nicht entgehen. Chlodwigs Wittwe, Crothild, die ihren alten Groll noch nicht vergeſſen hat, vielleicht auch empört über eine Unthat, welche den Mord ihres Vaters ihr auf's Neue in das Gedächtniß ruft, fordert ihre Söhne, auf welche nach ihres Gemahls Tode das Reich der Franken gekommen war, zur Rache auf. Die Burgunden werden geſchlagen, Siegmund wird auf ſeiner Flucht nach St. Mauritius ergriffen und gefangen nach Aurelianum (Orleans) geführt. Sein Bruder, Godomar, ſammelt indeſſen die Reſte der burgundiſchen Macht. Mit den Oſtgothen, die über die Alpen von Italien aus in das Land gefallen waren, ſchließt er Frieden. Da läßt König Chlodemir zu Aurelianum den gefangenen Siegmund mit ſeinem Weibe und zwey Söhnen enthaupten und ihre Leichen in einen Brunnen werfen**); darauf zieht er, nachdem er auch ſeinen Bruder Theodorich, der die Tochter Siegmunds, Svavegotha, zur Gemahlin hat, zur Theilnahme aufgefordert, wider die Burgunden ins Feld. Er wird durch Liſt getödtet, und Godomar, obwohl von den Franken geſchlagen, behauptet nach ihrem Abzuge das Land. Jezt vereinigen indeß Chlodemirs Brüder, Theodorich, Chlotar und Childebert ſich gegen ihn. Godomar wird, obwohl der erſtere unthätig bleibt, geſchlagen, und fällt ſelbſt in der Schlacht. Die Einnahme der Stadt Auguſtodunum (Autun) endet im Jahr 534 nach Chr., 128 Jahre nach dem erſten Uebergange der Burgunden über den Rhein, das Reich der Burgunden. Ihre Fürſten waren ſeitdem die Fürſten der Franken, deren Stelle in Hochburgund ein Patricius, in Niederburgund ein Herzog verſah.

Daß auch dieſe lezten Zeiten der Burgunden von dem Lied und der Sage nicht vergeſſen worden, könnten wir vorausſetzen, wenn die Darſtellung dieſer Geſchichten bey Gregorius von Tours auch nicht den ausdrücklichen Beweis dafür gäbe. Aber wenn wir die gewöhnliche Trockenheit und Dürre des Geſchichtſchreibers mit der Wärme vergleichen, mit welcher hier einzelne poetiſche Momente, wie der Tod des jungen Siegerich, herausgehoben werden, ſo können wir nicht zweifeln, daß bey dergleichen Stellen entweder unmittelbar aus dem Munde des Volks entnommene Lieder, oder doch aus derſelben Quelle fließende Erzählungen oder Legenden zum Grunde liegen.

So weit die deutſche Zunge ging, wurden dieſe Lieder geſungen; nirgends aber konnten ſie, nachdem das Reich der Burgunden an der Rhone ausgegangen war, tiefere Wurzel faſſen, als in jenen Gauen am Rhein, welche der erſte Schauplatz des burgundiſchen Heldenthums geweſen waren, und wo lange nach dem Ende der Burgundenherrſchaft ein zahlreicher Theil der Bevölkerung ſich ſeiner Herkunft von burgundiſchen Vorfahren erinnern mochte, zu Worms, im Wasgau, ſo wie in dem ganzen Landſtrich, den einſt die Burgunden am Rhein beſeſſen hatten. Hier erhielt vielleicht auch jezt, nach Godomars Fall, das burgundiſche Heldenlied durch die Aufnahme neuer Sagen von Siegmund und ſeinem Sohne Siegerich, und der Rache, die Crothilde, wie einſt für den Tod ihres Vaters, für den Mord des leztern nahm, ſchon wieder eine andere Geſtalt. Crothilde, die durch ihren ſtarren Willen den Untergang ihres eigenen Volkes herbeygeführt hatte, trat immer mehr in den Mittelpunkt des Sagenkreiſes; auf dieſen wurde dann alles andere, was auch urſprünglich noch ſo fern gelegen hatte, näher und näher bezogen. Die Rache, welche der Sage nach Attila (Chlodwig) wegen des gemordeten Frankenfürſten (des Burgunden Hilperich) nimmt, weicht jezt Crothildens Rache um Siegerich. Dieſer tritt an Hilperichs Stelle; er iſt der Bundesbruder, den die drey Burgundenfürſten erſchlagen haben, und folglich Crothildens Gemahl. Wie

*) S. Vit. S. Sigismundi, Act. SS. 1. Mai (im J. 523). Die Geſchichte bey Gregorius Tur. iſt rein ſagenhaft; wie hätte auch die Gemahlin Siegmunds des Oſtgothen Theodorich auf eine Weiſe erwähnen können, als wenn derſelbe längſt geſtorben wäre, da er es war, der zuerſt durch den Einfall in Burgund den Tod ſeines Enkels rächte.

**) Zu Columella (Columna), bey Orleans, wo noch gegenwärtig ein Puits de St. Sigismond iſt (Puteus Sancti Sigismundi).

Hilperich, iſt auch Siegerich, was die neue Verwechslung begünſtigte, ſchon dem Namen nach Franke, Sicamber;*) ſo auch ſein Vater Siegmund, der daher, ſtatt König von Burgund, König vom Niederland wird; denn ſo heißt noch am Rhein von Alters her das Land, wo damals die Rheinfranken ihre Sitze hatten, von Koblenz abwärts. Eine dunkle Erinnerung, daß Siegerich eigentlich dem Regentenhauſe von Burgund angehörte, könnte ſich darin erhalten haben, daß die Sage nach ihm Günthers Sohn benannte, den Erben ſeiner Krone, von dem ſie aber nichts zu berichten weiß, als ſeinen frühzeitigen Tod.

So hatte die Sage den ganzen Kreislauf der Geſchichte vollendet und dadurch ihre vollſtändige Ausbildung gewonnen. So ſingt ſie der Sänger, welcher die einzelnen Abentheuer (Aventuren) der Burgunden in einem großen Heldenliede vereinigte. Crothild, die er bedeutender Chriemhild nennt, iſt der Mittelpunkt des Ganzen; von ihr beginnt das Lied: Wie der Ruhm ihrer Schönheit und der Name ihrer Brüder, der drey Burgundenkönige zu Worms am Rhein, in fernen Landen geprieſen wird, wie Siegfried (Siegerich), der Sohn des Königs Siegmund von Niederland, um ihre Hand wirbt und ſie erhält, aber verrathen und getödtet wird von ihren Brüdern; von ihrem tiefen Gram um den ermordeten Gatten, und wie der gewaltige Heunenfürſt Etzel (Attila) ihr zweyter Gemahl wird, wie ſie die Mörder ihres geliebten Siegfried an Etzels Hof lockt und blutige Rache an ihnen nimmt durch Mord und Brand und die Vernichtung des ganzen Burgundenheeres.

Schwer zu ermitteln möchte es ſeyn, welcher Zeit alle die Verwechſelungen und Vermiſchungen verſchiedener Begebenheiten angehören, die wir in der Sage von dem Untergang der Burgunden, wie dieſelbe in dem Nibelungenliede auf uns gekommen iſt, nachgewieſen haben. Lange nach dem Ausgang des burgundiſchen Reiches und Königshauſes lebten die Sagen deſſelben im Munde des Volkes fort, und es darf uns daher nicht befremden, wenn auf gleiche Weiſe, wie die ſpätern burgundiſchen Geſchichten mit den frühern, ſo allmählig auch mit dem burgundiſchen Sagenkreiſe urſprünglich auf keine Weiſe zuſammenhängende, aber gleichzeitig und am gleichen Orte aufbehaltene Sagen mit jenen in Verbindung gebracht wurden.

*) Wer erinnert ſich nicht an das: Mitis depone colla, Sicamber? Sicamber ſcheint der alte (religiöſe?) Name der Franken geweſen zu ſeyn, an den auch die Gambrivii des Tacitus erinnern. Die Herleitung von der Sieg, an deren Ufern ſie gewohnt, hat weniger für ſich, als die von Siggi, Odins Sohne, an den allerdings das ſtandhafte Feſthalten an Siegfried, Siegmund in der Frankenſage, während ſelbſt Chlodwig vergeſſen ward, eine Erinnerung ſeyn mochte. Alle deutſchen Fürſtenhäuſer ſtammen von Odin, wie die griechiſchen von Jupiter.

Das Hirtenmädchen vom Calanda.

(Fortſetzung.)

„Der Himmel wird mir beyſtehen!“ verſezte in demſelben ruhigen Tone, wie früher, das Mädchen. Was auch Frau von Merveilleux ſagen mochte, ſie von ihrem Entſchluſſe abzubringen, dieſer blieb unerſchüttert. Endlich wurde die Dame des nutzloſen Geredes müde, machte ihr ein anſehnliches Geſchenk, das ſie beſcheiden annahm, und wünſchte ihr eine glückliche Reiſe. Vreneli aber hatte das Haus noch nicht verlaſſen, als ihre Dame ſie zurückrufen ließ, und, nachdem ſie einen Brief in großer Eile geſchrieben, dieſen dem Mädchen mit den Worten einhändigte: „Du haſt Dir zwar einen mächtigen Beſchützer gewählt, Kind, aber ich glaube, daß Dir Fälle begegnen werden, in denen ein minder mächtiger Dir beſſere Dienſte leiſtet. Nimm dieſen Brief und bewahre ihn wohl. Der Mann, an den er gerichtet iſt, hat freylich große Urſache, Deinen Landsleuten zu grollen, aber mir zu gefallen vergißt er ſchon ſeinen gerechten Unwillen.“

Erſt als Vreneli auf dem nächſten Wege dem Hafen zuwanderte, warf ſie einen Blick auf die Adreſſe des Briefs. Er war an den Großprior, Herzog von Vendome überſchrieben. Thomas Maßner hatte alſo ſeinen Gefangenen entlaſſen, oder dieſer hatte Mittel gefunden, ſich ſelbſt die Freyheit zu verſchaffen. In beyden Fällen war es jedoch zweifelhaft, ob der beleidigte Großprior geneigt ſeyn würde, ſie in ihren Abſichten zu unterſtützen, und ſie beſchloß daher, ſich mit dem Abgeben dieſes Briefes nach den Umſtänden zu richten. Ueber den Weg, den ſie einzuſchlagen habe, hatte Vreneli hinlängliche Erkundigungen eingezogen. Schon am Tage vor der Abreiſe war ſie mit einem Schiffer, der Waaren die Saone hinauf bis Chalons führte, wegen eines Platzes auf ſeinem Fahrzeuge übereingekommen. Die Schifferin war eine gutmüthige Frau, die ſich ſehr beſorgt um das unbeſchützte Mädchen zeigte, und die Rohheit des Schiffsvolkes, wie die Zudringlichkeit der übrigen Paſſagiere von ihr entfernt zu halten wußte. Vreneli beachtete ihre Umgebungen und die Gegenden, durch welche ſie kam, nur wenig. Sie hatte immer ein und daſſelbe Bild vor Augen: ſie ſah ſich knieend vor dem goldſtrahlenden Throne des Königs von Frankreich, der mit der Krone auf dem Haupte und dem Scepter in der Hand, ſie ernſthaft anhörte, und endlich das Wort der Erlöſung für den armen Rudolph ausſprach. Der Glücksſtern, der ſie bisher begleitet hatte, verließ ſie auch in Chalons nicht. Von der freundlichen Schifferfrau wurde ſie zu einem Fuhrmann geführt, der eben im Begriff ſtand, mit ſeiner Ladung in die Gegend von Paris abzugehen, und nach einigem Bedenken ſich willig erklärte, das Mädchen mitzu-

Digitized by Google

nehmen. Ihr Abſchied von der Schifferin war innig und von wahrer Dankbarkeit eingegeben.

Wir übergehen Vrenelis Begegniſſe auf dieſer Fahrt, da ſie ohne Bedeutung und ohne Einfluß auf ihr ferneres Schickſal waren. In einem Dorfe, noch zwey Stunden von der Hauptſtadt, verließ ſie ihr Begleiter, und ſie ſah ſich nun genöthigt, den kurzen Reſt des Wegs zu Fuße zurückzulegen. Der Tag war ſchon im Abnehmen, und ſie durfte nicht hoffen, Paris vor Abend zu erreichen. Je näher ſie dem Ziele ihrer Reiſe kam, deſto mehr wuchs ihre innere Unruhe. Wenn nun alle ihre Hoffnungen vereitelt wurden, wenn ſie gar nicht dazu gelangte, das Antlitz des Königs zu erſchauen, oder dieſer ihrem Wunſche kein Gehör gab, ihre Bitte hart und ſtreng abſchlug? Während ihrer langen Wanderung traten dieſe Gedanken zum erſten Male vor ihre Seele. Indem ſie ſich ihnen überließ, achtete ſie nicht auf das, was in ihrer Nähe vorging. Plötzlich befand ſie ſich in der Mitte eines Haufens phantaſtiſch gekleideter Männer und Weiber, welche leztere durch ein lautſchallendes, ihre Blicke auf Vreneli begleitendes Gelächter, dieſe aus ihrem dumpfen Hinbrüten erweckten. Sie ſah ſich erſtaunt um; ſolche Leute hatte ſie noch nie geſehen. Der eine hatte über eine ſchmutzige Filzmütze eine goldpapierne Krone geſtülpt, trug ein ſehr kurzes Kleid und ein ungeheures Schwert an der Seite, das am Boden nachſchleifte; ein anderer war in einen weiten Purpurmantel gehüllt, deſſen Farbe und Zeug ſtarke Spuren von den Angriffen der Zeit darboten, auf ſeinem Kopfe ſchwankte eine hohe bunte Mütze, mit einer Hahnenfeder geziert; ein dritter trug eine weiße Kleidung von ungemeiner Weite, deren Aermel, wenn er ſie hängen ließ, den Boden berührten; ein vierter, der eine Trommel auf dem Rücken ſchleppte, war mit einem, aus den verſchiedenfarbigſten Stücken zuſammengeſezten Anzuge bekleidet. Die Uebrigen und die Weiber waren auf ähnliche, auffallende Weiſe herausgeputzt. Vor dem Zuge fuhr ein Karren, der mit buntbemalten Brettern und ſchreyenden Kindern beladen war. Ein einziges, ſehr mageres Maulthier zog im Schneckenſchritte das ſchwer belaſtete Fuhrwerk.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, September.

Eine neue Zierde unſerer Stadt iſt der ſogenannte Wintergarten im Fürſtlich Lichtenſteinſchen Garten in der Roßau. Eine geſchmackvoll verzierte Rotonde bildet den Eingang und führt zu unterirdiſchen Baumgängen und Gartenanlagen, welche durch gefärbte Glasfenſter von oben erleuchtet werden, und ſowohl durch die Seltſamkeit, als das Geſchmackvolle der Anlage faſt feenhaft erſcheinen. Das Ganze gleicht einem von Schwanen, ſeltenen Tauben, Goldfaſanen und andern Thieren belebten Labyrinthe von Laubgängen und Grotten, von einem Bache durchſchnitten, über welchen ſich kleine Brücken wölben; Alles unter der Erde. Der Ausgang führt in reiche und geſchmackvoll angelegte Gewächshäuſer. Ueberhaupt hat die Vorliebe für Gartenanlagen ſeit einiger Zeit hier bedeutend zugenommen. Die dießjährige Blumenausſtellung im Fürſtlich Schwarzenbergſchen Garten war an Seltenheit und Reichthum der Gewächſe der vorjährigen vorzuziehen, jedoch vermochte der ausgeſezte Preis für das ſchönſte Bouquet keine entſprechende Lieferung zu veranlaſſen. Der botaniſche Garten nächſt dem kaiſerlichen Luſtſchloſſe Schönbrunn hat eine neue, zweckmäßige Umſtattung erfahren, und die Gärten vieler Privaten, beſonders in Hietzing und Döbling, wetteifern gegenwärtig mit den öffentlichen an Schönheit und Zierlichkeit. Der Vorliebe der Wiener für Blumen wurde ſogar durch ſogenannte Blumenfeſte gehuldigt, die manchmal in Wirthshausgärten gefeyert wurden, welche durch Blumengewinde verziert waren und wo jede Dame einen Blumenſtrauß als Geſchenk erhielt. Die glänzendſten Feſte dieſer Art ſahen wir in den Gärten zum Sperl und zur Kettenbrücke, wo ſie durch das Mitwirken der ſogenannten Alpenſänger, unter welchen einer, L. Fiſcher, ausgezeichnet genannt werden muß, und durch das des Bauchredners Schulz erhöhten Reiz erhielten. Das ſchönſte Blumenfeſt wurde durch eine Geſellſchaft von 25 Kavalieren im Prater veranſtaltet. Ein achteckiger, eigends dazu erbauter, von innen mit weißem Mouſſelin dekorirter Salon wurde von einer einen Candelaber vorſtellenden Säule getragen, die auf einem Piedeſtal ruhte, von dem aus ſich Blumen aller Art durch die Säle ſchlangen. Auch von außen waren die ſeltenſten Gewächſe, in maleriſche Parthieen vertheilt, zu ſehen. Jede Dame empfing bey ihrer Ankunft von den anweſenden Kavalieren einen Blumenſtrauß. Außerdem wurde das Feſt, welches bis gegen 12 Uhr in der Nacht dauerte, durch ein auf der Donau von dem Feuerwerker Stuwer veranſtaltetes Feuerwerk, durch eine Waſſerfahrt auf reichbeleuchteten Schiffen und durch ein aus ſiebenzig Gerichten beſtehendes Buffet verſchönert.

Am 30. Auguſt wurde ein großes Volksfeſt, unter dem Titel „Franzensfeyer,“ zum Vortheile der Privataushilfscaſſe des k. k. Wiener Militär-Invalidenhauſes auf dem Kobenzelberge nächſt Grinzing gegeben. Das Feſt begann mit einem großen Carouſſel, von einer hieſigen Kunſtreitergeſellſchaft ausgeführt, welchem verſchiedene Kunſtübungen zu Pferde, dann Exerzitien und Groteskſprünge auf dem geſpannten Seile und Drathe folgten. Die zweyte Abtheilung beſtand aus dem durch einen zehnjährigen Knaben dargeſtellten indianiſchen Kugelſpiel, dem Laufe eines gewiſſen Georg Frauenhofer, welcher eine Strecke von 2520 Klafter in zehn Minuten zurücklegte, aus der Beſteigung eines ſehr hohen mit Prämien geſchmückten Steigbaumes, einem Hahnenſchlag und einem Policinellſpiele. Abends wurden alle im Umkreiſe dieſes Beluſtigungsortes liegenden Baumparthieen durch eine Menge transparenter Laternen erleuchtet. Zuvor wurde vor dem unter einem feſtlichen Thronhimmel aufgeſtellten Bilde Sr. Majeſtät des Kaiſers das Volkslied geſungen. Ein großer Ball, in einem neu erbauten, zierlich dekorirten Tanzſaal gehalten, machte den Beſchluß. Da man hier ſeit mehreren Jahren kein Volksfeſt dieſer Art geſehen hatte und die Witterung, welche gegenwärtig beyſpiellos ſchlecht iſt, indem wir ſeit zehn Tagen keinen heitern Himmel ſahen und ein großer Theil der Bäume bereits entlaubt iſt, an dieſem Tage beſonders günſtig war, ſo wurde dieſer Beluſtigungsort, welchem die Wiener, ſeiner romantiſchen Lage wegen, ohnedieß ſehr zugethan ſind, zahlreich beſucht.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 248.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 16. Oktober 1829.

— Mit Wenigem leben ſie ſparſam,
Fleißig und immer vergnügt, in unverläugneter Armuth.

J. H. Voß.

Skizzen aus Portugal.
Das Landvolk.

(Fortſetzung von Nro. 242.)

Nachdem wir die Hauptſtadt und ihre nächſten Umgebungen betrachtet haben, wo uns gar wenig Erfreuliches begegnet iſt, wenden wir uns zu einer Menſchenklaſſe, von der man kaum glauben ſollte, daß ſie denſelben Boden mit jenem Liſſaboner Pöbel und jenem Schiffervolke bewohnt, zu den Bauern, Saloios genannt, wie ſie von dem eigentlichen Lande nach Liſſabon hereinkommen.

Schon Morgens ganz früh iſt jeder Zugang zu der Stadt mit dieſen Bauern beſezt. Die Weiber zeichnen ſich beſonders durch zuckerhutartige, ſpitze ſchwarze Mützen aus. Die Männer tragen runde Hüte mit breiter Krempe, gemeiniglich eine rothe Scherpe um den Leib, kurze, gemeiniglich blaue Beinkleider, gelblederne Strümpfe und führen gewöhnlich Burros (Ochſen) oder Maulthiere, die unter der Laſt koſtbarer Früchte keuchen. Dieſe Früchte beſtehen aus Waſſermelonen, Melonen, Orangen, Limonien, Feigen von der köſtlichſten Art, kurz aus allem, was das ſchönſte Klima und der reichſte Boden in der Welt nur zu erzeugen vermag. Außer Früchten bringen die, welche von Cintra oder deſſen Nachbarſchaft kommen, eine Art kleiner weißer Käſe, unter dem Namen Queljadas bekannt, die aus Ziegenmilch bereitet ſind. Einige Saloios bringen ihren Kunden kleine Näpfe mit Sahne, deren köſtlichem Geſchmacke wohl nichts gleichkommt. Geflügel aller Gattungen in großem Ueberfluß bildet ebenfalls einen Theil ihres Handels; doch iſt dieß von keiner beſondern Güte und außerordentlich theuer. Dieß Landvolk, welches Meilen weit von der Stadt entfernt wohnt, bricht ſchon am Abend vorher von Hauſe auf und wandert bis um Mitternacht. Dann ruhen ſie, der Thiere wegen, ein wenig, im Winter in irgend einem Eſtalagem oder Schuppen, im Sommer aber laden ſie ihre Thiere unter dem Sternenhimmel ab und binden ſie mit einem langen Stricke an einen Baum, damit ſie graſen können, während ſie ſelbſt ein wenig nicken. Wegen dieſer Gewohnheit, mitten in der Nacht unter dem klaren und ſtillen Himmel zu reiſen, werden dieſe Leute in gewiſſem Grade den wandernden Arabern ähnlich, werden Beobachter der Geſtirne und lernen die Stunden aus deren Stellungen berechnen. Davon war ich ſelbſt Zeuge; ich war in der Nacht von Liſſabon nach Cintra aufgebrochen, hatte mich zu weit öſtlich gehalten und den Weg verfehlt, als ich eine Gruppe Saloios neben dem Wege auf dem Boden ausgeſtreckt fand. Sie riethen mir, wegen der Dunkelheit bey ihnen den Morgen abzuwarten; ich folgte ihrem Rathe, und als ich nach einiger Zeit einen von ihnen nach der Zeit fragte, rieb er ſich die Augen, ſchaute einen Augenblick nach dem Himmel und verſezte: „es iſt um die Stunde des Trindades (des Morgengebetes); denn die Heerde iſt ſchon weit herauf, ſo auch der Wolf, der Krug iſt ſchon zu ſehen und der Schäfer wird bald aufgehen.“ Darauf ſtand er auf, weckte ſeine Gefährten, die Thiere wurden wieder

Digitized by Google

beladen und alle ſezten ihren Weg nach der „Grande Citade“ fort. Da die Wege außerordentlich unſicher ſind, ſo müſſen ſie in zahlreichen Haufen reiſen. Bey ihrer Ankunft in der Hauptſtadt bringen viele, die ſich mit kleinerem Vortheil begnügen und gern ſchneller verkaufen wollen, ihre Artikel auf den Fruchtmarkt, Praça da Figueira genannt, wo ſie dieſelben an die Großhändler abſetzen, und dann früher nach Hauſe kehren zu können, als wenn ſie dieſelben ſelbſt verkauften. Meiſtentheils thun dieß alle, die ſehr entfernt wohnen; aber die Saloios von den Dörfern in der Nachbarſchaft von Liſſabon beginnen vom Augenblick ihrer Ankunft an alles, womit ſie handeln, in den Straßen auszurufen, und fahren bis ſpät am Abend damit fort. Auf dem Rückwege beobachten ſie dann dieſelbe Vorſicht, in großen Haufen zu gehen; aber gewöhnlich iſt ihre Erſchöpfung von des Tages Mühe ſo groß, daß ſie, mit Ausnahme der Fußgänger, alle auf ihren Albardas (Packſätteln) feſt einſchlafen, und ihren Thieren und wachenden „Pietons“ die Sorge, ſie zu führen, überlaſſen. Die Gegenſtände, mit denen ſie ſich in der Stadt für ihren Hausbedarf verſehen, beſtehen hauptſächlich, und man kann wohl ſagen ausſchließlich, aus einer geringen Menge Bacalhao (einer Art Stockfiſch) und einigen geſalzenen Sardinhas. Dieſe, nebſt wenigen Oliven, Zwiebeln, Knoblauch, Brod aus indiſchem Korn, und in ſeltenen Fällen etwas Wein, machen das ganze Jahr hindurch ihren Küchenzettel aus. Von Kalbfleiſch iſt nicht die Rede, da dieß ein Kontrebandartikel ſelbſt in der Hauptſtadt iſt, und Ochſenfleiſch, oder vielmehr Kuhfleiſch, iſt ſo ſelten zu haben und deſſen Ankauf überſteigt ihre kleinen Mittel ſo weit, daß ſie ſich für überglücklich halten, wenn ſie ſich am Weihnachtsfeſte oder am Oſterſonntage ein wenig verſchaffen können.

Die Saloios ſind eine überaus ſchöne Menſchenraçe, gewandt, athletiſch und im Allgemeinen ſehr wohlgebaut. Ihre Geſichtsfarbe iſt zwar braun, aber mit einem guten Theil Ziegelroth gemiſcht; ihre Augen ſind ſehr ſchön; ihre Haare fallen in Ringeln auf die kräftig breiten Schultern; ihre Kleidung iſt vortheilhaft, und ihre ganze Erſcheinung höchſt pittoresk und ländlich. Beſſer ſehen ſie aus, wenn ſie ihre Hüte auf haben, da ſie nach einer üblen Sitte ſich das Haar auf dem Scheitel und der Stirn kurz abſchneiden. Ueberhaupt ſieht der portugieſiſche Bauer männlich im höchſten Grade aus; ſein Anzug iſt zugleich ſchön und ſeiner Lebensweiſe vollkommen angemeſſen, und leidet nie unter jener lächerlichen Sucht, ſich die Kleidungsweiſe anderer Klaſſen anzueignen, was namentlich unſrer arbeitenden Klaſſe ein ſo unſchönes und widerſprechendes Ausſehen verleiht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Hirtenmädchen vom Calanda.

(Fortſetzung.)

Vreneli hatte während ihres Aufenthaltes im Hauſe des Herrn von Merveilleux zu Lyon genug Erfahrungen geſammelt, um nach einigen Augenblicken der Ueberlegung zu erkennen, daß dieſe Leute wandernde Komödianten ſeyen. Die freyen Blicke, mit welchen die Frauen ſie und ihren Anzug muſterten, fielen ihr läſtig. Sie wandte ſich auf die andere Seite, um auf dem Fußpfad, der längs der Fahrſtraße hinlief, ihren Weg allein und ungeſtört fortzuſetzen. Da trat ihr aber der Mann mit der goldpapiernen Krone in den Weg, ergriff ohne Umſtände ihre Hand und redete ſie in vertraulichem Tone an: „Nicht wahr? auch eine von den Unſrigen? Eine Fahrende? Was treibt Ihr denn eigentlich, Mademoiſelle? Wißt Ihr vielleicht den künſtlichen Eyertanz auszuführen, ſingt Ihr provenzaliſche Lieder oder ſeyd Ihr aus dem Lande der Basken und wollt Pantomimen darſtellen in der Hauptſtadt? Euer Anzug iſt fremdartig, aber anmuthig. Eure ganze Perſon kann Euch Bürge ſeyn, daß Ihr Glück machen werdet in Paris. Vertrauet mir, entdeckt mir Eure Verhältniſſe! Der Name des alten Grosgibier, Directeur des comédiens ordinaires du Roi en province, iſt wohl angeſchrieben in der Hauptſtadt, und gilt etwas bey rechtlichen Leuten. Wollt Ihr tanzen, ſo mache ich Euch mit Beauchamp, des Königs Balletmeiſter, wollt Ihr ſingen, mit Perin, dem Operndirektor, bekannt. Beyde ſind mir Herzensfreunde. Habt Ihr aber ſonſt eine geheime Angelegenheit mit irgend einem am Hofe,“ ſetzte er mit liſtiger, aber nicht minder wichtiger Miene hinzu, „ſo hat Gros-Gibier auch dorthin ſeine geheimen Kanäle und kann Euch von Nutzen ſeyn.“

Die Frauen hatten ſich herzugedrängt. Die vertrauliche Weiſe, in der Gros-Gibier ſich gegen die hübſche Fremde benahm, flößte ihnen Neugierde ein. Sie argwohnten, daß der Direktor die Abſicht hege, ſie ihrer Geſellſchaft zuzugeſellen, und jede war nun ſchon beſorgt, es möchten ihre Rechte durch das Mädchen, dem Schönheit und anmuthiges Betragen nicht abzuſprechen waren, geſchmälert werden. Vreneli erwog indeſſen im Stillen die Worte des Mannes, in deſſen Weſen die Unerfahrene Gutmüthigkeit und Offenheit zu erkennen glaubte. Sie hatte ſich von ſeiner Hand losgemacht und ſezte langſam ihren Weg fort, während Gros-Gibier neben her ſchlenderte, und die Weiber achtſam und ſchweigend ſich ihm anſchloſſen. Gewiß war es für Vreneli ein höchſt gewagtes Unternehmen, mit dem Einbruche der Nacht die ihr gänzlich unbekannte, ungeheure Stadt zu betreten und Madame Dubois, an die ſie ſich ſogleich wenden wollte, aufzuſuchen. Es mußte ihr daher willkommen ſeyn, unter irgend einem Schutze, von Jemanden zurecht-

Digitized by Google

gewieſen und geleitet, für dieſe erſte Nacht eine Herberge zu finden. Zu dieſem Zwecke beſchloß ſie, ſich, ſo weit es nöthig ſey, dem Manne zu entdecken. Sie ſagte ihm leiſe, daß ſie weder tanze noch ſinge, daß ſie aber ein wichtiges Geſchäft bey Hofe habe und ihn erſuche, ſie bey der Ankunft in ein anſtändiges Gaſthaus und morgen frühe in die Wohnung der Madame Dübois, Kammerfrau der Frau von Maintenon, an die ſie empfohlen ſey, zu führen; ſie wolle gern für alle dieſe Bemühungen erkenntlich ſeyn.

„Reſpekt!“ rief Gros-Gibier, der ſchon bey dem Namen der Madame Dübois, Kammerfrau der Frau von Maintenon, die Mütze mit der goldpapiernen Krone abgezogen hatte, indem er einen Schritt zurücktrat und dem Mädchen eine tiefe Verbeugung machte; „Ihr ſollt in allem bedient werden, wie Ihr es verlangt. Wir ſelbſt treten in einem der erſten Hôtels der Vorſtadt Saint-Antoine ab, und Ihr werdet dort ſo wohl aufgehoben ſeyn, wie es Berenice, die Königin, bey Titus, dem Kaiſer war.“ Nach dieſen Worten kehrte er wieder an die Stelle zurück, die er früher im Zuge eingenommen hatte, und die Weiber, immer noch Vreneli mit mißtrauiſchen Blicken betrachtend, folgten ihm dahin. Als er ihnen aber entdeckte, daß die Fremde keineswegs auf eine Stelle in der Geſellſchaft Anſpruch mache, daß ſie vielmehr eine Perſon von Bedeutung ſey, der man Achtung zollen müſſe, und welcher auch die nöthigen Gelder nicht zu mangeln ſchienen, da wurden die Frauen wieder heiter und ſtimmten in ihrem fröhlichen Sinne ein munteres Volkslied an. Die Männer fielen zum Chorus ein, und immer ſingend und jubelnd erreichte man endlich, als die Thurmuhr von Nôtre-Dame ſchon die zehnte Stunde anzeigte, die Barrieren von Paris.

Vreneli hatte ſich während der Zeit, die ſie mit dem bunten Haufen auf der Landſtraße zubringen mußte, ſtill, abgeſondert gehalten, und durch ihr ernſtes Aeußere jede Annäherung der Mitwandernden von ſich zurückgewieſen. Ihr richtiges Gefühl, das Wenige, was ſie von dem Treiben ſolcher Leute in dem Hauſe der Frau von Merveilleux gehört hatte, ſagten ihr, daß ſie ihnen nicht mehr Vertrauen ſchenken dürfe, als die Umſtände gerade geboten. Als ſie jezt die Straßen der Hauptſtadt betrat, ſchloß ſie ſich dem Direktor an, welcher ihr galant den Arm bot, aber eine verweigernde Antwort von ihr erhielt. Es war ſtill und ſehr finſter in der Vorſtadt. Fernher aus dem Mittelpunkte der Stadt, wo noch die genußſüchtige, vornehme Welt ſich in tauſend Zerſtreuungen bewegte, ſchallte ein wüſtes, unbeſtimmtes Getöſe. Das Hôtel, zu welchem Gros-Gibier ſeine Schützlingin und ſeine Geſellſchaft führte, glich freylich nicht den Gaſthöfen, welche Vreneli auf ihrer Reiſe mit Frau von Merveilleux kennen gelernt hatte. Es lag in einem Winkel, war klein und unanſehnlich, aber doch, wie das Mädchen beym Eintritte in den erleuchteten Hausgang bemerkte, wohl und reinlich gehalten. Sie verlangte ſogleich von der herbeykommenden Wirthin, welche die Geſellſchaft ſchon zu kennen ſchien und den Gruß des Direktors mürriſch erwiederte, ein beſonderes Zimmer für ſich. Die Frau betrachtete ſie bedenklich und argwöhniſch, als aber Gros-Gibier ihr einige Worte zugeflüſtert hatte, willigte ſie in Vreneli's Verlangen, ſezte jedoch hinzu, ſie müſſe ſich einige Zeit in der Gaſtſtube gedulden, bis das Zimmer, das lange nicht gebraucht worden, zu ihrem Empfange eingerichtet ſey.

In dem allgemeinen Gaſtgemache hatten es ſich indeſſen die Damen und Herrn von Gros-Gibiers Bande bereits bequem gemacht. Vreneli fand, als ſie hereintrat, ihre Reiſegefährten und Reiſegefährtinnen um einen großen Tiſch verſammelt, der eben auf ihr Verlangen mit Speiſe und Trank beſezt wurde. Sie lärmten und lachten, einige Männer hatten ſchon angefangen, mit einander zu würfeln, dazwiſchen ſchrieen die Kinder und wurden von ihren Müttern mit heftigen Scheltworten beſchwichtigt. Vreneli ſchlug die Einladung des Direktors, Platz bey der Geſellſchaft zu nehmen, aus und ſezte ſich in einen Winkel zunächſt der Thüre nieder. Hier hatte ſie Gelegenheit, die übrigen Gäſte, die ſich noch in dem geräumigen Gemache befanden, genau zu betrachten. Es war eine Geſellſchaft junger Leute in reicher Militärkleidung, die im Hintergrunde des Zimmers mit einander ſcherzten und tranken. Aus ihrem Geſpräche erkannte Vreneli, daß es Musquetairs der königlichen Leibwache ſeyen, die aus Söhnen der vornehmſten adelichen Geſchlechter Frankreichs beſtand. Die Jünglinge machten laut und ohne Zurückhaltung ihre Bemerkungen über die Damen am großen Tiſche, die ihrerſeits mit freyen und bedeutungsvollen Blicken jene zur Annäherung aufzufordern ſchienen. Endlich erhoben ſich einige der Musquetairs und traten, ſie als alte Bekannte grüßend, zu ihnen. Jezt wurde der Scherz ungebundener, das Lachen lauter. Zwey der jungen Leute ſchritten auf Vreneli zu und betrachteten ſie mit forſchenden Blicken. Das Mädchen gerieth in die größte Verlegenheit und ſah ängſtlich nach der Thüre, durch welche die Wirthin kommen mußte, um ſie in ihr Zimmer abzurufen. (Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

Das lezte Stück des Blackwoodſchen Magazins enthält einen Aufſatz über die brittiſchen Niederlaſſungen an der weſtlichen Küſte von Afrika, welcher offenbar von einem Augenzeugen herrührt und ſehr viel Belehrendes enthält. Cape Coaſt Caſtle iſt bekanntlich von der engliſchen Regierung als ein Militärpoſten verlaſſen, und das ſchöne, ſtarke Fort wird von vier Handelsleuten bewohnt, welche allein die Geſchäfte in der Gegend führen, die aber ſo unbedeutend ſeyn ſollen, daß ſie verhun-

Digitized by Google

gern müßten, wenn die Regierung ihnen nicht einen Zuſchuß von 4000 Pfund jährlich gäbe. Um dieſen für den Staat ſo vortheilhaften Handel aufrecht zu erhalten, geht ein neuer Geſandter mit ungeheuern Koſten ins Aſhantie-Land. Die bisherigen Kriege der Engländer mit den Aſhanties ſollen ganz und gar um der benachbarten Stämme willen geführt worden ſeyn, die ſie mit dem Namen Alliirte beehren. Dieſe Alliirten aber ſcheinen zu ihrer eigenen Vertheidigung nicht einen Schritt zu thun, wenn ſie die Engländer nicht dafür bezahlen, und der lezte Sieg bey Accra wurde am Ende gänzlich durch die Anſtrengung der weißen Truppen und beſonders durch die Raketen errungen. Die Fanties, obgleich weit zahlreicher und (auf engliſche Koſten) weit beſſer bewaffnet, als die Aſhanties, waren nicht dazu zu bewegen, ihre weichenden Todfeinde zu verfolgen, und wandten ſich ſogar feindſelig gegen ihre Vertheidiger, als dieſe ſie zur Thätigkeit drängen wollten. Sie waren zu ſehr beſchäftigt, bey den Todten nach Goldſtaub zu ſuchen und den Verwundeten die Kinnladen, die ihnen als Zierrath dienen, auszuſchneiden, als daß ſie den Vorſtellungen derer hätten Gehör geben können, die ihnen das Leben erhalten hatten. Die Grauſamkeiten, welche dieſes Volk beging, unter dem ſeit 200 Jahren Engländer leben, ſind unglaublich. Das Herz eines Aſhantieſchen Offiziers ward ausgeriſſen, vertheilt und von den „armen Schwarzen" aufgezehrt, die Kinnlade wurde ihm ausgeſchnitten und an eine Trommel gehängt; während er noch am Leben war, löste man ihm die Finger aus den Gelenken, nagte das Fleiſch ab und hing die blutigen Knochen als Zierrath um den Hals. Dieſe Gräuel wurden von Leuten verübt, die lange mit den Engländern gelebt, ihre Schulen beſucht haben und deren Kinder in dem Augenblicke in die Schule und Kirche zu Cape Coaſt Caſtle gehen. Zu derſelben Zeit ergriffen andere von dieſen Alliirten bey Cape Coaſt Caſtle die Waffen gegen die Engländer ſelbſt, um ſie zu zwingen, die Auflage, womit ſie Rhum und Tabak belegt hatten, wieder aufzuheben; alle Verſuche, dieſe Völkerſchaften zu bewegen, daß ſie mit den Aſhanties in Frieden blieben, ſchlugen fehl; ja ſie faßten ſogar den gemeinſamen Entſchluß, jeden Weißen, welcher es wagen würde, als Geſandter zu den Aſhanties zu gehen, umzubringen und ſein Haupt zum Spott dem Könige dieſes Volkes zu ſchicken. Das Schlimmſte von allem iſt, daß alle Bemühungen, die den Sklavenhändlern abgenommenen Neger oder deren Abkömmlinge durch Wohlthaten, polizeyliche Anſtalten und Erziehung zum Chriſtenthum und zur freyen bürgerlichen Thätigkeit zu führen, vergeblich ſcheinen, und daß die Millionen Geld und die Tauſende von Weißen, die man dieſem menſchenfreundlichen Unternehmen geopfert hat, vergeblich verſchwendet zu ſeyn ſcheinen. Denny, ein würdiger Geiſtlicher, bemühte ſich zwey Jahre lang ernſtlich, die Kinder der Neger zu erziehen. In der Schule ſchienen ſie zu lernen und in der Kirche ziemlich aufmerkſam zu ſeyn; aber kaum waren ſie wieder ſich ſelbſt überlaſſen, als ſie wieder alles Gelernte vergaßen und ſich träger und verworfener zeigten, als ihre übrigen Landsleute. Es gibt zu Cape Coaſt Caſtle Mulatten, welche regelmäßig erzogen worden ſind; ſie ſchreiben ſehr gut, können leſen und etwas rechnen; ſie kleiden ſich wie die Europäer, gehen in die Kirche und nennen ſich Chriſten; ja einige von ihnen ſind in England geweſen. Dennoch aber glauben dieſe Leute an Fetiſche, beten dieſelben an, bauen kein Haus oder Boot, fiſchen und pflanzen nicht, ohne ſie zu befragen; ſie opfern ihnen Hühner und Ziegen, und würden ihnen Menſchen opfern, wenn ſie dürften. In der Kirche, wenn der Gebrauch es fordert, daß ſie aufſtehen, legen ſie immer ihre Stühle nieder, damit der Teufel ſich nicht darauf ſetze. Auch ſchicken die Häuptlinge ihre Kinder nicht gern in die Schule, wenn man ſie nicht dafür bezahlt. Dabey dauert das Sklavenweſen fort, und die befreyten Schwarzen ſollen einander ſtehlen und verkaufen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Wien, September.

(Beſchluß.)

Was die ſonſtigen Umgebungen der Hauptſtadt betrifft, ſo war es dieſes Jahr in Baden lebendiger, als es in früheren Jahren der Fall geweſen. Viel trug dazu der Aufenthalt des Hofes in jener Stadt bey. Baden kann jezt eben ſo gut unter die Beluſtigungsorte, als unter die Kurorte geſezt werden, weil die Hälfte der dort anweſenden Fremden die Stadt nicht wegen der Heilquellen, ſondern wegen der geſunden Luft und der herrlichen Umgebung beſucht. In lezterer Beziehung hat Baden durch die Erweiterung der Leopoldsbäder ſehr gewonnen, in welchen nicht nur Voll- und Stundenbäder der Schwefelquelle, ſondern auch Douſche-, Dampf- und Regenbäder zu finden ſind. Zugleich iſt die Trinkanſtalt immer beliebter geworden, ſo daß dieſes Jahr faſt eben ſo viel trinkende als badende Kurgäſte vorhanden waren.

Die Austheilung der Tugendpreiſe an junge Mädchen, welche ſich durch Reinheit der Sitten und Unbeſcholtenheit des Wandels beſonders auszeichnen, fand auch dieſes Jahr ſtatt. Unter den Gekrönten war eine junge Gräfin Lichtenberg.

Von neuen Erfindungen ſind die Staubregenbäder, von Rudolph Walz erfunden, auszuzeichnen. Sie ſind ſchrankartig geformt und von innen mit zwey Kaſten und andern Baderequiſiten verſehen. Beym Gebrauche wird die Thüre des Schranks, welche der Breite nach geöffnet wird, gegen die Erde gelegt und bildet ſo eine Bank für den Badenden. Einer der gedachten zwey blechernen Kaſten wird mit Waſſer gefüllt und gießt daſſelbe durch eine beſondere Vorrichtung gleich einem Regen über dem Badenden aus. Mit 16 Maß Waſſer kann man 30 Minuten lang baden und zwar dergeſtalt, daß daſſelbe Waſſer nur einmal den Körper berührt. Der geringſte Preis eines ſolchen Badeſchrankes iſt 58 fl. C. M. Die Preiſe verändern ſich nach der größeren Pracht der Verzierungen des Schranks. Die Hauptvorrichtung bleibt immer dieſelbe.

Wir ſahen kürzlich eine originell eingerichtete Menagerie. Die Thiere ſind nicht wie gewöhnlich in enge und drückende Käfige gepreßt, ſondern hinter einem hohen Gitter in freyer Luft. Auerhahnen von den ſteyriſchen und tyroliſchen Alpen, Stein-, Birk- und Schneehühner, Schneehaaſen, Gemſen und Adler erſcheinen in einer mit Felsengeſtein und Pflanzen verſehenen Gegend und ſtellen ein lebendiges und treues Bild der Alpen dar, und zwar um ſo mehr, da ſie in dem großen Raume, der ſie umgibt, viele ihrer Eigenthümlichkeiten entwickeln können. Zugleich iſt das Wallroß, welches 1828 in der Davisſtraße gefangen wurde, von größtem Intereſſe. Es iſt das einzige Exemplar, welches bisher von dieſem Thiere nach Europa gebracht wurde.

Was die Theater betrifft, ſo haben ſie ſämmtlich ſeit meinem lezten Berichte wenig Neues gegeben, was eine ausführlichere Erwähnung verdiente.

Wir haben ſeit einiger Zeit ein ſechstes Theater, ein Affentheater nämlich, welches ſehr zahlreich beſucht wird. Die Darſtellungen der vierfüßigen Künſtler ſind in der That recht ergözlich. Affen und Hunde machen Kunſtſtücke auf dem Seile und auf dem Drahte, laſſen ſich in verſchiedenen militäriſchen Exerzitien ſehen und nehmen zum Schluſſe der Vorſtellung ſogar eine Feſtung mit Sturm ein.

—ſt—

Beylage: Literaturblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 249.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 17. Oktober 1829.

— Verlaſſen und berückt,
Bereu' ich ſpät voreiliges Vertrauen.

Corneille.

Das Hirtenmädchen vom Calanda.

(Fortſetzung.)

„Bey meiner Ehre, ſie iſt hübſcher als die übrigen alle!“ ſagte jezt ſo laut, daß es Breneli deutlich vernehmen konnte, der jüngſte der beyden Musquetairs, deſſen Züge für ſie etwas Bekanntes hatten. „Ich will ſie anreden, und wir werden dann hören, ob ſie aus demſelben Tone ſingt, wie jene Wandervögel.“ Da hatte ſich aber ſchon Gros-Gibier zwiſchen Breneli und die jungen Leute gedrängt, und führte dieſe, indem er leiſe, aber lebhaft zu ihnen ſprach, an ihren Platz zurück. Breneli wußte ihm innigen Dank für dieſe Hülfe in der Noth. Das, was er ſprach, mußte auch den vollen Beifall der beiden Musquetairs haben, denn ſie hörten ihm aufmerkſam zu, warfen nur noch einige verſtohlene Blicke auf die junge Fremde, und waren noch, als endlich Breneli von der Wirthin in ihre Kammer abgerufen wurde, in lebhafter Unterhaltung mit dem Direktor begriffen. —

„Mademoiſelle,“ ſagte, als in der Frühe des nächſten Morgens Breneli, mit ihrem Bündel in der Hand, in den Hausgang herabkam, Gros-Gibier, der ſie bereits erwartete: „ein beſonderer Glücksſtern waltet über Euch und Eurem Schickſale. Es iſt mir gelungen, ſchon am heutigen Morgen Madame Dübois von Eurer Ankunft zu unterrichten, und ſie wird in kurzer Zeit eine vertraute Perſon ſenden, um Euch zu ihr zu führen.“ „Wie?“ ſagte überraſcht und erſtaunt das Mädchen, „Madame Dübois wollte, ohne mich zu kennen, dieſe Güte für mich haben?“ Gros-Gibier rieb ſich verlegen die Hände. Dann verſetzte er in einem wichtig thuenden und zugleich gutmüthigen Tone: „ich ſagte ihr, daß Ihr Empfehlungen von einem Freunde an ſie hättet, und überdem iſt Madame Dübois die Zuflucht und der Schutz aller Hülfsbedürftigen, aller Verlaſſenen und Waiſen.“ Breneli war weit entfernt, den Worten des Mannes zu mißtrauen. Es blieb ihr auch nicht Zeit, über das Vernommene mit ſich ſelbſt zu Rathe zu gehen; denn kaum hatte Gros-Gibier ihr jene Verſicherung gegeben, als eine Kutſche vor dem Hauſe hielt, eine wohlgekleidete Frau mit lächelnden, freundlichen Mienen herausſtieg und ſich als die Botin der Madame Dübois ankündigte, welche die hier wohnende junge Fremde abholen ſolle. Gros-Gibier führte ihr ſogleich das Mädchen entgegen. Die freundliche Frau umarmte das „ſchöne Kind,“ wie ſie Breneli nannte, und verſicherte, ſie werde gewiß Beifall finden an dem Orte, wohin ſie ſie führe. Dann trieb ſie zur augenblicklichen Abfahrt. Vergebens bemühete ſich Breneli, dem Komödianten-Direktor eine Belohnung aufzudringen. Er ſtellte ſich beleidigt und ſagte, indem er einige Schritte zurücktrat: er fühle ſich durch ſein Bewußtſeyn hinlänglich belohnt für Alles, was er an Mademoiſelle gethan habe.

Die Straßen, durch welche Anfangs Breneli mit ihrer Begleiterin kam, waren noch wenig belebt. Je länger aber ihre Fahrt dauerte, deſto mehr nahm die Lebhaftig-

Digitized by Google

keit zu und wurde bald zu einem geräuſchvollen Volksgewühl, das den Kutſcher oft nöthigte, ſtill zu halten und den günſtigen Augenblick zur Fortſetzung ſeiner Fahrt abzuwarten. Vreneli ſah mit Erſtaunen dieſes Drängen und Treiben in den engen Straßen. Es hatte für ſie etwas Beängſtigendes, das ſie in den Schneewüſten der heimathlichen Gebirge, auf einſamer gefährlicher Wanderung nicht empfunden. Ihre Begleiterin bemühete ſich indeſſen, ſie mit einer Zungengeläufigkeit, die aus unverſiegbaren Quellen hervorzuſtrömen ſchien, auf alle Merkwürdigkeiten, welche in ihrem Wege lagen, aufmerkſam zu machen. Da war es die Kuppel der Genoveven-Kirche, die in nebeliger Ferne hervorragte, da war es die alte Notre-Dame, das Hôtel-Dieu und endlich das Louvre und die Tuilerien, welche die geſprächige Frau zu weitläufigen Mittheilungen veranlaßten. Das junge Mädchen konnte ſich nicht erwehren, dieſe mächtigen Werke von Menſchenhand zu bewundern; wenn ſie ſie aber mit der Größe der ewigen Alpen verglich, dann ſchrumpften ſie zu Zwerggeſtalten zuſammen. Als ſie die Tuilerien hinter ſich hatten, ſagte ihre Begleiterin: „jezt ſind wir gleich da; allein Madame Dubois iſt ſehr überlaufen in dieſer Stunde, und ich werde Euch deßhalb durch eine Hinterthüre ins Haus führen, wo wir nicht ins Gedränge kommen. Vielleicht kann Euch Madame Dùbois auch erſt in einiger Zeit ſprechen, aber Ihr werdet Euch deßhalb nicht langweilen, denn in dem Zimmer, wo Ihr ſie erwarten könnt, findet Ihr Gegenſtände genug, Euch zu zerſtreuen.“ Die Frau lachte bey dieſen Worten auf eine ſeltſame Weiſe und warf einige Blicke, deren Leichtfertigkeit dem Mädchen auffiel, auf ihre Nachbarin. Jezt hielt der Wagen in einer engen einſamen Straße vor einem Gebäude von anſehnlicher Größe. Sie ſtiegen aus und traten durch eine ſchmale Pforte, welche Vreneli's Begleiterin mit einem Schlüſſel öffnete. Der Hausgang, in welchem ſie ſich nun befanden, war düſter und niedrig. Im Hintergrunde ſahen ſie aber in einen weiten offenen Hof, wo viele Bediente in Livree ſich geſchäftig hin und her bewegten. Die Frau drängte Vreneli eine dunkle, aus dem Hausgang aufwärts führende Seitentreppe hinan. Hier war es ſtill und einſam. Die Treppe führte über mehrere Gänge, welche die Aufſteigenden durchſchritten und auf welchen ſie aus der Ferne Stimmen und anderes Geräuſch vernahmen. Erſt im dritten Stock machte Vreneli's Begleiterin Halt. Hier öffnete ſie eine Thüre und ſagte, indem ſie das Mädchen zum Voranſchreiten aufforderte: „in dieſem Zimmer werdet Ihr Madame Dùbois erwarten. Ich will ſie von Eurer Ankunft benachrichtigen. Gedultet Euch nur kurze Zeit!“ Arglos betrat Vreneli das Gemach, aber indem ſie mit Blicken des Erſtaunens und der Ueberraſchung die Gegenſtände wahrnahm, welche ſich hier ihrem Auge boten, hörte ſie raſch die Thüre hinter ſich verſchließen und von außen verriegeln. Die flüchtigen Schritte der hinwegeilenden Frau verhallten auf dem äußern Gange.

Man hatte ſie getäuſcht, man hatte ſie zum Opfer eines hinterliſtigen Planes, deſſen Zweck ihr fremd war, erkoren. Hiervon überzeugte ſie das Betragen der Frau, hiervon überzeugten ſie noch mehr die Umgebungen, in denen ſie ſich befand. Das konnte nicht das Zimmer der Madame Dùbois, Kammerfrau der Frau von Maintenon ſeyn; das war das Gemach eines Mannes, deſſen Leben dem Waffenwerke gewidmet war, der zugleich aber friedlicheren Beſchäftigungen ſich ergab. An den Wänden hingen große Degen mit mächtigen Handkörben, mehrere Flinten und Piſtolen. Eine reiche Militärkleidung lag über einem Stuhl ausgebreitet. An ihr glaubte Vreneli dieſelbe Stickerey zu entdecken, welche die Musquetairs in dem Gaſthofe getragen. Gegenüber ſtand ein großer Tiſch, mit Papieren und Büchern bedeckt. Viele Toilettengegenſtände, welche in dem Zimmer eines damaligen Modeherrn nicht fehlen durften, fanden ſich allenthalben zerſtreut. Vreneli bemerkte hundert Dinge, die ſie nicht kannte, deren Gebrauch ſie nicht ahnete. Sie unterſuchte die Thüre, ob ſie ihr Gehör nicht getäuſcht habe, und ob ſie denn wirklich eine Gefangene ſey. Die Thüre war feſt verriegelt, kein Geräuſch ließ ſich auf dem Gang vernehmen. Sie trat ans Fenſter. Es ließ ſich öffnen und ſie ſah an dem hohen Gebäude hinab in den großen Hof, den ſie früher ſchon in dem untern Hausgange erblickt hatte. Jezt war es ſtill unten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Skizzen aus Portugal.

(Fortſetzung.)

Was die Saloia's, oder Bäuerinnen, betrifft, ſo ſind dieſe im Allgemeinen von kleinerer Statur, als die weiblichen Bewohner der Städte; ihre Geſichtsfarbe iſt beinahe wie die der Männer, ein geſundes Braun, doch nicht gelb oder ſchmutzig. Sie beſonders haben jene ausnehmend ſchönen ausdrucksvollen Augen. In ihrer Jugend ſind viele ſogar ſehr hübſch, und im Allgemeinen haben alle ſehr angenehme Geſichter; doch iſt ihre Blüthe von ſehr kurzer Dauer; die Runzeln erſcheinen bereits, wenn ſie kaum zwanzig Jahre alt ſind; die Geſtalt wird alsdann welk, Geſicht und Hand ſchrumpfen ein, ſo daß ſie im dreißigſten Jahre das Ausſehen von lebendigen Mumien bekommen; und doch erreichen dieſe Weiber ein ſehr hohes Alter. Die vornehmen Portugieſen in Liſſabon, beſonders aber die Engländer, ziehen dieſe Saloia's als Ammen allen andern Frauen vor, ſowohl um ihrer ſtarken Geſundheit willen, als wegen ihrer ſprüchwörtlichen Anhänglichkeit an die von ihnen geſtillten Kinder. Doch hat man bei ihnen mit den-

Digitized by Google

ſelben Uebelſtänden, wie überall bei Ammen, zu kämpfen. Wiewohl ſie nämlich unter ihrem eigenen Dache ſo höchſt elend leben, ſind ſie doch, ſobald ſie in ein vornehmes Haus kommen, faſt unerſättlich. Sobald ſie bemerken, daß aus irgend einem Grunde ihre Gegenwart im Hauſe unentbehrlich geworden, ſo ſind ſie unerſchöpflich in Vorwänden, daſſelbe zu verlaſſen, damit man ihr Bleiben durch reiche Geſchenke erkaufe. Iſt aber endlich die Zeit ihres Dienſtes vorbei und das Kind entwöhnt, ſo heucheln ſie eine ſo innige Zuneigung zu demſelben, daß es nun beinahe unmöglich wird, ſie los zu werden. Und ſelbſt dieß bewirkt man nur auf eine Zeit lang; denn ſie machen es ſich zum Gewiſſenspunkte, wenigſtens einmal im Jahre ohne alle Umſtände zu erſcheinen; ſie ſchlagen dann in der Küche ihren Wohnſitz auf und beweiſen ihre Zuneigung zu den Kindern dadurch, daß ſie die Speiſekammer der Eltern leeren. Die Liebe zum Wunderbaren ferner, welche den portugieſiſchen Ammen inwohnt, und die bis zum Unglaublichen geht, ſo wie die Gewohnheit, die Kinder mit den Geſchichten von ihren Feiteceiras (Hexen, Kobolden), Räubern u. ſ. w., an die ſie alle feſt glauben, zu unterhalten, gehören zu den größten Uebelſtänden bei ſolchen Ammen. Bey Fremden kommt noch dazu, daß ſie bey ihrer ſtrengkatholiſchen Denkungsart das Kind für einen kleinen Ketzer anſehen, und alle möglichen Mittel, es für ihre Religion zu gewinnen, verſuchen. Das Unſchädlichſte iſt noch, wenn ſie ſich hiebei auf das heimliche Umhängen von Roſenkränzen, Veronicas (eiſernen Medaillen mit Heiligenköpfen), Reliquien u. ſ. w., beſchränken.

Die Kleidung der Saloias iſt einzig in ihrer Art. Hübſche Frauen ſehen zwar in dieſem, wie in jedem anderen Koſtüm, hübſch aus; aber die, welche keinen Anſpruch auf Schönheit machen dürfen oder ihre Jugendblüthe bereits überlebt haben, entſtellt es ſehr. Um den Kopf winden ſie ein nach den Enden hingefaltenes Mouſſelintuch und binden es unter dem Kinn zuſammen. Auf dieſes ſetzen ſie den bereits oben erwähnten ſpitzen Hut von ſchwarzem Sammt, der einer ehemaligen preußiſchen Grenadiermütze vollkommen ähnelt. Die Jacke, die ſie tragen, iſt von Wolle und die gewöhnliche Farbe derſelben ſcharlachroth; die Röcke ſind ebenfalls von roher Wolle, wie ſie in Portugal verarbeitet wird, und ihre Stiefeln dabei ganz ſo, wie die der Bootsknechte, nur daß ſie ſo große Abſätze daran tragen, wie die, welche an den Damenſchuhen im vorigen Jahrhunderte Mode waren.

Je weiter man von der Hauptſtadt und deren Bevölkerung entfernt, deſto mehr erſcheint der eigentliche Charakter des portugieſiſchen Landvolkes im eigenthümlichen Lichte; und ſicherlich gibt es kein Volk, das den Beſchreibungen der Dichter von ländlicher Tugend und patriarchaliſcher Einfachheit ſich mehr nähert. Der Vorwurf von Trägheit und Erſchlaffung, den man ohne Unterſchied der ganzen Bevölkerung von Portugal zu machen gewohnt iſt, kann wohl nur von ſolchen Leuten herrühren, die von den niedern Klaſſen, die ſie in Liſſabon ſahen, auf das ganze Volk ſchloſſen. Der charakteriſtiſche Zug des portugieſiſchen Landvolks iſt ausgezeichneter Fleiß, geduldiges Ertragen des Mangels, Unerſchrockenheit und Muth, dabey eine Gaſtfreundſchaft ohne gleichen. Wenn ſich ein Fremder bey ihnen blicken läßt, ſo beſchenken ſie ihn, ganz unaufgefordert, mit allem, deſſen er eben bedarf. Frey ſtreift der Jäger auf der Spur ſeiner Beute durch Weingärten voll der köſtlichſten Trauben und durch reich mit Melonen bedeckte Felder, die keinen andern Schutz haben als gegenſeitiges Vertrauen. Keine Tafel mit drohenden Inſchriften von Fangeiſen und Selbſtſchüſſen beleidigt das Auge und entehrt den Nationalcharakter, um den Vorübergehenden mit augenblicklichem Tod zu ſchrecken, wenn er es wagte, über eine Hecke zu ſpringen, wie in dem hochgerühmten England überall geſchieht. Nie ging ich bey einem Melonenfelde vorüber, ohne daß der Eigenthümer, wenn er mich erblickte, und wenn er mir noch ſo fremd war, herbey gekommen wäre und mich aufgefordert hätte, die reifſte und beſte Frucht auszuwählen; und nicht etwa aus Eigennutz; er würde ſich empört gefühlt haben, hätte ich ihm irgend eine Belohnung dafür angeboten. Selbſt die Induſtrie würde wahrlich nicht darniederliegen, hätten ſie eine Regierung, die ihre natürlichen Anlagen zu wecken und zu fördern verſtände. Woran es in Portugal gebricht, in moraliſcher wie in induſtrieller und intellektueller Hinſicht, das hat alles allein Geiſtlichkeit und Regierung auf dem Gewiſſen. Es iſt freylich kein Wunder, wenn man in einem Lande, wo die nützlichen Künſte ſeit Jahrhunderten wenig oder gar keine Aufmunterung und Verbeſſerung erhalten haben, den Landmann überall im Zuſtande patriarchaliſcher Rohheit erblickt. Der Pflug und die Egge, deren man ſich hier bedient, ſind von der plumpſten Art und ſind ein gar ſchwerfälliger Apparat. Dafür können die Bauern nicht, da die Regierung ihnen nie andere Werkzeuge gezeigt hat, und ſie in ihrem Lande nirgends andere ſehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Unterſchied.

Zu dem Adler ſprach die Taube:
Wo das Denken aufhört, da beginnt der Glaube.
Recht, ſprach jener, mit dem Unterſchied jedoch,
Wo du glaubſt, da denk' ich noch.

Ludwig Robert.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Fortſetzung.)

Das eben erſchienene Journal einer Reiſe von dem ſtillen zu dem atlantiſchen Meere, von Lieutenant Maw, enthält man-

ches Rene. Dieſe Reiſe iſt darum beſonders merkwürdig, weil ſie ein Land betrifft, das Europäer ſelten betreten und noch ſeltener beſchrieben haben. Leider aber iſt der gute Lieutenant nicht der Mann, von dem viel zu erfahren iſt. Er reiſte à l'Anglais, nicht im Galopp, denn das erlaubte der Boden nicht, aber ſo ſchnell es nur immer gehen wollte, freylich in der löblichen Abſicht, um der Regenzeit zu entgehen, die einem Europäer Gefahr bringt. Er wandte ſich daher weder rechts noch links von ſeinem Wege, und ſah ſo von Land und Menſchen und Thieren nur das, was ſich ihm auf dieſem Wege darbot, aber auch dieſes nur oberflächlich und ohne Beobachtungsgeiſt. Namentlich möchten wir von den Indianern mehr erfahren, als was man in ihren Dörfern und Flecken beobachten kann, wo ſie unter dem Einfluß der Miſſionarien oder peruvianiſchen und braſilianiſchen Beamten ſtehen. Wir erfahren aber auch von dieſen Indianern nur ungefähr ſo viel, daß ſie in Peru beſſer behandelt werden, als in Braſilien, und deßwegen auch glücklicher und zufriedener ſcheinen und freyer und redlicher in ihrem Benehmen ſind; daß ſie, wo man Gerechtigkeit gegen ſie übt, fleißig und treu ſind und ſich, der Regierung gegenüber, die Kinder des Gehorſams nennen; da aber, wo man ſie zu ungebührlicher Arbeit bey geringer Bezahlung zwingt, ihren Vorgeſezten zu entlaufen oder ſie zu hintergehen ſuchen, und z. B. die Sarſaparille-Pflanzungen zerſtören, um der Arbeit des Sammelns überhoben zu ſeyn. Nach dem, was der Reiſende in Erfahrung gebracht, herrſcht in Braſilien, troz dem Freyheitsedikt des Kaiſers, noch immer der ſchändliche Gebrauch, in der fernen Provinz Para Indianer zu fangen und zu Sklaven zu machen. Die ſogenannten Brancos, d. h. Abkömmlinge von Europäern, welche ſich am Maranon niedergelaſſen haben, ſollen zum großen Theil den Auswurf der Nation bilden, und es läßt ſich wohl glauben, daß ſie von dem alten Geſez, welches ihnen geſtattete, Indianer zu Sklaven zu fangen, den beſten Gebrauch machten, dabey aber der Klauſel wenig achteten, welche dieſe Unglücklichen nach einer zehnjährigen Sklaverey für frey erklärte. Noch jezt, erzählt Maw, wenn ein Branco Indianer haben will, entweder zum eigenen Gebrauch oder zum Tauſch für Waaren, ſo vereinigt er ſich mit andern, welche ein ähnliches Bedürfniß haben, verſchafft ſich eine Erlaubniß (von wem? hat unſer Reiſender nicht erfahren können), „hinein zu gehen," d. h. den Papuraſluß hinauf zu fahren, welcher nordweſtlich fließt, was jezt für die beſte Gegend gehalten wird, wo Indianer zu fangen ſind. Man nimmt einen mit den Schlichen der Wälder vertrauten Indianer als Wegweiſer mit, nebſt Waffen und Waaren. Sie fahren den Strom hinauf, bis ſie an ein indianiſches Dorf kommen. Hierauf verlaſſen ſie die Boote und verſtecken ſich im Walde. Begegnen ſie einem einzelnen Indianer, ſo fangen ſie ihn und er muß ihnen den Weg zum Dorfe zeigen, wo es ihnen gewöhnlich gelingt, alle Einwohner zu fangen, die ſie dann mit Klözen an den Füßen fortſchleppen. Dieſe Indianer, die gegen ihres Gleichen aufs Muthigſte fechten, ſollen ſich vor den Weißen ſo ſehr fürchten, daß ſieben bis acht Brancos eine Schaar von mehr als hundert, die ſie beym nächtlichen Tanz überraſchen, mit ein Paar Schüſſen in die Flucht jagen und dabey Alle fangen, die ſie einzuholen vermögen. Erfahren aber die Indianer, daß Brancos auf der Menſchenjagd ſind, ſo graben ſie Löcher in die Pfade, ſtecken ſtarke vergiftete Speere in dieſelben und decken ſie leicht zu, ſo daß es große Aufmerkſamkeit und Erfahrung erfordert, um dieſelben zu vermeiden, und eine Wunde von ſolchen Speeren ſoll beynahe augenblicklich tödten. Können indeſſen die Brancos keiner Indier, weder durch Liſt noch Gewalt, habhaft werden, ſo kaufen ſie welche von den Stammhäuptern, welche ihre Kriegsgefangene in Corals oder hohen unbedeckten Verzäunungen aufbewahren, entweder um ſie zu ſchlachten und zu eſſen, oder ſie für Waaren zu verhandeln.

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung der Homonyme in Nr. 243:

Merkur.

Pendants zu Hebelſchen Räthſeln.

„Das Klöſterlein."

Ich weiß ein kleines Klöſterlein,
's hat mehr als zwanzig Brüder,
Die Armen ſteh'n Jahr aus, Jahr ein,
Und keiner ſezt ſich nieder.
Der eine ziſcht, der andre brummt,
Der dritte lallt, der vierte ſummt;
Der fünfte mit dem ſechsten murrt,
Der ſiebte mit dem achten knurrt.
Doch dieſer Hader währt nicht lang,
Schon ahnd' ich frommen Chorgeſang;
Jezt ſtimmen ſie das Credo an,
So rein, als je der Pabſt es kann;
Jezt beten ſie das Pater noster,
So gut, als je in einem Kloſter;
Sie beten dieß, ſie beten das,
Sogar das fromme Gratias.
Das Klöſterlein hat keine Uhr,
Auch weiß es nichts von der Klauſur;
Kein Maurermeiſter hat's gemacht,
Kein Zimmermann hat dran gedacht,
Doch hat's gefügt ein Handwerksmann,
Der noch viel andres fügen kann.
Nun rathet auf, und rathet nieder;
In ſchwarzen Kutten geh'n die Brüder.

Hebel.

Ich weiß ein andres Klöſterlein,
's hat mehr als zwanzig Brüder,
Die Armen ſteh'n Jahr aus, Jahr ein
Und bilden Reih' und Glieder.
Ein ſchön bemaltes rothes Thor
Verſchließt den Kloſterbrüderchor.
Stark ſind ſie von Knochen allzumal,
Doch einer dick, der andre ſchmal.
Der eine malt, der andre ſchn[illegible]r,
Der fühlt ſich und der andre leidet;
Nur von dem guten Kloſterſchmaus
Schließt keiner, eh' er ſtirbt, ſich aus.
Vom Faſten ſieht man keine Spur,
Ihr ganz Gelübd iſt Schweigen nur,
Und nur der Zorn entlockte ſchon
Den Stummen eine Art von Ton.
Dieß Klöſterlein hat keine Uhr,
Doch liebt's vernünftige Clauſur;
Den Meiſter aber, der's gebaut,
Hat euer Auge nie geſchaut.
Nun rathet auf und rathet nieder;
In weißen Kutten prangen die Brüder.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 250.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 19. Oktober 1829.

Wunderthätige Bilder ſind meiſt nur ſchlechte Gemählde:
Werke des Geiſts und der Kunſt ſind für den Pöbel nicht da.

Goethe.

Skizzen aus Portugal.

(Fortſetzung.)

Die alte patriarchaliſche Sitte, das Korn durch Ochſen austreten zu laſſen, um die Körner zu gewinnen, wird ebenfalls noch in Portugal beobachtet; närriſch genug ſieht dabey aus, wie einem jeden Thiere bey dieſer Arbeit eine Frau mit ausgeſtreckten Armen nachfolgt, um das in Empfang zu nehmen, was, wenn es auf den Boden fiele, viele Körner unbrauchbar machen würde. So kennt man auch beym Weinkeltern die Preſſe nicht, und der Moſt wird durchaus auf keine andere Weiſe gewonnen, als durch Austreten mit den Füßen. Nicht minder ſchwerfällig und ungeſchickt ſind die Karren und Wagen, die der portugieſiſche Landmann führt. Der Durchmeſſer der Räder beträgt gewöhnlich nur drey Fuß, und in der Mitte haben ſie die größte Dicke, während der äußere Rand der Räder im Verhältniß ſehr dünn und mit Eiſen beſchlagen iſt. Die Achſe iſt von Holz, zehn bis zwölf Zoll dick, und reibt ſich an den Rädern mit einem abſcheulichen Gequike. Zur Entſchuldigung für dieſen ſchrecklichen Lärm führen die Bauern an, daß ohne denſelben die Ochſen nicht ſo gut, oder wahrſcheinlich gar nicht ziehen würden. Dieß mag auch wahr ſeyn, da dieſe Thiere nur ſolche Wagen zu ziehen gewohnt ſind. Der Fuhrmann ſezt ſich vorn an des einen Ochſen Kopf, ſticht ſie, um ſie anzutreiben, mit ſeinem Agulhas (Stachel), und ſpricht dazu mit ihnen. Das Geſchirr wäre durchaus nicht vollſtändig, wenn die Köpfe der Thiere nicht mit Veronikas verziert wären, und der Wagen ſelbſt, um ihn vor Zauberey zu ſchützen, nicht an irgend einem Theile das ſo wohl bekannte ſpezifiſche Amulet, einen Pferdefuß, aufzuweiſen hätte. Wenn der portugieſiſche Bauer ſo auf dem Wege iſt, ſo hört man ihn unfehlbar ſtets ſingen. Liebe iſt das allgemeine Thema ſeiner traurigen Lieder; denn traurig ſind ſie ſtets und die Weiſen unerträglich ſchleppend. Auch die Weiber machen mit ihren Liedern keinen erfreulicheren Eindruck.

Die Dörfer und Weiler in Portugal haben ein ſehr eigenthümliches Ausſehen. Die Häuſer ſind, wie in der Hauptſtadt, mit rothen Ziegeln gedeckt, da man von Stroh in dem ganzen Lande nichts weiß, und die Mauern ſo erſtaunlich dick, als wären ſie für die Ewigkeit erbaut. Von verhältnißmäßiger Stärke ſind auch die Balken, welche das Holzwerk des Daches bilden; auch ſie überleben viele Geſchlechter. Indeſſen beſtehen faſt alle Häuſer in den Dörfern blos aus dem Erdgeſchoß, und wenn man deren mit einem oder gar zwey Stockwerken ſieht, ſo kann man ſicher annehmen, daß es die Wohnung des Pfarrers iſt. Das Innere der Kirchen wird außerordentlich rein und nett erhalten; die Altarbilder ſind aber meiſtentheils ſo elende hölzerne Schnitzwerke und haben ſo lächerliche Geſichter, daß ſelbſt der Unwiſſendſte, ſtatt bey ihrem Anblick von Ehrfurcht durchdrungen zu werden, ſich kaum des Lachens würde enthalten können, wäre er nicht von Kindheit auf daran gewöhnt. Nichts deſtoweniger

Digitized by Google

haben dieſe Heiligenbilder ſo gut wie die in der Hauptſtadt ihre Vergoldungen, oder vielmehr Spuren davon, denn die meiſten, welche ich in den Landkirchen zu Geſicht bekam, waren ſehr alt; manche ſah man gar ohne Naſen, oder mit einem Arm oder Beine; doch ſtören dieſe kleinen Mängel, ſo viel ich weiß, die Eingebornen nie in der brünſtigſten Andacht, noch verringern ſie die Anzahl der Wunder, die ſie überall in erſtaunlicher Menge verrichten. Dem Fremden erſcheint beſonders die Art, wie das menino Jesus (Kind Jeſus) bekleidet iſt, höchſt anſtößig. Es trägt eine wohlgepuderte Stutzperücke mit einem Zopfe von ungeheurer Länge und mit unzähligen Bandſchleifen, und ſein übriger Anzug gleicht vollkommen dem eines Hofmannes aus dem verfloſſenen Jahrhundert: weiße kurze Beinkleider, ſeidene Zwickelſtrümpfe, Knieſchnallen und Schuhſchnallen, die von falſchen Steinen blitzen. Eine ſilberne Strahlenkrone iſt an dem Hintertheil der Perücke angebracht, und um das Ganze vollſtändig zu machen, prangen die Inſignien des Ritterordens von Chriſtus in einem Knopfloche. Die Jungfrau iſt in ähnlichem Koſtüm vorgeſtellt, mit einem ungeheuren gepuderten Kopfputze, ſchönen Ohrringen, Halsbändern, Ketten und Kreuzen, einem Reifrocke mit Franzen und Falbeln, Zwickelſtrümpfen und geſtickten Atlasſchuhen mit hohen Abſätzen. Die neben ihr angebrachten Attribute ſind nach dem eigenthümlichen Charakter, unter welchem ſie verehrt wird, verſchieden. N. S. da Conceiçao zum Beyſpiel wird auf einem halben Mond ſtehend, unter dem man eine ungeheure Schlange ſich winden ſieht, dargeſtellt. Dieſe Attribute veranlaßten manche, ihr einen aſtronomiſchen Urſprung zuzuſchreiben, als ſey ſie das Symbol des Herabſteigens der Schlange Python an der einen Seite des Horizontes, während die Jungfrau auf der andern heraufſteigt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Hirtenmädchen vom Calanda.

(Fortſetzung.)

Vor einem Eingange des Vordergebäudes hielt eine glänzende, mit vier ſchönen Pferden beſpannte Kutſche. Der Kutſcher ſchien auf ſeinem Sitze eingeſchlafen. Sie fühlte ſich verſucht, nach ihm hinzurufen, allein ſchwerlich hätte ihre Stimme ſein Ohr erreicht, und dann war auch wohl darauf zu rechnen, daß derjenige, deſſen Ränke ſie hierhergeführt, ſie im Geheim bewachen und jeden Beyſtand von ihr entfernt halten werde. Wer aber war dieſer räthſelhafte Verfolger, was waren ſeine Abſichten, was konnte ihn bewegen, eine ihm gewiß ganz Fremde auf dieſe gewaltthätige Weiſe zu behandeln? Die Angelegenheit, die ſie nach Paris führte, konnte Niemand wiſſen: der Brief an Madame Dûbois ruhete auf ihrer Bruſt. Von einem Feinde Maßners rührte alſo dieſe Verfolgung nicht her. Gros-Gibier hatte ſie betrogen, hatte ſie überliſtet durch heuchleriſche Freundlichkeit und falſches Gefälligſeyn; aber zu weſſen Gunſten, in weſſen Auftrag? Da fiel ihr Blick auf einmal auf die Militärkleidung, die vor ihr ausgebreitet lag, und mit der Schnelligkeit eines Blitzes ſtand die Wahrheit vor ihrer Seele. Nicht umſonſt hatte Gros-Gibier am geſtrigen Abende die Musquetairs von ihr zurückgehalten, nicht umſonſt mit dieſen eine lange geheime Unterhandlung gepflogen, nicht umſonſt, von ſeinem böſen Gewiſſen gerührt, ihre Belohnung ausgeſchlagen. Nun erkannte ſie, warum ſo ſchnell eine Bötin der Madame Dûbois da ſeyn konnte, warum ſich dieſe ſo gefällig zeigen mußte! Mit dieſer Erkenntniß war ihre ganze Entſchloſſenheit, ihr ganzer Muth zurückgekehrt. Der Gebrauch des Feuergewehrs war ihr nicht fremd; ihr Bruder hatte zu Zeiten nach Gemſen gejagt, und ſie ſelbſt hatte wohl öfters zum Scherz nach einem Ziele geſchoſſen. Bald hatte ſie ſich überzeugt, daß eine der an der Wand hängenden Büchſen ſcharf geladen ſey. Ruhig ließ ſie ſich nun an dem Schreibtiſche nieder und blätterte in den vorhandenen Papieren, während das todbringende Gewehr ihr zur Seite ſtand, ſo daß ſie es in jedem Augenblicke ergreifen konnte. Ohne Abſicht hatte ihre Hand einen der zerſtreut umherliegenden Briefe genommen, der, ſchon eröffnet, wieder zuſammengeſchlagen worden war. Jetzt hefteten ſich ihre Blicke auf die Aufſchrift. Nicht die Adreſſe: an den Chevalier von Montbel, war es, welche mit einem Male ihre ganze Aufmerkſamkeit erregte, nein! die Hand, welche die Adreſſe geſchrieben hatte. Das waren die Züge der Frau von Merveilleur, Niemand anders konnte dieſe Zeilen auf das Papier geworfen haben, als ihre ehemalige Gebieterin! Sie konnte dem Drange nicht widerſtehen, ſich hiervon näher zu überzeugen. Sie ſchlug den Brief auf, ſie las die Unterſchrift: Adele von Merveilleur, geborne von Montbel, ſah, daß derjenige, an den der Brief gerichtet war, mit den zärtlichen Worten: mein theurer Bruder, angeredet wurde; ſie fand, daß die Adreſſen der übrigen noch vorhandenen Briefe ſämmtlich an den Chevalier von Montbel gerichtet waren, und hatte nun die beſtimmte Verſicherung, daß es ein Bruder der Frau von Merveilleur ſey, den der Zufall in ihren Weg geführt, der ſich des elenden Gros-Gibier zur Ausführung ſeiner unwürdigen Abſichten bedient hatte. Sie erinnerte ſich nun auch, daß dieſes Bruders der Frau von Merveilleur einige Male als eines wohl leichtſinnigen, aber gutmüthigen Jünglings gedacht worden ſey. Sie fühlte ſich ruhiger, ſie fühlte ſich ſicherer durch die gemachte Entdeckung. Aber welches ſeltſame Spiel hatte doch der Zufall wiederum

Digitized by Google

mit ihr getrieben? Noch wußte ſie nicht, wie es endigen, wozu es ſie führen würde, allein die Waffe an ihrer Seite erfüllte ihre Seele mit Muth, die Erkenntniß des ſeltſamen Zuſammentreffens mit Hoffnung. Da glaubte ſie ein Geräuſch vom Gange her zu vernehmen. Haſtig ſtand ſie auf und ergriff das Gewehr. Sie horchte ſchärfer. Nicht in ihrer Nähe, von dem Hofe herauf ertönte das Geräuſch. Sie ging zum Fenſter. Eine Menge reich gekleideter Diener, einige zu Fuße, andere zu Pferde, bewegten ſich um den Wagen, der vor dem Haupteingange hielt, und in dieſem ſelbſt erſchien jezt ein hoher ſtattlicher Mann, von ſchon vorgerücktem Alter, prächtig in ſeinem Aeußern, mit Ehrenketten und Orden geſchmückt. Neben ihm trat der junge Musquetair hervor, den Vreneli geſtern Abend im Gaſthofe geſehen, deſſen Anweſenheit alle Zweifel vernichtete, welche ſie noch über die Perſon ihres Verfolgers hätte hegen können, und deſſen Geſichtszüge ihr deßhalb bekannt erſchienen waren, weil in ihnen eine ungemeine Aehnlichkeit mit denen der Frau von Merveilleux lag. Es dünkte ihr, als werfe er einige verſtohlene und beſorgte Blicke zu ihr empor. Aber auch der ältliche Herr, der gerade zu ihm ſprach, mochte dieſe Blicke bemerkt und irgend einen Argwohn geſchöpft haben; ſeine Augen folgten der Richtung, welche die des jungen Mannes genommen hatten; Vreneli konnte erkennen, daß er ſie erblickt habe, ſie ſah, wie er mit einer Geberde des Unwillens und des Erſtaunens zurücktrat, heftig die Hand des Musquetairs ergriff, und indem er mit lebhaften Bewegungen auf dieſen einſprach, nach ihr hindeutete. Das ganze Aeußere des Mannes flößte dem Mädchen Vertrauen ein. Ein kecker Gedanke leuchtete in ihrer Seele auf, der raſch zum Entſchluß wurde. Ohne Zögern feuerte ſie das Gewehr, das ſie hielt, in die Luft zum Fenſter hinaus ab. In dieſem Momente flogen die Blicke aller unten befindlichen Leute zu ihr herauf. Der alte Herr nahm ſeinen jungen Begleiter raſch unter dem Arm und zog ihn kräftig in das Haus zurück. Die Diener traten zuſammen und ſahen lachend und mit unverſchämten Gebehrden nach dem Fenſter, das ihnen ein ſo überraſchendes Schauſpiel bot. Um ſich ihren Blicken zu entziehen, begab ſich Vreneli in die Mitte des Zimmers. Die nächſten Augenblicke mußten ihr eine Entſcheidung bringen. Bald vernahm ſie hallende Schritte auf dem Außengange; die Thüre wurde aufgeriegelt und herein trat der alte Herr, von dem Musquetair gefolgt, deſſen verlegene Blicke den Boden ſuchten. „Mademoiſelle,“ redete ſie jener in einem ernſten und kalten Tone an, „Euer Benehmen und das Geſtändniß meines unbeſonnenen Neffen ſagen mir, daß Ihr Euch ohne Eure Einwilligung in dieſem Hauſe befindet. So ſtrafbar mein Neffe auch erſcheint, ſo dürfte ihm die Geſellſchaft, in der er Euch zuerſt gefunden, zu einiger Entſchuldigung gereichen. Ohne Zweifel ſeyd Ihr ein Mitglied der Komödiantentruppe des ſaubern Herrn Gros-Gibier, und Ihr könnt ſogleich ohne Hinderniß zu dieſem zurückkehren.“ — „Nimmermehr!“ verſezte mit großer Beſtimmtheit Vreneli. „Ich habe dieſen Mann geſtern Abend zufällig auf meinem Wege gefunden und er hat das Vertrauen, das er von mir zu erſchleichen wußte, auf das Schändlichſte mißbraucht. Er verſprach, mich zu Madame Dübois, Kammerfrau der Frau von Maintenon, führen zu laſſen, wohin ich verlangt hatte, und ſtatt deſſen hat mich ſeine Helfershelferin hierher gebracht.“ — „Wie?“ ſprach der alte Herr in einem mildern Tone, „Ihr ſeyd mit Madame Dübois bekannt? Ihr gehört nicht zu jenen Komödianten?“ — „Ich bin ein armes Schweizermädchen,“ antwortete Vreneli, „und habe an Madame Dübois einen Brief abzugeben, in dem man mich ihr empfohlen hat.“ — „Eine Schweizerin?“ ſagte neugierig näher tretend der alte Herr, während der Musquetair noch immer betreten unter der Thüre ſtehen blieb; „freylich hätte ich es gleich Eurem Anzuge anſehen können,“ fuhr jener fort; „ich bin oft in der Schweiz gereiſt und kenne Eure Landestracht. Ihr ſeyd aus dem Lande des grauen Bundes; dort trägt man ſich in dieſer Weiſe. Aber welche Angelegenheit kann Euch allein und ſchutzlos nach Paris führen? Entdeckt Euch mir. Vielleicht kann ich Euch nützlich ſeyn. Ihr ſeht in mir den Großprior von Vendome.“ — „Den Oheim der Frau von Merveilleux?“ fiel Vreneli lebhaft ein. Zugleich trat es ihr vor die Seele, daß die veränderte Lage der Dinge auch ihr früher beabſichtigtes Benehmen verändern, daß ſie ſich völlig rechtfertigen und das Schreiben an den Großprior übergeben müſſe. Sie berichtete nun ohne Umſchweife ihr bisheriges Verhältniß zu Frau von Merveilleux, ſie nahm den Brief hervor und legte ihn in die Hand des erſtaunten Herzogs nieder. Je weiter dieſer las, deſto mehr ging der Ernſt ſeines Antlitzes in ein heiteres, etwas ſpöttiſches Lächeln über. Der junge Mann war einige Schritte näher getreten und blickte ſeinen Oheim mit geſpannter Erwartung an. „Du haſt wirklich das Kammermädchen Deiner Schweſter entführt, Chevalier,“ ſagte dieſer jezt, indem er den Brief zuſammenlegte. „Ich muß Dir Dank wiſſen für dieſe Gefälligkeit, die meine Schutzbefohlene ſo bald zu mir führt. Aber Du, Kind,“ fuhr er, zu Vreneli gewandt, fort, „Du haſt große Dinge vor, eine Angelegenheit bey Hofe, ein Geſuch bey dem Könige ſelbſt — nun, Madame Dübois wird wohl helfen, ſie vermag viel in dieſem Augenblicke, mehr vielleicht, als Pater Le Tellier ſelbſt.“ Vreneli mußte jezt von Frau von Merveilleux und ihrem Gemahl erzählen. Sie theilte mit, wie ſie in die Dienſte der Dame gekommen, was ihren Aufenthalt in Lyon be-

Digitized by Google

traf, allein den Beſuch auf Fort Ecluſe verſchwieg ſie. Als der Herzog ſie nach dem Zwecke fragte, den ſie am Hofe zu erreichen hoffe, entgegnete ſie beſcheiden, aber feſt: in dieſer Sache habe ſie nicht allein ihr Geheimniß, ſondern auch das einer andern Perſon zu bewahren.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Beſchluß.)

„So unglaublich auch ſolche Nachrichten in dem jetzigen ſittlichen Zuſtande der Welt ſcheinen mögen,“ ſezt der Verfaſſer dieſes Reiſejournals hinzu, „ſo wurden ſie uns doch zu oft beſtätigt, als daß wir daran zweifeln konnten. Wenn ich zu Egas meinen Unglauben in dieſem Punkt äußerte, ſo verwies man mich immer an die erſte beſte Perſon, welche gewöhnlich über unſere Ungläubigkeit lächelte und irgend einen neuen beſtätigenden Zug erzählte; bald zeigte man uns Leute im Dorfe, die Menſchenfleiſch gegeſſen, bald beſchrieb man die Art der Zubereitung deſſelben u. ſ. w. Ein Branco erzählte uns, ſein Schwiegervater ſey auf einer Menſchenjagd zu einem Indianer gekommen, welcher Gefangene zu verkaufen hatte; er aß bey ihm und fand in dem Gerichte — den Daumen eines Menſchen. Man ſagte mir, die Indianer halten das Innere der Hand eines Weißen für den größten Leckerbiſſen, und die Brancos zu Egas pflegten im Spaſſe zu ſagen, da ich weißer ſey, als irgend einer in der Gegend, werde ich von den Indianern vorzüglich geſucht werden. Man erzählte uns, daß die Gefangenen in Pferchen aufbewahrt, aber von ihren Herrn nichts weniger als grauſam behandelt werden. Bedarf er einen zum Eſſen, ſo wählt er ſich das Opfer aus und bläſt einen vergifteten Pfeil auf daſſelbe; es fällt und man ſchleppt es heraus, ohne daß die übrigen darauf merken, da Gewohnheit und Noth ſie gelehrt hat, ſolches als ganz der Ordnung gemäß zu betrachten. Der Generalvikar von Rio Negro erzählte uns, ein Branco habe ein Mädchen kaufen wollen, dieſes ſey aber lieber bey ſeinen Verwandten im Pferche geblieben und habe ſich aufeſſen laſſen, als daß ſie dieſes Mannes Sklavin geworden ſey.“

Der intereſſanteſte Theil des Werkes ſind meiner Meynung nach einige Auszüge aus dem Journal El Pernano über den ehemaligen und jetzigen Zuſtand mehrerer indianiſchen Stämme in Peru. An den Flüſſen Sarayaco, Champayuya und Acavali gibt es manche Ortſchaften und Niederlaſſungen heidniſcher Cunibos und Schipios, in welchen die Miſſionarien ſeit 1791 angefangen haben, die Kinder zu taufen. Da dieſe Wilden ſich aber weigern, in den Miſſionen zu wohnen und regelmäßigen Unterricht zu empfangen, ſo iſt ihre Kenntniß vom Chriſtenthume natürlich ſehr verworren und unvollkommen. Die Miſſionarien erhalten daher auch ihren Zuwachs nur durch die Kinder, die ſie den Eltern abkaufen und zu Chriſten und Vertheidigern ihrer Anſtalten erziehen. Die Miſſionäre haben bemerkt, daß die Stämme in beſtändigem Kriege mit einander eben, und daß ſelbſt die Bekehrten noch immer gegen die im Innern wohnenden feindſelig geſinnt ſind. Die Vielweiberey iſt hier allgemein gebräuchlich, und die Kriege werden in der Abſicht geführt, Weiber zu erbeuten. Entdecken die Wilden einen Pfad oder ſonſt eine menſchliche Spur, ſo verfolgen ſie dieſelbe, greifen die entdeckten Hütten bey Nacht an, tödten die Männer und bemächtigen ſich der Weiber und Kinder, welche ſie unter ſich vertheilen. Gewöhnlich werden die Knaben verkauft, ſelten aber die Mädchen, welche ſie zu Weibern für ihre Söhne erziehen. Die Chriſten kaufen die Knaben, erziehen ſie in ihrer Religion und laſſen ſie oft ihre eigenen Töchter heyrathen. Die bedeutendſten Stämme ſind folgende: Die Mayorunas, welche den Winkel bewohnen, den der Acayali mit dem Maranon bildet, und die ſehr zahlreich und gelehrig ſeyn ſollen. Die Capanuhas oder Busquipanes gehen ganz nackt und eſſen aus Frömmigkeit ihre verſtorbenen Anverwandten. Ein Verſuch, ſie zu zähmen, den man 1817 machte, ſchlug fehl, indem eine peſtartige Krankheit, die ſie gleich nach ihrer Verſetzung von ihrem gewöhnlichen Aufenthalte befiel, ſie in die Wälder zurückſcheuchte. Die Semis ſind ein ſanftmüthiges, heitres Volk mit angenehmem Geſichtsausdrucke, aber ihren Feinden äußerſt furchtbar. Sie ſollen ihre Todten verbrennen und die Aſche in Chicha trinken. In ihrer Nähe ſoll ein großes Volk in Städten an den Ufern eines bedeutenden Fluſſes wohnen. Die Remos leben im Innern der Waldungen, kommen ſelten an den Fluß und ſcheinen ein großes und tapferes Volk zu ſeyn. Die Amahuacas ſollen gelehriger und weniger dumm ſeyn, als ſonſt die Indianer der Montanna zu ſeyn pflegen. Alle dieſe Völker wohnen auf dem rechten Ufer des Acayali. Auf dem linken lebt ein Volk, Pinhuas genannt, von dem man faſt nichts zu wiſſen ſcheint, das man aber ſeines Schmutzes wegen auch Hottentotten genannt hat. Sie wurden 1811 auf einer Inſel entdeckt, ſind aber ſeitdem wieder verſchwunden. Von den Mayaris ſieht man zuweilen etwas auf dem Wege zwiſchen Santa Catalina und Chipurana und hört ihre Trommeln im Walde; doch ſcheinen ſie ſehr friedfertig zu ſeyn. Man hat ein kupfernes Beil bey ihnen geſehen. Die Caſhibos wohnen an den Flüſſen Pachitea, Spiria und Aguatia und ſind ein unbezähmbares, grauſames Volk. Glücklicher Weiſe bedienen ſie ſich keiner Fahrzeuge, und können alſo nicht in der Ferne ſchaden.

Berichtigungen.

Durch den Umſtand, daß in Folge einer Veränderung, die im Satz der Nr. 228 d. J. des Morgenblatts vorzunehmen war, die Spalten des Gedichts: Die Viſionen, in Nr. 229 umgebrochen werden mußten, ſind dieſe Spalten aus Verſehen verſezt worden, und der Abſchnitt des Gedichts in Nr. 229 und 230 iſt folgendermaßen zu leſen: der auf Seite 914 zwiſchen Zeile 20 der erſten und Zeile 32 der zweyten Spalte enthaltene Abſchnitt von: Ihrer Lippen ſüßes Lächeln bis mehr und mehr ans Herz mir ſchleichen, iſt in Nr. 230 Seite 919 hinter Zeile 31, nach den Worten: Sich im Guß zu Einer formten, einzuſchieben. (pag. 914 lies alſo: Ohne Pfingſten abzuwarten. Und das Wunder jenes Biſchofs ꝛc., pag. 919 lies: Sich im Guß zu Einer formten; Ihrer Lippen ſüßes Lächeln ꝛc.)

In Nr. 245 des Morgenblatts Seite 1 Spalte 1 Zeile 15 von oben, und S. 2 Sp. 1 Z. 19 von unten lies: Ilanz ſtatt Planz.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 251.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 20. Oktober 1829.

Was für Unmöglichkeit gemeiner Sinn
Erklärt, reißt meinen Sinn zur Hoffnung hin.

Shakespeare.

Das Hirtenmädchen vom Calanda.

(Fortſetzung.)

Alle Umſtände vereinigten ſich höchſt günſtig für Vreneli. Der Großprior war im Begriff, ſich nach Verſailles zu begeben. Dort befand ſich der Hof und Frau von Maintenon mit ihrer Dienerſchaft. Ihn ſelbſt rief heute ein Geſchäft zu der frommen Freundin des Königs. Er erbot ſich, Vreneli mitzunehmen, die natürlicherweiſe dieſes Anerbieten wie eine Fügung des Himmels anſah. „Du darfſt mir Dank wiſſen, Chevalier,“ ſagte er im Fortgehen mit leiſem Spotte zu ſeinem Neffen, „daß ich Dir ſo wohlfeilen Kaufs von dieſer häßlichen Geſchichte loshelfe. Das Kind ſcheint mir Entſchloſſenheit genug zu beſitzen, um einem Thoren, der es wagt, ſie zu beleidigen, eine Kugel durch den Kopf zu jagen.“ Als Vreneli am Arme des Großpriors vor der im Hofe verſammelten Dienerſchaft erſchien, und ihr Begleiter ſie artig in den Wagen hob, in den er dann ſelbſt nachfolgte, malte ſich Erſtaunen in Aller Mienen. Niemand aber wagte dieſe Befremdung laut werden zu laſſen, und von einer bewaffneten Ehrengarde, die den Wagen umgab, begleitet, trat das Hirtenmädchen vom Calanda ihre Fahrt zu dem Hoflager des Königs von Frankreich an.

VII.

In einem hohen, aber durch breite Damaſtvorhänge verdüſterten Zimmer des königlichen Schloſſes zu Verſailles ſaß eine bejahrte Dame, in deren Zügen eine ſeltſame Miſchung von Stolz und Demuth, in deren Haltung und Benehmen Ernſt und Frömmigkeit lagen. Sie las in einem Gebetbuch und unterließ nie, an den Stellen, wo es der Inhalt des Buches mit ſich brachte, ſich zu bekreuzen und das Haupt zu neigen. Ihr Anzug glich dem einer Kloſterfrau, allein die ſchweren Goldketten, die Hals und Bruſt umgaben, ein hellſtrahlender Diamant von ungewöhnlicher Größe, der den hinten herabfallenden Schleyer über der Stirn zuſammenhielt, verriethen, daß ſie der Welt und ihrer Eitelkeit noch nicht ganz entſagt habe. Dieſe Dame war Frau von Maintenon, der das Schickſal die Beſtimmung gegeben hatte, den alternden, lebensmüden Monarchen die Oede ſeines Herzens, die Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt und ſo viele vereitelten Plänen des Ehrgeizes und der Habſucht vergeſſen zu machen. Nicht weit von ihr beſchäftigte ſich eine Frau von mittlern Jahren mit der Anordnung einer Reihe ſchwarz eingebundener Bücher, die ſie auf einem Schreibtiſche aufſtellte. Eines der Bücher entglitt ihrer Hand und fiel mit Geräuſch zur Erde. Frau von Maintenon warf einen unwilligen, ſtrafenden Blick auf die Frau und ſagte in einem ernſten, aber nicht lauten Tone:

Digitized by Google

„Jezt iſt es nicht Zeit, die Geſchäftige zu machen. Haltet Euch ruhig, Dübois, denn Ihr wißt, der König arbeitet im anſtoßenden Kabinette mit ſeinen Miniſtern." Nur mit innerem Widerſtreben ſchien ſich Madame Dübois in den Willen ihrer Gebieterin zu fügen. Sie trat in eine Fenſtervertiefung, und man ſah es ihr an, wie ſchwer es ihr wurde, ihre natürliche Neigung zu immerwährender Geſchäftigkeit zu unterdrücken. Ein Geräuſch in dem Nebenzimmer, das jenem Kabinette gerade gegenüber lag und deſſen Thüre halb geöffnet war, gab ihr eine erwünſchte Veranlaſſung, raſch und mit Schritten, die nichts weniger als unvernehmlich waren, ſich in dieſes zu verfügen. Sie kam bald wieder zurück und meldete den Beſuch des Großpriors von Vendome, der in einer wichtigen Angelegenheit Frau von Maintenon zu ſprechen wünſche. Das Angeſicht der alten Dame verfinſterte ſich. „Ich habe die Vendome nie geliebt," ſagte ſie; „ſie rühmen ſich der Abſtammung von Heinrich IV., und ihr Stolz läßt ſie das Heil nur auf dem blutigen Schlachtfelde, nicht aber auch in der Uebung frommer Pflichten ſuchen. Ich weiß, was der Herzog will. Wie oft habe ich es nicht ſchon hören müſſen, und wie oft habe ich ihm nicht ſchon das Vergebliche ſeiner Bemühungen vorgeſtellt. Sagt ihm, ich ſey unpäßlich, ich könne ihn nicht ſprechen." Da aber nahm ſich Madame Dübois mit einer unwiderſtehlichen Beredſamkeit der Sache des Herzogs an. Ihre Mutter war Amme in dem Hauſe der Vendome geweſen, ſie ſelbſt hatte ihre Kinderzeit und den größten Theil ihrer Jugend in dieſem zugebracht. Mit Wohlthaten war ſie von den Eltern des Herzogs, von dieſem ſelbſt überhäuft worden, ſogar ihre jetzige günſtige Lage hatte ſie ſeinen frühern Empfehlungen zu verdanken. Sie ließ nicht nach, ihre Gebieterin mit Bitten und Beſchwörungen zu beſtürmen, bis dieſe endlich nachgab und verdrießlich einwilligte, den Großprior zu ſprechen. Jezt eilte ſie vergnügt ins Nebenzimmer, hieß den Herzog eintreten und fand ſich nun mit Vreneli, die jener ihr als eine, ihrem und ſeinem Schutze empfohlene junge Schweizerin vorgeſtellt hatte, allein. Mit flüchtigen Blicken durchlief ſie den Inhalt des Schreibens, welches ihr Vreneli vom Kommandanten des Forts Eclüſe überbrachte. Kopfſchüttelnd legte ſie es zuſammen und ſagte: „junges Mädchen, Ihr habt Euch da in ein ſchwieriges Unternehmen eingelaſſen. Der Mann, der Euch hierher geführt, betreibt dieſelbe Sache, allein ob er gleich dem königlichen Hauſe verwandt iſt, ob gleich er und ſein Bruder der Krone Frankreich große Dienſte geleiſtet haben, ſo ſind doch bis jezt alle Schritte, die er gethan, vergebens geweſen." Dem Mädchen ſchien es kaum glaublich, daß der von dem alten Maßner ſo ſchwer beleidigte Großprior ſich für die Befreyung ihres Rudolphs verwende. Da aber entdeckte ihr Madame Dübois, daß der Herzog, als er aus der Gefangenſchaft entlaſſen worden, ſein Ehrenwort gegeben habe, nach ſeinen Kräften die Befreyung des jungen Maßner zu betreiben. Er ſehe nun die Sache für ſeine eigene an, er glaube ſeine Ehre verlezt, und fange an, nach mehrmaligem Abweiſen, in der That zudringlich zu werden. „Was ihm nicht gelingt, gelingt vielleicht mir," ſagte entſchloſſen das Mädchen. „Ihm ſteht nicht an, was mir zu thun erlaubt iſt und vielleicht allein nur die Strenge des Königs in Milde verwandelt. Ich werde mich ihm zu Füßen werfen, ich werde ihm alles geſtehen, daß Rudolph mein Bräutigam iſt vor Gott und in meinem Herzen, ich werde ihn von ſeiner Unſchuld überzeugen, und meine Thränen werden ihn rühren. Ich bin ſtark auf der weiten Wanderung geblieben, die Trauer, die Sehnſucht hat mir keine Thräne ausgepreßt, aber nun, wo es gilt, das Werk, an dem mein Leben hängt, zu Stande zu bringen, ſind meine Gefühle zu bewegt, um ſich länger beherrſchen zu laſſen." — „Still, mein Kind!" unterbrach ſie haſtig und in lauſchender Stellung Madame Dübois. „Höre nur, wie Frau von Maintenon heftig über dieſe Sache gegen den Herzog ſpricht. Ich beklage Dich, Du haſt wenig Hoffnung." Sie zog das Mädchen näher gegen die Thüre des Zimmers, in welches der Großprior eingetreten war; ſie ſtanden dicht an der halbgeöffneten Thüre und konnten jedes Wort vernehmen, das drinnen geſprochen wurde. „Der König iſt ein Enkel Heinrichs IV., ich bin es auch," nahm jezt in einem aufwallenden Tone der Herzog das Wort. „Wenn meine Ehre befleckt erſcheint, ſo fällt auch ein trüber Schatten auf die des Königs. Noch einmal, Madame, beſchwöre ich Euch, die Macht, die Ihr über das Gemüth des Königs beſizt, dazu anzuwenden, daß jener unſchuldige junge Menſch die Freyheit erhält, daß mich nicht länger diejenigen, die mich um einer Handlung des Königs willen gefangen gehalten und aus eigenem Entſchluſſe frey gegeben, für einen Wortbrüchigen halten!" „Herr Herzog," erwiederte in einem herben Tone Frau von Maintenon, „ich thue nichts mehr in dieſer Angelegenheit. Jedesmal, wenn ich davon geſprochen, iſt der Unwille des Monarchen rege geworden, und das Gefühl der verlezten Königswürde hat ſich in ihm empört. Der junge Mann büßt die Schuld ſeines Vaters. Er mag ſein Unglück mit Geduld tragen, wie es einem frommen Chriſten geziemt. Wir alle tragen ja die Schuld unſerer Eltern als ein Erbe, und müſſen uns büßend darein ergeben." Sie hatte die lezten Worte leiſer und mit demüthiger Stimme geſprochen. „Uebrigens," hob ſie jezt in dem erſten Tone wiederum an, „ſteht Seine Majeſtät eben im Begriff den Frieden, den die Abgeſandten der europäiſchen Mächte zu Baden in der Schweiz geſchloſſen, zu unterzeichnen. Mit dieſem Federſtriche ſoll der unglückliche Krieg, der Europa ſo viele Jahre hindurch verwüſtet, der Frankreich große Opfer gekoſtet hat, vergeſſen

Digitized by Google

ſeyn, keiner Sache ſoll erwähnt werden, die an ihn erinnern könnte; ſo will es der König! Jener Vergeſſenheit wird auch der Gefangene, für den Ihr ſprecht, anheimfallen.“ Da konnte ſich Vreneli nicht länger bezwingen. Sie ſtürzte in das Zimmer, ſie warf ſich vor Frau von Maintenon auf die Knie. Nicht der Ort, wo ſie war, nicht der ängſtliche Nachruf der Madame Dúbois, keine Rückſicht konnte ſie zurückhalten, ſich der Gewalt ihrer Gefühle zu überlaſſen. Frau von Maintenon blickte überraſcht und erſtaunt auf das Mädchen herab, dann ſah ſie fragend nach dem Großprior, aus deſſen Miene ſie aber erkannte, daß er nicht weniger befremdet ſey, als ſie ſelbſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Skizzen aus Portugal.

(Fortſetzung.)

Die Nostra Senhora da Conçeiçaõ iſt ein Gegenſtand der allgemeinſten Verehrung im portugieſiſchen Volke; an ſie richten beſonders die Frauen in Kindesnöthen und bey allen ſchwierigen und gefahrvollen Umſtänden ihre Gebete. Gleich unbegränzten Rufes genießt die Nostra Senhora da Penha de Franca; wächſerne Beine, Arme, Augen u. ſ. w. ſind rings um ihre Altäre aufgehängt, und die Wände ihrer Kapellen zieren unzählige kleine Oelgemälde, die etliche von den Myriaden ihrer Wunder darſtellen. An den meiſten dieſer Wunderwerke läßt ſich abnehmen, in welchem Zuſtand ſich Medizin und Naturkenntniſſe in dieſem ſo ſchmählich verwahrloſten Lande befinden. Nur zu häufig ſind die Gemälde, wo eine Perſon im Bette liegt und durch das Einnehmen irgend einer Medizin, die ſie mit großem Vertrauen in die Wunderkraft der Jungfrau einnimmt, von einem ganz gewöhnlichen Fieber geheilt wird. Noch häufiger ſieht man einen Mann in tiefem Schlafe zu der Jungfrau Füßen liegen, an deſſen Ohre ſich ein Lagarto, eine ungewöhnlich große Eidexe, befindet, vor deren tödtlichem Biß, wie unter dem Gemälde geſchrieben ſteht, er durch der Jungfrau Gegenwart bewahrt blieb. Nun weiß aber jeder, der nur einigermaßen mit der Naturgeſchichte von Portugal und Spanien bekannt iſt, daß jenes, in dieſen Ländern ſo gemeine Thier, von den Spaniern Guana, von den Portugieſen Lagarto genannt, das unſchädlichſte Geſchöpf von der Welt iſt. Ja es iſt ſo harmlos, daß es ſich ſehr leicht zähmen und zu allerhand komiſchen Kunſtſtücken abrichten läßt. In den meiſten Theilen von Portugal baut, wie in Deutſchland, der Storch auf allen Dorfkirchthürmen ſein Neſt, und ſteht als Gottes Vogel in gar großer Achtung. Unſäglich würden ſich die Landleute empört und verlezt fühlen, wollte Jemand eines dieſer Thiere tödten. Wohl hundert Generationen ſind in einem und demſelben Neſte aufgezogen worden, zum großen Nachtheile der weißen Kirchenwände, die mit einer dicken Kruſte ihres Unrathes überzogen ſind.

Das Land nordwärts vom Tago iſt außerordentlich gebirgig und rauh und meiſtens mit zahlreichen Fichten bewachſen, welche den Bewohnern eine köſtliche Frucht (pinhoës) liefern; dieſe verkaufen ſie in Strähnen wie Roſenkränze. Das Land ſüdlich von jenem Fluſſe iſt dagegen, mit Ausnahme des Flußufers, hauptſächlich mit Eichen und Korkbäumen bedeckt, und das Unterholz beſteht oft viele Leguen weit aus Gummi Cestus. Mit dieſem Strauche heitzen die Bäcker in Eſtremos und in der Provinz Alemtejo ihre Oefen, und der durchdringende Geruch deſſelben iſt höchſt angenehm, Fremden aber fällt er Anfangs läſtig. Die Eicheln, welche die Eichbäume in Portugal tragen, ſind von zweyerley Art. Beyde dienen nicht nur zahlloſen Heerden von Schweinen, die wegen Süßigkeit des Fleiſches und des eigenthümlichen Geſchmackes, den jene Eicheln demſelben geben, weit und breit berühmt ſind, zur Nahrung, ſondern die ſüße Eichelart kommt auch häufig als Deſert auf die Tafeln der Landbewohner. Von vorzüglichem Nutzen iſt aber den Portugieſen der Korkbaum. Zu gewiſſen Zeiten ſchälen ſie die Rinde in cylindriſchen Stücken vom Stamme, und erhalten ſo Gefäße, die zu Bienenkörben und Aufbewahrungsgefäßen für die Oliven dienen. Ein corliço (ein ſolches Korkgefäß) voll Oliven gilt in Alemtejo und in der Nachbarſchaft von Elvas, wo die größten und ſchönſten wachſen, etwa 6 Thaler. Nie ſah ich Aepfel von ſolcher Größe und dabey von ſo vortrefflichem Geſchmacke, als die von Montemor o Novo in Alemtejo. Ueberhaupt iſt dieſe Stadt berühmt wegen der ungeheuern Menge von Aepfeln und Quitten, die rings umher, wie bey uns Dornhecken, die Zäune der Gärten und Felder bilden. Einige Leguen nordweſtlich von Evora beſtehen leztere nur aus Mooſroſen, weßhalb ein Dörfchen in jener Gegend, das beſonders damit geſchmückt iſt, den lieblichen Namen Alalovas de Roſas führt.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Es ereignete ſich neulich ein Vorfall, von dem man noch, wie die Engländer ſagen, keine Precedents hatte. Zwey Aerzte nämlich, der berühmte Wundarzt Dupuytren und ein Hr. Maiſonnabe, der die Krummen wieder gerade macht,

Digitized by Google

zankten ſich bey einer Sitzung der medizinischen Fakultät, weil lezteres von dem erſteren bey einer Krankenbehandlung, wozu ſie beyde berufen worden waren, eine Beleidigung erhalten haben wollte, welches aber Dupuytren feſt läugnet. Es heißt, von den Worten ſey es zur That gekommen und die Herren hätten ſich etwas, das heißt irgend einen ſolchen Körper, an den Kopf geworfen; dieß wird jedoch auch geläugnet, und es ſoll, wie die beyden Herren behaupten, bey den harten Worten ſein Bewenden gehabt haben. Die Fakultät aber glaubte, ihr Anſehen ſey durch dieſen ärgerlichen Auftritt, über welchen die Zeitungen Verſchiedenes berichteten, verlezt und ſtellte eine Unterſuchung an, worauf die Sache an die Univerſität, das heißt an den Rath des öffentlichen Unterrichts gelangte. Für dieſen Rath war der Vorfall etwas Neues, und er mochte wohl nicht recht wiſſen, wie er ſich bey der Sache zu benehmen habe; denn, wie geſagt, es fehlten die Precedents; doch faßte er ſich, gab ſich ein gravitätiſches Anſehen und entſchied, Maiſonnabe habe verdient, einen amtlichen Verweis zu bekommen, und er ſolle ſich alſo ſtellen, um dieſen Verweis in persona anzuhören. Dazu hatte aber Hr. Maiſonnabe nicht die mindeſte Luſt, und er hat ſeinerſeits entſchieden, er brauche ſich gar nicht einer Strafe zu unterwerfen, zu der er verdammt worden ſey, ohne daß man ihn verhört, noch zugelaſſen habe, daß er ſich in Perſon oder durch einen Sachwalter vertheidigen möge. Die Leute in Frankreich bekommen alle einen konſtitutionellen Sinn und ſie wiſſen recht gut, daß es ein Grundſatz der franzöſiſchen Staatsverfaſſung, ſo wie jeder andern freyſinnigen Verfaſſung iſt, daß Niemand von ſeiner Obrigkeit verurtheilt werden kann, ohne daß man ihm verſtattet habe, ſeine Vertheidigung anzubringen. Auch haben die liberalen Journale ihm Recht gegeben und behauptet, ein Urtheil, wie das des Univerſitätsrathes, ſey unrechtmäßig und folglich ungültig. Was nun weiter erfolgen wird, muß man ſehen; wahrſcheinlich aber wird nichts erfolgen. Maiſonnabe gehört zu den Professeurs aggrégés, welche 6 Jahre vortragen und hernach warten, bis man ſie auf lebenslang als ordentliche Profeſſoren anſtellt. Seine 6 Jahre gehen aber nun zu Ende; alſo wird er wahrſcheinlich ſeinen Abſchied nehmen, und ſtatt künftighin den Katheder zu beſteigen, wird er ſich wohl ausſchließlich damit abgeben, die Krummen gerade zu machen. Es ſcheint übrigens nicht klug zu ſeyn, mit dieſem Hrn. Maiſonnabe viel zu ſchaffen zu haben; denn der Mann iſt ſchreibſelig und ſtreitet gern. Ein hieſiges Journal hat dieß neulich auf ſeine Koſten erfahren. Da es nämlich einige Bemerkungen über das Betragen des beſagten Maiſonnabe gemacht hatte und ſich weigerte, eine Replik deſſelben einzurücken, weil ſie ehrenrührich für den Hrn. Dupuytren ſey, ſo verklagte Maiſonnabe es ſogleich vor Gericht, um das Journal obrigkeitlich zu zwingen, ſeine Replik einzurücken. Dieß gab denn zu einem wahrhaft kurioſen Prozeſſe Anlaß. Unter den vielen Preßgeſetzen, welche die beyden Kammern verfaßt haben, iſt nämlich eines, welches vorſchreibt, jedes Journal ſolle die Verpflichtung haben, ſo oft irgend eine moraliſche Beſchuldigung in einem Journal-Artikel vorkomme, eine doppelt ſo lange Antwort oder Replik ohne Koſten einzurücken. Ich erinnere mich noch, daß, als man dieſe Verfügung in der Deputirtenkammer vorſchlug, man meynte, etwas Wunderkluges erfunden zu haben, und dieſe Verfügung faſt ohne Widerſpruch annahm. Auch will ich nicht läugnen, daß ſie zuweilen gute Wirkung thut und dem durch einen Artikel angetaſteten Rufe durch die doppelt ſo lange Gegenrede wieder aufhilft. Vielleicht hält auch manchmal die Furcht vor einer langen Replik einen Journaliſten ab, leichtſinnig über das Betragen und den Charakter eines Bürgers abzuurtheilen. Allein wie oft wird nicht durch dieſes Replikenrecht der Leſer, nicht aber der Verfaſſer des Artikels geſtraft? Wie hart für die Abonnenten eines Journals, wenn ſie, nachdem ſie eine Spalte Angriff geleſen haben, nun an einem der folgenden Tage noch zwey Spalten Gegenrede leſen ſollen, manchmal über eine Perſon oder über ein Ding, woran ihnen wenig gelegen iſt? Schreibt der Gegenredner ſchlecht und langweilig, oder füllt ſeine Gegenrede mit Schmähungen an, wie dieß häufig der Fall iſt, weil die Gegenredner meiſtens böſe geworden waren, als ſie ſchrieben, ſoll da der Herausgeber des Journals das Gewäſche in ſeiner ganzen Länge abdrucken, ohne den Geſchmack ſeiner Leſer zu Rathe ziehen zu können? In dieſer Lage befand ſich auch das von Maiſonnabe vor Gericht gezogene Nouveau Journal de Paris; es erwiederte, daß es die Antwort des Hrn. Maiſonnabe nicht eingerückt habe, weil dieſelbe voll von Schmähungen auf Dupuytren geweſen ſey, und dem Journal leicht einen Injurienprozeß von Seiten dieſes Wundarztes hätte zuziehen können. Der Herausgeber hatte ſich alſo zwiſchen zwey Klippen befunden und lieber einen Prozeß gegen Maiſonnabe, als gegen Dupuytren führen wollen. Mich dünkt, die Einwendung des Journals war ganz billig; allein das Gericht urtheilte, von der im Geſetze aufgelegten Verpflichtung könne nichts das Journal freyſprechen, und komme es dieſer Verpflichtung nach, ſo habe es weiter keine Verantwortlichkeit wegen der eingerückten Replik. Durch den Ausſpruch des Gerichts wurde das Nouveau Journal de Paris alſo angehalten, die Antwort des Maiſonnabe einzurücken, was denn auch geſchah; allein in dieſem Falle haben die Journaliſten ein Gegenmittel, worauf die weiſen Geſetzgeber nicht gedacht hatten. Es ſteht ja nämlich nur bey ihnen, die Replik mit widerlegenden Anmerkungen zu begleiten, welche die Wirkung derſelben aufheben. Dieß geſchah denn auch im Nouveau Journal de Paris, und Maiſonnabe's Angelegenheit war durch den Urtheilſpruch nicht ſehr gefördert. Uebrigens haben die Pariſer Polizeygerichte unaufhörlich mit ſolchen kleinlichen Zwiſtigkeiten zu thun, und es kommen da manchmal ſehr kurzweilige Verhandlungen vor, die auch von den Zeitungen ſehr luſtig behandelt werden. Die Angeklagten ſelbſt nehmen die Sache manchmal von der luſtigen Seite, oder ihre Advokaten thun es an ihrer Statt. Beſonders benehmen ſie ſich gern auf dieſe Art, wenn der königliche Anwalt aus einer Kleinigkeit ein großes politiſches Vergehen machen will, z. B. als neulich ein Liqueurhändler aufrühreriſcher Handlungen beſchuldigt ward, weil er das Bildniß des Herzogs von Reichſtadt auf ſeine Flaſchen geklebt hatte. Vergebens wandte der königliche Anwalt alle ſeine Beredtſamkeit an, um den Mann zu überzeugen, er habe den Staat in Unruhe verſezt. Der Mann ſpielte den Unbefangenen und behauptete, ſeine Liqueurs ſeyen recht gut und können keine Unruhe im Staate verurſachen; Niemand habe ſich noch über ſeine Waare beklagt, und die Bilderchen, die er darauf klebe, gehen ihn nicht an, denn er kaufe ſie von den Bilderhändlern; derjenige, dem ſie nicht gefallen, brauche ſie ja nur abzureißen. Die ſchlichte oder ſchlaue Vertheidigung des Krämers ließ die Richter einſehen, daß ſie ſich lächerlich machen würden, wenn ſie auf eine ſolche Kleinigkeit viel Gewicht legten; ſie ſprachen den Mann alſo frey, nur ſollte er kein Bildniß des Herzogs von Reichſtadt mehr auf ſeine Flaſchen kleben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 252.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 21. Oktober 1829.

Noch trotzen dir, o Gottes Sohn,
Gebornen Glaubens Prieſter.
Wann bricht aus Nebel Sonnenſchein?
Daß wir des warmen Lichts uns freun!

J. H. Voß.

Skizzen aus Portugal.

(Beſchluß.)

Die vortrefflichſten Pflaumen wachſen beſonders bey Guimarâns, im Norden von Portugal, die getrocknet in gar ſeltſamen, mit ausgeſchnittenen bunten Figuren verzierten Büchſen verkauft werden; ſie ſind eine Arbeit der dortigen Nonnen, die ſich hauptſächlich mit dem Trocknen dieſer Frucht beſchäftigen. Ueberhaupt ſind die Portugieſen wegen ihrer ſüßen Speiſen aller Art berühmt. Am meiſten fällt dem Fremden eine ſüße Näſcherey auf, von ihnen Chilacayota genannt, die, wie ich glaube, hauptſächlich aus der Abobra, einer langen weißen Art Kürbiß, bereitet wird. Außerdem machen ſie beſonders im Alemtejo einen Kuchen, bolo podre genannt, deſſen Hauptingredienzien die Blüthe vom Mais, Oel und Honig ſind. Er iſt wirklich köſtlich, und noch jeder Ausländer fand ihn ſo, bis er erfuhr, daß ſo viel Oel daran ſey; ſogleich übte das Vorurtheil ſeine Gewalt, und ſie rührten ihn nicht mehr an, ebenſo die Speiſen, welche mit Zwiebeln zubereitet werden. Von den geiſtigen Getränken, die am allgemeinſten in Portugal bereitet und genoſſen werden, iſt das vorzüglichſte aguardente d'Erva doce, oder Anisbranntwein. Davon trinkt das Volk große Quantitäten, und auch Fremde gewinnen demſelben bald Geſchmack ab, wiewohl er dem Gaumen Anfangs nicht ſehr zuſagt. Ein leichteres geiſtiges Getränk, wie Bier, ſelbſt Cyder, iſt dem Portugieſen unbekannt. Tritt er in eine „loja de Bebidas," um ſeinen Durſt zu ſtillen, ſo fordert er ein Glas Limonade. Einige verſuchten indeß in einigen Hauptſtraßen von Liſſabon Bierkeller zu eröffnen, wo Fremde, beſonders Deutſche, beſtändig zu ſehen ſind. Kurz nach dem Kriege fing es ſogar an allgemeine Sitte zu werden, dort einige Mußeſtunden zuzubringen; jedoch widerſtand den Portugieſen das Bier zu ſehr, und oft mußte ich lachen, wenn ich junge Stutzer um der Mode willen ſich Gewalt anthun und mit langen Zügen das fremde Getränk hinuntergießen, dabey aber jämmerliche Geſichter ſchneiden ſah. So blieben dieſe Keller bald wieder auf die Fremden beſchränkt.

Wenn ich zum Schluſſe dieſer Skizzen noch einmal wiederhole, daß mir das portugieſiſche Landvolk als eine treffliche Menſchenklaſſe erſchienen iſt, ſo ſind noch einige Fingerzeige hinzuzufügen, in welchen Händen ſich daſſelbe befindet, um eine ſolche Erſcheinung, wie die Unverdorbenheit dieſes Volkes iſt, nach ihrem ganzen Umfang zu würdigen. Auf meinen Reiſen durch das Land brachte ich einſt, in Ermanglung eines Wirthshauſes, die Nacht bey dem Pfarrer zu. Um Mitternacht weckt mich ein Geräuſch in meinem Zimmer; ſieh da, der Seelſorger iſt eifrig über meinem Koffer her, um den Inhalt meiner Reiſeflaſchen in einen großen irdenen Topf auszuleeren. Auf meiner Rückkehr fand ich mit Kalk von einem meiner Freunde an der Thüre des Pfarrers in unſerer Sprache die Worte geſchrieben: „Lieber, hüte Dich, hier einzukehren; der Schurke hat uns die ſilbernen Löffel geſtohlen!",

Digitized by Google

Von dem ſittlichen Zuſtande und der Strafloſigkeit dieſer Menſchen ſtehe hier nur ein Beyſpiel. Ein Pächter in der Nähe von Liſſabon hatte erfahren, daß der Pfarrer unaufhörlich Angriffe auf die Tugend ſeiner Frau mache, entſchloß ſich, ihn zu warnen, und drohte ihm, als er ihm zufällig mit der Vogelflinte im Arm begegnete, ernſte Maßregeln gegen fernere Unternehmungen der Art zu ergreifen. „Dem will ich wohl zuvorkommen,“ rief augenblicklich der Prieſter, und ein Schuß aus der Flinte ſtreckte den Pächter zu Boden. Nachdem der Mörder eine kurze Zeit im Kaſtell S. Giorgio gefangen geſeſſen hatte, erhielt er wieder die Freyheit und eine neue Diöceſe.

Das Hirtenmädchen vom Calanda.

(Fortſetzung.)

„O Madame!“ rief Vreneli, deren Stimme durch die Aufregung, in der ſie ſich befand, etwas Mächtiges, Ergreifendes erhielt: „wenn Ihr den mindeſten Einfluß auf den mächtigen König dieſes Landes habt, ſo verhindert ihn, eine Ungerechtigkeit zu begehen! Die Klage des Einzelnen gilt vor dem Throne Gottes wie die von Millionen, und der Herrſcher kann eben ſowohl im nächſten Augenblicke vor den Stuhl des ewigen Richters gefordert werden, wie der lezte ſeiner Unterthanen. Hütet Euch vor der Sünde, den König, mit einer Sünde belaſtet, ſterben zu laſſen. Iſt ſein Ohr Euern Bitten geneigt, ſo verſäumt nicht, ſeine Strenge in Güte und Verzeihung zu verwandeln, ſonſt fällt jene Sünde auf Euch zurück, und Ihr werdet ſie dereinſt zu verantworten haben. Sehet nicht ſo finſter auf mich herab, Madame! Es iſt möglich, daß meine Rede Euch beleidigt hat, denn ich kenne nicht die Sprache, die in der Nähe der Könige geſprochen wird, aber mein Wille iſt es nicht geweſen, und Ihr werdet mir es deßhalb leicht verzeihen.“ — „Wer biſt Du, Mädchen, und wer hat Dich geſandt?“ unterbrach ſie jezt Frau von Maintenon im Tone des heftigſten Unwillens. Ein leiſes Knarren der Thüre des Kabinets, in welchem ſich der König befand, ließ ſich vernehmen. Die alte Dame warf einen flüchtigen, aber ſcharfen Blick nach der Thüre. „Ich bin ein armes Hirtenmädchen vom Berge Calanda, im Lande des grauen Bundes,“ erwiederte noch immer knieend Vreneli. „Aus eigenem Antriebe habe ich meine Heimath verlaſſen und habe die Wanderung hierher unternommen, um Rudi Maßners Freyheit zu erbitten, weil er mein Bräutigam und weil er unſchuldig iſt. Als mir der erſte Gedanke dazu kam, war es, als rufe mir die Stimme eines Heiligen oder eines Engels zu: wandere nur hin zu dem Throne des mächtigen Königs von Frankreich, ihm iſt Gewalt über viele Tauſende gegeben, und wer dieſe erhalten, der kann nicht anders als recht thun, denn er ſieht ja immer das Elend vor Augen, das unter den vielen Tauſenden durch Unrecht entſteht. Gewiß iſt er nur getäuſcht und Dein Rudi bey ihm verläumdet worden. Vertraue feſt auf ihn, denn er wird Dir helfen! Und in dieſem Vertrauen hat mich nichts wankend gemacht. Gott hat mich auf wunderbaren Wegen hierher geführt, er hat mich geſchüzt in öden Eiswüſten, wo ſo oft die Lawine den einſamen Wanderer begräbt, er hat mich zu gütigen Menſchen geleitet, er hat das Böſe, das man mir thun wollen, mir zum Heile gekehrt. Das alles hat er nicht gethan, um mich jezt ſo nahe am Ziele troſtlos, elend und verzweiflungsvoll zurückzuweiſen. Ich vertraue noch feſt, wie in dem erſten Augenblicke meines Entſchluſſes, auf die Gerechtigkeit des mächtigen Königs. Er wird mich erhören, er wird mir helfen.“ Erſchöpft mußte Vreneli inne halten. Da öffnete ſich die Thüre des Kabinets, und in ihr erſchien die hohe Geſtalt eines Greiſes, der nur in ein einfaches, ſchwarzes Gewand gekleidet war, deſſen ganzes Weſen aber den Charakter von Hoheit trug, und der Ehrfurcht gebietend auftrat. Sein Antlitz war bleich, ein finſterer Zug ſchwebte auf ſeiner Stirne, während ein leiſes Lächeln, das wohl durch den überraſchenden Anblick eines Schweizer Hirtenmädchens in ihrer Landestracht erregt wurde, um ſeinen noch immer ſchön gebildeten Mund ſpielte. Der Herzog von Vendome beugte ſich tief vor dem Eintretenden, Frau von Maintenon ſtand auf und Madame Dubois entfernte ſich leiſe aus dem Gemach; Vreneli aber verharrte in ihrer knieenden Stellung, indem ſie jezt mehr nach dem Greiſe hingewandt war, als nach der alten Dame, und wie eine zu ihm Bittende erſchien. „Dein Vertrauen ſoll Dich nicht getäuſcht haben!“ unterbrach der Greis die herrſchende Stille. Seine Stimme war gütig und melodiſch. Er ſah freundlich zu Vreneli nieder. „Ich habe der Welt den Frieden gegeben vor wenigen Augenblicken, ich will ihn auch Deinem Herzen zurück geben. Du ſelbſt ſollſt Deinem Verlobten die Nachricht ſeiner Befreyung bringen.“ Der Greis verſchwand in das Kabinet, deſſen Thüre ſich hinter ihm ſchloß. Entzückt und wie verklärt blickte Vreneli noch einige Augenblicke nach der Stelle, wo ſie ihn geſehen hatte. Es war ihr, als habe ſie wieder jene Stimme vernommen, die ihr Vertrauen zu ihrem Unternehmen eingeflößt. Sie glaubte keine irdiſche, ſie glaubte eine himmliſche Erſcheinung gehabt zu haben. Da hob ſie Frau von Maintenon auf, lächelte ihr jezt eben ſo freundlich zu, wie ſie früher finſter geblickt hatte, und ſagte: „Du biſt eine Erwählte des Himmels, Mädchen, denn er iſt es augenfällig, der Alles zu Deinem Beſten fügt. Das war der König. Dein Werk iſt gelungen.“ Noch immer war Vreneli ſprachlos. Die Ueberraſchung, die Freude lähmten die Kräfte, die Unruhe und Seelenſtärke bisher aufrecht

Digitized by Google

gehalten hatten. Sie fühlte ſich ſchwach. Frau von Maintenon führte ſie zu einem Seſſel, während der Großprior ihr feurigen, freudigen Dank ſagte, daß ſie ſeine Ehre gerettet, ſein Wort gelöst habe. Nach und nach gewann das Mädchen ihre Kräfte wieder. Sie ſah mit glänzenden Blicken aufwärts, ſie preßte die zuſammengefalteten Hände auf ihre Bruſt. „Gott hat Großes an ihm und an mir gethan," ſagte ſie: „o wer Flügel hätte, ihm noch in dieſer Stunde die Freyheit zu bringen!" Da trat ein Sekretär des Königs aus dem Kabinet und händigte ihr ein verſiegeltes Schreiben an den Kommandanten von Fort Ecluſe ein; dann flüſterte er dem Herzoge einige Worte zu, welche dieſer mit einer bejahenden Gebehrde erwiederte. Als Breneli von der alten Dame darauf aufmerkſam gemacht worden war, daß ſie den Befehl zur Freylaſſung ihres Verlobten in Händen habe, ſtand ſie haſtig auf: „Ich muß fort!" rief ſie. „Jeder Augenblick des Verweilens verlängert ſein Gefängniß. Ich habe auch keine Ruhe mehr an irgend einer Stätte, es drängt mich hin, es treibt mich zur Erfüllung meiner Pflicht." Vergebens war die Einladung der Frau von Maintenon, einige Tage in ihrem Hauſe, in der Geſellſchaft der Madame Dübois zuzubringen. Breneli ſah ängſtlich nach der Thüre und ſchien im Begriff, im Nothfalle ſelbſt raſch hinauszuſchlüpfen und ſich zu entfernen. Der Großprior, der ihre Gefühle errieth und ihre Verlegenheit erkannte, nahm lächelnd die Hand des Mädchens und führte ſie, nachdem er ſich von Frau von Maintenon leicht verabſchiedet, hinab zu ſeinem Wagen. Madame Dübois begleitete ſie und bedauerte mit vielen Worten, daß ſie nicht das Vergnügen haben könne, ihren lieben Gaſt länger zu beſitzen. Im Fluge ging es zurück nach Paris. Die Nacht war ſchon eingebrochen, als ſie vor dem Hôtel des Großpriors hielten. Hier wurde Breneli von ihrem Beſchützer der Frau ſeines Intendanten in Obhut und Pflege übergeben. Zu ihrer Abreiſe am nächſten Tage würde er alles vorbereiten laſſen, verſicherte beym Abſchiede Herr von Vendome. Breneli konnte nicht ſchlafen. Freude und Sehnſucht brachten ihr ganzes Weſen in Aufruhr. Mit der Frühe des nächſten Tages ſtand ſie ſchon angekleidet am Fenſter. Es war noch ſtill in der Straße, ſtill im ganzen Hauſe. Einige Stunden unruhigen Harrens vergingen, da ſah endlich Breneli einen Reiſewagen vorfahren und in ihr Zimmer trat ein ältlicher Mann von rechtlichem Anſehen, den die mitkommende Intendantenfrau als ihren Bruder vorſtellte und zugleich als den für das Mädchen beſtimmten Reiſegeſellſchafter bis Fort Ecluſe. Voll ſeliger Hoffnungen beſtieg Breneli den Wagen. Alles, was ihr auf ſo ſeltſamen Wegen gelungen war, erſchien ihr wie ein Traum. Oft während der Fahrt, die ſie nun immer mehr von Paris entfernte, redete ſie ihren ziemlich ſchweigſamen Reiſegefährten an, um durch ſeine Antwort, ſeine Verſicherung ſich zu überzeugen, daß ſie in der Wirklichkeit lebe. Allenthalben verbreitete die Nachricht des geſchloſſenen Friedens, welche ihr Begleiter verkündigte, Freude und Jubel. So erhielt ihre Reiſe noch eine heitere Bedeutung. Sie kamen an die Ufer des Genferſees, den Breneli mit Freudenthränen begrüßte; am nächſten Morgen erreichten ſie Fort Ecluſe. Zitternd und ſprachlos vor freudiger Erwartung ſtand Breneli vor dem Kommandanten, der lächelnd den königlichen Freyheitsbrief las.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Luzern, Oktober.

Die Arbeiten an der neuen Gottbardſtraße ſind in dieſem Sommer ſehr erfreulich vorgerückt, und derjenige Theil derſelben, welcher an der Nordſeite des Bergs, auf dem Gebiet des Kantons Uri, den Gebirgsgrund der Schöllenen durchzieht, verdient vorzügliche Aufmerkſamkeit. Durch rohe Granitmaſſen ſich Bahn brechend und in beſtändigem Hin- und Herwinden zieht die ſchöne Straße in dieſer ſchauerlichen, von der Reuß durchbrausten Schlucht ſich immer empor, von einem zum andern Ufer wechſelnd übertretend, um den Schneelawinenzügen auszuweichen. So wie auf der ganzen Gottbardsſtraße, ſo darf laut Konvention der beyden Kantone Uri und Teſſin auch hier die Anſteigung nicht 8 vom 100 überſteigen. An vielen Stellen beträgt ſie nur 6 vom 100, und die Kehren ſelbſt hat man weit und beynahe eben gemacht. Die Abdachung der Straße iſt alſo hier geringer, als an vielen Stellen in den ebenern Theilen der Schweiz. Prachtvolle Brücken zieren überdieß noch dieſen Straßentheil. Diejenige, welche über den Geſchenenbach führt, hat vom Waſſerſpiegel zum Geländer eine Höhe von 86 franzöſiſchen Fuß und dazu 59 Fuß Länge und 18 Fuß Breite. Sie iſt in ihrem Baue ſchon ſo weit vorgerückt, daß das Bogengerüſt weggehoben werden konnte. Die neue Brücke über die Reuß, welche hart neben der durch ihr Alterthum und ihre Kühnheit berühmten Teufelsbrücke aufgeführt wird, und von der ſchon die Widerlagen (culées) und das Bogengerüſt (cintre) ſtehen, ſoll mehr als 27 Fuß hoch über ihre alte Nachbarin hervorragen, und wird ſie alſo in Hinſicht der Verwegenheit und der Schönheit des Baues bey weitem übertreffen. Zwiſchen dieſer und derjenigen von Geſchenen ſoll über die Reuß im nächſten Jahr eine dritte Verbindungsbrücke gebaut werden, welche in ihren Dimenſionen mit beyden erſtern wetteifern wird. Während die ſchönen Brücken unterhalb Geſchenen bey Amſteg, Meitſchlingen, im Waſenerwald nur Einfaſſungen von gehauenem Granit haben, ſo werden diejenigen in den Schöllenen von Grund auf aus prächtigen Granitwürfeln aufgeführt werden. Da die italieniſchen Maurermeiſter eine beſondere Geſchicklichkeit beſitzen, den Granit zu bearbeiten, ſo werden auch beynahe nur ſolche zum Bau dieſer Brücken gebraucht. An der Straße ſelbſt arbeiten Lombarden, Piemonteſen, Genueſen, Tyroler, Urner und Oberhasler (Berner) in buntem Gemiſch durchein-

ander. Es hatten Oberhasler im vorigen Jahr die Erweiterung des Urnerloches übernommen; da ſie aber bey dem Akkord nicht beſtehen konnten, ſo mußten ſie die Beendigung den genügſamern Tyrolern überlaſſen. Man ſcheint mit den Italienern, welche ſich durch ihre rothen Mützen, durch ihren Feuerblick und durch die braune Farbe leicht kenntlich machen, ſehr wohl zufrieden zu ſeyn, und ſie genießen allgemein das Lob thätiger und überaus mäßiger Leute; auch bemerkt man unter den Arbeitern, welche ungeſtüm und ſchamlos die Reiſenden um Almoſen anſprechen, keine Italiener, ſondern einzig nur Inländer. Das bunte Gemiſch von 700 Arbeitern, unter denen auch einige Weiber ſich befinden, mit ihren verſchiedenen Volkstrachten, mit dem eigenthümlichen Ausdrucke ihrer Phyſiognomien, der volle Widerhall der Schüſſe beym Steinſprengen, beleben auf eine eigene und höchſt anziehende Weiſe die ſonſt nur von dem Rauſchen der Reuß und von dem Geklingel der Saumroſſe unterbrochene, feyerliche Stille dieſer baum- und geſträuchloſen Wildniß. Vom Urnerloche weg, das noch dieſes Jahr auf ungefähr 18 Fuß erweitert wird, iſt die Straße ſeit dem Monate Mai kunſtgemäß in der angenommenen Breite von 6 Metres bis an die Brücke nach Andermatt beendigt. Außerhalb dieſes Dorfes hat die alte Straße eine halbe Stunde lang noch keine Veränderung erlitten. Einige hundert Schritte herwärts vom Dorfe Hoſpital fängt das durch den Ingenieur Colombrano aus dem Mendriſiſchen vom Kanton Uri bis an deſſen Grenze auf der Höhe des Gotthards übernommene, anderthalb Stunden lange und völlig beendigte Straßenſtück an. Beym Eingange des Dorfes geht ſie über eine ſchöne neue Brücke auf das linke Reußufer, durchzieht das Dorf und ſteigt hinter demſelben in vier Schneckenlinien empor; nachher zieht ſich die Straße, mit Ausnahme eines Widerhakens, eine Stunde lang bis zu der Grenze des Kantons Teſſin, der Richtung der Thalſchlucht folgend, hin und her, da ſie immer auf dem linken Ufer bleibt, keine Brücken, wohl aber eine Menge Couliſſen aufzuweiſen. Gegen den Abhang iſt dieſer Straßentheil mit kegelförmigen Granitabweiſern von 9 zu 9 Fuß verſehen, welche oben mit hölzernen, in Bolzen eingeſchraubten Lehnen dergeſtalt verbunden ſind, daß man von Stein zu Stein jedes Stück einzeln im Winter wegheben kann, damit die Schneelawinen weder von ihnen aufgehalten, noch dieſe durch dieſelben zertrümmert werden. Von der Grenze der Kantone Uri und Teſſin bis zum Hoſpiz beträgt die Entfernung ¾ Stunden, und von da bis Airolo, ſtatt wie vormals 2, wegen der großen Zahl von Schneckenlinien in dem Valle di Tremola und im Walde ob Airolo, 3 volle Stunden.

(Der Beſchluß folgt.)

Paris, Oktober.

(Fortſetzung.)

Noch ſpaßhafter, als die Geſchichte des Krämers, war vor wenigen Monaten ein Prozeß vor dem Polizeygerichte zu Mey wegen eines Vorfalls, der ſich nach einer Deputirtenwahl daſelbſt zugetragen hatte. Alles Entgegenarbeitens der liberalen Parthey ungeachtet, war nämlich der miniſterielle Kandidat, Hr. Balzac, der noch dazu ein Staatsbeamter iſt, zum Deputirten ernannt worden. Als Hr. v. Balzac aus dem Wahlſaale ins Freye getreten und in ſeinen Wagen geſtiegen war, hatte das Volk, oder doch einige aus dem Volk, ihn ausgepfiffen. Dieß wurde von der Polizey als eine Störung der öffentlichen Ruhe und als eine Beleidigung einer obrigkeitlichen Perſon betrachtet; von den Pfeifenden hatte man aber nur einen ausfindig machen können, der, wie ein Zeuge ausſagte, recht meiſterhaft gepfiffen hatte. Der ſchlaue Kerl aber behauptete zu ſeiner Vertheidigung, er habe nicht v. Balzac ausgepfiffen, um den er ſich nicht bekümmere, ſondern ſein Hund ſey ihm abhanden gekommen und er habe nach dem Thiere gepfiffen. Daß er einen Hund habe und öfters nach ihm pfeife, wurde auch wirklich durch Zeugen erwieſen. Das Publikum lachte, und die Richter, die ſich wohl ſchämen mochten, daß man ſie mit einer ſolchen unerheblichen Angelegenheit beſchäftigt hatte, eilten, durch die Losſprechung ſich derſelben zu entledigen. Allein eben dieſe Polizeygerichte, welche bey gewöhnlichen Gerichtsſachen ſehr vernünftig ſind, werden unerbittlich und übermäßig ſtrenge, wenn Preßvergehen bey ihnen vorgebracht werden. Höchſt ſelten kommt ein Schriftſteller ohne Buße und Verhaft davon, auch wenn das Vergehen von der unerheblichſten Art iſt. Hiervon haben kürzlich mehrere Journaliſten traurige Beweiſe gehabt. Einer derſelben, Namens Fontan, welchen ſie wegen einer Fabel, worin der königliche Anwalt eine beißende Anſpielung auf den König ſah, und den das Gericht deßhalb zu 5 Jahren Haft und einer Geldbuße von 10,000 Franken verurtheilte, hat ſich lieber ſelbſt aus Frankreich verbannt, als daß er ſich einer ſo harten Strafe hätte unterziehen wollen. Und wie haben ſie nicht die Herausgeber der beyden vorzüglichen Zeitungen, Courrier français und Journal des Débats, und den ſo beliebten Dichter Beranger behandelt, von dem man in Frankreich mit einem wahren Enthuſiasmus redet, weil dieſer Dichter unwandelbar denſelben Charakter behauptet und immer in ſeiner Armuth einen freyen und fröhlichen Sinn behält, wie ihn die Franzoſen lieben? Schwerlich wird ihn ſeine zweymalige Haft bewegen, anders zu ſingen, als er bisher geſungen hat; nur wird er vielleicht etwas vorſichtiger mit der Herausgabe ſeiner Gedichte ſeyn, und nicht ſo leicht ſich durch ſeinen Verleger Baudouin verleiten laſſen, Alles, was er dichtet, in die gedruckte Sammlung ſeiner Gedichte aufzunehmen. Um die Geldbuße von 10,000 Franken hatte er ſich nicht zu bekümmern, denn dieſe iſt von ſeinen zahlreichen Freunden herbeygeſchafft worden. Alle dieſe Vorgänge aber erinnern ſchmerzlich an den Verluſt des Rechtes der Schriftſteller, von geſchwornen Bürgern gerichtet zu werden; amtliche Richter ſind faſt immer gegen politiſche Schriftſteller übel geſtimmt; ſie betrachten ſie als aberwitzige Leute, die ſich mit Dingen abgeben, die ſie nicht angehen; ſie halten es für etwas Verwegenes, die behagliche Ruhe der Beamten durch kühne Bemerkungen, die Jeder leſen kann, ſtören zu wollen, und ſie ſind daher faſt immer ohne Schonung, obwohl die angeklagte Stelle aus einem Aufſatze oder in einer Schrift zuweilen unbedeutend iſt. Meiſtens ſind die angeſchuldigten Stellen aus Zeitſchriften gezogen. Größere Schriften läßt man jezt beynahe ganz in Ruhe, und ſeit langer Zeit iſt kein Schriftſteller wegen eines Buches vor den Gerichten belangt worden. Flugſchriften gegen die Miniſter, beſonders gegen die jezigen, die ſich eben keiner großen Popularität erfreuen, wagt man auch ſchon deßhalb nicht anzugreifen, weil ſie durch die öffentliche Meynung beſchützt werden. Daher ſieht man denn auch allerley poſſierliche Broſchüren erſcheinen, z. B. Plaidoyer de Maitre Jean Bonhomme en faveur du pouvoir absolu, dédié aux très honorables milord Polignac, Ibrahim la Bourdonnaie et Judas Bourmont. Paris bey Selligue. Wenn der Text ſo witzig iſt, als der Titel, ſo muß dieß eine geiſtreiche Schrift ſeyn.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 253.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Donnerſtag, 22. Oktober, 1829.

Ich führe dich ins Zauberland der Liebe,
Ich führe dich zum Gipfel eines Glücks,
Wo uns des Lebens ſchönſte Blüthenkronen
Dir deine That, und mir den Glauben lohnen.

Th. Körner.

Das Hirtenmädchen vom Calanda.

(Fortſetzung.)

Nachdem der Kommandant von Fort Eclüſe ſeiner Ordonnanz leiſe einen Auftrag ertheilt hatte, führte er Vreneli über den Hof nach dem Thurme, in welchem Rudolph Maßner feſt auf ſeines Mädchens Treue und Verſprechen vertraute. In der That bedurfte ſie ſeiner Unterſtützung, um die Stufen zu erſteigen. Da ſtanden ſie endlich vor der eiſenbeſchlagenen Thüre, da klirrten die Schlöſſer, da dröhnte der ſchwere Riegel, da flog die Thüre auf, und Vreneli lag mit dem Ausrufe: „Rudi, Du biſt frey!“ an der Bruſt des ſtaunenden Verlobten. Die Scene eines ſolchen Wiederſehens iſt nicht zu ſchildern. Der Kommandant zog ſich auf den äußern Gang zurück, um die Liebenden nicht zu ſtören. Aus einzelnen Ausrufungen, aus abgebrochenen Worten erſah Rudolph, wie es dem Mädchen gelungen, das Ziel ihres großen Unternehmens zu erreichen. Jezt drängte es ſie in die Heimath zu Mutter und Bruder, zu den Bergen und Thälern, die der junge Frühling in ſein reizendes Grün kleidete. Aber beyden ſtand noch eine Ueberraſchung auf Fort Eclüſe bevor. Der Kommandant trat herein und erklärte ihnen mit feyerlicher Miene, daß dem königlichen Befehle zu Rudolphs Befreyung auch der beygefügt ſey, das junge Paar, noch ehe es ſich aus Fort Eclüſe entferne, um geſellig in die Heimath zu wandern, durch Prieſterſegen vor dem Altare verbinden zu laſſen. Alle Bedenklichkeiten wurden durch ein ſtrenges: Der König will es! niedergeſchlagen. Der Kommandant führte Vreneli hinab in die Schloßkapelle, wo ſchon der Prieſter im Ornate ihrer harrte, Rudolph folgte beyden nach, und dieſelbe Stunde, die ihm ſeine Freyheit gebracht, machte ihn zum Gatten des geliebten Mädchens, das durch ſeine Treue, ſeine Standhaftigkeit und ſeine Aufopferungen den Beſitz Rudis wohl verdient hatte.

VIII.

Hoch oben im Prättigau, an der tobenden Landquart, wo über eine ſchmale, aber kühn von einem Felſen zum andern ſpringende Brücke die aus dem Thale Davos kommende Straße zu dem Hauptorte Kloſters führt, wo im Hintergrunde die Gletſcherhörner des Vareina emporragen, ſtand, von der Landſtraße abgelegen, ein anſehnliches Bauerngut. Noch war die hochgelegene Landſchaft mit Schnee bedeckt, noch zeigte ſich nur an einigen, der Sonne beſonders ausgeſezten Stellen, die Kraft des jungen Frühlings. Es war ſchon einige Stunden über die Mittagszeit, als in dem Thore jenes Bauerngutes ein junger Mann erſchien, der an den Strahlen der kräftiger werdenden Sonne ſich erwärmend, das Thal hinabblickte und oft auch ſeine Aufmerkſamkeit auf den aus Davos über den bedeutenden Stutzberg führenden Weg richtete. Die Gegenſtände, welche auf beyden Punkten ſeine Blicke auf

Digitized by Google

ſich zogen, waren eine größere und kleinere Reiſekutſche. Die erſte bewegte ſich aus dem Prättigau herauf und befand ſich bereits zwiſchen dem Orte Kloſters und der oben erwähnten Brücke, die andere kam, an Abgründen hin- und herſchwankend, vom Stutzberge herab. Beyde befanden ſich faſt in gleicher Entfernung von ihm. In der Einſamkeit ſeines Aufenthaltes waren das zwey wichtige Erſcheinungen. Er ging neugierig hinab zu der Landſtraße, nach der Brücke hin, an deren jenſeitigem Rande eben die größere Kutſche aus dem Thale erſchien. Indem dieſe jezt ganz nahe war, hatte er ſich von der oben befindlichen, die den Krümmungen des Wegs folgte, bedeutend entfernt. Jezt fuhr die Kutſche aus dem Thale dicht an ihm vorüber. Ein Frauenzimmer ſah heraus und warf forſchende Blicke nach dem Bauerngute herauf. „Vreneli!" rief der junge Mann und ſtürzte an den Schlag. „Berchthold, mein Bruder!" entgegnete die Reiſende. Der Wagen hielt, und nach einigen Augenblicken lagen ſich die Geſchwiſter in den Armen; Rudolph Maßner bot dem Schwager die Hand. „Ihr verdanke ich die Freyheit," ſagte er: „ſie iſt mein Weib, durch Prieſterſegen mir angetraut!" Da ertönte plötzlich von der Höhe des Berges herab ein ängſtliches Geſchrey. Ihre Blicke flogen dorthin. Sie ſahen, wie dicht am Rande einer entſetzlichen Tiefe die Pferde von jenem zweyten Reiſewagen ſcheuten, ſich bäumten, dann ſeitwärts überſchlugen, ſtürzten und die Kutſche, mit ihrem Führer und einem Reiſenden, der eben durch einen Sprung ſich retten wollte, über Felſen und Klippen hinab in den Abgrund rißen, wo die wüthende Landquart ſich zwiſchen dunkeln Schluchten ihren Weg bahnt. Wie ein ſchreyender Mißlaut griff der Anblick dieſer gräßlichen Scene in die Freude, welche noch eben die drey wieder vereinigten Menſchen belebt hatte. „Fort, fort!" rief Vreneli den beſtürzten Männern zu: „ſehet, ob zu helfen, ob zu retten iſt!" Berchthold und Rudolph eilten nach der Seitenwand des Berges, kletterten über Steine und Trümmer mit Lebensgefahr in die Tiefe, durch welche die Landquart ſtrömte, und ſchritten nun auf ſchmalem, abſchüſſigem Pfade längs des Flußbettes der Stelle zu, wo die Kutſche hinabgeſtürzt ſeyn mußte. Die Krümmungen des Stromes verzögerten ihr Näherbringen. Endlich vernahmen ſie aus einer ſeitwärts liegenden Kluft ein leiſes Wimmern und dazwiſchen tiefe Seufzer, wie Stöhnen eines Sterbenden. Raſch traten ſie in die Spalte. Hinter einem Enzianſtrauche erblickten ſie, zwiſchen zwey Felſenſtücke gepreßt, eine blutige entſtellte Menſchengeſtalt, deren Seufzer jezt leiſer verhallten; ſie beugten ſich zu ihr nieder, Rudolph wiſchte ihr das Blut von der zerſchmetterten Stirn und aus dem Antlitze: ewiger Gott, welche Entdeckung wartete ſeiner hier! Er ſah in die brechenden Augen ſeines Vaters. Noch einmal hob ein tiefes Röcheln die Bruſt; dann zog der Friede, deſſen Wohnung ſie im Leben nicht geweſen, mit dem Tode in ſie ein.

(Der Beſchluß folgt.)

Lady Morgan und Kemble.

Das neueſte Buch der Lady Morgan iſt ein ſonderbares Werk. Sie nennt es Boudoirbuch, und der Inhalt entſpricht dem Titel, denn es iſt ein Buch, wie man ſie in den Salons und auf den Gueridons der hübſchen engliſchen Damen findet; es gleicht einer Sammlung von Almanachsartikeln, in der aber alles in der Welt an die Reihe kommt: Literatur, Moral, Politik, Charaktergemälde, Anekdoten, Reiſegeſchichten u. ſ. w. Was den Styl betrifft, ſo herrſcht darin einerſeits der Ton der alten franzöſiſchen Schöngeiſter, anderſeits die nachläßige, ſorgloſe Manier, wie ſie in den Reviews Mode iſt. Wir theilen den Leſern eine kleine Probe aus dieſem Modeartikel mit, die unſerer Meynung nach geeignet iſt, ſowohl die Schriftſtellerin als die Londoner höhere Geſellſchaft zu charakteriſiren.

Lady Morgan hatte ſehr jung den Roman: die junge Irländerin, herausgegeben. Er machte großes Aufſehen; die junge Schriftſtellerin kam, während eine Auflage des Romans um die andere erſchien, nach London, und wurde gleich in den erſten Tagen zu einem Rout, oder einer großen Aſſemblee eingeladen, wo ſie ſich, ſchüchtern und unerfahren wie ſie war, ſehr unbehaglich fühlte. Nachdem ſie, in ihrer Eigenſchaft als berühmtes Frauenzimmer, mehrere Stunden lang von der Neugierde der Leute und der Eitelkeit ihrer Wirthin viel zu leiden gehabt, glaubt ſie endlich, als man ſich zum Souper niederſezt, in den Hafen der Ruhe eingelaufen zu ſeyn.

„Vor Mitternacht hatte ſich die Menge verlaufen, und es blieben etwa noch fünfzig nähere Bekannte zum Nachteſſen. Ich war ſo glücklich, bey Tiſch zwiſchen Lord Erskine und Lord Carysford zu ſitzen zu kommen; jezt, da ich nicht mehr „von allen Beobachtern beobachtet war," konnte ich mit Muße ſelbſt Beobachtungen anſtellen.

Ich war eben mitten in einer köſtlichen Unterhaltung mit meinen zwey aufmerkſamen Veteranen, da meldete man Kemble, den Schauſpieler. Lady C. hieß ihn im Tone des Vorwurfs den ſpäten Maſter Kemble, warf dann gegen mich zu einen vielſagenden Blick und ſagte ihm, wer ich ſey. Kemble, dem ich bereits durch Miſtreß Lefanu vorgeſtellt worden war, nickte mir freundlich mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß er mich kenne; ſpäter aber machte er ganz andere Augen, wenn er mich anſah. Es war jener ſtarre, nichtsſagende Blick, den man an den Männern gewöhnlich bemerkt, wenn ſie auf andern Altären Opfer gebracht haben, die ihnen ſelten mehr erlauben, ſich in Geſellſchaft von Damen blicken zu laſſen.

Digitized by Google

Maſter Kemble war ſichtbar nicht recht bey ſich und etwas erhitzt, und hatte, wie es ſchien, im Sinne etwas zu thun, wozu er wohl den Willen, aber nicht die Kraft beſaß. Er ſaß mir gegenüber; zu wiederholten Malen hatte er den Arm erhoben und ihn über den Tiſch geſtreckt, um, ſo meynte ich, ſich von einem Gelee in Form eines wilden Schweinskopfs zu nehmen; aber weitgefehlt! mein Kopf war es, worauf er ſein ſtetes Augenmerk gerichtet hatte: es war ein ächter Cathab oder irländiſcher Kopf, mit braunen, kurzen, von Natur gelockten Haaren bedeckt, und der hatte ihm in die Augen geſtochen als ein prächtiger Haarputz à la Brutus, wie er wohl in ſeiner Sammlung von Theaterperrücken keinen hatte. Endlich gelang es ihm, ſein Vorhaben auszuführen, er fuhr mir buchſtäblich mit den Fingern in die Haare und ſprach zu mir mit hohler Grabesſtimme: „Junges Frauenzimmer, wo haben Sie die Perrücke da gekauft?“ Lord Erskine kam mir zu Hülfe und machte meinen Kopf frey, und Lord Carysford rief, um dem albernen Auftritt auf eine gute Art ein Ende zu machen:

„In ſeinem Buſen ziſcht des Neides Schlangenbrut!“

Die einen am Tiſche lachten, die andern ſprachen: „Gott gnad' uns!“ und mir ging es wie Macbeth: „ich konnte nicht Amen ſagen.“ Kemble aber, der, wie gewöhnlich die Leute, wenn ſie den Wein ſpüren, übler Laune und über die Einmiſchung der beyden Pairs ärgerlich war, zog ſeinen Arm zurück, wobey er etwas zwiſchen den Zähnen murmelte, und ſuchte nun mit boshaften Blicken in ſeiner Taſche herum. Zur großen Beluſtigung der ganzen Geſellſchaft und zu meinem größten Schreck, zog er einen Band der jungen Irländerin heraus, den er mitgebracht hatte, um ihn Lady C. zurückzuſtellen, las mit ſeiner ſtarken, ausdrucksvollen Stimme eine der ſchwülſtigſten Stellen daraus vor, brach plötzlich ab, ſtieß mit dem Zeigefinger auf das Buch und fragte mich, als wäre er Hamlet und ich Polonius: „Junges Frauenzimmer, wer hieß Sie ſo närriſches Zeug ſchreiben? Und wo zum Teufel haben Sie die hohen Redensarten alle her?“

Ich war beſtürzt, der volle Unmuth eines gekränkten Schriftſtellers ſtieg in mir auf, und ich erwiederte faſt bewußtlos und ziemlich albern: „Ich habe geſchrieben, ſo gut ich konnte, Sir, und was die hohen Redensarten anlangt, ſo ſind ſie aus Johnſons Wörterbuch.“ Erskines Beredtſamkeit hätte nicht ſchlagender wirken können, und Lafontaines „J'y allais“ wurde, wenn es in den Pariſer Zirkeln vorkam, wohl nie mit größerem Beyfall aufgenommen, als meine ſo naive, als wahrhaftige Antwort. Der Triumph meiner Offenheit war nicht geeignet, Maſter Kemble in beſſere Laune zu verſetzen, und Spenſer nahm ihn bald darauf in ſeinem Wagen mit, um wiederholten Angriffen auf das Innere oder Aeußere meines armen Kopfes vorzubeugen.“

Ein merkwürdiger Apfelbaum.

Zu St. Valery an der Somme im franzöſiſchen Departement Somme ſteht ein Apfelbaum, deſſen Eigenthümer nicht weiß, woher derſelbe ſtammt, der aber vierzig Jahr alt ſeyn mag. Der Baum gleicht im ganzen Anſehen, in der Form der Blätter, der Stellung der Blüthen vollkommen dem gemeinen Apfelbaum; in den Blüthen fehlen aber Blumenblätter und Staubfäden; ſie haben vierzehn Piſtille und einen Kelch, der aus zehn, unten zuſammengewachſenen Blättchen beſteht. Eine nothwendige Folge dieſer Organiſation iſt die Unfruchtbarkeit des Baums an ſich; einſt aber rieth ein Arzt, die Blüthen des unfruchtbaren Baums mittelſt Blumenſtaubs von andern Apfelblüthen künſtlich zu befruchten; es entwickelten ſich vollkommene Früchte, und ſeitdem iſt dieſe Operation jedes Frühjahr ein kleines Feſt für die Frauen und Mädchen von St. Valery. Sie kommen um die Wette jede mit einer vollkommenen Apfelblüthe, mit Blumenblättern und Staubfäden, die bey trockener Witterung von einem Apfelbaum in der Nähe gebrochen iſt; man bringt ſie auf einen Blüthenbüſchel des unfruchtbaren Baums und läßt ſie darauf, bis ſie nach vollendeter Befruchtung ſelbſt abfällt; dann befeſtigt man ein farbiges Band an dem befruchteten Strauß, damit im kommenden Herbſt jede die Früchte herausfinden kann, die ihr freundlicher Dienſt geſchaffen hat. Dieß nennt man dort zu Lande faire sa pomme, und es iſt eine Art von Glücksſpiel, weil weder alle Blüthen, die man zu befruchten denkt, befruchtet werden, noch alle jungen Früchte zur Reife kommen. Die auf dieſe Weiſe gewonnenen Früchte dieſes Baums ſind in Abſicht auf Größe, Geſchmack und Farbe von einander verſchieden, entſprechen indeſſen vollkommen den Apfelſorten, deren Blüthen zur Befruchtung angewendet wurden; ſämmtlich aber zeichnen ſie ſich durch eine, auf zwey Drittheilen der Länge ringsumlaufende Kerbe aus. Das Kernhaus beſteht aus vierzehn Fächern, die in zwey horizontalen, parallelen Ebenen liegen; fünf derſelben ſind, wie bey den gewöhnlichen Aepfeln, in der Mitte, die neun andern kleinern liegen gegen die Spitze zu. Demnach gleicht die Frucht einigermaßen zweyen in einander gewachſenen Aepfeln, deren Längendurchſchnitt den Umriß eines ſogenannten geigenförmigen Blattes darſtellt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Beſchluß.)

Nach dem Beyſpiele der politiſchen Oppoſition iſt auch eine wiſſenſchaftliche rege geworden. Zwey junge Gelehrte, Namens Raſpail und Saigey, haben nämlich eine Zeitſchrift unter dem Titel annales des sciences d'observation begonnen, deren Zweck iſt, der Naturwiſſenſchaft eine freyere Bewegung mitzutheilen, als ſie in andern ähnlichen franzöſiſchen Zeitſchriften erhalten konnte. Dieſe werden nämlich

meiſtens von Mitgliedern der königlichen Akademie oder von Gelehrten abgefaßt, die mit der Akademie oder doch mit den einflußreichſten Akademikern in Verbindung ſtehen und auf das Glück, einmal ſelbſt Akademiker zu werden, hoffen. Natürlich werden in ſolchen Zeitſchriften die Meynungen und Syſteme der beſagten einflußreichen Akademiker, z. B. eines Cuvier, eines Brongniart u. ſ. w., entweder als Glaubensartikel vorgeſchrieben, oder doch als unumſtößliche Dinge zur öffentlichen Verehrung ausgeſtellt. Irren die Herren augenſcheinlich, oder behaupten ſie etwas, was ſie nicht beweiſen können, ſo werden ſich jene Zeitſchriften wohl hüten, die Blößen ihrer Patrone aufzudecken, ſondern werfen den Mantel des Stillſchweigens darüber und laſſen die Irrthümer in die Welt ſchleichen, ohne ſich weiter darum zu bekümmern. Dazu kommt noch, daß die Herren Patrone, die natürlich von der Regierung zu Rathe gezogen werden, wenn es auf Beſetzung von Stellen als Profeſſoren, Aufſeher der Muſeen und Bibliothekare die Rede iſt, diejenigen empfehlen und anzuſtellen ſuchen, welche in verba magistri ſchwören und ſich ihnen als gefällige, gehorſame und ergebene Schüler oder Anhänger beweiſen. Dieſes Unweſen hat nun zwey junge kampfluſtige und rüſtige Gelehrte bewogen, eine Zeitſchrift zu beginnen, die von dem akademiſchen Einfluſſe und dem Intriguenweſen ganz frey ſeyn und nur die Wiſſenſchaft, nicht aber die Diener derſelben beſtändig zum Zwecke haben ſoll. Um hierüber keinen Zweifel zu laſſen, begannen ſie ſogleich damit, daß ſie einen Aufſatz ſchrieben des coteries littéraires, worin allerley Unrath aus den Umtrieben der Gelehrten hervorgezogen wird. So z. B., um nur eines anzuführen, behaupten ſie, daß man einem jungen Naturforſcher, dem ſeine Patrone bereits eine Stelle an der königlichen Inſtitutsbibliothek verſchafft hatten, das Ehrenkreuz ausgewirkt hat, weil er ſo gut geweſen iſt, die langweilige Arbeit der Ausfertigung des Regiſters zu dem großen Werke über Egypten zu übernehmen. Dieſe Arbeit wäre ſonſt den Mitgliedern der wohlbeſoldeten, mit der Herausgabe jenes Werkes beauftragten Kommiſſion zur Laſt gefallen; die Kommiſſion aber fand es bequemer, die Beſoldung einzuziehen, ohne ſich mit dem Regiſter zu plagen, zumal da ſie Kredit genug hatte, um dem jungen Gelehrten, welcher das Regiſter machen wollte, eine Nationalbelohnung zu verſchaffen, als ob er ſich in einer Schlacht ausgezeichnet oder dem Staate einen Dienſt geleiſtet hätte. Die beyden verwegenen Gelehrten Raſpail und Saigey waren Willens, mit dieſen Angriffen oder mit dieſem Sturmlaufen auf die akademiſchen Umtriebe fortzufahren; allein ſie hatten bald Gelegenheit, zu bemerken, daß der Einfluß der Matadore der Wiſſenſchaft doch noch größer ſey oder doch mehr bewirke, als ihr Eifer; denn der Verleger Baudoin, ein Mann, der, wie es ſcheint, mit allerley Klaſſen in Verbindung ſteht und der einigen Schutz ſuchte, um dem Verhafte zu entgehen, wozu er wegen des Verlags der Berengerſchen Lieder verurtheilt worden war, weigerte ſich, die Zeitſchrift fortzuſetzen; es heißt ſogar, er habe immer die Probebogen den einflußreichen Akademikern heimlich mitgetheilt, um zu erfahren, ob die Herren nichts an den Aufſätzen abzuändern hätten. Die beyden Verfaſſer hatten aber ihren Kontrakt ſo geſchloſſen, daß ſie Miteigenthümer der Zeitſchrift waren und daß Baudoin nicht eigenmächtig das Unternehmen in Stocken bringen konnte, ohne dafür verantwortlich zu ſeyn. In ihrem jugendlichen Feuer führeten ſie daher ihren abtrünnigen Theilnehmer vor Gericht und erhielten ein Urtheil, welches Baudoin zu einer Entſchädigung von 12.000 Franken verdammte, wenn er die Zeitſchrift nicht fortſetzen will. Fortſetzen wird er ſie aber ſchwerlich; einen andern Verleger werden die jungen Gelehrten wohl auch nicht leicht finden; denn bey der Menge von wiſſenſchaftlichen Zeitſchriften, die in Paris erſcheinen, iſt es keine leichte Sache, eine neue in Gang zu bringen und ſchon im erſten oder zweyten Jahre die Koſten zu decken. Es iſt alſo wahrſcheinlich, daß die Annales des sciences d'observation es doch nicht weit bringen, und daß der Eifer der Herausgeber Zeit haben wird zu verdampfen.

Dg.

Luzern, Oktober.

(Beſchluß.)

Im Valle di Tremola gibt es wohl einige 20 und im Walde ob Airolo 6 oder 7 verſchiedene Straßenwendungen mit 5 ſchönen neuen Brücken. Die Tremeln ſind oben ſo wild und pflanzenlos, als die Schöllenen. Nur iſt die Schlucht, durch welche der Teſſin in vielen Sätzen herabſchäumt, viel geräumiger und wie ein Trichter geſtaltet. Der Landamman Meſchini, aus dem Dorfe am langen See nächſt Magadino gebürtig, hat dieſen Straßentheil vom Kanton Teſſin übernommen und bereits $\frac{4}{5}$ der Stützmauern fertig gemacht. Hingegen bleibt noch vieles zu ſprengen übrig. Vier- bis fünfhundert italieniſche Arbeiter ſind auf der teſſiniſchen Seite oder dem Südabhang des Berges an der Straße beſchäftigt. Zur beſſern Einrichtung des Hoſpizes hat die Regierung des Stands des Teſſin 50.000 mailändiſche Liren ausgeſezt. Von der Gotthardsſtraße unterhalb Geſchenen, welche viel minder Schwierigkeiten zu bekämpfen hatte, iſt wenig geſagt worden, weil ſie ſowohl in Hinſicht der Anlage, als beſonders ihrer Solidität wegen vieles zu wünſchen übrig läßt. Von den Stützmauern, denen es beynahe durchgehends an Stärke gebricht, ſind ſchon an verſchiedenen Orten einzelne Stücke eingeſtürzt, ſo daß ſie neu aufgeführt werden mußten. Auch die Brücke von Amſteg iſt zum zweytenmale aufgebaut worden. Zwiſchen Waſen und Geſchenen führt eine ſolche über die Reuß, an der man das Gerüſte aus Mangel an Zutrauen hat ſtehen laſſen. In den Schöllenen aber und oberhalb ſind die Stützmauern aus ſo großen Granitblöcken gebildet, daß ſie der Gewalt der Elemente auf ewige Zeiten zu trotzen ſcheinen. Bey der zur Höhe verhältnißmäßig geringen Länge der Brücken ſind ſie meiſtens kreisbogenförmig (à plein cintre) gebaut, und man hält dafür, ſie übertreffen an Schönheit der Arbeit noch die der berühmten Simplonſtraße. Mehrere alte Brücken über die Reuß konnten noch benuzt werden, indem man ſie mit etwas vorgeſchobenen Steinplatten erweiterte, die dann mit einem dünnen Geländer von aufgeſtellten, dem Auge ſehr gefälligen Granitplatten, die unten etwas dicker ſind, verſehen werden. Die ganze Unternehmung dieſer Straße macht den Ständen Uri und Teſſin, ſo wie den dafür mit ihnen intereſſirten Regierungen der Kantone Luzern und Baſel Ehre. Im Juli oder Auguſt des kommenden Jahres wird die ganze Straße fahrbar ſeyn; bis jezt können auf der Urnerſeite nur noch bis Geſchenen Fuhrwerke gebraucht werden. Wenn die Bergſtraße einmal vollendet iſt, ſo wird man auch im Thale von Amſteg bis nach Flüelen die Straße neu anlegen. Unterdeſſen kann immerhin der alte, zwar ſehr enge Thalweg benuzt werden. Schon wird davon geſprochen, auch von Flüelen nach Brunnen längs dem Vierwaldſtätterſee die Straße fortzuſetzen, was dann unſtreitig dem Werke die Krone aufſetzen würde, indem man, von der oft ſtürmiſchen Urnerbucht niemals aufgehalten, die jezt fahrbar gemachte und nur noch bey Küßnacht einer Erweiterung bedürftige Straße von Schwyz nach Luzern, und die von Schwyz nach Zug, an der jezt ſtark gearbeitet wird, erreichen könnte. In ſpätern Zeiten möchte dann vielleicht auch die Verbindungsſtraße über den Clauſenberg nach dem Kanton Glarus geöffnet und die über den Suſten in das Berner-Oberland beendigt werden.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 254.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 23. Oktober 1829.

Weil der Himmel nicht die Erde
Zog empor zu ſeinen Höhen,
Will in Thränen er vergehen.

W. Menzel.

Das Gewitter.

Immer dunkler wird der Himmelsbogen.
Wetterwolken kommen angezogen,
Und am Tage wird es Nacht.
Sonnenpracht
Iſt verſchwunden,
Losgebunden
Ward der Elemente Macht.

Die Erde harrt in banger Trauer,
Was ſie bewohnt, durchdringt ein Schauer,
Und Alles fürchtet, Alles bebt.
Die Vöglein flattern bang
Zum dunkeln Wald;
Kein flötender Geſang
Erſchallt,
Und todt ſcheint alles, was da lebt.
Aus Dörfern und aus Städten wallet
Zum bangen Himmel Glockenſchall.
Die fromme Stimme wiederhallet
Im weiten, unermeßnen All.
Jezt tobt der Sturm, Staubwolken wühlt er auf,
Die Bäume reißt er nieder.
Der Donner rollt dumpf über'm Fichtenwald;
Noch lange hallt
Das zagende Echo ihn wieder.

Die Blitze beginnen den zackigen Lauf
Und erhellen
Mit Glanzeswellen
Die Wolkennacht.
Nun ringt ſich aus Wolken der Regen los;
Mit Macht
Stürzt er in des Stromes erſehnten Schoos.

Der Regen.

Ich irrte lange ſehnend umher,
Fand meine Liebe nicht.
Da hört' ich's unten im Thale rauſchen,
So bang und ſchwer,
Und meine Sehnſucht ſpricht:
Dort harrt die Geliebte dein!
Ich ſinke nieder
Und finde ſie wieder,
Darf Liebe um Liebe tauſchen
Und glücklich ſeyn!

Der Strom.

Geliebter, du kommſt zur Vereinigung!
Die Liebe gibt mächtigen Lebensſchwung.
Ich fühle mich frey. Umſchließe mich!
Ich ſtürme, woge und grüße dich!

Der Blitz.

Mein Geſchoß ſpar' ich noch.
In glutrothen Wolken zieh' ich hoch;
Die Erde ſieht mich und zittert.
Ich liebte ſie einſt ſo heiß;

Digitized by Google

Doch meine Liebe nicht
Gewann den Preis.
Der Sonne Licht
Nur war ihr theuer.
So werde Feuer,
Verſchmähte Liebe du!
Führ' ihr Verderben zu!

Da ſteht, zum Spott mir, ein hoher Baum;
Er birgt ihre Vöglein im grünen Raum.
Den Baum will ich zünden.
Vom Wolkenſitz
Hinfahre in Schlangengewinden,
Blitz!

Die Vögel ſind erſchlagen,
Den Baum traf mein Feuer,
Die Erde hör' ich klagen,
Sie zittert vor dem Freyer.
Ha, zittre du!
Im Nu
Ein neuer Schlag zerſtöret
Die Blumen dein.
Verheeret
Muß ſeyn!
In der Verheerung endet
Erſt meine Qual!
Nun Strahl auf Strahl
Hinabgeſendet!
Zur Qual
Ihr werde meine Liebesqual!
Strahl auf Strahl!

Der Donner.

Mein Bruder Blitz macht ſeine Sache gut.
Ich mehre ſeine Wuth.
Mein hohles Lachen,
Mein Beyfallskrachen
Soll Erde noch ängſtlicher machen.

Die Schwache bebt;
Die Sonne ſtrebt
Hervorzubrechen,
Um ihre Erde zu rächen.
Nun laß uns eilen
Und mäßige dich,
Mein Bruder! es theilen
Die Wolken ſich;
Die Sonne naht
Auf goldnem Pfad.

Noch hohl
Klingt wohl
Meiner Stimme höhnendes Lebewohl!

Nun klärt ſich auf der Himmelsbogen;
Die Wolken ſind hinweggezogen,
Und ihre Erde grüßt die Sonne
In neuer, ſel'ger Liebeswonne.
Sie küßt, begrüßt vom Jubelſchalle,
Hinweg der Erde Thränen alle
Und gibt mit zartem Liebesblick'
Ihr wieder das verlorne Glück.

Wilhelm Kilzer.

Das Hirtenmädchen vom Calanda.

(Beſchluß.)

Wir wollen bey dieſer ſchrecklichen Begebenheit, welche ein lang erſehntes Feſt der Freude in Schmerz und Trauer verwandelte, nicht länger verweilen, als der Gang unſerer Erzählung erheiſcht. Auch der Knecht, welcher die Kutſche des alten Maßner ſo unglücklich geführt, wurde tödtlich verlezt gefunden. Noch ehe er ſtarb, ſagte er aus, daß der verbannte Rathsherr nicht länger Ruhe im fremden Lande gehabt, daß er aus dem geſchloſſenen Frieden neue Hoffnung für ſich geſchöpft, und es nun, troß dem auf ſeinen Kopf geſezten Preiſe, gewagt habe, über die Albula und durch Davos in die Heimath zurückzukehren. Da hatte ihn in der Blüthe ſeiner Hoffnungen mit furchtbarem Hohne ſein Schickſal erreicht, und vor den Augen des Sohnes, nahe der Vereinigung mit dieſem und mit der Hausfrau, in den Abgrund geſchleudert, wo der Tod ſein Opfer gierig ergriffen.

Die beyden jungen Männer beſchloſſen, nachdem das Entſetzen des erſten Augenblicks ſich gemildert hatte, auf dem Bauernhofe, wo Mutter Thereſe und Frau Maßner weilten, zu verſchweigen, daß den Rathsherrn dieſes ſchreckliche Unglück getroffen habe, und vorzugeben, der Verunglückte ſey ein fremder, ihnen unbekannter Reiſender. Erſt ſpäter und nach den nöthigen Vorbereitungen, ſollten die Mütter von der Wahrheit unterrichtet werden. Vreneli, in deren Seelenſtärke man berechtigt war, ein großes Vertrauen zu ſetzen, wurde in das Geheimniß gezogen. Ihre Thränen floßen dem Unglücklichen, aber ſie fand Kraft genug in ſich, mit mehr Unbefangenheit als die Männer vor ihrer und Rudolphs Mutter zu erſcheinen. Mit liebevollen Vorwürfen und Aeußerungen der lebhafteſten Freude wurde Vreneli von Frau Thereſe, mit Herzlichkeit auch von Frau Maßner empfangen, als dieſe erfuhr, was ſie für Rudolph gethan, und daß die Heirath mit ihr der Preis ſeiner Freyheit geweſen. Was den Neuangekommenen an Heiterkeit abging, wurde ihrer Theilnahme an dem Schickſale des verunglückten Fremden zugeſchrieben. Bald entfernten ſich unter einem Vorwande die jungen Männer. Sie nahmen Knechte und Tragbahren mit. Unter Beſchwerden und Gefahren wurden die Leichen aus dem Schlunde der Landquart hervor und nach dem Hauptorte Kloſters ge-

Digitized by Google

bracht. Hier erfolgte um Mitternacht die feyerliche Beſtattung. Rudolph vergoß Thränen der Wehmuth an dem Grabe des Vaters, den er, nach langer Trennung, im ſchrecklichen Todeskampfe wieder gefunden; Berchthold nahm innigen Theil an der Trauer des Freundes.

Die Zeit heilte auch dieſe Wunde. Nach Jahresfriſt ſtand Rudolph Maßner, in die Rechte, in das Eigenthum ſeines Vaters wieder eingeſezt, von ſeinen Mitbürgern, die an ihm wieder gut machen wollten, was ſie dem Alten Böſes gethan, mit Ehren und Würden geſchmückt, in dem Prunkgemache des väterlichen Hauſes und wiegte ein Knäblein auf dem Arme, das ihm vor einigen Wochen Breneli geſchenkt. Die Blicke der jungen, noch etwas bleichen Frau ruheten entzückt auf der lieblichen Gruppe. Mutter Thereſe und Frau Maßner ſaßen, ganz wie es Breneli einſt voraus geſagt hatte, traulich und fröhlich koſend über das Glück ihrer Kinder, nebeneinander im Hintergrunde des Zimmers. Berchthold war nicht zugegen; er hatte die Pachtung am Calanda wieder übernommen, er war Bräutigam mit einem wackern Mädchen aus der Nachbarſchaft, und ſah hoffnungsvoll der ſchönen Zeit entgegen, die Breneli und Rudi ſchon erreicht hatten.

Ueber Nachttelegraphen.

Obgleich von den Telegraphenlinien, welche einſt in verſchiedenen Richtungen unſer Vaterland durchzogen, keine Spur mehr vorhanden iſt, und die Jüngern des jezt lebenden Geſchlechts wohl ſchwerlich in ihrem Leben einen Telegraphen, bey Tag oder bey Nacht, ſpielen ſehen werden, wenn ſie immer auf dem rechten Rheinufer bleiben, ſo hat doch Alles, was man von dieſen merkwürdigen Eilboten und ihren Leiſtungen hört, ein ſo allgemeines Intereſſe, daß einige Worte über gelungene Verſuche, ſie auch bey Nacht ihren Dienſt fortſetzen zu laſſen, nicht unwillkommen ſeyn werden.

Schon lange beſchäftigt man ſich in verſchiedenen franzöſiſchen Häfen mit der Einrichtung eines Signalſyſtems, das im Stande wäre, die gewöhnlichen Tagtelegraphen bey Nacht zu erſetzen. Bisher wirkten alle Methoden, die man dazu erſann, dahin, eine gewiſſe Anzahl leuchtender Punkte, und zwar Laternen, zuſammenzuſtellen und dieſelben verſchiedene Stellungen zu einander annehmen zu laſſen. In der neuſten Zeit aber verfiel man auf einfachere, vollſtändigere, gleich wohlfeile Methoden, die zugleich den Vortheil haben, daß ſie mit dem gewöhnlichen telegraphiſchen Mechanismus bey Tag mehr übereinſtimmen. Von dieſen Neuerungen ſind vornehmlich zwey beachtenswerth.

Der Apparat, den der Telegraphendirektor in Toulon vorſchlägt, iſt zwar ſchon ſehr einfach, erinnert aber noch zu ſehr an das Syſtem der Laternen, und hat darum auch großentheils die Nachtheile deſſelben. Er beſteht aus neun kreisrunden Löchern, die je drey und drey über einander ſtehen; dieſe Löcher befinden ſich vor einem Lichtheerde, und ſtellen ſomit neun leuchtende Scheiben dar, die man durch Schließen der Klappen nach Gefallen in beſtimmter Zahl und Ordnung verdunkelt, damit die verſchiedenen Figuren, welche die neun Zahlen bilden können, und ſo die verſchiedenen Signale darſtellt. Man ſieht leicht, was man mit einer ſolchen Vorrichtung alles ausrichten kann.

Die zweyte Vorrichtung hat ein Schiffskapitän im Jahr 1826 erfunden und bis jezt ſo verbeſſert, daß ſich damit 29,245 Zeichen darſtellen laſſen, was zum ausführlichſten telegraphiſchen Wörterbuch mehr als hinreichend iſt. Sie iſt durchaus zweckmäßig, ganz einfach und ſomit wohlfeil, und bietet noch den Vortheil dar, daß ſie als Tag- und Nachttelegraph zugleich dient. Der Apparat beſteht aus einem Gehäuſe, an deſſen zwey gegenüberſtehenden Seiten die Signale nach zwey entgegengeſezten Richtungen hin gemacht werden können. In dieſe beyden Seiten ſind drey kreisrunde Löcher gebohrt. Jedes Loch iſt mit einer vollen, ſchwarzen Scheibe bedeckt, in der ein Streifen ausgeſchnitten iſt, der bey Tag weiß, Nachts aber leuchtend erſcheint. Die Bewegung der Scheiben geſchieht innen im Gehäuſe, und man bildet ſo nach Gefallen rechte oder ſpitze Winkel, nach rechts oder nach links, aufwärts oder abwärts. Die Größe des Gehäuſes ſteht im Verhältniß mit dem Durchmeſſer der Scheiben, und die Größe der Lichtſtreifen iſt wieder nach der Entfernung des Telegraphen von dem andern, mit dem er korreſpondirt, berechnet. Unter andern wurden am 21. März d. J. um 8 Uhr Abends bey herrlichem Mondſchein, der für die Beobachtung der Lichtſtreifen eben nicht günſtig war, mit Streifen von vier verſchiedenen Größen Verſuche angeſtellt; die größten waren 4 Fuß 6 Zoll lang und 8 Zoll breit, die kleinſten 2 Fuß lang und 3 Zoll breit. Sämmtliche mit dieſen verſchiedenen Streifen ausgeführte Signale konnten die Wächter in der Warte auf Cap Sépet, die vom Hafenthurm von Toulon, d. h. vom Nachttelegraphen, 1½ Lieues entfernt iſt, deutlich beobachten, und Tags darauf wiederholte man ſie bey Tageslicht mit dem Semaphor, d. h. mit den weißen Streifen. Ein 2 Fuß langer, 3 Zoll breiter Streifen kann alſo ſo weit geſehen werden, und bey ſpäteren Verſuchen ergab ſich, daß er noch zwey Lieues weiter ſichtbar iſt. — Der Erfinder hat ganz vor Kurzem ſeinen Nachttelegraphen noch mehr vereinfacht, ihn nämlich auf einen einzigen Streifen beſchränkt; ſo gibt er zwar nur 8649 Zeichen, dieſe Zahl iſt aber gewiß immer hinreichend.

Es iſt einleuchtend, daß dieſe Erfindung namentlich in Kriegszeiten ſehr nützlich werden kann; allein bey dem immer raſcher werdenden Treiben der Welt, bey der im-

mer wachſenden Ungeduld in Handel und Politik, läßt ſich vorausſehen, daß wohl einſt eine Zeit kommen wird, wo man keine Stunde der Umdrehung der Erde um ihre Achſe verſäumen will, um Wechſelkurſe und die tauſendfachen Phaſen in Handel und Politik faſt mit der Schnelle des Gedankens in die Ferne zu tragen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Mitte Oktobers.

Daß Frankfurt in der Anerkennung artiſtiſcher Virtuoſität mit andern großen Städten Deutſchlands rühmlichſt wetteifert, davon finden ſich häufige Belege in der Chronik des Tages. Ein freyer Vortrag, welchen neulich ein Bonner Gelehrter, Regierungsrath Dr. Bütte, in einer Plenar-Sitzung unſers phyſikaliſchen Vereines über das ächt wiſſenſchaftliche Thema ſeines vor einigen Monaten unter dem Titel: „Anthropologiſche Biotomie“ herausgegebenen Original-Werkes hielt, lieferte den erfreulichen Beweis, daß es auch an Anerkennung ſcientiviſcher Virtuoſität bey uns nicht fehlt, wenn der Vortragende die, freylich ſeltenen, Eigenſchaften in ſich vereint, welche zur Bewährung dieſer Virtuoſität erforderlich ſind. Wir wollen verſuchen, inſoweit die Grenzen einer Korreſpondenz-Mittheilung es geſtatten, das Thema dieſes Vortrages genauer zu bezeichnen und den Ideengang der, das ſehr zahlreich verſammelte Auditorium ungemein anſprechenden, Entwicklung deſſelben in gedrängter Kürze anzugeben. — Das Leben iſt der Mittelpunkt alles Seyns; eben darum aber iſt daſſelbe, das Menſchenleben insbeſondere, der zugleich wichtigſte und intereſſanteſte Gegenſtand aller Wiſſenſchaft, von ihrer höchſten philoſophiſchen Höhe und im Durchgang durch alle Naturwiſſenſchaft an, bis herab zu dem, worin der tägliche Verkehr begriffen werden muß. Die räumliche oder leibliche Seite des Lebens zog nicht nur zuerſt die Aufmerkſamkeit des menſchlichen Forſchergeiſtes auf ſich, ſondern ſie konnte auch leichter mit Erfolg kultivirt werden. — Man fragte bisher: Wie lange kann der Menſch leben? Wie lange pflegt der Menſch überhaupt und von gewiſſen bereits erreichten Jahren herab zu leben? Endlich, wie lange darf dieſer und jener Menſch, nach Schickſals Geheiß und Willen, leben? Das Möglichkeits-, das Wahrſcheinlichkeits- und das Schickſals-Ziel beſchäftigte bey allen wiſſenſchaftlich gebildeten Völkern zahlloſe Federn. Hiernächſt gefiel man ſich aber von jeher in der Annahme einer gewiſſen, als näher zuſammengehörig gedachten Reihe von Lebensjahren, deren Wiederholung merklichere Abſchnitte des Lebens bildet.... Schon bey Hippocrates finden ſich, in gedachter Beziehung, Spuren der Siebentheiligkeit, welche in neuerer Zeit Linné und Buffon weiter ausbildeten. Die Zehntheiligkeit leuchtet bereits bey Moſes vor, wenn er ſagt: unſer Leben währet 70 Jahre, wenn es hoch kommt, 80 Jahre; noch deutlicher in den von Pythagoras hinterlaſſenen Bruchſtücken über die vier Lebensalter, die nach ihm mit 20, 40, 60 und 80 Jahren endigten. — Eine Frage war bis jezt noch nirgends beſtimmt aufgeworfen, geſchweige wiſſenſchaftlich beantwortet worden. Dieſe Frage iſt: wie lange ſoll der Menſch leben? Mit andern Worten: welches iſt der Normal-Plan und gewiſſermaßen das Natur-Ideal für die Dauer eines vollſtändigen Menſchenlebens? Man hat zu achten auf dieſe Dauer überhaupt, dann auf ſie in den verſchiedenen Altern und deren zeitlich-organiſchen Abſchnitten, wie auch auf den Verlauf des Gattungs-Lebens (als Menſch) und des zweyfachen Geſchlechts-Lebens. — Die betreffende Wiſſenſchaft heißt Biotomie (Lebenseintheilung) und ihr Begriff iſt: Wiſſenſchaft der zeitlich-organiſchen Formen des Lebens.... Die Biotomie hat die Ermittelung der Lebens-Skalen zum Gegenſtande. Da nun das Leben erſcheint als Leben der Menſchheit und des einzelnen Menſchen, als Leben des Mannes und des Weibes, ſo muß die Biotomie ſolcher Skalen wenigſtens vier ausfüllen, die ſich aber mehren, wenn man nicht umhin kann, anzuerkennen, daß die Entwickelung des Geſchlechts-Lebens einem Geſetze folgt, welches in mehrere Regeln zerfällt. Z. B. der Geſchlechts-Verlauf bey den afrikaniſchen Völkerſchaften und bey denen des nördlichen Europa's folgt verſchiedenen Regeln, welche die Wiſſenſchaft ſämmtlich zu ermitteln und anzugeben hat.... Indem die Biotomie eines deutlichen Begriffs fähig iſt und ſich über das Vorhandenſeyn ihres Gegenſtandes ausweiſen kann, ſo iſt ihr damit die Einlaßkarte in den Kreis menſchlicher Wiſſenſchaften geſichert, und nur Unwiſſenheit oder Vorurtheil können ſich vergebliche Mühe geben, derſelben die Anerkennung zu verweigern. Die Nachwelt wird nicht blos anthropologiſche Biotomie anerkennen und beachten, ſondern ſie wird eben ſo eine komparative Biotomie anerkennen, wie ſich im Laufe der Zeit eine komparative Anatomie ausgebildet hat und noch fortwährend ausbildet. — Der Nutzen dieſer neuen Wiſſenſchaft iſt groß, namentlich aber für Geſetzgebung, Politik, Statiſtik, Pädagogik, Phyſiologie, ſo wie überhaupt für alle anthropologiſchen Wiſſenſchaften in ihrem ganzen Umfang. — Am Schluſſe ſeines Vortrags deutete Hr. B. den nothwendigen Zuſammenhang der zeitlichen Natur-Eintheilungen des Menſchenlebens mit den klimatologiſchen Eintheilungen der Erde an, oder, wie er ſich ausdrückte, mit dem bisher theils unerkannten, theils geradezu verkannten Plan der Wirthbarkeit unſers Planeten. Dieſen Gegenſtand verſpricht er in einem eigenen Werke, mit beyzufügender Erdkarte, als Geotomie bearbeitet, ausführlich zu behandeln. — In der nämlichen Sitzung des phyſikaliſchen Vereins hielt Hr. Kämpz, Profeſſor der Phyſik zu Halle, einen Vortrag über die Verhältniſſe des Regens in den verſchiedenen Ländern Europa's. Er theilte die Reſultate der von ihm deßhalb angeſtellten Beobachtungen mit, wonach an den weſtlichen Küſten von England, Holland und Frankreich die Regen im Sommer ſeltener, im Winter häufiger, als in den innern Ländern Europa's ſind, weßhalb, wie er ſagte, auch dort die Sommer wärmer, die Winter gelinder ſind, als im Binnenlande unter denſelben Breitegraden. — Das Muſeum (im engliſchen Hofe), welches ſich im vorigen Winterkurſus der ſteigenden Theilnahme des gebildeten Publikums zu erfreuen hatte, eröffnete unter nicht minder glücklichen Auſpizien ſeinen dießjährigen Kurſus am erſten Freytage des Oktobermonats. Muſikaliſche Leiſtungen füllten großentheils dieſe Sitzung. Unter denſelben zeichnete ſich beſonders ein Konzert auf der Poſaune, von Hrn. Schmidt vorgetragen, ſowohl durch die Virtuoſität der Ausführung, als durch die Seltſamkeit des Inſtrumentes aus. Doch dünkte es der Zuhörerſchaft, als paßten Variationen auf das bekannte Lied: „Mich fliehen alle Freuden,“ nicht ganz für dieß Inſtrument, obgleich der Vortrag des Künſtlers meiſterhaft war.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 255.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 24. Oktober 1829.

— Holla! wohlauf! holla!
Auf zur beſtellten Jagd! Daß Alles recht geſchah.

Molière.

Die Nimrods in der Umgegend von Paris.

Zu Anfang dieſes Monats erwartete man in Paris noch die Ankunft des Sommers, als die Polizeyverordnung wegen Eröffnung der Jagdzeit die Pariſer belehrte, daß es mit dem Sommer aus ſey und der Herbſt ſeinen Anfang nehme. Die Jagd aber könnte man in der umliegenden Gegend von Paris das ganze Jahr hindurch verſtatten, wenn man nicht zu befürchten hätte, daß die Jagdliebhaber die Ernte zertreten; denn was ſich an Wild in einer ſo bebauten und bewohnten Gegend vorfindet, hat nicht viel zu bedeuten; höchſtens kömmt hie und da ein Haſe, der ſich aus den Gehölzen großer Landeigenthümer geflüchtet hat, zum Vorſchein, oder es fliegt irgend ein wildes Geflügel aus den Weinbergen auf, was jedoch auch zu den ſeltenen Erſcheinungen gehört. Dennoch fehlt es in Paris nicht an gutmüthigen Bürgern, welche ſich die Mühe nehmen, mit der Flinte auf der Schulter die langen Vorſtädte zu durchſchreiten, oder ſich in einer Miethkutſche hindurch führen laſſen, es ſich auch nicht verdrießen laſſen, die vielen Häuſer, die ſich jenſeits der Barrièren noch zu beyden Seiten in weiten Strecken fortziehen, entlang zu gehen, bis ſie das lang erſehnte Feld erreichen, und hier zwiſchen Aeckern, Weingärten und Landhäuſern nach etwas ſuchen, was nicht da iſt und nicht da ſeyn kann; es wäre denn, daß ihnen ein außerordentlicher Zufall einen guten Fund in die Hände ſpielte. Sie meynen aber ſo gut auf die Jagd zu gehen als die Forſtmänner, kehren ziemlich unverdroſſen mit leerer Waidtaſche wieder heim, und eſſen das Wildpret künſtlich zubereitet beym Reſtaurateur, der auch zuweilen einen ganzen Rehbock vor ſeiner Thüre aufhängt, um die Leckermäuler anzulocken; hie und da zieht auch einer, wenn er nach Hauſe kommt, mit wichtiger Miene und zur Luſt und Verwunderung von Frau und Kindern, einen auf dem Markte in der Vorſtadt gekauften Haſen oder Vogel aus der Taſche, und dieſes Wildpret hat meiſt noch den Vorzug vor dem friſchgeſchoſſenen, daß man nicht lange zu warten braucht, bis es den gehörigen haut goût erhält. Glücklicher ſind die großen Landeigenthümer, welche die Jagdzeit auf ihren Gütern zu, bringen und ſich dort dem Vergnügen der Jagd überlaſſen; ſolcher Landeigenthümer gibt es in einiger Entfernung von der Hauptſtadt eine Menge. Die Beſorgniß, es möchten die Ländereyen durch die gleiche Theilung des väterlichen Erbes unter allen Kindern allzuſehr zerſtückelt werden, iſt wahrlich ungegründet; die Reichen vergrößern unaufhörlich ihren Güterbeſitz, und es bedarf dazu keines Geſetzes und keines Polignac'ſchen Miniſteriums. Die natürliche Folge der Ungleichheit der Vermögensumſtände bringt dieß ſchon mit ſich. So lange der eine verſchwenderiſch, der andere geizig, der eine unternehmend, der andere furchtſam, der eine glücklich, der andere unglücklich, der eine fleißig und klug, der andere träge und thöricht ſeyn wird, braucht die Regierung an keine Begünſtigung der großen Landbeſitzer zu denken; ſie entſtehen ſchon von ſelbſt, und werden ſich auch ſo erhalten. Freylich, um meilenlange Jagden anzu-

ſtellen wie in England, müßte das Eigenthum der Ländereyen blos einigen ariſtokratiſchen Familien zu Theile werden; zu ſolchen Jagden gibt Frankreich jezt nicht viel Gelegenheit; ob dieß aber ein großes Uebel ſey, iſt wohl noch nicht deutlich erwieſen. Nur die königliche Familie kann dergleichen Jagden anſtellen, denn ſie beſizt noch große Forſte und Gehölze, die beſonders wegen der Jagdgehege ſorgfältig unterhalten werden. Alle königlichen Luſtſchlöſſer, St. Germain, Meudon, Compiegne, Rambouillet, haben Wälder mit Jagdgehegen; ſogar in der Nähe von Paris, um Marly, Vincennes, ſind beträchtliche Gehölze, mit Faſanenhäuſern und Parks, ohne welche es nicht möglich ſeyn würde, für die beſtändigen Jagden des gegenwärtigen Königs das nöthige Wild und Geflügel zu liefern. So oft die Witterung günſtig iſt, wird vom jetzigen Hofe gejagt, und bey jeder Jagd eine Menge Wild getödtet, meiſtens ohne viele Mühe. Manchmal wird das Wild vor dem König hergetrieben, und er braucht blos darnach zu ſchießen, und da er ein geſchickter Zieler iſt, ſo verfehlt er ſelten ſeinen Schuß. Es wird daher mit großen Koſten eine Menge Wild gekauft und zuſammengetrieben, um dem Könige das Vergnügen zu verſchaffen, es zu erlegen. Mancher Haſe iſt vielleicht ſchon drey oder vier Mal für die königlichen Jagden gekauft worden und wieder entlaufen, bis ihn zulezt das königliche Bley trift. Das erlegte Wild wird dann unter Hofleute oder unter Beamte u. a. vertheilt. Das Vergnügen dieſer Jagden iſt ſehr koſtſpielig; allein da die Civilliſte Geld genug liefert, ſo läßt ſich gegen dieſen Verbrauch der Gelder nichts einwenden. Ein noch weit unermüdeterer Jäger, als der König, iſt der Herzog von Bourbon; unſtreitig iſt dieſer Prinz, der einzige Sohn des Prinzen von Condé und der lezte Sprößling dieſes Zweiges der königlichen Familie, der erſte Jäger im Lande, und vielleicht gibt es wenig Menſchen auf der Erde, die wie er aus der Jagd ihre gewöhnliche und tägliche Beſchäftigung gemacht haben, wofern ſie nicht durch ihren Stand dazu gezwungen ſind. Der Herzog von Bourbon nämlich geht jeden Tag im Jahre auf die Jagd, es mag regnen, ſchneyen, toben; er müßte gefährlich krank ſeyn oder wichtige Geſchäfte haben, wenn er einen Tag ſein Jagdvergnügen verſäumte. Selten kömmt er nach Paris; nur an feyerlichen Tagen, wenn ſeine Gegenwart bey Hofe nöthig oder der Etikette halber erforderlich iſt, erſcheint er in der Hauptſtadt; ſonſt lebt er beſtändig auf ſeinen Gütern, hält hier mehrere vollſtändige Jagdequipagen, zieht täglich mit einer derſelben aus, und bringt ſo einen beträchtlichen Theil des Tages zu, ohne ſich um irgend etwas anderes zu bekümmern. Sein Hauptſitz iſt zu Chantilly, das bekanntlich vor der Revolution dem Condéiſchen Zweige der königlichen Familie zugehörte und durch ſein prächtiges Schloß berühmt war. Dieſes Schloß iſt während der Revolution niedergeriſſen worden; allein es ſteht noch ein Nebengebäude deſſelben, und dieſes iſt ſchön genug, um dem Herzoge zum Aufenthalt zu dienen; auch die prachtvollen Ställe, die gewiß die ſchönſten in Frankreich waren, ſind erhalten worden, und dienten unter der Napoleon'ſchen Regierung ſeinen polniſchen Lanciers. Die Hauptſache für den Herzog aber ſind die großen Gehölze neben Chantilly, die ihm ſeit der Reſtauration des Königthums zurückgegeben worden ſind, und worin er nach Herzensluſt jagen kann. Damit aber noch nicht zufrieden, hat er ſeit einiger Zeit das Schloß und die Gehölze zu Morfontaine, welche Napoleon ſeinem Bruder, dem Könige Joſeph, geſchenkt hatte, gekauft, und nebenbey noch mit der Girardiniſchen Familie die Uebereinkunft getroffen, daß der Herzog das berühmte Ermenonville, deſſen Park und Gehölze ebenfalls ſehr ſchön ſind, ſein Lebenlang benützen kann, man ſagt gegen Erlegung einer Summe von 100,000 und gegen eine jährliche Rente von 15,000 Franken. Ermenonville iſt durch die lezten Tage Rouſſeaus bekannt, der hier ſein unruhiges Leben beſchloß, und deſſen Grabmahl noch auf der Pappelinſel daſelbſt ſteht, obſchon ſein Leichnam ſeitdem nach Paris gebracht worden iſt. Zudem ſind dieſe Luſtgärten äußerſt ſchön angelegt und gehören zu den geſchmackvollſten Gartenanlagen in Frankreich, weßhalb ſie auch von Fremden und von Pariſern ſehr beſucht werden. Chantilly, Ermenonville, Morfontaine machen nun vermittelſt der umliegenden dazu gehörigen Ländereyen ein Ganzes aus, worauf der Herzog Jahr aus, Jahr ein jagen kann. Neulich war er gerade zu Ermenonville, als einige Fremde die fünf Meilen weit aus Paris dahin gegangen waren, um die Gartenanlagen zu beſehen. Es hieß, ſie könnten jezt nicht hinein kommen, weil der Herzog mit einer Freundin, Namens Frau von Feuchère, dort frühſtücke. Es befanden ſich einige Damen in der Geſellſchaft der Fremden; ſie wendeten ſich an den Kapitän des Chaſſes, und dieſer war doch ſo galant, ihnen den Eingang in den Park zu verſtatten, jedoch mit der Bitte, dem Pavillon, worin gefrühſtückt werde, nicht zu nahe zu kommen, ſondern ſich beſcheiden in der Ferne zu halten. Dieſer Kapitän des Chaſſes war ganz abgelebt und ſtüzte ſich auf eine Krücke. Es muß ein harter Dienſt ſeyn, täglich an der Spitze des Jagdbehörs eines großen Herrn in den Forſten herumzuſtreichen, und mehr als ein Kapitän des Chaſſes mag bey dem jagdluſtigen Herzog von Bourbon ſeine Kräfte und ſeine Geſundheit zugeſezt haben. Die Fremden vernahmen, daß noch vor zwey Tagen der Pavillon, worin gefrühſtückt werde, ein verfallenes Gebäude geweſen ſey; allein man habe Tag und Nacht daran gearbeitet, daſſelbe von außen und von innen auszubeſſern und zu zieren, und dieſen Morgen habe die Freundin des Herzogs ihn dahin geführt und ſich an ſeinem Staunen ergözt, ſtatt eines, vor einigen Tagen geſehenen morſchen Gebäudes, nun einen ſchön und friſch eingerichteten Pavillon zu erblicken, in

Digitized by Google

welchem alles zu einem vollſtändigen Frühſtücke bereit ſtand. Bald ſahen die Fremden beyde am Ufer des kleinen Sees luſtwandeln; das Sonderbarſte an ihnen war die Kleidung. Einen Jäger iſt man gewohnt in grüner Kleidung zu erblicken, und iſt der Jäger ein Fürſt, ſo unterſcheidet ihn höchſtens ein feineres Tuch und eine Goldtreſſe von gewöhnlichen Jägern. Der Herzog von Bourbon aber ſcheint eine entſchiedene Vorliebe zum Rothgelb zu haben. Dieß iſt die Livreefarbe ſeiner Bedienten; er ſelbſt trug dießmal einen Rock von dieſer Farbe, und auch ſeine Gefährtin hatte ein rothgelbes Amazonenkleid. Wer hat je einen rothen Jäger erblickt! Man muß wahrlich nach Ermenonville oder nach Chantilly kommen, um ſolch eine Seltenheit zu ſehen. Der Samiel im Freyſchützen war bisher das einzige bekannte Phantom dieſer Art; der Herr Herzog iſt aber wohl zu ſehr Original, als daß man, ohne ihm zu nahe zu treten, vermuthen dürfte, er ſey zu der Wahl ſeines Koſtüms durch jenen germaniſchen Teufel begeiſtert worden. Uebrigens iſt es eine der vielen in Frankreich vorgefallenen Metamorphoſen, daß zu Morfontaine jezt, ſtatt eines Napoleonſchen Königs von Spanien, ein Bourbon'ſcher Prinz umherjagt, ſo wie zu Rainey wieder ein Herzog von Orleans auf die Jagd geht, ſtatt des berüchtigten Lieferanten Ouvrard, der hier während der Revolution, oder kurz nach derſelben, ſo glänzende Jagdparthien anſtellte. Dieſe fürſtlichen Feſte aus der republikaniſchen Zeit ſind neulich in einer Memoirenſammlung ſehr umſtändlich und zwar mit reizenden Farben geſchildert worden. Wie vieles hat ſich ſeitdem geändert, und wie ſchnell hat ſich das Glücksrad gedreht! Der vorige königliche Beſitzer von Morfontaine iſt ein Bürger in den nordamerikaniſchen Freyſtaaten geworden, und der republikaniſche vorige Beſitzer von Rainy, zu deſſen glänzenden Feſten ſich Diplomaten und Staatsminiſter begaben, ſizt im Schuldthurme und ſchreibt Memoiren! Wer ihn feſthält, iſt einer ſeiner Mitlieferanten, der berüchtigte Seguin, der auch ſo großen Aufwand machte wie Ouvrard und noch ein ſchönes Landgut neben Paris beſizt, folglich noch jagen kann, indeß er ſeinen Mitbruder gefangen hält und für ihn die Koſt bezahlt. Die 5 Jahre, während welcher er den Ouvrard wegen einer Schuldforderung ſitzen läßt, ſind zwar beynahe verſtrichen und Ouvrard wollte neulich ſeine Freyheit wieder haben; allein wie es ſcheint, hat ſich nun ein anderer Gläubiger, vielleicht gar derſelbe Seguin unter einem andern Namen, aufgethan, um wiederum 5 Jahre Haft über ihn zu verhängen. Kommt nun alle 5 Jahre ein anderer Gläubiger zum Vorſchein, ſo läßt ſich das Ende des Aufenthalts zu St. Pelagie gar nicht abſehen, und ein anderer als Ouvrard würde aus Verzweiflung ſich das Ende des Lebens herbeywünſchen. Glücklicherweiſe beſizt Ouvrard zu viel Lebensweisheit, um ſich abzugrämen, und haben die Zeitungen neulich recht berichtet, ſo geht dieſer Mann, der nicht einmal das St. Pelagiegebäude verlaſſen darf, jezt damit um, irgend einer der geldbenöthigten Republiken in Südamerika aus der Verlegenheit zu helfen, und erwartet einen Abgeordneten derſelben, um eine Finanzoperation mit ihm zu verabreden. Das wäre denn ein Meiſterſtück, wie er deren, ſeinen Memoiren zufolge, ſchon manche zu Stande gebracht hat, und wie luſtig wäre es, wenn derſelbe Mann, der ſeine eignen Gläubiger nicht befriedigen kann und von ihnen im Schuldengefängniſſe gehalten wird, einem fremden Staate ein Darleihen verſchaffte, und eine Republik ſtatt ſeiner aus der Verlegenheit zöge? Dg.

Zwang, Freyheit, Lehre.

Zwang.

Recht ſoll beſteh'n! Drum trifft dich Strafe,
Da es durch dich gefährdet iſt.
Tyrann bin ich, ſo lang du Sklave
Gefährlich-böſer Triebe biſt.
Ich zwinge dich, du Ungeheuer,
Das trügend Menſchenantlitz trägt,
Wie man es löſcht ein wildes Feuer,
Wie man ein reißend Thier erlegt! —

Freyheit.

Und wenn er nun gegeißelt wandelt,
Im Eiſenjoch, auf rechter Bahn,
Hat er ſodann als Menſch gehandelt,
Mit Freyheit ſeine Pflicht gethan?
Er bleibt ein Thier! In Furcht vor Schmerzen
Uebt herz- und willenlos er Pflicht. —
Da Strafe nimmer zwingt die Herzen,
Haſt du das Recht zu ſtrafen nicht.

Lehre.

Wer uns belehrt, er darf uns zwingen.
Zwang ohne Lehre: Tyrannei.
Doch wie ſich Beyde ganz durchdringen,
So wird der Zwang durch Lehre frey.
Dann zwingen nicht mehr Sinnentriebe;
Der Lieb' alsdann entſprießt die That.
Belehrung iſt die Frucht der Liebe,
Und iſt zugleich der Liebe Saat.

Ludwig Robert.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten

Frankfurt a. M., Mitte Oktobers.

(Beſchluß.)

Von literariſchen Arbeiten brachte uns dieſer Abend: Carl Stuarts Abentheuer nach der verlornen Schlacht von Worceſter, aus dem Engliſchen des Lingard von Berly. Dieſer Gelehrte hat die Ueberſetzung der zulezt erſchienenen vier Bände des engliſchen Geſchichtſchreibers für die Weſche'ſche Buchhandlung übernommen. Nach jenem Bruchſtück zu urtheilen, wird das Werk dem Publikum, das ſich dafür intereſſirt, eine willkommene Gabe ſeyn. — An unſerm Bühnen-Horizont iſt ganz vor Kurzem eine neue Konſtellation aufgegangen. Nicht etwa, als hätte ſich die Intendanz beſonnen, daß es endlich Zeit ſey, das weibliche Perſonale unſers Künſtlerkorps zu rekrutiren, ſondern nur inſofern, als man einmal ausgeſprochen hat, daß es mit unſern dramatiſchen Leiſtungen ſehr bedenklich ſtehe und eine ernſtliche Beſſerung eintreten müſſe, wenn das Publikum nicht die Geduld verlieren ſoll. Seit langer Zeit war kein neues Stück gegeben worden; die beſten Akteurs hatten in einem halben Jahr keine friſche Rolle zum Einſtudieren bekommen; nur die Oper florirte, und nur wenn geſungen ward, fanden ſich Zuhörer ein. Da griff ſich die Direktion an und gab als Novität — eine matte Nachbildung eines unbedeutenden franzöſiſchen Stücks: „Das Haus am Walle.“ Es fiel durch; man verwunderte ſich, woher den Leuten der Muth gekommen, ein Produkt von Th. Hell auszuziſchen, rieb ſich die Augen und meynte am Ende doch, es ſey nöthig, andere Saiten aufzuziehen. Ein Hausmittelchen (die Eiſenkuren ſind hier nicht beliebt), vielleicht gar nur ein Palliativ ſoll nun helfen. Man hatte ſich gemerkt, daß Kapellmeiſter Guhr der Oper eine Art von Schwung zu geben verſtanden, daß er mit wenigen Mitteln mehr geleiſtet habe, als in mancher Reſidenzſtadt mit großen Summen hervorgebracht wird. Man hatte auch ſchon gehört, daß er, um ſein Departement zu heben, das Schauſpiel, das bisher unter der ausſchließenden Leitung ſeines Kollegen in der Direktion, des Hrn. Malß, geſtanden, herabſetze. Man darf immer annehmen, daß dieſe Gerüchte grundlos ſind; es war genug, daß ſie umliefen und man darin einen der vielen Gründe fand, woraus man ſich den Verfall der dramatiſchen Leiſtungen auf unſerer Bühne erklärte. Genug, Hr. Guhr ſah ſich bewogen, dem Hrn. Malß ſeine Mitwirkung zur Leitung des Schauſpiels anzubieten, und der leztere hat ſie angenommen; gemeinſam ſollen nun Wunder geſchehen, und der Komödienhimmel hängt ſeit etwa acht Tagen voll Geigen. Ueber das Detail und die Folgen dieſer Umwälzung mögen die Leſer des Morgenblattes, wenn es ſie intereſſirt, in den Frankfurter Zeitungen nachſehen, falls ſie anders verſtehen, die Cenſurlücken in Gedanken auszufüllen; denn ſelbſt die ganz unſchuldigen Einfälle nach Witz jagender, bedrängter Theater-Recenſenten werden in der freyen Stadt am Main, als ein verwerflicher Luxus, mit unbarmherziger Scheere weggeſchnitten. — Hr. J. B. Rouſſeau hat am verwichenen Montage ſeine Vorleſungen über Aeſthetik im Saale des phyſikaliſchen Vereins vor einer ziemlich zahlreichen Verſammlung begonnen. Wir vernahmen von ihm einleitende Betrachtungen über Empfindung und Gefühl, über Naturſchönheit und über Kunſt, und über die bisherigen Behandlungsweiſen der Aeſthetik, womit er ſeine Zuhörer angenehm unterhielt und ſie in die vorzutragende Lehre einführte. Man muß es ſeinem Vortrage nachrühmen, daß derſelbe verſtändlich iſt, wiewohl er ſeinen Gegenſtand zuweilen mit allzu lichten Farben ausſchmückt. — Im Bereiche der Literatur iſt vom Prorektor unſers Gymnaſiums, Profeſſor Schwenk, in dieſen Tagen eine neue Ueberſetzung des Catull erſchienen. Die Vorrede dazu macht viel Aufſehen und wird auch von denen geleſen, die ſich ſonſt wenig um den Catull bekümmern. Der Verfaſſer nämlich geißelt darin die Frömmler und Heuchler, die in ihrer Beſchränktheit ſich ein Geſchäft daraus machen, gegen klaſſiſche Nuditäten zu eifern. Ferner verdient eine Schrift von unſerm durch ſeine ächt philanthropiſchen Beſtrebungen rühmlichſt bekannten Diſtling noch erwähnt zu werden. Dieſelbe handelt von den Vorzügen und dem Werth des Alters, und iſt ganz vorzüglich dazu geeignet, Perſonen von vorgerückten Jahren den Standpunkt anzudeuten, auf den deren Verlauf ſie verſezt hat und von welchem aus ſie ſich ſelber in ihren Verhältniſſen zur Außenwelt zu betrachten haben. — Unſer Städelſches Kunſtinſtitut hat ſich in der jüngſten Zeit durch mehrere neue, ſehr ſchätzenswerthe Erwerbungen bereichert. Unter denſelben nennen wir ein Bild von Raphael, den in der Geſchichte der Zeit ſo häufig erwähnten Kardinal Ingheſani, Sekretär Pabſt Leos X., vorſtellend. Derſelbe Meiſter hat bekanntlich dieſelbe Perſon zweymal gemalt. Unſer Bild iſt das frühere; Ingheſani war zu dieſer Epoche noch nicht mit der Kardinalswürde bekleidet. Wie man vernimmt, ſo iſt dieſes Kunſtwerk um 8000 fl. gekauft worden. Neben dieſem Raphael verdient auch noch ein Knipperdolling von Quintin Meſſis Beachtung. Der Ausdruck des Charakters dieſes berüchtigten Bauernführers iſt vortrefflich gehalten. Das Bild ſoll mit 2000 fl. bezahlt worden ſeyn.

Auflöſung der Räthſel in Nro. 249:

Die Taſtatur. — Die Zähne.

Dreyſylbige Charade.

Oft zu der Väter trüben Zeit
Scholl's in Europa auf und nieder:
„Allarm! Die Erſten fielen ein,
Es brennt des Zweyten Fackel wieder!“

Mann, Weib und Kind, ſie wurden bleich
Schon bey der Erſten böſem Namen;
Man floh, man bebte da, wohin
Des Ganzen Schrecken nimmer kamen.

Und Jeder ſchloß in ſein Gebet
Des blut'gen Ganzen raſches Ende;
Es hob dazu in ernſtem Flehn
Der Prieſter am Altar die Hände.

Doch wir in unſerm Sekulum, —
Wie anders iſt die Welt geworden! —
Wir ſehen ganz behaglich, wie
Die Erſten ſich und Andre morden.

Tobt dann das Ganze wild und graus,
So freu'n wir uns um ſo gewiſſer,
Und nimmt's ein Ende unverhofft,
So fluchen alle Kannegießer.

K.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 256.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 26. Oktober 1829.

> Iſt dem Gezücht Verdienſt ein Titel?
> Ein Falſum wird ein heilig Mittel,
> Das ſchmeichelt ja, ſie wiſſen's ſchon,
> Der frommen deutſchen Nation.
>
> Goethe.

Ein Wort zur Zeit.

Auf die Gefahr, verkannt und mißdeutet zu werden, ſey es einmal öffentlich und unumwunden ausgeſprochen, was die Einſichtigen im Publikum ſich ſchon ſeit lange zuflüſtern, und was ſelbſt die minder ſich bewußte Mehrzahl zu fühlen beginnt. Freylich wäre es erſprießlicher für das, was Noth thut, wenn hierüber gewichtigere Stimmen als die meinige ſich vernehmen ließen; aber, wie ein vornehmer Mann vor einem Auflauf ſtill vorübergeht, ſo ſchweigen ſie leider! Dieſes Schweigen nun wirkt — traurig genug! — wie Billigung deſſen, wovon hier die Rede ſeyn ſoll: von der grund- und kenntnißloſen Abſprecherey über Werke der Dichtkunſt, von jenem gleich- und leichtfertigen Journalgeſchwätz, ſchnell niedergeſchrieben von einer raſch anwachſenden Menge über Nacht aufſchießender und noch nicht ausgewachſener Kunſtrichter.

> Was die Begeiſt'rung, flammend-heiß,
> Im glücklichſten Moment erdacht,
> Und was, nach jahrelangem Fleiß
> Die Ueberlegung nun vollbracht;
> Darob kann gleich ein Journaliſt,
> Der für das „Gleich“ beſoldet iſt,
> So zwiſchen Schlaf und zwiſchen Wachen,
> Ein Dutzend Recenſionen machen.

Anonymus ſendet ſie nun zwölf verſchiedenen Blättern ein, und hat bald die Freude, ſeinen Privatgroll oder ſeine Privatſchmeicheleyen, oder ſein Urtheil ohne Grund als das der höchſten Inſtanz, als öffentliche Meynung eingeſchwärzt zu haben. Daß ſolche Kunſt- oder vielmehr Handwerksgriffe dem verunglimpften Dichter ſehr unangenehm werden können, iſt um ſo unwichtiger, als ſich der wahrhaft berufene Künſtler von leeren Phraſen nicht niederſchlagen läßt. Verderblicher aber ſind dieſe für das allgemeine Kunſturtheil, ſie mögen nun Lob oder Tadel enthalten. Denn ſie ſind ſo hohl und grundlos, daß auch der Unfähigſte im Publikum ſich ſagen muß: ſo kann ich auch urtheilen, und wenn weiter nichts dazu gehört, ſo bin ich auch ein Kunſtkenner! Nun urtheilt ein ſolcher hin, und ſein Vetter her, und ſein Bäschen die Kreuz und Quer, und es entſteht eine Anarchie des Geſchmacks, die, in ihrem demagogiſchen Hochmuth, keine Autorität erkennt, und uns dem ſtolzen Bedauern des Auslandes Preis gibt. In früheren Zeiten ward nur in dem Tempelhain der Muſen, nur von den Dienern des Altars Urtheil und Recht geſprochen, nur Künſtler waren Kunſtrichter; ſpäter richteten die Aelteſten, die Weiſen, unter den ehrwürdigen Hallen der Stadtthore; die Kritik trennte ſich von der Ausübung der Kunſt und wurde Wiſſenſchaft; jezt — iſt ſie nichts weniger als Wiſſenſchaft, und, wie man zu ſagen pflegt, gar keine Kunſt. Unſer Forum der Poeſie iſt buchſtäblich der Markt, wo die Menge bunt durcheinander fluthet und plappert, und wo die öffentlichen Ausrufer dieſe Waare lobend auspoſaunen, jene verſchreyen, ſchmeichelnd oder hämiſch, nach Laune und Willkühr, oder auch jenachdem es bezahlt wird. Die ſchreyendſten dieſer Ausrufer ſind als Hanswürſte gekleidet und trompeten das Volk

herbey zu luſtiger Scharfrichterarbeit. Eine Zeitungsbude in irgend einem Marktwinkel iſt ihr Hochgericht; dort, mit ihrem hölzernen Richtſchwert, mit der Pritſche, ſchneiden ſie, nach Weiſe der Taſchenſpieler, ſcheinbar Köpfe ab, und ſtrecken dann ihre Schellenkappe hin und empfangen von der bethörten Menge die würdig erworbenen Pfennige. Daß man unter dem gaffenden Haufen, der die Pritſche für ein wirkliches Schwert und den Taſchenſpielerwitz für eine Hinrichtung hält, auch Leute gewahrt, die, wenigſtens ihrer köſtlichen Kleidung zufolge, an einem ſo rohen Schauſpiel keine Freude haben ſollten, iſt wahrlich ein troſtloſes Zeichen der Zeit. Noch trauriger aber iſt es, daß auf dieſem poetiſchen Markte die Künſtler ſelbſt, Dichter von Ruf, in antiken und romantiſchen, in gereimten und ungereimten Formen einander heruntermachen, und der ſchadenfrohen Unwiſſenheit den Skandal einer Balgerey zum Beſten geben. Ich muß — denn ich möchte nicht gern mißverſtanden werden, beſonders nicht von redlichen und berufenen Kritikern — ich muß ausdrücklich wiederholen: der bitterſte, der rückſichtsloſeſte Tadel darf und *ſoll* ausgeſprochen werden. Wie tief er auch den immer empfindlichen Künſtler anfänglich ſchmerzt, er heilt ihn ſpäter von Irrthum, ſo gewiß er gerecht iſt. Mehr noch! ſelbſt die ächte Polemik, das ſchnelle ſchneidende Witzwort, das ſeinen Tadel nicht begründet, bleibt immer noch heilſam; ja, auch ein ungerechter Angriff, ein abſichtliches Herunterſetzen wird für den redlich fortſtrebenden Künſtler ein Quell der Belehrung, wenn auch ein unreiner, ſeyn; denn entweder berührt das abſichtliche Mißwollen unſere wirklichen Schwächen, oder es läßt ſich aus evidenter Verkehrtheit Wahrheit ſchöpfen. Dem Künſtler alſo thut ſelbſt hämiſcher Tadel (ſchales Lob iſt ihm weit gefährlicher) keinen unmittelbar-weſentlichen Schaden. Mittelbar aber erleiden durch die heutige Unzahl kleiner ſeichter Kunſtrichter nicht nur die Künſtler, ſondern die Kunſt ſelbſt eine ſchädliche Rückwirkung. Dieſe Rückwirkung geht von der Maſſe des großen Publikums aus; auf ſie, die ohnehin leicht zu bewegende, wirkt ſchon die Menge, die Fluth der Tagesblätter mit *materieller* Kraft. Die kleinen Schulmeiſter, die darin auftreten, unfähig zu gründlicher Kunſterziehung des Publikums, befaſſen ſich weder mit Unterſuchung noch mit Belehrung, geben ſich aber um ſo dreiſter das Anſehen, als ob die ausübenden Künſtler ihre Schüler wären, und es von ihnen erſt erlernen müßten, was ſie zu thun und zu laſſen haben. Da nun die Keckſten dieſer Anmaßlichen gerade die Unberufenſten ſind, weder ächte Liebe zur Sache, noch gebildeten Kunſtſinn, weder ein wiſſenſchaftliches Prinzip, noch irgend einen innern Anhalt haben, ſondern nur von ungefähr und weil ſie ſonſt gar nichts hervorbringen können, das Rezenſiren treiben, ſo werden ſie ſich nothwendigerweiſe widerſprechen, indem der Eine mit leeren Phraſen daſſelbe Werk in den Himmel erhebt, was der Andere mit leerer Verwünſchung in den Abgrund donnert. Alles dieſes wird, wegen Mangel an Raum, in den bunten Blättchen, und weil das Publikum für ſein Geld, wie ſie vorgeben, nicht langweilige Belehrung, ſondern amüſanten Kurzweil verlangt, Alles dieſes wird mit ſo kurzen Worten abgethan, daß ſolch ein Kunſturtheil nicht mehr Zeilen einnimmt, als die Anzeige einer unglücklichen Niederkunft oder eines verlorenen Papiers, eines gefundenen Ridicüls, und auch denſelben Werth hat. Dennoch entſtehen täglich neue Fabriken, aus welchen dieſe kurzen Waaren der Journaliſtik, durch die Raſchheit der produzirenden Maſchinen, ballenweiſe hervorgehen. So wie die Menge ſich bunt und wohlfeilen Kaufs zu kleiden liebt, ohne dabey auf die Güte des Stoffs zu achten, ſo auch möchte ſie gern, leichten Kaufes, ohne Mühe und Zeitaufwand, alles Mögliche, bunt durch einander, lernen und erfahren. Auf dieſe naive Anforderung ſind nun jene kurzen Journal-Waaren berechnet; ſie finden auch ihren Abſatz und überſchwemmen Stadt und Land. Nun ſiegt, wie ſchon geſagt, die Summe, die materielle Wucht der Maſſe, wie leicht auch jedes einzelne Blättchen fabrizirt, wie hohl auch jedes Urtheilchen iſt. Eine ſolche Kunſtkritik kann nun der flüchtigſte Leſer in jeder Billardſtube, in jedem Konditorladen augenblicklich erlernen, hat ſie bereits erlernt. Wo iſt heut zu Tage noch ein Menſch zu finden, der von einem Werke der Dichtkunſt ſagte: ich erdreiſte mich nicht, darüber zu urtheilen. Bey aller Beſcheidenheit würde er fürchten, ſich durch ſolches Geſtändniß lächerlich zu machen; und er hat Recht; denn es iſt wirklich lächerlich, etwas nicht zu vermögen, was Jedermann kann. Zwar iſt die Anmaßung, über Dichterwerke zu urtheilen, ſo alt wie die Welt, und hat ihren tieferen Grund, der auch hier nicht verſchwiegen werden ſoll. Es iſt derſelbe, vermöge deſſen ſich der Laie berechtigt hält, über Philoſophie zu urtheilen, und ſey es auch nur, zu behaupten, daß es im Grunde gar keine Philoſophie gebe. Jeder wohl organiſirte Menſch nämlich hat das lebendige Gefühl eines ihm inwohnenden poetiſchen und philoſophiſchen Elementes, er vermag zu denken, er iſt des Enthuſiasmus fähig. Warum ſollte er, mit dieſem lebendigen Bewußtſeyn ſeiner Kraft, nicht urtheilen können über Werke des Denkers und des Dichters? und um ſo mehr, da ſie ſich keines andern Stoffes, keines andern Werkzeuges zum Ausdruck bedienen, als eben wieder des allgemein menſchlichen, der Sprache? Die exakten Wiſſenſchaften und, wenn man ſo ſagen darf, die exakten Künſte ſind dieſem Mißverſtande nicht ſo ausgeſezt; da fühlt jeder Laie, daß er Laie iſt. Mit dem geſundeſten Verſtande wird man über chemiſche Gegenſtände ſehr unverſtändig ſprechen, wenn man die Wiſſenſchaft nicht ſtudiert hat; mit dem glühendſten Enthuſiasmus läuft man

Digitized by Google

Gefahr, über Farbengebung, über Behandlung des Marmors, über den muſikaliſchen Satz, albernes Zeug zu ſchwatzen, wenn man nicht gründlicher Kenner iſt. Der Laie ſchweigt beſcheiden, ſchon weil der Stoff und das Werkzeug dieſer Künſte nicht das bekannte Allgemeingut, die Sprache iſt, und weil überdieß dieſe Künſte Geheimniſſe beſitzen, die nur der Geweihte ausübend erfährt, die der Profane nicht zu entſchleyern vermag. Auch die Dichtkunſt hat ihre Myſterien; aber weil ſie nicht auf der Oberfläche erſcheinen, weil ſie nur in den innerſten Formen gefunden werden, fehlt es ſelbſt an der hiſtoriſchen Kunde ihres Daſeyns. Dem ächten Kritiker ſind ſie Quell ſeines Kunſturtheils, aber unſern heutigen kleinen, kurzen Rezenſenten ſind ſie eben ſo unbekannt, als ihren hundert tauſend ebenfalls rezenſirenden Leſern. Die Anmaßung, die Anarchie und die Verwirrung des Kunſtgeſchmacks, die nun entſteht und immer weiter um ſich greift, je leichtfertiger ſich die Zahl unberufener Kunſtrichter vermehrt, je mehr das Publikum von allem Ernſt der Unterſuchung entwöhnt wird, dieſe allgemeine dreiſte Oberflächlichkeit iſt es nun, die jene erwähnte ſchädliche Rückwirkung auf Kunſt und Künſtler hervorbringt.

„Dichter lieben nicht zu ſchweigen,
Wollen ſich der Menge zeigen.“

ſagt Der ſelbſt, welcher nie dem Strome, immer nur ſeinem Genius zu folgen ſtark genug war. Es gibt erfreuliche Talente, die nicht ſo ſtark ſind; ſie wollen ſich der Menge zeigen; weßhalb? doch nicht um ihr zu mißfallen? doch nicht um unverſtanden zu bleiben? Sie ſchmiegen ſich oft, zuweilen mit vollem Bewußtſeyn, öfter ganz unwillkührlich, dem herrſchenden Kunſtgeſchmack, ſie paſſen ihr Werk dem allgemeinen Verſtändniß an. Das iſt der Einfluß, den jedes Zeitalter auf ſeine Künſtler unausbleiblich ausübt. Wenn nun aber, durch Uſurpation und Anarchie der Kritik, eine totale Verwirrung des Geſchmacks und, ſtatt Kunſtliebe, nichts als Sucht nach dem Bunten und Glänzenden, nach dem Flüchtigen und Oberflächlichen an der Tagesordnung, oder vielmehr Tagesunordnung iſt, was wird dann geſchehen? Einerſeits wird eine Menge junger Leute zu dem Bewußtſeyn kommen, daß, bey ihrer Sprachkunde und Beleſenheit, nichts in der Welt leichter ſey, als auch qua Dichter, und eben ſo gut wie die andern aufzutreten, und aus dieſem Bewußtſeyn wird eine Unzahl mittelmäßiger und nichtiger Geburten in allen Gebieten der Dichtkunſt hervorgehen. Anderſeits wird unter den Begabteren ein Treiben, Jagen und Ueberbieten entſtehen, um ſich in dem dichtenden Troß nur einigermaßen bemerkbar zu machen. Hiezu taugt aber weder innere Tiefe noch ruhiger Ernſt; das Barocke und Grelle fällt mehr in die Augen; ein wenig Witz und Ironie funkelt und raſchelt. Und nun, indem es der Eine dem Andern zuvorthun will, wird ſich das Barocke zum Wahnwitz ſteigern, und der beliebte ſogenannte Humor zu höchſter Unverſchämtheit. Oder haben wir nicht Leute geſehen, die wirklich zu einem Ruf, wenn auch nur zu einem ephemeren, kamen, blos weil ſie ſo frech waren, die Säulen deutſcher Kunſt und Art, den Stolz des Vaterlands mit ihrem Geifer zu verunreinigen? Haben nicht andere, und wahrlich nicht Talentloſe, und nur um bemerkt zu werden, haben ſie nicht ihre poetiſche Laufbahn mit wahren Hanswurſtſtreichen, und, was noch ſchlimmer iſt, mit baren perſönlichen Grobheiten begonnen? Sieht man nicht Andere, die, um dem Haufen zu imponiren, wie die Zahnbrecher auftreten, mit des Eigenlobs ſchreyendem Bombaſt die Atmoſphäre erfüllend? — Ein ſolches Ueberjagen und Uebertreiben im heilig-ſtillen Haine der Muſen muß nun auf den allgemeinen Geſchmack, und dieſer wiederum auf die ihm fröhnenden Künſtler ſo ſchädlich einwirken, daß nur ein kurzer Zeitraum und nur einige Keckheit der Stimmführer dazu gehört, um die Heroen, die Muſter unſerer Dichtkunſt, erſt für die Menge ungenießbar zu machen und dann in völlige Vergeſſenheit zu bringen. In ſolcher bereits hereingebrochener Verwirrung niſtet nun und heckt, wie in ſeinem Elemente, der Ephemeren-Schwarm der Alltagskritik und macht das Uebel immer ſchlimmer. Auch dieſe kleinen anonymen Lärvchen wollen ſich bemerkbar machen, wollen einander überragen und überglänzen, und treiben deßhalb bald ihr Schmeichellob bis zur Kriecherey, bald ihren Afterwitz bis zur Verläumdung und Injurie. Der große Haufen nicht, aber das Publikum kommt immer wieder zu einem richtigen Taktgefühle zurück, es ahnet bereits, es fühlt die Nichtigkeit der Tageskunſt, wie der Tageskritik, geht indeſſen auch hierin leider bis zu einem Aeußerſten, und entzieht allen poetiſchen Erzeugniſſen, jeder kritiſchen Beurtheilung ſeine Aufmerkſamkeit und — ſeine Achtung. Dieſer leztern erfreut ſich heut zu Tage jeder andere Künſtler mehr als der Dichter; und was die Kritik der redenden Künſte betrifft, ſo iſt unſer Publikum ſchon längſt entwöhnt, ſie für eine Wiſſenſchaft zu halten. Man ſage nicht, daß ich übertreibe, daß ich gefliſſentlich ſo manchen glücklichen Jünger der Kunſt, ſo manchen redlichen und gediegenen Kritiker überſehe. Troß dem vorlauten Lärmen und Klingeln des literariſchen Markts vernimmt ſie der Aufmerkſame, und ſie ſind mir nicht unbekannt. Ja, hätte ich nicht den feſten Vorſatz, nur von der Sache, nicht von den Perſonen zu handeln (indem ich den Einzelnen weder kränken möchte, noch ihm ſchmeicheln), ſo würde ich ſie nennen, weil ſie es ſind, die dem Unweſen ſteuern können und ſollten. Eine herkömmliche Unſitte vermag nur durch ſittliches Beyſpiel bekämpft zu werden, und darum ſollten die redlichen und ſachverſtändigen Kritiker einen Gebrauch einführen, der den Mißbrauch nach und nach zerſtören würde. Dieſer Mißbrauch iſt die Pſeudonymität und Anonymität der

Digitized by Google

Rezenſenten. — Ohne hier entſcheiden zu wollen, ob es überhaupt ein ſolches Maſkenrecht (wie **Müllner** es nannte und brauchte) geben ſoll und darf, bleibe ich bey den allbekannten Thatſachen ſtehen, daß unter anonymer und pſeudonymer Larve theils Knaben über Männer abſprachen, von denen ſie noch ihr Zeugniß der Reife zu erwarten hatten, theils von Andern andere Dinge verübt wurden, deren ſich auch der Frechſte mit offenem Antlitz ſchämen würde. Auf dieſe Scham darf man bauen, da Keiner, auch der Geſunkenſte nicht, ſich ihrer völlig erwehren kann. Möchte es alſo heute unter den Beſſeren Sitte werden, ihre kritiſchen Aufſätze mit ihrem wahren Namen zu unterzeichnen! Dadurch würde zuvörderſt das Publikum mit dieſen Beſſeren bekannt werden und künftighin wiſſen, was es zu leſen und nicht zu leſen hat; der Anonymus aber würde, ſchon als ſolcher, entweder der feilen Kriecherey oder der abſichtlichen Anfeindung im Voraus verdächtig. Nach und nach würde ſelbſt der große Haufen ſich der Luſt am Skandal entwöhnen, und der hochmüthige Obſkurant, der frère ignorantin, nicht mehr die Freude genießen, die geiſtige Ariſtokratie dem Pöbel preisgegeben zu ſehen. Allmählig von der allgemeinen Sitte gezwungen, würden die Verlarvten ihre Maſke verlieren, und ſo dürfte es an den Tag kommen, daß hinter einem raſenden Roland ein ſchwaches Schulknäbchen, und hinter einem feuerſpeyenden Ungethüm eine eigentlich gute, wenn auch nicht ganz ehrliche Haut ſteckt. Der Eine würde dann etwas lernen, und der Andere ſeine Feuerwerkerkünſte an ſchicklicheren Orten, als im Gebiete der Wiſſenſchaft, ſehen laſſen.

Doch, was ich hier als Wunſch ausſpreche, es iſt ja bereits Sitte in den beſſeren wiſſenſchaftlichen Zeitſchriften; auch in den älteren bewährten Tagesblättern für Kunſt nennen ſich redliche Kritiker, und es bedarf nichts weiter, als das Publikum auf dieſe Sitte und auf jene Unſitte aufmerkſam zu machen, um in unſere ſchöne Literatur eine Urbanität wieder einzuführen, die ſelbſt von ſolchen Perſonen an den Franzoſen bewundert wird, welche am deutſchen Gegentheil ihre Luſt haben.

Ludwig Robert.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Es gibt unbegreifliche Charaktere in der Welt, und das menſchliche Herz hat, wie man ſchon lange bemerkt hat, unergründliche Tiefen und Geheimniſſe. Läßt ſich etwas ſchwerer erklären, als das Betragen der jungen Giftmiſcherin Françoiſe Trenque, die neulich zu Auch im Gersdepartement hingerichtet worden iſt? Dieſes Mädchen war ein Muſter für ihre Geſpielinnen im Dorfe; heiter, züchtig, fromm und gehorſam gegen ihre Eltern. Der Vater beſaß ein Haus und einige Ländereyen und war ein ziemlich wohlhabender Bauer. Dieſer Mann wird ſiech und ſtirbt nach einer langſamen und peinlichen Krankheit; die Mutter deßgleichen, Schweſter und Brüder, deren nicht wenige waren, eben ſo. Françoiſe pflegte ſie alle in ihrer Krankheit und blieb ſich ſtets gleich in ihrem Betragen, ohne daß man auch nur das geringſte Ungebührliche an ihr bemerkte. Allein die Todesart aller Hausgenoſſen fiel den Nachbarn und dann auch der Obrigkeit auf. Die Vermuthung einer Vergiftung entſtand allgemein. Die Obrigkeit ſtellte Unterſuchungen an; Françoiſe, als die einzig Uebriggebliebene der Familie, widerſprach dem Verdacht von Vergiftung nicht, ſuchte ihn aber auf eine Nachbarin zu ſchieben. Spuren von Gift wurden in den Leichnamen wirklich gefunden; es kam nun noch darauf an, den Thäter ausfindig zu machen, der nothwendig mußte im Hauſe gewohnt haben und irgend einen Vortheil aus dem Tode der Hausherrn ziehen können. So ſehr auch die Unbefangenheit des Mädchens irre machen konnte, ſo durfte man ſie nicht mehr unangefochten laſſen, indem ſie allein, als Erbin des Vermögens ihrer Eltern, Vortheil aus der Vergiftung derſelben gezogen hatte. Es wurde alſo ein Kriminalprozeß gegen das Mädchen eingeleitet. Man erfuhr, wo das Gift gekauft worden war; man hatte die Ueberzeugung, daß ſie die Speiſen ihrer Eltern und Geſchwiſter vergiftet, und ſie nicht plötzlich, ſondern ſchleichend ums Leben gebracht hatte. Sie aber erſchien vor den Richtern mit ihrem heitern Geſichte, auf welchem auch nicht eine Spur von Schuld zu leſen war; man hätte ſchwören ſollen, ſie ſey die himmliſche Unſchuld ſelbſt, und als die Beweiſe in Menge angeführt wurden, ſprach ſie noch mit derſelben Unbefangenheit wie zuvor, und ſuchte die Schuld auf eine junge Nachbarin, ihre Geſpielin, zu werfen. Das Volk, das den Gerichtsverhandlungen beywohnte, konnte ſich nicht enthalten, über eine ſolche kaltblütige Verruchtheit ſeinen Unwillen zu äußern. Sie wurde zum Tode verurtheilt, und zwar zum grauſamen Tode der Vatermörder, welchen, zufolge des franzöſiſchen Strafgeſetzbuchs, die rechte Hand abgehauen wird, ehe ſie unter die Guillotine gebracht werden. Sie hörte dieß Urtheil an, ohne ihr unſchuldiges Geſicht auch nur im Mindeſten zu verziehen, und beſtand fortwährend auf der Reinheit ihres Gewiſſens. Der Advokat rieth ihr, an den Kaſſationshof zu Paris zu appelliren; dieß geſchah, und während der Zeit hatte er mehrere Unterredungen mit ihr. Sie geſtand ihm nun, daß ſie um das Verbrechen gewußt habe, indem ihre Nachbarin, die es ausgedacht, ihr das abſcheuliche Vorhaben mitgetheilt habe. Sie ſelbſt, ſezte ſie hinzu, habe ſich nichts anders vorzuwerfen, als daß ſie das Verbrechen habe begehen laſſen, ohne es im Geringſten zu verhindern. Und dabey lächelte ſie wieder ſo unbefangen, daß der Advokat glauben mußte, ſie habe ihm nun die reine Wahrheit geſagt. Unterdeſſen waren die Prozeßakten vom Kaſſationshofe zu Paris unterſucht worden, und da nichts Ungeſetzliches in dem Verfahren gefunden wurde, ſo wurde das Urtheil beſtätigt. Das Verwerfen der Appellation pflegt man in Frankreich den Verurtheilten erſt am Morgen ihrer Hinrichtung bekannt zu machen, um ihre Seelenleiden möglichſt zu vermindern. Indeſſen Zurüſtungen zu der Hinrichtung der Francoiſe Trenque gemacht wurden, begab ſich der Beichtvater zu ihr ins Gefängniß und kündigte ihr an, daß ſie keine Hoffnung mehr habe. „O!" erwiederte ſie ganz ruhig, „das hätte ich dieſen Morgen ſchon an dem Geſichte meines Advokaten errathen ſollen; der arme Mann hat es wohl nicht gewagt, mit mir davon zu ſprechen; man laſſe ihn holen, ich will ihm Vorwürfe darüber machen." Der Advokat erſchien, und Françoiſe rief ihm zu: „Das iſt ſchön von Ihnen! Gewiß wußten Sie dieſen Morgen ſchon, was mir der Hr. Abbé ſo eben erzählt hat, und Sie haben geſchwiegen!"

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 257.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 27. Oktober 1829.

Iphigenie. Ich bin ſo frey geboren als ein Mann.

Goethe.

Skizzen aus Amerika.

Die Frauen.

Miß Frances Wright, die bekannte Engländerin, welche zuerſt eine Kolonie von freyen Negern und Mulatten an den Ufern des Miſſiſippi anlegen wollte, und auch ihr Werk begann, dann die Vereinigten Staaten bereiste und eine Beſchreibung derſelben drucken ließ, die wegen des übertriebenen Lobes viel geſchadet und bey den Amerikanern durchaus keinen Beyfall erhalten hat, Miß Wright, die nachher in Owen's Neuharmonie lebte, und nun theils Mitredaktrice eines Blattes in New-York, des Free Inquirer's iſt, theils umherreist und Vorleſungen hält — dieſer weibliche Apoſtel iſt auch in Boſton angekommen, und ſie hat ihre Vorleſungen in einem der hieſigen Theater angefangen. Nach ihren öffentlichen Angriffen auf alle Geiſtlichkeit, ihren dreiſten Behauptungen, daß die Ehe, ſo wie die gegenſeitige Neigung ſinke, aufgelöst werden ſolle, da ſie ſonſt nur der Geſellſchaft und den Individuen zum wahren geiſtigen Verderben fortdaure, und nach manchem andern, glaubte ich, Miß Wright ſey eine kecke, irregeleitete Dame von Talent. Aber ich fand eine Rednerin von ſehr ſchwachem Raiſonnement, und ſehr unerfahren in der Philoſophie und allen ſonſtigen Kenntniſſen. Ihre Hauptcelebrität verdankt ſie, ſo ſcheint es, ihren Anſichten über Ehe. Ich muß hiebey aber bemerken, daß man ihr ſelbſt, hinſichtlich des Lebenswandels, nichts vorzuwerfen hat. Ihr Lieblingsthema iſt die vermeintliche Unterdrückung des weiblichen Geſchlechts, und daß nur durch völlig gleiche Erziehung der Geſchlechter und Stände eine Republik beſtehen könne. Die Klage über Unterdrückung des weiblichen Geſchlechtes kam mir um ſo unerwarteter in dieſem Lande, da ich hier immer gerade das Gegentheil bemerkt hatte. Laſſen wir Miß Wright, und betrachten den Zuſtand der Frauen in den Vereinigten Staaten.

Die Hochachtung, mit der die Engländer den Frauen begegnen, und die ſich allerdings von der franzöſiſchen feinen und liebenswürdigen Galanterie ſehr unterſcheidet, wurde von den Auswanderern mit nach dem fernen Welttheile genommen und bewahrt. Natürlich kann hier, wenn wir im Allgemeinen von den Staaten ſprechen, nicht von dem gebildeten Benehmen gegen Frauen die Rede ſeyn, das nur die Blüthe eines alten Geſellſchaftszuſtandes iſt, wohl aber von der Rückſicht, welche man überall gegen das weibliche Geſchlecht beobachtet. Man ſieht nie in den Vereinigten Staaten eine Frau mit Feldarbeit oder grober Gartenarbeit, überhaupt nie mit ſehr grober Arbeit beſchäftigt, wie es ſo oft in Deutſchland, Italien und Frankreich der Fall iſt. Manchem Reiſenden iſt es aufgefallen, daß die Feldarbeit hier ſo ſtill und faſt traurig gegen die Fröhlichkeit, welche am Rheine, in Italien ꝛc. herrſcht, verrichtet werde, und ſie ſuchen den Grund allein im amerikaniſchen Ernſte. Zum großen Theile mögen ſie auch Recht haben, aber dieß iſt gewiß nicht der einzige Grund; es kommt der Umſtand dazu, daß es keine Weiber

Digitized by Google

im Felde gibt. Kommen daher elſäſſer, ſchwäbiſche oder ſchweizeriſche Auswanderer, ſo wundern ſich die Leute hier zu Land gewaltig über die braunen, abgehärteten Frauen, und meynen, es müſſe ein barbariſches Land ſeyn, wo man die Frauen ſich ſo abarbeiten laſſe. Was würden ſie erſt zu den deutſchen Küſtenbewohnern ſagen, bey denen die Weiber faſt ganz allein das Feld beſtellen, und zu den Meklenburgerinnen, die bis nach Kopenhagen ſegeln und Fiſche zu Markte bringen? Man ſieht ſogar in Amerika ſehr ſelten Frauen auf den Märkten verkaufen, oder die Erzeugniſſe des Feldes oder Gartens zur Stadt bringen, wogegen ſie häufig als Verkäuferinnen in den Läden und Gewölben anzutreffen ſind.

Was nun die Bildung der Frauen ärmerer Klaſſen anbetrifft, ſo glaube ich, daß ſie, ebenſo wie, im Verhältniß, die der höheren Klaſſen, gebildeter ſind als die Männer, wenn wir dieſes Wort blos auf den Umgang, und überhaupt auf den anmuthigeren Theil der ganzen Bildung beziehen. Es iſt wahr, daß die Männer der niedern Klaſſen in den Vereinigten Staaten in Schulkenntniſſen, in wiſſenſchaftlicher Bildung für ihr beſonderes Fach, und in Bildung für das öffentliche Leben in Staat und Kirche den Europäern auf gleicher geſellſchaftlicher Stufe bey weitem, ich ſage es mit voller Ueberzeugung, bey weitem überlegen ſind. Die Gründe dafür laſſen ſich ja auch ſehr leicht auffinden; ſie würden mich aber hier zu weit von dem vorliegenden Gegenſtande abführen. Indeſſen müſſen die Knaben gemeiniglich die Schule früher verlaſſen als die Mädchen, und da, wie ich oben zeigte, die ſchwere Arbeit faſt ganz den Männern zufällt, und das Weib ſich ja überhaupt leichter in die kleinen Verhältniſſe des Lebens findet, ſie erkennt und darum leichter ausbildet, ſo iſt es wohl natürlich, daß ſie für dieſes kleinere Leben gebildeter ſind. Doch dieß iſt keine Eigenthümlichkeit dieſes Landes; ſo findet man es allenthalben in der Welt, wo nur die Frauen von ſchwerer Arbeit nicht wirklich niedergedrückt werden; es ſpringt indeß hier weit öfter und ſtärker in die Augen, weil hier häufiger Männer aus den untern Klaſſen durch Fleiß und Geſchick ſich emporſchwingen, und wegen ihrer Wohlhabenheit oder ihrer Talente Wichtigkeit in der Geſellſchaft erlangen. Für den Schulunterricht der Mädchen thut man aber auch, wenn man nur die Jugend des Landes billig in Anſchlag bringt, viel, und man erinnert ſich wohl, daß es bey der lezten Verſammlung der Repräſentanten Ohios im Vorſchlag war, Mädchenſchulen auf Koſten des Staates anzulegen, unter denen ſich auch höhere Bildungsanſtalten befinden ſollten. Natürlich herrſcht unter den weiblichen niedern Klaſſen in dieſem ungeheuren Lande, in Abſicht auf Bildung, dieſelbe große Verſchiedenheit, wie unter den Männern. Wer könnte in einem ſparſam bewohnten Lande des fernen Weſten, wo Schulen oft noch unmöglich ſind, dieſelbe weibliche Bildung erwarten, wie in Neuengland, wo jeder Einwohner, männlich oder weiblich, den Segen der über das ganze Land verbreiteten Schulen von früheſter Jugend an genießt? In Hinſicht der Behandlung haben ſich aber die Frauen, ſie mögen einer Klaſſe angehören, welcher ſie wollen, gewiß nicht zu beklagen. Von brutaler Behandlung derſelben durch ihre Gatten hört man ſehr ſelten, und es leidet gewiß keinen Zweifel, daß kein Weib in der ganzen Welt unabhängiger lebt als das amerikaniſche, ſey es verheirathet oder nicht. Ich ſage dieß durchaus nicht als Lob; ich enthalte mich meines Urtheils, und bleibe bey der Thatſache. Schon als kleine Mädchen und ſpäter als Jungfrauen ſind ſie viel unabhängiger als ihre Alters- und Geſchlechtsgenoſſen in Europa; aber man verfällt hier, wie es mir ſcheint, in das entgegengeſezte Extrem, wenn wir die Erziehung hier zu Lande mit der in Deutſchland vergleichen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Briefe von Ernſt Wagner an Fichte. *)

Wir bringen nachſtehende Briefe durch die gegenwärtige Gelegenheit vorläufig um ſo lieber vor die Augen der größern Leſewelt, als der liebenswürdige Dichter ſich in ihnen auch als Menſch in einem Charakter zeigt, der nicht ohne freudige Rührung betrachtet werden kann. Seine Beſcheidenheit, ſein Enthuſiasmus für alles Gute und Schöne, ſein Eifer, auch an ſeinem Theile mit allen Aufopferungen ſeinem Vaterlande nützlich zu werden, wie ſie in dieſen Briefen ohne Kunſt und Hülle ſo offen hervortreten; ſetzen das ſchönſte Denkmal ſeinem Andenken, das hoffentlich noch recht lange unter uns lebendig bleibt.

J. H. F.

* * *

Sachſen-Meiningen, am 4. März 1808.

Verehrungswürdigſter Mann!

Ich wage es, Ewr. Wohlgeb. anliegend ein Exemplar meines neueſten Werks **) in wahrhaft tiefer und inniger Verehrung, und mit der treuherzigen Bitte zu überreichen, daß Sie dem S. 405 befindlichen Kunſtſchulplane in einer heitern Stunde einige freundliche Blicke zu ſchenken die Güte haben mögen.

Wahrlich, ich meyne es gut mit meiner Welt; und wenn meine Mittel und Wege hierzu nicht vor Ihrem hohen Richterſtuhle zu Recht beſtehen, ſo darf ich doch von dem warmen Freunde der warmen Menſchheit gütige Schonung hoffen, hoffen, daß er meinem zar-

*) Aus Fichte's Lebensbeſchreibung und Briefwechſel. Thl. II., von J. H. Fichte.

**) Es war der erſte Band von Wagners Reiſen aus der Fremde in die Heimath, bey Cotta, 1808.

ten, neugebornen Kinde ſeinen Schutz, um den ich ſo innig bitte, nicht verſagen werde. Ja, ich fühle mein Herz edel genug, um es zu wagen, mich dem größten Denker, und gerade ihm, ſchüchtern, aber mit wahrhaft kindlichem Vertrauen zu nähern, ob er vielleicht etwas Gutes an meinem Leben und meiner Sache finden und ſie ſchützen möchte in dieſer wüſten Welt.

Und würde ich recht erfunden vor Ihrem Geiſte, und wollten Sie, Ehrwürdiger, ein freundliches, ein ſchönes, menſchliches Wort in den gelehrten und ſchönen Zirkeln der großen Babel über meine Sache reden, ach, wie müßte dann dieſe ſich heben!

Ich habe mein Werk an die Werkmeiſter- und Kuhnſchen Inſtitute eingeſandt. Adreſſen hatte ich ſonſt nicht in Berlin, und an ungewiſſen Koſten konnte ich auch nicht mehr aufwenden, weil ich arm bin.

* * *

Fichte an Wagner.

Berlin, den 12. April 1808.

Ihre tiefe, lebendige und belebende Weltanſicht war mir ſchon früher eine erfreuliche Erſcheinung, und ich danke Ihnen herzlich, daß Sie mich mit dem neueſten Produkte derſelben haben bekannt machen wollen.

Was insbeſondere Ihren Plan zu einer gemeinſchaftlichen Kunſtſchule der Deutſchen anbelangt, ſo bin ich zwar im Allgemeinen der Meynung, daß die Quelle unſerer Uebel tiefer liege, und ein umfaſſenderes Heilmittel dagegen gewählt werden müſſe; daß es nicht die Kunſt iſt, die uns zunächſt Noth thut, und daß, wenn wir zuerſt nur dieß Eine hätten, es ſich auch mit der Kunſt, ſo wie mit den übrigen Früchten einer guten Geſinnung von ſelbſt geben werde. Dennoch halte ich dafür, daß jeder angreifen müſſe an der Stelle, an die eben ihn der Geiſt treibt, und daß Ihr Plan von der Seite das allgemeine Intereſſe aller Guten verdiene, weil er den Deutſchen eine Gelegenheit bietet, ſich als Eins und als ſelbſtſtändiges und eigene Kräfte habendes Ganze zu betragen und begreifen zu lernen. Ich werde in dieſer Hinſicht denſelben befördern, ſo weit es in meinen Kräften ſteht. Zunächſt zwar rechnen Sie auf Privatperſonen, was ganz recht iſt, und zum angegebenen höhern Zwecke dient. Die Welt der gemachten Leute, die bey uns ſchon ausgeſtorben war, iſt durch die drückenden Zeitläufte dermalen noch todter denn todt, und es iſt von dieſer nichts zu erwarten. Dagegen iſt auch bey uns allmählig eine jüngere Welt emporgewachſen, die für Anregungen zum Guten ſchon empfänglicher iſt. Die Aufmerkſamkeit dieſer iſt eben aus dem Geſichtspunkte, den ich eben angegeben und der dermalen beſonders bey uns angeregt iſt, ſchon auf Ihren Plan gefallen; ich werde dieſe Bewegungen im Auge behalten und ſehen, was ſie ergeben.

Mein eigener nächſter Gedanke wäre der, unſere Regierung dafür zu intereſſiren; und ich habe in dieſer Hinſicht Ihr Buch, ſo wie ich es ſelbſt nur durchgelaufen, an Miniſter Stein befördert, deſſen biederer deutſcher Sinn gewiß nicht kalt bleiben wird. Auch ſind andere Wege eingeſchlagen, um diejenigen, welche in dieſen Sachen eine Stimme haben, dafür zu intereſſiren. Mein Wunſch wäre, daß die Koſten, welche unſere bisherige Kunſtakademie (nicht gerade, wie Kenner behaupten, zu großem Gedeihen der Kunſt) verurſacht hat. auf dieſe nicht ausſchließende, ſondern gemeinſame deutſche Angelegenheit verwendet würden, und daß wir ſo zuerſt auch den andern deutſchen Regierungen ein Beyſpiel des Gemeinſinnes geben möchten. Vielleicht könnte Berlin hierdurch (und wenn etwa bis dahin die übrigen Deutſchen uns vortheilhafter als bisher ſollten kennen lernen) die Ehre verdienen, zur Schulſtadt erhoben zu werden. Es iſt ohnehin der Beſchluß gefaßt, hier eine Univerſität zu errichten, die, wenn die Ausführung dem Entwurfe entſpricht, eine Kunſtſchule des wiſſenſchaftlichen Verſtandesgebrauchs werden, und keinesweges das Gepräge einer Finanzſpekulation, ſondern eines allgemeinen Nationalinſtituts an ſich tragen ſoll. Damit würde ſehr ſchicklich die Schule der bildenden Kunſt ſich paaren. Auch beſitzen wir herrliche Kunſtſchätze, die nur zerſtreut und ungekannt ſind, in Menge.

Ich wünſche in dieſer Abſicht, daß Sie an K. R. V. offen und vertrauensvoll ſchrieben und ihn für Ihre Sache zu gewinnen ſuchten. Auch bey ihm wird als deutſch-vaterländiſche Angelegenheit der Antrag den meiſten Eingang gewinnen. Er hat großen Einfluß auf die Organiſation der beſchloſſenen Univerſität, und mit der Wiſſenſchaft vereinigt ſich leicht die Kunſt.

Ich empfehle mich Ihnen ergebenſt und hochachtungsvoll.

An ein Kind.

Groß Unrecht hat man dir, mein Kind, gethan.
Kann deinen Zorn, kann deine Kränkung faſſen.
Doch, willſt du folgen mir, ſo lerne dran,
Still etwas über dich ergehn zu laſſen.

Ludwig Robert.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

Von den neuen Taſchenbüchern, welche im vorigen Jahre erſchienen, iſt eines, the Anniversary, eingegangen. Der Eigenthümer ſuchte das Werk zwar in der Geſtalt eines monatlich erſcheinenden Magazins, das am Ende des Jahres mit ſeinen zwölf ſchönen Kupferſtichen ein Buch bilden ſollte, fort-

Digitized by Google

zuſetzen; aber nach drey Monaten wurde auch dieſer Plan aufgegeben, und es hat, wie das London Review und andere Ephemeriden, aufgehört zu ſeyn. Die neuen Taſchenbücher, welche dieſes Jahr ans Licht treten, ſind größtentheils der Jugend gewidmet. Zwey aber ſind für Erwachſene und zwar von religiöſer Tendenz. Von dieſen iſt mir eines zu Geſichte gekommen, nämlich the Iris, a Literary and religious Offering. Das Büchlein iſt eben ſo ſchön gedruckt und gebunden als die übrigen, aber, was es vor allen auszeichnet, mit zwölf Stichen nach den Gemälden alter Meiſter geziert. Eine Madonna mit dem Kinde von Murillo, die Zierde der Gallerie zu Dulwich, iſt beſonders gut geſtochen; eben ſo ſchön iſt eine Magdalena von Carlo Dolce, eine Hagar in der Wüſte von Baronio und die Flucht nach Egypten von Claude. Der literariſche Theil hat, wie es ſcheint, ſehr gute Aufſätze aufzuweiſen; wir theilen ſpäter im Morgenblatte etwas daraus mit. Unter den proſaiſchen Stücken wird „das Feſt der Bibelüberſetzung,“ von Dr. Cox, worin Luther, Melanchton und andere Kirchenverbeſſerer redend aufgeführt ſind, den Deutſchen wohl am meiſten anziehen. Als Probe diene folgendes Bruchſtück: „Der eine, welcher dem Präſidenten zur Rechten ſaß, war lang und von kräftigem Bau. Sein Auge war gewöhnlich mit dem Ausdrucke der Beſcheidenheit, wo nicht der Schüchternheit, niedergeſchlagen; ſo oft er es aber in die Höhe hob, gewahrte man ein Feuer darin, welches zu gleicher Zeit Scharfſinn und Einbildungskraft verkündigte. Sein Lächeln ſpielte zuweilen ins Spöttiſche, jedoch entfernt von aller Bosheit; im Allgemeinen aber war es durchaus wohlwollend. Sein Weſen verkündete, er ſey immer bereit, zu lernen, aber ſein Geſicht und ſeine Sprache bewieſen, er ſey zum Lehren geboren. Er beſaß ohnſtreitig den gebildetſten Geiſt in der Geſellſchaft, und ſtand als Gelehrter, ſo wie als Reformator unter den erſten. Geſprächig, aber nicht zudringlich; liebevoll, vielleicht nachgiebig, aber nicht ſchwach; ſcharfſinnig, aber nicht ſpitzfindig; ſcherzhaft, aber nicht rückſichtslos oder leichtſinnig; gelehrt, aber nicht eitel; groß an Geiſt, größer an Thätigkeit, am größten in Gottesfurcht. Wer anders konnte dieß ſeyn, als Philipp Melanchton!“

Ich habe ſchon mehrere Male Gelegenheit gehabt, der vortrefflichen Sammlung von Volksbüchern zu erwähnen, welche Murray unter dem Titel Family Library herausgibt. Die zwey lezt erſchienenen Bändchen ſind die erſten von einer Geſchichte der Juden (in drey Bändchen), von dem bereits als Schriftſteller vortheilhaft bekannten Millman. Das Werk iſt, ſo viel ein ſo oft behandelter Gegenſtand es nur immer geſtattete, originell behandelt, der Styl leicht und faßlich, die Sprache rein und fließend und der Geiſt im edelſten Sinne liberal. Folgender Auszug mag als Beleg dienen: „Wie wahnſinnig und verzweifelt der Aufruhr auch geweſen ſeyn möge (der Verfaſſer ſpricht von dem Aufſtande der Juden gegen die Römer, welcher zur endlichen Zerſtörung Jeruſalems und des Tempels unter Titus führte), warum ſollten die Juden allein von der Theilnahme ausgeſchloſſen ſeyn, welche in unſern Herzen immer die Geſchichte eines Volkes erweckt, welches das ſchmähliche Joch der Unterdrückung abwirft und mit männlichem Muthe ſeine Freyheit aufs Aeußerſte vertheidigt? Wenn je ein Volk berechtigt war, den Frieden ſeines Vaterlandes an die Freyheit zu wagen, ſo waren die vernichtende Tyrannei der aufeinander folgenden römiſchen Prokuratoren, und die vorbedachte und ſyſtematiſche Grauſamkeit eines Florus hinreichend, um ein weniger muthiges und unbiegſames Volk zum Aufruhr zu treiben. Freylich wurde der Krieg mit beyſpielloſer Grauſamkeit geführt; aber ein Inſurrektionskrieg iſt einmal nicht die beſte Schule, um ſanftere Tugenden zu wecken, und ſchrecklicher Druck ruft nur zu leicht die wilderen und roheren, nicht die beſſeren und edleren Leidenſchaften unſerer Natur hervor.“

(Der Beſchluß folgt.)

Paris, Oktober.

(Beſchluß.)

Nach einer Pauſe fuhr Françoiſe Trenque fort: „Sie ſind allzu gütig. Sie brauchen nicht zu fürchten, daß es mir wehe thue. Zwanzigmal habe ich den Roſenkranz abgebetet, um von Gott die Beſtätigung meines Urtheils zu erflehen; nun bin ich zufrieden. Uebrigens iſt es billig, wie Sie wiſſen, daß ich ſterbe. Wenn man mich auch in Stücke ſchnitte, ſo würde ich nie genug für die Gerechtigkeit, und nie ſo viel leiden, als meine Eltern. Die Unglücklichen! ſie haben ſo viel gelitten, daß ich ſie gewiß zum Himmel geſchickt habe.“ Erſt jezt bekannte ſie ihre ganze Schuld und geſtand, daß ſie allein das Verbrechen begangen habe, und zwar aus Habſucht; ſie wollte des Hauſes und der Ländereyen ihrer Familie, beſonders aber einer Summe in Gold, die ihr Vater beſaß, habhaft werden. Sie fragte dann, um welche Stunde ihre Hinrichtung ſtatthaben werde. Man antwortete ihr blos, es werde eine Meſſe für ſie beginnen. In der Kapelle ſah man ſie mit vieler Andacht beten; ſie vergoß ſogar einige Thränen, die erſten, die man ſie hatte vergießen ſehen. Hernach empfing ſie kaltblütig und höflich diejenigen, die aus chriſtlicher Liebe gekommen waren, um ihren Muth aufzurichten. Sie antwortete ihnen: „Fürchten Sie nichts; der Muth, den ich zum Verbrechen gehabt habe, ſoll mir auf dem Schaffot dienen.“ Sie wurde aufmerkſam auf ein Kreuzchen, das ſie beſtändig an einem Halsbande trug. „Es hängt am Halſe,“ ſagte ſie; „Sie begreifen, daß es dort nicht bleiben kann.“ So kam ſie auf den Einfall, es an ihr Hemde zu nähen; man gab ihr Zwirn und ſie nähte das Kreuzchen richtig an die Leinwand. Als der Henker erſchien, wollte ſie ſelbſt ihre Kleidung zurichten. „Man hat mir geſagt, ich müßte einen Schleyer tragen; ſo gebe man mir ihn.“ Dieſer ſchwarze Schleyer wird den Giftmiſchern umgehängt, wenn ſie zum Richtplatze geführt werden. Eine Menge Menſchen waren hinzugeſtrömt. Françoiſe Trenque beſtieg ruhig das Blutgerüſt und erwartete kaltblütig den Todesſtreich. Dieß geſchah am 16. September. Jedermann erſtaunte, eine ſolche Ruchloſigkeit mit einem ſo unbefangenen Weſen gepaart zu ſehen. Dieß war eine neue Erſcheinung, beſonders für die Phyſiognomiſten. Entweder hatte ſich hier die Natur geirrt und eine ſchwarze Seele mit einem Engelsgeſichte verbunden; woher aber dann die beſtändige Heiterkeit und anſcheinende Sanftmuth dieſes Mädchens? oder es war etwas in ihrem Gehirn verrückt, wodurch ihr Verſtand irre geleitet wurde. Hätte man den pſychologiſchen Gang des Verbrechens dieſer Giftmiſcherin bis zu ſeinem Urſprunge verfolgen können, vielleicht hätte man dadurch einen wichtigen Beytrag zur Kenntniß der menſchlichen Seele bekommen. Meiſtens aber bleibt man in der Unwiſſenheit über den heimlichen Zuſammenhang der Gedanken eines Verirrten, und hat nur äußere Thatſachen, um ihn zu beurtheilen. Natürlich darf ſich die menſchliche Gerechtigkeit nur an dieſe halten; aber der Pſycholog wünſcht etwas Mehreres, was ihm leider ſelten kann verſchafft werden.

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 258.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 28. Oktober 1829.

Sucht ſein Verdienſt nicht weiter darzuthun,
Gebt ſeine Schwachheit nicht dem Tadel bloß,
Laßt beide ſie in banger Hoffnung ruhn.

Seume.

Bey A. Müllners Tode.

Du gingſt zum Frieden, Du der Friedenloſe,
Was menſchlich an Dir, haſt Du ausgezogen,
Die Hülle ruht bedeckt von grünem Mooſe,
Den Geiſt bewegen blaue Himmelswogen.

Was Schönes Du vollendet und begonnen,
Es prangt als Monument auf Deinem Hügel:
Du aber ſiehſt im Lichte jener Sonnen
Die falſche Bahn auch, die Dich trug Dein Flügel.

Ich habe Dir gegrollt, ich mags nicht läugnen,
Weil Du mit Großem kräftig angefangen,
Und, ſtatt das Größte kühn Dir anzueignen,
Zu Kleinem kleinlich biſt zurückgegangen.

Nicht mag's fürwahr dem ſtarken Geiſte ziemen,
Sich in Geringes meiſternd einzumiſchen,
In Staub zu zieh'n, was Nationen rühmen,
Und fremde Fehler emſig einzufiſchen.

Wer kräftig iſt, der ſchnizt aus eig'nem Holze,
Wer reich, baut Tempel ſich auf eignem Grunde,
Wer klug, der fröhnt nicht übermüth'gem Stolze
Und preiſt Verdienſte mit beſcheid'nem Munde.

Was hätten Geiſt und Glück Dir nicht bereitet,
Wenn Du die Dichterflamme rein erhalten!
Sie hätten Dich zum ew'gen Ruhm geleitet,
Und, was Du that'ſt, der Nachwelt aufbehalten.

Dein Geiſt, er war der auserwählten Einer,
Mit Glanz und Kraft und Hoheit ausgeſtattet,
Er fühlte Schöpferkraft zum Werke reiner
Begeiſterung, woran er nie ermattet;

Worin er klarer ſtets geworden wäre,
Wenn er manch kluges Wort, das wohl gemeinet,
Genommen nicht als Schimpf der Dichterehre,
Wenn er ſich folgſam hätte ſelbſt gereinet.

Du aber ſaheſt Neider nur und Feinde
In denen, die die Kunſt erhöhen wollten,
Du trennteſt haßend Dich von der Gemeinde,
Verfolgend, die nur Deinem Fehler grollten.

So haſt Du Dir ein trübes Loos geſchaffen,
Da Deine Größe Dich zu ſehr begeiſtert,
Und haſt Dich feindlich und mit ſcharfen Waffen
Des kleinen Feld's, das jeder mied, bemeiſtert.

Ein böſes Loos! Von Wenigen geliebet
Und wohl mit Grund gefürchtet von ſo Vielen:
Das hat die Muſe niemals ausgeübet,
Das will der deutſche Dichter nie erzielen.

Er ſey den Seinen feſt an's Herz gewachſen,
Der Nation in Liebe feſt verbrüdert:
Die Lieb' und Kunſt reicht an die Himmelsachſen,
Und wird, ſo lang es Herzen gibt, erwiedert.

Digitized by Google

Das muß der Deutſche thun, das iſt der Segen,
Der einzig ſeinem Werke kann entſtammen:
In Herzen jene Feuerglut zu legen,
Die einſt ſein Grab mit Glanz wird überflammen.

Und dieſe Liebe, die mit ſtillem Kummer
Vom ſtolzen Uebermuthe ab ſich wandte,
Sie ſteht in Thränen, da zum ew'gen Schlummer
Dein allzu raſches Schickſal Dich verbannte.

Sie weint, als wollte ſie ihn niederweinen
Auf Dich den ewig ungeſtörten Frieden:
Mög' er Dir um ſo reicher dort erſcheinen,
Je eigenſinn'ger Du ihn hier vermieden!

Manfred.

Skizzen aus Amerika.

(Fortſetzung.)

In Deutſchland ſchüchtert man die Kinder nur zu oft ein und hemmt die Entwicklung mancher Eigenſchaften, daher es nicht zu leugnen iſt, daß ein Kind von gleichem Alter in Amerika entwickelter iſt als in Deutſchland; dagegen fehlt in Amerika die wohlthätige Strenge und der zügelnde Ernſt, ohne den keine Erziehung vollkommen ſeyn kann, woher es denn kommt, daß ſo viele junge Leute in dieſem Lande eine traurige Schule der Erfahrung durchmachen, ehe ſie bey reiferem Alter ihre feſte Stellung finden. Kleine Mädchen geben ihre Geſellſchaften, und laden ein und ſchließen aus, wen ſie wollen. Sind die Mädchen größer, ſo iſt es ganz gewöhnlich, daß ſie ihre Eltern nicht dazu einladen; man könnte ſagen, dieß ſey ein bloßer Gebrauch, es iſt aber vielmehr gewiß der Ausſpruch eines tiefliegenden Charakterzugs. Dergleichen Beobachtungen, aus denen ich mein Reſultat zog, laſſen ſich kaum im Detail wiedergeben. Sie beſtehen in tauſend und aber tauſend Kleinigkeiten, die mit all ihren Nüancen unmöglich beſchrieben werden können. Ferner laden immer die Damen, nie die Herren ein, und es kömmt einem Europäer allerdings Anfangs ſonderbar vor, von der Miß N. N. oder der Miſtreß ſo und ſo ohne Weiteres zur Abendgeſellſchaft eingeladen zu werden. Was die rechtlichen Beſtimmungen über das Vermögen ꝛc. betrifft, ſo ſind ſie in den verſchiedenen Staaten verſchieden; aber im Allgemeinen, glaube ich, genießt das Weib eines ſo kräftigen Schutzes als irgendwo. Das engliſche Common law erlaubt jedem Vater, im Teſtamente zu beſtimmen, daß das Vermögen der Tochter, auch nach ihrer Verheirathung, unter Curatel bleiben ſoll, und in dieſem Falle darf es bey einem Bankerot ihres Gatten nicht angegriffen werden; ein Geſetz, das in allen Staaten des Bundes, ſo viel ich weiß, angenommen iſt, da es mit dem Grundſatz, daß der Erblaſſer völlige Freyheit habe, über ſein Vermögen zu beſtimmen, welcher im engliſchen Rechte gilt, übereinſtimmt.

Was ich von der Bildung der Frauen im Verhältniß zu der der Männer bey den niederen Klaſſen ſagte, gilt auch, und noch mehr, von den höheren Klaſſen, wo der Mann, wie bey den untern Ständen, gewöhnlich ſeinen Geſchäften nachgehen muß, oder, im Süden, oft dem Vergnügen nachgeht, während den Frauen die häusliche Arbeit von den Mägden oder Sklavinnen großentheils abgenommen wird. Muſik wird faſt ausſchließlich nur von den Damen getrieben. Soll ich dieſe Damen, und ich will nun nur von denen in den beſſeren Cirkeln großer Städte reden, mit den Europäerinnen auf gleicher Stufe vergleichen, ſo ließe ſich vielleicht folgendes ſagen. Ich ſpreche aber natürlich hier nicht von den Damen in Europa, die ſich eine glänzende und vielſeitige Bildung zu eigen gemacht haben; auch gelten meine Bemerkungen nur ganz im Allgemeinen; wie könnte es bey einem ſolchen Gegenſtande anders ſeyn? Den Amerikanerinnen iſt noch manche Sitte, ja manches Vorurtheil der Engländerinnen eigen, dagegen betragen ſie ſich im Ganzen viel freyer; ja ihre Unabhängigkeit läßt ſie häufig noch viel ungezwungener als die Franzöſinnen handeln, was mit den beybehaltenen engliſchen Sitten oft einen wunderbaren Kontraſt bildet. Sie beobachten eheliche Treue gewiſſenhafter, als in irgend einem mir bekannten Lande der Fall iſt; ſelbſt in New-York, wo es von Fremden wimmelt, und wo franzöſiſche Sitten oft ſo thöricht nachgeäfft werden, iſt ein Ehebruch faſt unerhört. Die Damen Neuenglands werden wegen ihrer größeren Schulkenntniſſe über die der andern Staaten geſtellt, dagegen haben die Damen des Südens anerkannt mehr Gewandtheit und geſellſchaftliche Bildung. Die Tracht iſt beym ganzen weiblichen Geſchlechte, von der niedrigſten Irländerin, die kaum eingewandert iſt, bis zur reichſten Kaufmannsfrau weit extravaganter als in Europa bey gleichen Mitteln; ein ſehr großer Uebelſtand. Namentlich fällt einem Fremden, der von Europa kommt, die faſt ballartige Kleidung der Damen in den Straßen auf; und iſt eine Amerikanerin einmal kokett, ſo geht es ihr wie der Engländerin, ſie iſt dann plump kokett. Wer wäre in London in der italieniſchen Oper geweſen, oder in Hydepark, und hätte das nicht in der erſten Stunde bemerkt? Von einer liebenswürdigen Koketterie, wie wir ſie bey den graciöſen Franzöſinnen finden, oder, wenn mir der Ausdruck erlaubt iſt, von der äſthetiſchen Koketterie der Römerinnen, weiß man hier wie in England nichts.

In Boſton gibt es mehrere Schulen für Mädchen, die berühmt ſind, und in denen auch wohl mehr als in andern Schulen der Vereinigten Staaten für dieſes Geſchlecht gelehrt wird; Italieniſch, Franzöſiſch, Latein und Mathematik fehlen nie, und Horaz wird fertig überſezt; aber die Schulen ſind nach engliſcher Art eingerichtet, d. h. die Schule

Digitized by Google

hat nur Einen Lehrer, und alle Klaſſen ſind in einem Zimmer nur zu gewiſſen Zeiten vom Lehrer unmittelbar beſchäftigt. Ich habe, aufrichtig geſagt, wenn ich einige allerdings auffallende Beyſpiele ausnehme, noch wenig erſprießliche Folgen von ſolcher klaſſiſchen Bildung ſehen können, was großentheils wohl daher rührt, daß die jungen Damen keinen Umgang mit vielſeitig gebildeten Männern haben können, die mit ihnen Gedanken tauſchen und ihnen weiter helfen. Dazu kommt, daß dieſen Damen die mannichfachen Bildungsmittel abgehen, die ſich in den größern Städten Europa's finden, Muſeen, Concerte, gute Theater und gebildete Cirkel. Dabei kleiden ſich die Töchter Boſtons mit weniger Geſchmack, als die der andern atlantiſchen Städte.

Die Damen Neuyorks ſind großentheils ganz in der Mode befangen. Der Umſtand, daß ſie ſo viel mit Fremden in Berührung kommen, die doch entweder nur ſehr oberflächlich gebildet ſind, oder blos durchreiſen, und der unglaubliche Verkehr zwiſchen Neuyork, England und Frankreich, ſind ſichtbar Schuld daran, daß ſie häufig blos das Aeußerliche des geſellſchaftlichen Lebens auffaſſen. Das Zuſtrömen von Glücksjägern aus allen Theilen der Staaten und ganz Amerika, die großen Reichthümer, das ſchnelle Steigen und Sinken derſelben, alles dieß trägt auch vieles bei, Neuyork unſtät, flatterhaft, faſt hätte ich geſagt, die ganze Stadt kokett zu machen. Aber der irrte ſich doch, der, wie es ſo manche fremde Reiſende mit deutſchen Univerſitäten machten, nur nach dem, was ihm ſchnell auf der Straße und auf den Bällen in die Augen ſpringt, urtheilen wollte. Es gibt, gerade wie es in Paris eine höchſt achtungswürdige und ſittſame Bürgerklaſſe gibt, in Neuyork eine Klaſſe ſolider Familien, die, fern von aller faſhionablen Welt, für ſich leben, und hier findet man denn auch eine ganz andere Klaſſe von Damen, gebildet, ſtill und ſehr liebenswürdig.

In Philadelphia herrſcht ein weit ſtillerer Ton, als in Neuyork; die Damen kleiden ſich mit mehr Auswahl, als in Boſton, doch weit weniger luxuriös, als in Neuyork. Sie ſind gebildeter, als die Damen dieſer Stadt, und ſcheinen im Ganzen ſolider. In Philadelphia und in Baltimore ſteht die Muſik unter der weiblichen Welt auf einem weit höheren Standpunkte, als in den andern Städten. Der Grund davon mag theilweiſe darin liegen, daß beide Städte einige vorzügliche deutſche und engliſche Muſiklehrer hatten.

(Der Beſchluß folgt.)

Selbſtreinigung des Waſſers.

Schon längſt wiſſen die Seeleute von einer ſonderbaren Veränderung zu erzählen, die auf langen Seereiſen mit dem Waſſer vorgehe, das man für den Bedarf der Mannſchaft an Bord hat. Dieſes Waſſer, ſagen ſie, werde nach und nach trübe, übelriechend, faſt untrinkbar, verliere dann aber mit einemmale dieſe ſchlechten Eigenſchaften und werde klar, geruchlos und oft beſſer, als beym Einſchiffen. War das Waſſer aufs Aeußerſte verdorben geweſen, ſo ſoll die Reinigung vollſtändig vor ſich gehen und das Waſſer ſich ſofort auf den längſten Fahrten rein erhalten; war es dagegen nicht auffallend verdorben, ſo werde das Waſſer nie ganz gut, ja verderbe leicht von Neuem, ſo oft man in heiße Gegenden komme.

Rechnet man dabey ab, was übertrieben iſt, ſo enthält der Bericht der Matroſen allerdings viel Wahres; und ſie handeln auch ganz jener Annahme gemäß, denn ſie nehmen auf lange Reiſen vorzugsweiſe gewiſſe ſehr unreine Sorten von Waſſer, z. B. das Themſewaſſer unterhalb London, überhaupt das Waſſer von Flüſſen, die durch große Städte ſtrömen.

Ein Chemiker, der mit Unterſuchung des Trinkwaſſers beauftragt war, mit dem London verſorgt wird, hatte Gelegenheit, dieſe Selbſtreinigung in ſeinem Laboratorium zu beobachten, und gab eine ſehr befriedigende Erklärung davon. Wir führen nur das Reſultat ſeiner Unterſuchungen an. Das Waſſer am Bord der Schiffe verdirbt in Folge der Zerſetzung der organiſchen Stoffe, die es enthält, weil bekanntlich alle Flüſſe dergleichen mit ſich führen. Sind dieſe Stoffe in hinreichender Menge darin enthalten, ſo entwickelt ſich ein chemiſcher Prozeß; die auflöslichen Theile der thieriſchen Stoffe, welche das Waſſer verunreinigen, wirken als Gährungsſtoff, die Luftarten, die ſich dabei bilden, entweichen; nun bleiben noch die ſalzigten Stoffe übrig, und dieſe ſchlagen ſich größtentheils nieder. Iſt dagegen das Waſſer nicht ſo ſehr verunreinigt, ſo geht die Zerſetzung langſam, allmählich vor ſich, bleibt unvollſtändig, und die Gährung kann jedesmal wieder von vorne anfangen, ſobald ſie durch eine hohe Temperatur begünſtigt wird.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lyon, Juli bis Oktober.

Ich habe lange herüber und hinüber gedacht, ob meine Korreſpondenz etwas umſtändlich von den intereſſanten Tagen ſprechen ſoll, die uns die Anweſenheit des Generals Lafayette im September verſchafft hat, oder ob dergleichen Erſcheinungen in Deutſchland nichts Bedeutendes, nichts beſonders Anziehendes haben? Lezteres wäre der Fall, wenn man über dem Rhein in dieſem gewaltigen Rufen eines geängſtigten Volks nichts als eine Ovation de parti erkennen wollte, von der die miniſteriellen Zungen ſprachen. Ich kann mir aber doch nicht denken, daß man in Deutſchland Frankreich ſo wenig kennt und auf das, wenn auch etwas affektirte und theatraliſche Ausſprechen ſeiner Provinzen ſo geringen Werth legt. Immer gehört Lafayette, im September 1829 zu Lyon, der Geſchichte unſers öffentlichen Lebens und unſerer Civiliſa-

tion an, und darf darum in einer fremden partheyloſen Zeitſchrift, die den merkwürdigen Erſcheinungen im Völker- und Staatenleben Aufmerkſamkeit ſchenkt, nicht ſo obenhin berührt werden.

Was Lafayette in großartiger Begeiſterung für Amerika geweſen iſt, wie ihn Waſhington und Franklin dafür ſchäzten, wie das hierauf frey, unabhängig und ſtark gewordene Volk ihn bey ſeiner lezten Anweſenheit vor wenigen Jahren höchlich feyerte; wie er nach ſeinem edeln und kräftigen Auftreten in Amerika beym Beginnen der franzöſiſchen Revolution handelte, wie er mit Muth und Treue an dem franzöſiſchen Königshaus, aber auch an ſeiner Nation hing, wie ihm dafür in den Kerkermauern von Olmütz gelohnt wurde, wie er nach ſeiner Befreyung den glänzendſten und ſchmeichelhafteſten Erbietungen Napoleons widerſtand und ſich in die Einſamkeit der Provinz zurückzog; wie er ſpäter nach des Kaiſers Fall wieder Theil an den öffentlichen Angelegenheiten ſeines befreyten Vaterlandes nahm, wie er auch in ſeinen alten Tagen der Sache würdigen Volksthums eifrig und begeiſtert zugethan blieb und immer dafür ſprach und handelte, mit einem Wort, wie er als reinſtes, fleckenloſes Bild aus der ganzen Revolution übrig geblieben iſt, das wiſſen alle gutdenkende Franzoſen. Daneben iſt auch Jedermann bekannt, daß Lafayette ein edler, fühlender Menſch iſt, der mit ſeinem unabhängigen Reichthum unendlich viel Gutes thut, und den ſeine zahlreiche Familie ſehr hochſchäzt und liebt.

Die Tochter ſeines Sohnes George Lafayette iſt an Adolph Périer verheyrathet, der, ſo wie ſein Bruder Auguſtin und Fritz Lafitte, große Beſitzungen und Fabrikanſtalten im Dauphiné hat. Alle Glieder dieſer Familie ſind wegen ihrer Perſönlichkeit und wegen des Wohlſtandes, den ſie in der ganzen Gegend durch ihre Fabriken verbreiten, ſehr geſchäzt, und wie die Väter Périer und Lafitte bedeutende Mächte an der Pariſer Börſe bilden, ſo können die Söhne für ſolche im Dauphiné gelten. In dem reizenden Vizillethal liegt unter andern Conſtantin Périers Wohnung, das ehemalige Schloß Vizille mit ſeinen ſtarken Thürmen und Zinnen, das Jahrhunderte hindurch der Sitz feudaler Rohheit und Unmenſchlichkeit war, und deſſen Herren zu ihren unglücklichen Unterthanen ſagten: Viendrez ou brûlerai, nun aber eine große, blühende Fabrikanſtalt geworden iſt, wo es heißt: Viendrez et nourrirai. Um all' dieſe Kinder, Kindeskinder, Verwandte und Freunde zu beſuchen, reiſte der General Lafayette gegen das Ende des Juli mit Caſimir Périer nach dem Dauphiné und ließ es ſich nicht träumen, daß die Umſtände dieſe Reiſe zum Triumphzug machen würden. Am 24. Juli kam er Abends nach Lyon und eilte von da, ohne ſich aufzuhalten oder Jemanden zu ſprechen, nach Vizille. Es fiel auch Niemanden bey uns ein, ihm irgend eine öffentliche Artigkeit zu erweiſen. Am 8. Auguſt wurde in Paris das Miniſterium Polignac ernannt, und Ein Schrey des Entſetzens, des Unwillens und der Angſt tönte durch ganz Frankreich. Man ſah Verfaſſung und theuer erkaufte Volksrechte bedroht. Wie die Franzoſen ſind, ſehnten ſie ſich nach einer Gelegenheit, dieſe Gefühle auszuſprechen. Dazu waren Lafayette's Reiſen im Dauphiné eine treffliche Veranlaſſung. Was konnte da in einigen Hundert Haranguen und Toaſts nicht alles geſagt werden, welch' treffliche Phraſen ließen ſich da nicht anbringen, welch' beißende Anſpielungen nach außen hin! Vor Allem aber mußte Lafayette für dieſe Reihe von theatraliſchen Darſtellungen geſtimmt werden. Im Anfang wollte er auch nicht daran, denn er ſah, trotz ſeiner 72 Jahre, recht gut ein, daß er zu der Sache, ſo zu ſagen, nur den Namen hergeben ſollte, und daß es komiſch ſey, den auf einmal feſtlich zu empfangen und hoch zu feyern, der früher im Lande mit gleich viel Verdienſt hin- und hergereiſt war, ohne daß ein Huhn oder ein Hahn darnach krähte. Der General war alſo nicht ſehr für die Sache. Von den Périers, von Lafitte und den übrigen Herren dieſer Farbe wurde ihm aber vorgeſtellt, wie nützlich es für die gute Sache ſey, wenn man eine Gelegenheit finde, ſich auszuſprechen, ſich zu vereinigen, kennen zu lernen und in konſtitutionellen Grundſätzen zu befeſtigen. Nebenher ſprach auch die Eitelkeit ein gewichtiges Wort, denn ſie fehlt ja nie bey uns. So ließ der General der Sache ihren Lauf.

(Die Fortſetzung folgt.)

London, Oktober.

(Beſchluß.)

„Wir müſſen nicht vergeſſen,“ fährt Millmann fort, „daß wir die Geſchichte des Krieges nur aus einigen kurzen Stellen in den römiſchen Schriftſtellern und aus der Erzählung eines Mannes kennen, den wir, bey all unſerer Achtung für ſeine Tugenden und Talente, dennoch einen Ueberläufer nennen müſſen. Joſephus, der in der Abſicht ſchrieb, die Gunſt der Römer für ſich und die elenden Ueberbleibſel ſeines Volkes zu gewinnen, muß mit einigem Mißtrauen geleſen werden. Er gibt beſtändig den halsſtarrigen Inſurgenten, welche mit Verzweiflung der Sache treu blieben, die er verlaſſen hatte, den Ekelnamen Räuber; man erinnere ſich aber, daß die ſpaniſchen Guerilla's, welche in London für Patrioten galten, in Paris Brigands hießen. Es läßt ſich nicht läugnen, daß bey Vielen der Widerſtand die Folge des unbändigſten Fanatismus war. Wir müſſen aber nicht vergeſſen, in welchen religiöſen und hiſtoriſchen Erinnerungen die Juden auferzogen worden waren. Der früheren und wunderbaren Zeit ihrer Geſchichte nicht zu gedenken, welche Hoffnungen mußten ſie aus den neueren Erzählungen von den kühnen und ſiegreichen Makkabäern ſchöpfen! Der Menſchenſohn hatte die Zerſtörung Jeruſalems voraus verkündigt, und das Neue Teſtament ſcheint zu erklären, daß, da das Maß der Bosheit der Juden durch deren Verwerfung Chriſti voll geworden war, ſie von der Zeit an dem unvermeidlichen Untergange geweiht geweſen ſeyen. Wir dürfen uns aber nicht einem gefährlichen Glauben überlaſſen, und die göttliche Vorausſicht mit den nothwendigen Urſachen der Begebenheiten verwechſeln. Den erſten Grundſätzen der moſaiſchen Verfaſſung gemäß, führten die Sünden des Volks zum Untergange deſſelben. Indeſſen mögen die Beweggründe, welche Manche bey dieſem Nationalkriege leiteten, der zur Erfüllung der göttlichen Vorherſagung führte, edel und großherzig geweſen ſeyn. Die nationale Verwerfung Chriſti, nicht der Widerſtand gegen Rom, war ein Vergehen. Der Jude, welcher kein Chriſt werden wollte, konnte doch immer ein edelmüthiger Patriot ſeyn, der ſich dem allgemeinen Wohl zum Opfer brachte. Obgleich wir es bedauern, daß die ſanften, friedlichen Tugenden nicht allgemeiner in dem ſchönen, fruchtbaren Paläſtina verbreitet waren, ſo iſt dieß doch kein Grund, warum wir der Tapferkeit des jüdiſchen Volkes unſere Bewunderung und ſeinem Leiden unſer innigſtes Bedauern verweigern ſollten. Leſen wir das Schickſal der heiligen Stadt nicht mit dem unchriſtlichen Gefühl, welches in den finſteren Zeitaltern herrſchte, wo jeder Jude für einen perſönlichen Feind Chriſti galt, und folglich ein Gegenſtand des Haſſes und der Verfolgung ſchien, ſondern vielmehr im Geiſte deſſen, der, als er mit prophetiſchem Geiſte die Zerſtörung der Stadt verkündete, über Jeruſalem weinte.“

Das Werk reicht bis zum endlichen Marſche Titus gegen das unglückliche Zion. Der dritte Band, welcher die Schickſale des „auserwählten Volkes“ in den ſpäteren Zeiten enthalten wird, ſoll die erſtern an Intereſſe noch übertreffen.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 259.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 29. Oktober 1829.

— Ein wandernd Leben
Gefällt der freyen Dichterbruſt.
Die Kunſt, die mir ein Gott gegeben,
Sie ſey auch vieler Tauſend Luſt.

A. W. Schlegel.

Die ſchöne Verſtändige.

Nach dem Altfranzöſiſchen.

„Bey Montjoye und St. Dionys! rief ein Jäger in grüner Tuchjacke, dem eine lange Reihe von Baronen, Dienern, Stallmeiſtern und Gewappneten folgte: wer ſingt denn ſo aus voller Kehle, daß alle Vögel im Wald von Navarra verſtummen? Sicherlich einer von den Mönchen des Hahnrey-Abtes von Evreux“ *). „Vielleicht auch einer von der Brüderſchaft der Kinder Sorgenlos aus der Stadt Paris,“ erwiederte ein Ritter, der mit der Streitkolbe neben dem Führer des Trupps ritt, in ehrfurchtsvollem Tone. „Nein, beym Schrecken Gottes!“ verſezte der, welcher zuerſt geſprochen hatte; „der Geſang hat Modulation, und die Stimme iſt zu anmuthig; das iſt irgend eine lombardiſche Kehle, zum wenigſten ein Minſtrel, der languedokiſch **) ſpricht. Wer es auch ſey, laßt uns voran machen, ſo werden wir wohl ſehen.“ Der ganze Trupp ſezte ſich hierauf in Galopp, und in wenigen Augenblicken gewahrten ſie am Ende eines ſchattigen Weges auf einer lichten Stelle, die von den lezten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet wurde, ihren Sänger. Er war von einem großen Haufen von Knechten, Söldnern, auch von Edlen umgeben, die ihm mit Entzücken zuhörten. Eben hatte er ſein erſtes Lied geendiget und trank, um ſeine Stimme aufzufriſchen, ſchweigend einige Züge Bier. Die Pauſe, die dadurch entſtand, ließ den Neudazugekommenen Zeit, ihn genau zu betrachten. Es war ein bräunlicher Mann, etwa vierzig Jahre alt; ſein Hut war mit Schellen beſezt, ſein wollenes Wams buntfarbig, er hielt eine Narrenkolbe in der Hand; über das alles ging ein violetter Rock, mit Kreuzen und Wappen geſtickt. Als er ausgetrunken hatte, griff er wieder nach ſeiner Viole, welcher er wunderliebliche Akkorde entlockte, und begann dann folgendermaßen: „Edle Herren, Vaſallinnen und Vaſallen, höret das allerneueſte Schäferlied, das zur Zeit in den Lehensorten Sr. Gnaden von Evreux aufzutreiben iſt.

Die Schönſte von den Dreyen.

Verwichen ging ich aus dem Hayn
Und lauſchte ſüßem Vogelſang;
Die friſche Nachtigal ſang ſo fein
Zu Amſel, Lerch und Staarenklang;
Wie nach der Heerd' ich wandle hin,
Da hör' ich ſingen in dem Hayn
Die liebſte Kränzeflechterin;
Es war die Schönſte von den Dreyn.

*) Der Abt der Hahnreyn in Evreux iſt daſſelbe, was in andern Städten der Narrenbiſchof hieß; das Hahnreyfeſt war das Narrenfeſt, an einigen Orten das Eſelsfeſt, poſſenhafte Nachahmung der kirchlichen Gebräuche an beſtimmten Tagen. Dergleichen Feſte waren in allen katholiſchen Ländern vor der Reformation gebräuchlich. Eine Scene dieſer Art ſchildert bekanntlich Walter Scott im Abte.

**) Die Sprache im Süden von Frankreich jenſeits der Loire hieß langue d'oc, weil ja in dieſer Sprache oc (das deutſche auch, das ſchwediſche oik) hieß, im Norden von Frankreich hieß ja oyl, deßhalb hieß die nördliche Sprache langue d'oyl.

Digitized by Google

Der trauten Stimme zog's mich nach,
Und Hannchen fand ich und Marien.
Die ſcherzten unterm Laubendach
Und ſangen heitre Melodien;
Und jede grüßt' ich namentlich
Und fragte: Willſt mein Liebchen ſeyn?
Allein die Eine ſprach: Nicht ich.
Das war die Schönſte von den Drey'n.

Ich war verſchmäht — wie weh das that!
Ich brach im Schmerz die Flöt' entzwey.
Sie pflückten Blumen und ich bat
Um einen Blumenſtrauß ſie frey.
Im Schatten koſten wir uns aus
In tauſend ſüßen Plaudereyn;
Da gab die eine mir den Strauß;
Es war die Schönſte von den Drey'n.

Ihr Mädchen, ſagt' ich, wahrlich doch
Tragt gar zu hohes Müthchen noch.
Die eine drauf erwiedert mir:
Sey, Freund, am Montag wieder hier;
Schräg äugelten die Augelein,
Und noch ein Zeichen kam von ihr;
Das war die Schönſte von den Drey'n.

Nun Nachtigall, du Bote frey,
Zur Schönen fleug ohn Aufenthalt
Und ſag' ihr, wenn ſie grauſam ſey,
So müßt' ich werden todt und kalt;
Nicht dauern könnt' ich's fern von ihr,
Es müßte gleich geſtorben ſeyn.
So lebe wohl, Du Liebſte mir,
Die Schönſte hör' ich von den Drey'n!

Als der Sänger die lezte Zeile geſungen hatte, machte er mit ſeinem Flaſchenkürbis die Runde. Da hoben die Knechte die Hände in die Höhe und ſchrieen: „Largesse, largesse!*) Die Edlen aber ließen ihm alle etwas zukommen: einer gab ihm ſeinen Ring mit einer großen Perle; ein anderer verehrte ihm ſeine Konfektbüchſe mit auserleſenen Roſinen, die meiſten gaben ihm große oder kleine Münzen. Nachdem er ſo die Gaben eingeſammelt, beſtieg er ſein Maulthier, ſezte ſeinen Weg fort und wiederholte dabey den folgenden Schlußvers eines andern Liedes:

Der Himmel hat den Mantel ſein,
Den naßkaltwindigen weggethan.
Er legt ein Stickgewand ſich an
Von ſchönem klaren Sonnenſchein;
Kein Thier und Vogel um und an,
Das man nicht ſingen hört und ſchrey'n,
Und Fluß und Quell und Bachesbahn,
Sie tragen Silbertröpflein,
Und güldnen Schmuck am Uferrain,
In Wappen ſchön und Liverey'n;
Ein neu Gewand thut jedes an:
Der Himmel hat den Mantel ſein,
Den naßkaltwindigen weggethan.

*) Die Knechte können nichts geben; um nun doch ihren guten Willen zu zeigen, rufen ſie die Edlen auf, den Sänger reichlich zu belohnen.

Er ritt eine Viertelſtunde fort und kam allmählig dem Schloſſe von Navarra*) näher, deſſen Thürmchen ſchon blau am Horizonte ſchimmerten, da holte ihn der Trupp, mit dem Jäger an der Spitze, ein. Der Führer redete ihn mit gebieteriſchem Tone an: „Dein Name, Dein Vaterland?" — „Ich heiße Angelo," erwiederte der Sänger, „und mein Vaterland iſt Cypern."

Der Jäger. Und wie kommſt Du ins Königreich Frankreich?

Angelo. Wegen der Troubadours im Süden bin ich gekommen; ich habe ſie geſehen, und die Anmuth ihrer Geſpräche hat mich bey ihnen feſtgehalten; nun iſt es, als ob meine Stimme die vaterländiſchen Worte vergeſſen hätte, um ſich den fremden anzuſchmiegen. Später hab' ich dann Verlangen empfunden, mich den Trouvères zu nähern, welche zwiſchen den feuchten Felſen von Neuſtrien und in den nebligten Thälern von Armorika ſingen. Die goldenen Worte der Sprache von Oc konnte ich ſingen; nun wollte ich meine Kehle auch noch den eiſernen Tönen der Sprache von Oyl zugewöhnen. Da, nach vielen Querzügen auf dem Wege, hab' ich endlich hier ſtille gehalten, und nun erluſtige ich ſchon ſechs Monate lang Karl den Schlimmen, ich wollte ſagen Karl von Navarra.

Der Jäger. Warum verbeſſerſt Du Deine erſte Rede? Weder ich noch Du haben dem Grafen von Evreux den andern Namen gegeben.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Das Schloß von Navarra liegt eine Viertelſtunde von Evreux; es war die Reſidenz Karl des Schlimmen. Jezt iſt es ein heiterer Landſitz.

Skizzen aus Amerika.

(Fortſetzung.)

In Baltimore kleidet man ſich wieder eleganter als in Philadelphia, doch lange nicht ſo, wie in Newyork. Mir hat es immer geſchienen, als beſäßen die Damen Baltimore's den meiſten Anſtand. Sie erinnern einen zugleich an beſſere Cirkel Englands und deutſche feingebildete Damen, die in Frankreich oder Italien waren; ich ſage nur, ſie erinnern daran. Der Grund dieſer Erſcheinung liegt wahrſcheinlich darin, daß die Damen Baltimore's ſchon das Damenartige und — mir fehlt hier ein Ausdruck, denn vornehm paßt durchaus nicht — das haben, was wir bey den Frauen reicher Plantagenbeſitzer des Südens treffen, wobey ihnen noch die nördliche Bildung zu Theil wird. Sie haben ohne Zweifel nicht ſo viele Kenntniſſe, als die Neuengländerinnen, ſind aber liebenswürdiger im Umgange.

Gehen wir nun weiter nach dem Süden, ſo finden

Digitized by Google

ſich, Louiſiana nicht mitgerechnet, die für die Geſellſchaft am meiſten gebildeten Damen auf einigen Plantagen Virginiens und in Charlestown, der Hafenſtadt Südkarolinas. Es gibt dort verſchiedene Familien, die ſchon ſeit mehreren Geſchlechtern in großem Wohlſtande lebten und alle Sommer ihre Heimath verließen, um den Norden der Staaten, den Niagarafall, Canada und die Badeorte zu beſuchen. Dadurch erhielten die Damen eine äußerliche Bildung, die merklich von der im Norden abſtach; und überhaupt lebten ſie auch zu Hauſe im Winter früher weit mehr in Geſellſchaft, als es z. B. in Neuengland geſchah. Jezt hat ſich dieß verändert. Die Neuengländerinnen fangen an, viel zu reiſen, und die Südländerinnen entweder nach Erholungsorten in ihren Staaten, oder, bey der ſchnellen Kommunikation, lieber gleich nach Europa als nach dem Norden ihres großen Vaterlandes zu gehen.

Ganz anders ſind aber die Damen von Neuorleans. Welche Ueberraſchung für den Reiſenden! Es iſt ihm, als träfe er auf einmal in der Fremde ein kleines Frankreich. Das ganze Weſen der Damen, die Bälle, der geſellſchaftliche Ton, alles iſt franzöſiſch, und ſo ſehr, daß man die Fremden, wenn ich die übrigen Amerikaner ſo nennen darf, ſogleich von den Creolinnen unterſcheiden kann. Ueber die Damen der größern Städte des Weſten bin ich nicht im Stande, etwas beſonderes anzugeben. Ich bin noch nicht dort geweſen, noch bin ich vielen im Umgange begegnet. In Waſhington aber konnte ich die Töchter und Frauen der Weſt-Kongreßmitglieder leicht erkennen, auch ohne mit ihnen zu reden. Im Allgemeinen muß ich von den Amerikanerinnen ſagen: ſie ſind treue Gattinnen und treue Mütter, als Mädchen und junge Frauen zum — man erlaube mir das engliſche Wort — showy geneigt, ſehr unabhängig, oft wohlunterrichtet, äußerſt gaſtfrey, haushälteriſch, von gutem Herzen, praktiſch, wie die ganze Nation, daher weniger für die höhere und feinere Liebe geſchaffen — in keinem Lande, glaube ich, werden mehr Verlöbniſſe wieder abgebrochen als hier — und ſehr gelehrig, wie wiederum ihr ganzes Volk. Das höhere Zartgefühl, das nur die Blüthe einer ſehr entwickelten Geſellſchaft ſeyn kann, eine Blume der Menſchheit, die ja auch bey uns ſo höchſt ſelten getroffen wird, findet man in Amerika natürlich noch faſt gar nicht. Der Unterſchied, den die verſchiedenen Sitten zwiſchen Europa und Amerika machen, iſt übrigens ſehr groß; ſo ſchaudert eine Amerikanerin förmlich, wenn ihr ein Reiſender erzählt, daß in Deutſchland die Niederkunft einer Frau durch die öffentlichen Blätter angezeigt werde; ich habe ſelbſt geſehen, daß ſich ihr ſittliches Gefühl ohne alle Affektation dagegen ſträubte; und dagegen ſpricht vielleicht ein junges Mädchen ohne Weiteres mit einem Manne von der Zeit, wann ſie einſt verheirathet ſeyn wird, ſelbſt wenn ſie noch gar nicht verlobt iſt.

Der Standpunkt der Frauen iſt ein höchſt wichtiges Element des geſellſchaftlichen Zuſtandes; er iſt jedem Beobachter ein Maaß für viele Dinge, und vom größten Einfluſſe auf das Leben einer Nation. So viel ich im Leben und in der Geſchichte beobachten konnte, geſtehe ich offen, daß mir, Alles in Allem genommen, das Weib nie richtiger zu ſtehen ſchien, als bey den Römern in ihrer beſten Zeit. Welche Mütter! Welche Gattinnen, und welche Töchter des Vaterlandes!

Ernſt Wagner an Fichte.

Sachſen-Meiningen, 21. Nov. 1809.

Sie werden in der Oſtermeſſe durch Herrn Cotta den zweiten und unſtreitig lezten Band meiner Reiſen hoffentlich erhalten haben. Hier noch den verſpäteten Beſchluß meiner ländlichen Romane*), worin ich Vorſchläge zu Realiſirung deſſen, was die unſterblichen Reden an die Deutſchen verlangen, ſo wie meines eigenen Lieblingsplanes zu verweben wagte, und dieſe Vorſchläge meinem (dem Romanen-) Publikum nach Möglichkeit wenigſtens einigermaaßen genießbar zu machen ſuchte. Ach, möge der große lebendige Lehrer der Weisheit doch einiges Gute daran finden!

Sie wollten, allverehrteſter Mann, einſt für mich Etwas thun; aber die Zeit widerſezte ſich Allem. Ich habe leider nun vergebens den Reſt meiner Armuth für meine unerfüllt gebliebenen deutſchen Wünſche vergeudet, — und die Reue käme nun zu ſpät, wenn ich ihr Raum geben wollte.

Die Schrecken des Winters brechen jezt herein, — meine Krankheit nimmt ſo ſchnell zu und erlaubt mir kaum, da der Herbſt nun mühſam überſtanden iſt, noch auf den Winter zu rechnen, geſchweige auf den Frühling, deſſen ſchwere Würzlüfte ich nicht mehr ertragen würde, da meine Nerven ſchon halb vertrocknet ſind. Meine Familie iſt — — ſo gut als hilflos, da hier in der Regel keine Penſionen gegeben werden. — Uebrigens — ſey Garve mein ſchönes Vorbild! —

Wollen Sie, edelmüthiger, kühner, ächter Menſch, nun noch Etwas für meine Familie thun? Wollen Sie anliegendes Exemplar, falls das Schreiben dazu nur irgend paſſend iſt, gütigſt mit dem Homeruskopfe bedrücken, und durch irgend eine gute und freundliche Hand in des redlichen und großmüthigen Königs Hände bringen? Vielleicht erfolgt doch Etwas, und die kleinſte Ausſicht würde mehr Ruhe in meine trüben Augenblicke bringen! — Eine ſanfte Ahnung ſagt mir, Sie werden meine lezte Bitte nicht ver-

*) Ferdinand Miller, ein Roman von E. Wagner, bei Cotta 1809.

Digitized by Google

ſchmähen. — O nein, groſſer guter Deutſcher! Sie verſagen keinem Guten die lezte Bitte. Geben Sie dann bald ein tröſtliches Wort der Erhörung Ihrem

ewig dankbaren Wagner.

* * *

Aus der Antwort.

Berlin, 11. December 1809.

Ihre Briefe, Theurer, Verehrter, nebſt den Beilagen habe ich richtig erhalten und mich an den ferneren Offenbarungen Ihres tiefpoetiſchen Gemüthes innig geweidet. —

Tief erſchüttert hat mich Ihr neueſter. Ich kenne die Lage Ihrer Geſundheit nicht; aber, wie dieſelbe auch beſchaffen wäre, ich in Ihrer Lage würde hoffen.

Weil ich denke, daß die Erfüllung Ihres Wunſches auch auf Ihre Geneſung die beſten Folgen haben könne, habe ich gleich Hand ans Werk gelegt. Ich habe eine Dame, ausgezeichnet an Geiſt und Herz, die der Königin Freundſchaft verdient und beſizt, zur Vertrauten gemacht. Dieſe iſt von Ihrem Schreiben an den König, von Ihrer rührenden Beſcheidenheit entzückt. Wir zweifeln alle nicht an der endlichen Erreichung jenes ſchönen Zweckes.

Indem ich mich zum Schreiben an Sie niederſezte, empfing ich einen Brief von der Frau v. K. (Sie kennen dieſe Dame, glaub' ich: wenigſtens war ſie die erſte, die mich mit Ihren ſchriftſtelleriſchen Meiſterſtücken bekannt gemacht und die mir mit dem verdienten Enthuſiasmus davon geſprochen hatte.) „Sie ſtehe, ſchreibt die treffliche Frau, auch Ihrer Gattin für einen Jahrgehalt von funfzig Thalern, und werde mir das Nähere mündlich melden. Eine Prinzeſſin habe vorläufig 30 Thaler ſubſcribirt."

Ich betrachte die Sache als ganz meine eigene, und bitte Sie, hierin mir zu vertrauen. So ſeyn Sie denn hierüber ruhig, theurer, inniggeliebter Mann. Sagen Sie dies Alles den Ihrigen, verweiſen Sie dieſelben an mich, und ſodann geneſen Sie und leben noch lange uns Allen zur Freude. Mit den Geſinnungen der innigſten Liebe der

Ihrige Fichte.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lyon, Juli bis Oktober.

(Fortſezung.)

In Grenoble begannen zuerſt die Solennitäten am 17. Auguſt. Eine zahlreiche Deputation angeſehener Einwohner ging dem General vor die Stadt entgegen und bewillkommte ihn unter dem Zujauchzen von mehr denn zwanzigtauſend Menſchen, die aus Grenoble und aus der Umgegend herbey gekommen waren. Es war herrliches Wetter. Sechzig Reuter und fünfzig Wagen mit gepuzten Damen ſtanden bereit, um ſich an den Zug anzuſchlieſſen. Endlich kam der Gaſt, ſtieg aus ſeinem Wagen und wurde von dem Advokaten Malteln redneriſch bewillkommt. Hier begannen nun die politiſchen Beziehungen, die nicht hieher gehören, desgleichen die ſtereotypen Redensarten: ami de Washington, prisonnier d'Olmütz, le grand peuple u. ſ. w., die hernach täglich zwanzig bis dreyſigmal wiederholt wurden, ohne daß es einem Franzoſen eingefallen wäre, dies könne doch zum Eckel führen. Der General erinnerte in ſeiner verbindlichen Antwort an die rege Theilnahme des Dauphiné's und zumal Grenoble's an den erſten reinen Tagen der Revolution, deren erſtes Zeichen von hier ausging, und wo man ſich rein von Blut erhielt. Nach dem herkömmlichen: permettez-moi de vous embrasser, ſtieg der General wieder in ſeinen Wagen, und nun ging der Zug vorwärts nach der Stadt, durch Tauſende jauchzender und grüſſender Menſchen, die ſich an den Weg drängten, auf Bäume und Felſen kletterten, um den würdigen Greis zu ſehen. Bei der Annäherung gegen Grenoble wurden vierundzwanzig Böller abgeſchoſſen, die man aber vor dem Zuruf der frohen Menge kaum hören konnte. Vor der Stadt ſtand ein geſchmackvoller offener Wagen mit vier Pferden bereit, und man bat den General einzuſteigen. Vorher überreichte ihm ein geachteter Greis von vierundſiebenzig Jahren, der in der Revolution zuerſt ernannte Maire von Grenoble, einen ſilbernen Eichenkranz mit einigen herzlichen Worten. Hierauf ſtieg der General mit ſeiner Familie in den Wagen und fuhr durch Grenoble nach dem Landhaus Auguſtin Perier's. Ueberall herrſchte bei dieſem ungebotenen Feſt die gröſste Ordnung, und es geſchah nicht der geringſte Unfall, es wurde kein unbeſcheidenes Wort gehört. Am 18. Auguſt gab man ihm zu Ehren ein groſſes Mittagsmahl in Grenoble, wo natürlich ein konſtitutioneller Toaſt dem andern folgte und auch ſchöne Verſe geſungen wurden.

Den 19. ging die Reiſe unter gleicher Begleitung nach Vizille, einer andern Beſizung Auguſtin Perier's, wo einer ſeiner Söhne wohnt, der eine Enkelin des Generals Lafayette zur Frau hat. Erneuerung der Scenen von Grenoble, überall groſſe Haufen und Reihen jubelnden und grüſſenden Volks, ungeſchminkte, unbefohlene Freude und Huldigung. Bey Vizille Triumphbogen, Muſik, Anreden und Antworten. Auf dem Schloſsplaz unter den Bäumen ſaſſen zahlreiche Gäſte an langen Tiſchen, um da die Ankunft des verehrten Gaſtes unter ſeiner Wohnung zu feyern. Nichts ging über ihren Jubel, wenn ſich der General am Fenſter zeigte. Als es dunkel wurde, brannten auf einmal auf den umliegenden Alpen groſſe Freudenfeuer, und um ſie tanzten die Bewohner Rundtänze mit brennenden Fackeln, was in der Ferne wunderſam ausſah, als drehten ſich kleine Sterne um groſſe Sonnen. Von oben herab hörte man den Jubel noch bis gegen Morgen. Unſtreitig erlebte der General in Vizille, an der Wiege ſeiner Urenkelin, die glücklichſten Tage ſeiner Reiſe.

Ueber Veiron und Vienne, wo ein feſtlicher Empfang dem andern folgte, ging die Reiſe nach Lyon, wo man ihn mit groſſer Ungeduld erwartete. Es war den 5. September. Schon um drei Uhr Nachmittags ging ihm die Deputation entgegen, die ihn empfangen ſollte. Sie begleitete der für den General beſtimmte Wagen, fünfhundert junge Leute zu Pferd und gegen achthundert zu Fuß. Ihnen folgte eine unabſehbar wogende Menge, die bald den ganzen weiten Raum zwiſchen der Brücke Morand und der Windmühle ausfüllte. Hier iſt die Gränze des Departements du Rhone und hier wurde der General erwartet. Gegen halb fünf Uhr kam er, ſtieg aus ſeinem Wagen, und der Redner der Deputation hielt eine lange ſchwülſtige Harangue an ihn, worin Alles, ſo wie in der Antwort des Generals, an die Erſcheinungen der Revolution von 1788 und 1789 erinnerte. Hierauf beſtieg er den für ihn beſtimmten offenen Wagen, den vier herrliche Pferde zogen. Der ganze Zug ging in folgender Ordnung: Eine Abtheilung junger Männer zu Pferd, drei Wagen der Deputation, der Wagen des Generals, den junge Männer zu Fuß umgaben, die andern Wagen der Deputation, die fünf Reiſewagen des Generals, und hinter ihm eine ſolche Menge Wagen, daß die Spize des Zugs ſchon auf dem Plaz Charles X angelangt war, als die hintern noch in der langen Straſſe Guillotière fuhren.

(Die Fortſezung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 260.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 30. Oktober 1829.

Durch Vernünfteln wird Poeſie vertrieben,
Aber ſie mag das Vernünftige lieben.

Goethe.

Die beyden Theater.

Im Theater einſt — nicht etwa im komiſchen,
Nein, es war oben auf dem anatomiſchen —
Da ſah ich jüngſt einen jungen Studirenden,
Einen aufſchneidenden, einen ſecirenden;
Der machte ſich privatim den Spaß,
Und ſucht' und ſand, mit Meſſer und Glas
Und ſeinem kritiſchen Tadeltalentchen,
An Muskelfädchen, an Sehnchen, an Bändchen,
In Nervenäſtchen, in Haarkanälchen,
Im Kleinen ſtets ein kleines Fehlchen. —
Zu dieſem ſich der Profeſſor wandt'
Und ſprach: „mein Herr, es iſt längſt bekannt,
Man könnte zergliedern Millionen Leiber
Der kräftigſten Männer, der ſchönſten Weiber,
Doch würde — und wäre noch größer die Zahl —
Nicht Einen man finden durchaus normal,
Das heißt, aus dem allgebährenden Schooß
Hervorgegangen ganz mackellos.
Es liegt in jeder Kreatur
Der Keim des Todes von Natur;
Vollkommenes kann ſie nicht geſtalten.
Das haben ſchon längſt gewußt die Alten,
Noch eh Sie's, junger Mann, gefunden.
Hilft aber wenig zum Geſunden.“ —
Da dacht' ich nun: was der Natur nicht gelingt,
Wohl auch die Kunſt hervor nicht bringt;
Und doch, wer Schönheit innig liebt,
Sich beyden herzlich hin wohl giebt.
Ja, gebt Euch hin, in Lieb' und Gunſt!
Zerleget nicht das Werk der Kunſt,
Und ſchau't die todten Theile dann
Durch ſcharfgeſchliff'ne Gläſer an!
Belehrt im Ganzen uns und Vollen;
Dann wird man Dank Euch freundlich zollen.
Dem anatomiſchen Zergliederer,
Dem iſt der Anatom Erwiederer.

Ludwig Robert.

Die ſchöne Verſtändige.

(Fortſetzung.)

Angelo. Ich weiß nicht, was Eure Zunge für einen Zaum hat; was aber die meinige anbetrifft, ſollte ich ſie auch ſtumm laſſen, wie einen Truthahn im Käfig, ſo werde ich mich wohl hüten, Herren, die ich kenne, Namen oder Zunamen zu geben, ſelbſt wenn ich auf freyem Boden, ja auf königlichem Lehensgebiet wäre.

Der Jäger. Einerley! aber antworte einmal, und ſo lieb Dir Deine Kehle iſt, hab' Acht, daß Du mir die Wahrheit ſagſt. Iſt es wahr, daß der Graf von Evreux ein Turnier hat ausrufen laſſen?

Angelo. Das hat er, unter Trompetenſchall; und das ſo wahr, als die zwey Ohren mir da hier ſitzen, die den Ausrufer gehört haben.

Digitized by Google

zu ſehen waren, wovon eine der erſtern troz ihrer Metallfedern nur vier Loth wog. Schade iſt es, daß bey den wenigſten Artikeln die Preiſe angegeben waren, was doch zu deren Abſaz und Beurtheilung ſo weſentlich nothwendig iſt. Auch wäre zu wünſchen, daß nicht blos von zwey zu zwey Jahren, ſondern in jedem Jahre ähnliche Ausſtellungen ſtattfänden, damit jede neue Erfindung oder zweckmäßige Verbeſſerung ſogleich nach ihrem Entſtehen bekannt werden könnte. Von der Kunſtausſtellung hatte der ſächſiſche Kunſtverein, der jezt ſchon gegen 500 Mitglieder zählt, Mehreres angekauft. Die Stimmen waren allerdings über den Werth dieſer Ankäufe getheilt, aber doch fand Manches darunter den allgemeinſten Beyfall; Anderes muß wohl aus dem Geſichtspunkte, daß ein Hauptzweck des Vereins Aufmunterung junger, ſtrebender Künſtler ſey, beurtheilt werden. So hörte ich auch, daß manche Gemälde, die man ebenfalls ſehr gern angekauft hätte, bereits im Beſitze anderer Eigenthümer geweſen ſeyen, und alſo für den Verein nicht erreichbar. Sollte er aber von ſolchen beſonders gelungenen Sachen nicht Kopieen anfertigen laſſen?

Im Laufe des Monats September verlor Sachſen zwey ſehr ausgezeichnete Männer in verſchiedenen Wirkungskreiſen. In der Nacht vom 31. Auguſt zum 1. September ſtarb der Miniſter Freyherr von Werthern in der Mitte der fünfziger Jahre. Von Jugend an mit ausgezeichneten Staatsämtern betraut, hatte er beſonders ſeit den lezten achtzehn Jahren die Stelle eines Kanzlers und erſten Präſidenten der Landesregierung mit einem Fleiße und einer Thätigkeit verwaltet, welche ihm den Segen des ganzen Landes erwerben mußte. Dabey war ſein Haus eines der gaſtfreundlichſten in Dresden, und ſein heiterer Geiſt wie ſein theilnehmendes Herz belebte ſeinen Umgang mit den reichſten Blüthen. Sein Nachfolger iſt noch nicht ernannt. Kaum vierzehn Tage nach ihm ſtarb auch der General von Gersdorf, Kommandant des adlichen Kadettenkorps in Dresden. Als Krieger in manchen Feldzügen ausgezeichnet, ſtand er dem leztern Poſten ſeit einer Reihe von Jahren vor und zeigte den wohlthuendſten Einfluß auf dieſes Inſtitut, deſſen hundertjährige Begründungsfeyer er ebenfalls vor einigen Jahren beging. Lehrer und Lernende befanden ſich unter ſeiner Obhut wie unter der eines Vaters, ſein Blick war überall, und in allen Verhältniſſen zeigte er Herz und Kopf auf der rechten Stelle. Allgemein war auch die Trauer über ſeinen Verluſt. Profeſſor Förſter, Lehrer der Geſchichte an dem verwaiſten Inſtitute, ſprach die Gefühle Aller aufs Ergreifendſte an ſeinem Grabe aus.

(Der Beſchluß folgt.)

Lyon, Juli bis Oktober.

(Fortſetzung.)

Ohne Uebertreibung kann man ſagen, daß an den Brotteaux und auf den Kais der Stadt gegen 60,000 Menſchen verſammelt waren. Kaum konnte der Zug durch die dichten Haufen dringen. Der Ruf: Vive Lafayette! ertönte von allen Seiten und man hörte, daß er vom Herzen kam. Ebenſo wurde von den Damen aus den Fenſtern gerufen, und dabey warfen ſie Kränze und Blumen herab. Viele gepuzte Damen ſaßen auch in den zahlloſen Wagen der Deputation. So ging es überall, bis der General endlich bey dem Hôtel du Nord ankam, wo er abſtieg. Er zeigte ſich hierauf dankend und gerührt dem rufenden Volke einen Augenblick auf dem Balkon, und dann zerſtreute ſich die Menge, um dem Greis Ruhe zu laſſen. Die Lyoner Polizeybehörden, die von Paris aus den Befehl empfangen hatten, Lafayette's Ovation in Lyon ſo viel wie möglich zu hindern, und die deßhalb auch alle Geſeze aus Napoleons Zeit gegen öffentliche Volksverſammlungen wieder auffriſchten, paßten auf irgend eine kleine Unordnung oder Störung, auf irgend einen zweydeutigen Ruf, um mit ihren Gensd'armen und Häſchern in die dichten Volkshaufen zu fallen. Dieſe Freude ward ihnen aber nicht. Ueberall herrſchte neben dem Jubel Ordnung und Geſetzlichkeit. Man konnte hier recht ſagen: ein frohes und freyes Volk iſt auch friedſam und gut. Abends brachte das Orcheſter des großen Theaters im Hofe des Hôtels eine ſchöne Nachtmuſik.

Am 7. war das große Banket dem General zu Ehren. Dazu war der ſchöne Saal Gayet geſchmackvoll mit Blumengehängen und duftenden Gewächſen ausgeſchmückt. Hier waren fünfhundert Lyoner aus den achtbarſten Familien verſammelt. Lafayette's Büſte ſtand im Grund, mit Lorbeern auf dem Haupt. Wiewohl ein furchtbares Gewitter war, ſo fehlte doch kein Gaſt. Als der General ankam, ging man ihm an den Wagen entgegen und ſtürmiſcher Zuruf empfing ihn bey ſeinem Eintreten in den Saal. Da man wußte, daß das Miniſterium mit Aufmerkſamkeit und nicht ohne Scheu nach dieſem Banket ſchaute, ſo kam kein lautes Wort ohne politiſche Beziehung vor. Auf die Geſundheit des Königs folgten eine Menge andere Toaſts, worunter ich nur den lezten: A l'utile leçon de ces jours, als ganz bezeichnend hervorhebe. Im Allgemeinen muß man geſtehen, daß der gefeyerte General nicht viel Kluges ſagte. In dem Augenblicke, wo einige Napoleoniſche encroûtés von der Wiedererlangung der Rheinlande und Belgiens für Frankreich ſprechen, iſt es doch thöricht, über Einmiſchung der fremden Mächte zu klagen. Wie die Franzoſen nichts Oeffentliches thun können, ohne Jagd nach Effekt, ſo war es auch hier. Während des Mahls kam der Advokat Juſſieu von Paris an, eigens, um dem patriotiſchen Feſt beyzuwohnen; dabey ſagte er: „Ich komme ſo eben von Paris; Aller Augen ſind auf dieſes Mahl gerichtet." Erfreulicher war die Sammlung für die armen Abgebrannten des Archers, welche 1800 Franken eintrug.

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung der Charade in Nr. 255:

Türkenkrieg.

Räthſel.

1.

Rathet, liebe Leſer, wie heißet mein Wort?
Zwey ſuchen's begierig hier und dort,
Doch der Eine verſchließt's und der Andre wirft's fort.

2.

Rathet! vielleicht habt ihr's im Verſtand;
Der Mann hat's im Arm, manch Weib bey der Hand;
Dann legt ſie die ſchönſten Gewänder drein,
Und hurtig ſchlüpft's auch in dieſe hinein.

J. G. M.

Beylage: Literaturblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 261.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 31. Oktober 1829.

Da drängt ſich alles Volk herzu
Mit Jubel und Geſange:
„Heil uns! er iſt's, der König iſt's!“

Uhland.

Die ſchöne Verſtändige.

(Beſchluß.)

„Genug!“ rief der Führer des Trupps, „wenn Du Deine Wiſſenſchaft des Leſens nicht mißbraucht haſt, um mir lügenhafte Worte vorzuſagen;“ und damit ſpornte er ſein Pferd und verſchwand bald mit ſeinem ganzen Trupp hinter dem Hochwald auf dem Wege nach Evreux.

Der Sänger hatte ſich mit ſeinem Maulthier bey Seite gehalten, um ſie vorbeyreiten zu laſſen, und machte ſich dann auch wieder auf den Weg, nicht ohne Beſchwerlichkeit, denn ſein Thier hatte ſich daran gemacht, die junge Birkenrinde abzunagen, und ſchlug oft hinten aus. Nachdem er eine kleine Stunde geritten war, kam er gegen Nacht an's Schloß Navarra; die Zugbrücke ließ ſich vor ihm nieder, und ſobald er ſein Thier untergebracht hatte, ſuchte auch er ſein Ruheplätzchen und ſchlief unter dem Schlotmantel des Geſindezimmers ein, wo die wachthabenden Söldner um ein Feuer von Haidekraut ſaßen und tranken, von Zeit zu Zeit aber das Feuer mit der Spitze ihrer Partiſanen ſchürten. In dieſen Beſchäftigungen fand ſie ein trüber, neblichter Aprilmorgen; ſogleich begaben ſie ſich in den vordern Hof, wo die Feſtlichkeiten ſchon angefangen hatten. Der geſammten Vaſallenſchaft wurde in großen Bechern Bier geſchenkt, man übte ſich in allerley Spielen, ſchoß nach der Taube, ſpielte Vierblindſpiel *) und Quintaine **); den Proben der Gewandtheit folgten die Späſſe der Kinder der heitern Kunſt ***); unter ihnen glänzte Angelo, der zugleich in der Phyſik, in der Aſtrologie und Muſik erfahren war.

Endlich kündigte die Trompete das Tournier an. Es wurde auf dem großen Platze, dem Thurme gegenüber, gehalten, in welchem die ſchöne Verſtändige ſeufzte. Der Ort war verziert, wie es bey ſolchen Fällen Sitte iſt. Der Biſchof ſaß an dem einen Ende der Bahn, dem Thor der Schranken gegenüber, der Graf von Evreux hielt in der Mitte der Stechbahn. Eine Menge Adel, Damen, Baronen, Ritter ſaßen auf den Seitenſtufen, eine große Anzahl von Vaſallen, Bürgern und Beamten hatte ſich an die Schranken herbeygedrängt. Niemand aber hatte noch, ſey es aus Furcht vor des Königes von Navarra Geſchicklichkeit oder vor ſeinem Zorn, Niemand hatte noch gewagt, mit ihm in die Schranken zu treten. Schon hatte ſein Herold zum dritten Male ausgerufen, ſchon dachte der Graf von Evreux ohne Kampf zu ſiegen und die arme Chriſtine in

*) Die Zuſchauer ſtellen ſich in einen Kreis. In der Mitte des Kreiſes befindet ſich ein Schwein und vier Leute mit verbundenen Augen und Stöcken. Derjenige Blinde, der das Schwein mit dem Stock tödtete, erhielt es zum Preis.

**) Quintaine war eine hölzerne Büſte auf einem Pfahle, mit großen Armen von Holz. Man ſtieß darnach mit der Lanze. Wer ſie nicht an dem rechten Punkte traf, bekam von den Holzarmen eine Ohrfeige.

***) La gaie science, die Kunſt der Trouvères überhaupt.

Digitized by Google

ſeiner Gewalt zu behalten; da füllte ſich plötzlich die Fläche mit Gewappneten; das Grün der Wieſe verſchwand unter einem Wald von Eiſenſpitzen, und die Sonnenſtrahlen ſpiegelten ſich in dem Stahle der Helme und der Waffen, daß die Wieſe wie ein Hochofen zu glühen ſchien. Dieſe unerwartete Erſcheinung ſchien dem Grafen einige Unruhe einzuflößen; doch faßte er ſich auf gute Art. Da ritt ein Herold vor, trat auf den hohen Stein und rief: „Karl, Graf von Evreur, gelten noch die Bedingungen der Ausforderung?“ — „Ja,“ antwortete der Graf; „der Erſte, der ſein Knie beugen wird, ſoll dem Sieger zu freyem Belieben überlaſſen ſeyn.“ — „Heran denn, edler Ritter!“ ſprach der Herold, indem er ſich an einen Unbekannten wandte, deſſen herabgelaſſenes Viſier ſein Geſicht verbarg. „Montjoye, St. Dionys!“ entgegnete der unbekannte Kämpfer, ritt in die Schranken, alle Herolde riefen: „Schicket Euch an!“ und Karl von Navarra hob ſeine lange Lanze mit dem Schafte von ſchottiſcher Haſel und mit der Spitze von Cordovaſtahl.

Der Ritter. Senke Deine Lanze, Graf von Evreur, und höre!

Karl der Schlimme. Faſſe Dich kurz.

Der Ritter. Weißt Du, gegen wen Du die Lanze brechen willſt?

Karl der Schlimme. Das gilt mir gleich.

Der Ritter. Und wenn es ein Vaſall wäre?

Karl der Schlimme. So würde ich ihm das Knie zur Erde beugen laſſen und ihn meinen Gewappneten zur Züchtigung übergeben.

Der Ritter. Du haſt Dein Urtheil geſprochen, (er hebt das Viſier). Blick' her und ſieh, was Du zu thun haſt.

Das Volk. Der König! Triumph! Triumph!

Die Barone. Graf von Evreur! Nieder auf die Kniee, nieder vor Deinem Lehnsherrn! *)

Schrecken und Wuth mahlen ſich in den Zügen des Königes von Navarra; aber von allen Seiten drängen die Leute des Königes herbey, die Barone rufen immerfort: Nieder auf die Kniee, und das Volk wiederholt: Triumph!

Da ſenkte endlich der Treuloſe langſam ſein hartnäckiges Knie. „Du biſt in meiner Hand,“ ſagte der König; „und nun, Vetter, könnte ich, nach den Bedingungen Deiner Ausforderung, Dich vom Leben zum Tode bringen laſſen; aber ich bin nicht hergekommen, die Beſchwerden des Königs von Frankreich zu rächen; als bloßer Ritter denn befehle ich Dir auf Wort und Eid, Gefangener des Biſchofs von Evreur zu ſeyn, bis Du die ſchöne Verſtändige in Freyheit geſezt und ihr das rechtmäßige Erbe ihrer Väter ausgeliefert haſt.“ Sprachs und wandte ſich mit ſeinen Gewappneten, und das Volk rief fort und fort: Triumph! Triumph! und hörte nicht auf, bis die Tritte der gewappneten Roſſe ſich nur noch wie das Wallen eines Waſſerfalles am fernen Horizonte vernehmen ließen.

*) Die ſogenannten Könige von Navarra waren Vaſallen des Königs von Frankreich.

Ueber den Winterſchlaf gewiſſer Thiere.

(Beſchluß.)

Die Thiere haben bekanntlich die allgemeine Eigenſchaft, einen gewiſſen Grad von Wärme in ſich zu erzeugen und, ſo lange ſie leben, zu erhalten; dieſe eigenthümliche Temperatur iſt bey manchen Thierklaſſen, den Fiſchen z. B. und den Reptilien, ſehr gering, bey den Säugethieren aber beträgt ſie im Durchſchnitt 38° des hundertheiligen Thermometers. Dieſe innere Wärme bleibt ſich in der Regel, wie wir ja an uns ſelbſt wiſſen, unter allen Umſtänden, bey Hitze wie bey Kälte, faſt ganz gleich; auch bey den Winterſchläfern beträgt die innere Wärme, wenn ſie wachen, 38°; in der Erſtarrung aber ſinkt ſie allmählig auf 5°, ja auf 3°, und dieß erſcheint uns allerdings als eine ſeltſame Ausnahme von den ſonſtigen Geſetzen des thieriſchen Haushalts, da wir gewohnt ſind, die Gleichförmigkeit, Unveränderlichkeit jenes innern Wärmequells als eine der Hauptlebensbedingungen der Säugethiere zu betrachten.

Was nun die äußern Bedingungen des Winterſchlafs anlangt, ſo iſt, wenigſtens in unſerem Klima, die hauptſächlichſte die jährlich wiederkehrende Winterkälte; der Schlaf dieſer Thiere beginnt beſtändig mit dem Winter; ſie wachen aber auf und ſchlafen wieder ein, je nachdem die Temperatur ſteigt und wieder ſinkt; aber nicht blos Erhöhung der Temperatur rüttelt ſie auf: ſonderbarerweiſe weckt ſie plötzlich eintretende größere Kälte, bey der ſie, hätten ſie gewacht, raſch eingeſchlafen wären, ſchnell auf, wenn ſie ſchon geſchlafen haben. Es bedarf alſo zum dauernden Schlafe eines beſtimmten und beſtändigen Kältegrades. Das zweyte Hauptmoment nach der Kälte iſt Ruhe, Unthätigkeit; und dieſe zwey Punkte bedingen einander gegenſeitig; denn wenn das Thier unthätig bleibt, ſo entwickelt es weniger Wärme und iſt dem Einfluß der Kälte deſto ſchneller ausgeſezt. Man glaubt allgemein, an hellen Orten, und wenn ſich Lebensmittel in der Nähe befinden, ſchlafen die Thiere ſchwerer und ſpäter ein; aber nach Flourens Beobachtungen iſt dieß, wenigſtens beym Lerot, nicht der Fall.

Fragt man nun aber endlich, von welchem Körpertheil im Allgemeinen oder von welcher beſondern Beſchaffenheit eines ſolchen der Winterſchlaf abhänge, und wie es dabey zugehe, ſo antwortet die Wiſſenſchaft, wie ſo oft,

Digitized by Google

bloß mit Vermuthungen. Es gibt faſt kein Organ, von dem man dieſe Erſcheinung nicht hätte ausgehen laſſen; beſonders aber ſuchte man die Urſache im Gehirn, wie ja dieſes in der Phyſiologie überall herhalten muß, wo man etwas nicht erklären kann; nach Flourens Erfahrungen hat aber das Gehirn gar nichts damit zu thun. Das Athmen dagegen ſcheint die Funktion zu ſeyn, auf welche bey dieſen ſonderbaren Thieren die Kälte lähmend wirkt. Bey einem ſchlafenden Lerot ſchlugen die Pulsadern am Halſe neun- bis zehnmal in der Minute; er wurde geweckt, der Athem kam allmählig wieder in Gang, der Puls ſchlug nacheinander zwanzig-, dreißig-, vierzig-, hundertmal, endlich hundertzehnmal in der Minute, womit der Athmungsprozeß völlig wiederhergeſtellt war. Man ſezte nun das Thier wieder der Kälte aus, und der Puls ging allmählig wieder auf neun Schläge zurück, womit das Athmen ganz aufgehört hatte und das Thier völlig erſtarrt war. Es kam nun vorzüglich darauf an, zu ſehen, ob künſtliche Unterdrückung des Athems nicht ähnliche Folgen haben werde, wie die Erſtarrung. Man unterbrach alſo an einer wachen Holzmaus das Athmen künſtlich; bald wurde das Blut ſchwarz, der Puls ſeltener; nach vier Minuten ſchlug er nur noch zwey-und-dreyßig Mal, und nach einer halben Stunde, wie bey den erſtarrten Thieren, nur noch neun Mal; man hatte alſo wirklich eine künſtliche Erſtarrung hervorgebracht. So gelang es Flourens dadurch, daß er das Athmen wechſelsweiſe künſtlich unterbrach und frey ließ, bey viel geringerem Kältegrade, als dazu gehörte, um das freyathmende Thier zur Erſtarrung zu bringen, daſſelbe in wahren Winterſchlaf zu verſetzen.

Somit iſt es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die Reſpiration, die Lunge, der Weg iſt, auf welchem die Kälte auf dieſe ſeltſamen Thiere einwirkt; wir dürfen aber wohl kaum bemerken, daß damit lediglich nicht erklärt iſt, warum die Kälte gerade nur bey dieſen Thieren ſo auf die Athmungswerkzeuge wirkt, und wie es kommt, daß gerade bey dieſen Thieren ein Prozeß ſo lange unterbrochen werden kann, deſſen Aufhebung nach kurzer Zeit faſt alle Säugethiere tödtet, und es geht uns hier, wie es dem Menſchen, der der Natur ihre Geheimniſſe ablauſchen will, immer geht und gehen muß: für Ein gelöstes Räthſel gibt uns die Natur zwey und mehrere auf.

Die Londoner Tabaksbüchſe.

In unſerm Zeitalter, das noch weit mehr den Namen des Jahrhunderts der kleinen Erfindungen als der großen verdient, ſind beſonders die Engländer unerſchöpflich im Erſinnen von kleinen Mechanismen, die das Nachrechnen, Nachzählen, Kontrolliren, Aufmerken und andere Geiſtes-Operationen erſparen. Bekannt iſt z. B. die Vorrichtung bey den Brücken, an denen die Fußgänger durch ein Drehkreuz zu gehen und einen Zoll zu entrichten haben, daß ein Indikator im Zimmer des Einnehmers auf Tage, Wochen, Monate angibt, wie viele Perſonen hin und her paſſirt ſind. Aber wirklich beluſtigend iſt die Anwendung, welche die Londoner Kaffeewirthe, zum Leidweſen der Raucher, welche gerne eine Pfeife umſonſt ſtopfen möchten, von dieſer nachrechnenden Mechanik auf ihre Tabaksbüchſen gemacht haben. In England wird meiſtens nur von Fremden, Soldaten, Seeleuten und den untern Ständen geraucht, und zwar nicht in den beſſern Kaffeehäuſern, ſondern in den geringeren, wo dann zu dieſem Behuf eigene Smoking rooms oder Rauchzimmer vorhanden ſind. Der Engländer pflegt aber nicht ſo Pfeife und Tabak mit ſich zu führen, wie der deutſche Raucher ſeinen ganzen Apparat oder der Hindus ſeine Betelbüchſe bey ſich hat; die irdene Pfeife bekommt man vom Wirth, der Tabak aber ſteht auf dem Tiſche in einer verſchloſſenen Büchſe von Weißblech. Für den Wirth war es früher ſehr weitläufig und unſicher, den Betrag für jede Pfeife, die man ſtopfte, d. i. einen Penny (3 Kreuzer), von den Konſumenten unmittelbar zu beziehen. Da verfiel nun ein mechaniſches Genie in der Gilde der Kaffeewirthe auf ein Auskunftsmittel, das bald nachgeahmt wurde. Man ſieht jezt in den Londoner Kaffeehäuſern mitten im Zimmer eine Tabaksbüchſe ſtehen, die eine beſondere Abtheilung mit einem Loche hat, wie bey einer Armenbüchſe, in welches gerade ein Penny hineingeht. Inwendig, dem Loche gegenüber, iſt der Arm eines Hebels, deſſen anderes Ende mit dem Riegel, welcher den Deckel der Tabaksbüchſe ſchließt, in Verbindung ſteht, und ſeine Länge ſo berechnet, daß nur ein Gewicht von einem Penny, und kein geringeres, ihn zu öffnen vermag. Will man nun ſeine Pfeife ſtopfen, ſo wirft man einen Penny hinein, der Deckel ſpringt auf und man hat, was man verlangt. Glaubt etwa einer, mit einem halben Penny durchzukommen, ſo wird der Betrug auf der Stelle beſtraft, die Büchſe bleibt, weil das Gewicht für den Hebel zu klein iſt, unerbittlich geſchloſſen, und er muß noch einen ganzen Penny hinzuthun, denn ein zweyter halber, der hineingeworfen wird, öffnet die Büchſe ſo wenig als ein dritter, weil das Geldſtück nicht auf dem Hebel liegen bleibt. Der Egoismus der Engländer macht, daß dieſe wunderliche Maſchine in ihrem Vaterlande vielleicht vollkommener ihrem Zwecke entſpricht, als es anderswo der Fall ſeyn möchte. Bey uns bliebe dieſelbe wohl zuweilen offen, aber der Engländer denkt: „ich habe bezahlt, ein anderer mag auch bezahlen,“ und klappt die Büchſe beſtimmt wieder zu. Es iſt Schade, daß wir nicht nöthig haben, dieſe ſinnreiche Vorrichtung nachzuahmen.

Digitized by Google

Erwachen.

Ich lag im Schlaf in Träumen
In ſtiller Mitternacht
Wohl unter Blüthenbäumen
In ſonnenheller Pracht.

Erwacht ſah ich mit Trauer
Entlaubte Bäume nur,
Und düſtrer Regenſchauer
Durchbebte die Natur.

Ich lag im Schlaf in Träumen,
Ein Freund bot mir die Hand,
Ich reicht' ihm ohne Säumen
Auch meinige zum Pfand.

Erwacht mußt' ich erblicken,
Wie mit dem Dolch der Freund,
Stund hinter meinem Rücken —
Nun weiß ich, wie der's meynt!

Abſchied möcht' ich Dir geben,
O Welt mit deinem Licht!
Hier innen iſt mein Leben,
Da draußen iſt es nicht!

Juſtinus Kerner.

Korreſpondenz-Nachrichten

Dresden, Oktober.

(Beſchluß.)

Das Gerücht, daß die Aufführung des Goetheſchen Fauſts auf der hieſigen, wie auf der Leipziger königlichen Bühne auf höheren Befehl verboten worden ſey, hat ſich durch wiederholte Darſtellungen dieſes Meiſterwerks ſelbſt widerlegt.

Vom Halleſchen Muſikfeſt zurückkehrend, hielt ſich Spontini hier eine Zeitlang auf und gewährte gefällig die Bitte, eine Vorſtellung ſeiner Veſtalin ſelbſt zu leiten. Mit dem größten Fleiße ſtand er einigen Proben vor, und als die Aufführung wirklich ſtattfand, bewährte er ſich nicht blos als den ausgezeichneten Komponiſten, als welchen ihn Europa kennt, ſondern auch als einen der trefflichſten Dirigenten. Schon die Ouvertüre bewährte dieſe Meiſterſchaft und mußte unter dem rauſchendſten Jubelrufe des gedrängt vollen Hauſes wiederholt werden. Jedem Muſikſtücke ward dann gleicher Beyfall gezollt, und am Schluſſe rief der einſtimmigſte Dank den gefeyerten Meiſter, der an der Hand der Mad. Devrient (Veſtalin) und Dlle. Hofmann erſchien. Allerdings bot ſich ſeinen Bemühungen in unſerer herrlichen muſikaliſchen Kapelle, wie in den braven Sängern, ein ſehr dankbarer Stoff dar, aber nicht zu verkennen war das regere Leben, das die Gegenwart und Leitung dieſes Mannes hervorbrachte, und ſo gehörte dieſe Darſtellung gewiß unter die gelungenſten unſers Repertoirs. Er ſelbſt iſt mit allen Elementen, die er dabey vorfand, ungemein zufrieden geweſen, und ſoll das Verſprechen gegeben haben, im kommenden Jahre auch ein Gleiches an ſeinem Fernando Cortez und ſeiner Olympia zu thun.

Uebrigens brachte dieſer Zeitraum im deutſchen Theater mehrere neue Erſcheinungen, die ſämmtlich nicht ohne Beyfall aufgenommen wurden. „Die humoriſtiſchen Studien" von Lebrün ſind ein luſtiger Schwank, den man wohl ein paar Mal mit anſieht. Größere Anſprüche ſcheint „das Schloß Greifenſtein," ein ſogenanntes Ritterſchauſpiel von Madame Birch-Pfeiffer (der Zettel machte gar Birchpfeifer daraus) zu machen, ſcheint es aber auch nur, denn das Komiſche darin iſt doch eigentlich ſo derb vorwaltend, daß es der Verfaſſerin mit dem Ernſten gar nicht Ernſt geweſen ſeyn kann. Da auch hier ein friſcher Zweig der Homöopathie Blüthen und Blätter treibt, ſo mußte die Aufführung der Raupach'ſchen „feindlichen Brüder" viele Unterhaltung gewähren. Verſtändig genug nahmen beyde Partheyen die Poſſe als das auf, was ſie ſeyn ſoll, und ergözten ſich an dem reichgeſpendeten Witze, der bald rechts, bald links trifft. Wenn ſich's der Dichter nur mit der Entwickelung nicht gar zu leicht gemacht hätte und in den lezten Scenen die Anklage der Verrücktheit allzu oft vorkäme; auch will mir die Anwendung des ſchönen Schillerſchen Verſes, als Schluß, in Till's Munde nicht recht gefallen. Jedenfalls iſt aber dieſes Stück eine der heiterſten Erſcheinungen in dem ſo armen Gebiete des deutſchen Originalluſtſpiels. Als lezte Neuigkeit habe ich den „Spion," ein Schauſpiel nach dem Franzöſiſchen von einem ungenannten Bearbeiter, anzuführen. Er wollte nicht recht durchgreifen und trägt alle die Fehler an ſich, welche Bearbeitungen von gefeyerten Romanen für die Bühne zu haben pflegen.

Lyon, Juli bis Oktober.

(Beſchluß.)

Unter den Feſtlichkeiten muß des Generals Spazierfahrt auf der Saone angeführt werden. Dabey war daſſelbe frohe Gedränge. Die Barken bedeckten den Fluß bis zur Inſel Barbe, wo, gleichwie an den beyden Ufern, tauſend jubelnde Menſchen in dichten Reihen verſammelt waren. Gar anmuthig und reizend ſah es aus, wie die gepuzte Menge amphitheatraliſch bis zu den Hügelhöhen von Cuire und St. Rambert hinauf ſtand. Als der General mit ſeinen geſchmückten Kähnen auf dem Fluß erſchien, ſchallte Freuderuf auf allen Ecken. Leider fing es an zu regnen, und dadurch wurde die Spazierfahrt unterbrochen, denn man wollte ſie bis Fontaines machen. Auch bey dieſer Feſtlichkeit, wie bey des Generals Einzug, war Eins zu bemerken. Die unabſehlichen Menſchenreihen beſtanden nicht etwa aus Janhagel, ſondern aus den beſten Einwohnern der Stadt und der oft ziemlich weit entfernten Umgegend. Es waren die Beſten des Volks, die wir hier in Freude und Jubel verſammelt ſahen, und bey denen, wiewohl ohne alle Polizey, nicht die geringſte Unordnung oder Störung vorfiel und die ſelbſt die kleinlichſten polizeylichen Verordnungen pünktlich beobachteten. Solches mögen die nicht vergeſſen, welche gern allen dieſen Lafayetteſchen Feyerlichkeiten einen revolutionären Charakter geben möchten. Den hatten ſie durchaus nicht; ſie waren nur die laute, kräftige, entſchiedene Stimme eines Volkes, das ſich nicht in ſeinen Rechten beeinträchtigen und kränken laſſen will.

Am 8. September früh um acht Uhr, bey gewaltig herabſtrömendem Regen, reiſte der General wieder von Lyon ab. Der ungünſtigen Witterung ungeachtet, begleiteten ihn fünfundzwanzig Reiter und mehrere Wagen bis Granche-Blanche. An dem Wege waren wieder eine Menge Menſchen verſammelt, die dem Reiſenden ein herzliches Lebewohl zuriefen.

So ſchloß ſich der Triumphzug eines edeln Mannes, der mehr als zwey Menſchenalter hindurch der Völker und ihrer Freyheit warmer Freund und Vertreter war. M.

Auflöſung der Räthſel in Nro. 260:
Geld. — Stärke.

Beylagen: Intelligenzbl. Nr. 41. u. Monatsreg. Oktober.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Drei und zwanzigſter Jahrgang.

1829.

November.

Wenn Geiſt mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie ſchlummernde Funken nährt,
Dann werden ſelbſt der Apollonia
Eifrigſte Prieſter euch nicht verkennen.

Klopſtock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1829.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. **Schöne Literatur.** Ueberſicht des Zuſtandes derſelben in Deutſchland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufſätze über ſchöne Wiſſenſchaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neueſten belletriſtiſchen Schriften: der Romane, Schauſpiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus ſeltenen intereſſanten Werken. — Reviſion einzelner Recenſionen aus den beſten kritiſchen Blättern. — Nachricht vom Zuſtande der ausländiſchen ſchönen Literatur, beſonders der Franzöſiſchen, Engliſchen, Italieniſchen, Holländiſchen, ꝛc. — Ueberſetzungen als Proben.

II. **Kunſt.** Kurze Abhandlungen über Gegenſtände der Kunſt. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunſt, Gartenkunſt ꝛc., Auszüge. — Kunſtnachrichten: **Theater.** Periodiſche Ueberſicht des Zuſtandes der vorzüglichſten Schaubühnen in Deutſchland, Frankreich u. ſ. w. Scenen aus ungedruckten Schauſpielen. **Muſik.** Nachricht von neuen muſikaliſchen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. **Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geſchichte einzelner Städte und Völker.** Geſelliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Univerſitäten, Meſſen, Bäder, Carnevals; zuweilen intereſſante topographiſche Schilderungen.

IV. **Biographiſche Skizzen.** Einzelne Züge aus dem Leben intereſſanter Menſchen. — Beiträge zur Bildungs-Geſchichte vorzüglicher Schriftſteller, Künſtler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handſchrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beſchäftigungen der Gelehrten, ihren Reiſen ꝛc.

V. **Kleine Reiſebeſchreibungen.** Auszüge aus intereſſanten größern Werken dieſer Art; kleinere Original-Aufſätze.

VI. **Gedichte.** Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländiſchen und deutſchen Gedichten.

VII. **Miszellen.** Anekdoten. Satyriſche Aufſätze. Kleine leichte Erzählungen in Proſa und Verſen; Räthſel, Charaden und dergleichen.

VIII. Beſondere Beilagen enthalten die **Ueberſicht der Literatur.**

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erſcheint ein Blatt. In beſondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte ſo wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren ſind im „**Morgenblatt**“ Aufſätze und Nachrichten über Gegenſtände der bildenden Künſte geliefert worden. Zur beſſeren Ueberſicht für Kunſtfreunde wurde ſpäter eine eigene Beylage unter dem Namen des „**Kunſtblatts**“ für dieſen Zweck beſtimmt, die jedoch in ungleichen Friſten erſchien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote ſtand.

Die Liebe zur Kunſt hat ſich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politiſchen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und geſteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen ſich davon bedeutende Wirkungen, und laſſen den erfreulichſten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitſchrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erſcheinungen im Gebiete der bildenden Kunſt gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn ſie unternimmt, das „**Kunſtblatt**“ in ſolcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erſcheinen zu laſſen, daß es, dieſem Bedürfniß entſprechend, den Leſern des „**Morgenblatts**“ eine bedeutende und intereſſante Zugabe ſey, für Künſtler und Kunſtfreunde aber auch abgeſondert eine ſelbſtſtändige Zeitſchrift bilde.

Man wird zu dem Ende ſich beſtreben, zunächſt in zwey, wöchentlich erſcheinenden Blättern ſo viel möglich vollſtändige Nachrichten über das Merkwürdigſte zu ertheilen, was in Deutſchland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunſt, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur ſich ereignet, Beurtheilungen von Kunſtwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunſtgegenſtände zu liefern, und Beyträge zur Geſchichte der ältern und neuern Kunſt zu ſammeln. Hiermit ſollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunſt betreffenden Werken, ſo wie eine Ueberſicht der neueſten artiſtiſchen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendſten Schriften dieſes Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht ſeyn, das Blatt mit Umriſſen in Kupferſtich oder Steindruck befriedigend auszuſtatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. **Schorn**, Verfaſſer der Schrift über die Studien der griechiſchen Künſtler, übernommen.

Wir ſtellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunſt die Bitte, unſer Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufſätzen und Nachrichten kräftigſt zu unterſtützen. Beſonders erſuchen wir auch Künſtler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entſtehenden Kunſtwerken Notizen einzuſenden, damit die Ueberſicht möglichſt vollſtändig werde. In allen Beziehungen wird man ſtets den Grundſatz ſtrenger Unpartheylichkeit befolgen, **und wir glauben deßhalb die** bereits in den bedeutendſten kritiſchen Zeitſchriften angenommene **Regel, alle Beurtheilungen** mit **Namensunterſchrift oder anerkannter Chiffre zu verſehen, auch für unſer Blatt feſtſtellen zu müſſen.** Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemeſſenen Lobes oder Tadels ſchützen, und dazu beytragen, unſrer Zeitſchrift den edlen und anſtändigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und beſonders, wo von den höchſten Fähigkeiten und Gütern des menſchlichen Geiſtes die Rede iſt, beobachtet werden ſollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „**Kunſt-Blatt**“ beſtimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieſes ſo intereſſante Fach dasjenige geleiſtet werden ſoll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben ſo iſt es der Fall mit dem „**Literatur-Blatt.**“ — Der bisher ihm gewidmete Raum iſt zu beengt. — Wir ſehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch dieſem Theil des „Morgenblatts“ eine gröſſere Ausdehnung zu geben, …
ſten Erſcheinungen der Literatur, die, ohne zu den ſtrengwiſſenſchaftlichen zu gehören, von …
bekannt machen zu können.

Dieſe gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt ſind, wenn wir wirklich den für Gründun…
blatts“ beabſichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheiſcht natürlich auch gröſſere, bedeutende …
wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, dieſem Zweig beſtimmten Beylagen brachten,
zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichſt bereit ſind, ſo können wir dieſes bey der Vermehrung von 4 — 5 …
lichen Beylagen damit nur beweiſen, daß wir blos auf die Hälfte deſſen, was wir nach dem bisherigen Preis des „M…
genblatts“ dafür fordern könnten, Anſpruch machen, und für dieſe Ausdehnung mit dem kleinen Aufſchlag von
2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künſtler und Kunſtfreunde das „Kunſt-Blatt“ einzeln halten wollen, ſo wird dieſen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlaſſen. Das Gleiche gilt für einzelne Beſtellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunſt-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünſchen, koſtet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einſchluß des „Literatur-“ und „Kunſt-Blatts“, würde alſo koſten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunſt-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . . 3 fl.
das „Kunſt-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Poſtamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Ein Myſterium der Poeſie, von L. Robert. 263.
Nachtruf, von Rochholz. 267.
Die Liebe, von Kilzer. 268.
Metall und Glas, von Juſt. Kerner. 270.
Der Invalide, von Grün. 267.
Morgens, von Rochholz. 279.
Bertran de Born, von L. Uhland. 283.
Der Mohn, von L. Uhland. 284.
Homonyme: Lerche. 267.
Räthſel: Wetterglas. 273. — Der Tod. 283.
Charade: Landkarte. 279.

Romane und Erzählungen.

Der Irländer. 269. 270.
Der Gabmen. 272. 273. 274. 275. 276. 277. 278.
Die Brüder. 281. 282. 283.

Alterthumskunde.

Die Gräber der Könige von Theben. 263. 264. 265. 266. 267.

Reiſen.

Italieniſche Fragmente, von H. Heine. 265. 266. 281. 285. 286.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Züge aus Garriks Leben. 262.
Ein chineſiſcher Frauenzimmerfuß. 262.
Didaskalien, von L. Robert. 267. 268. 274. 275.
Schiller an Goethe. 268. 271.
Goethe an Schiller. 271.
Ein Beſuch zu Ferney i. J. 1829. 269.
Aus dem Journal eines Leſers. 279.
Aldinis feuerfeſte Kleider. 279.
Das Doppelmädchen Chriſtina Ritta. 279.
Klaſſiker und klaſſiſche Bildung. 280. 281. 282. 283.
Heirath aus einer Anklage wegen Mords. 280.
Statiſtik der Narren in England. 284.
Ungedruckte Briefe J. G. Zimmermanns. 285. 286.

Länder- und Völkerkunde.

Ueber den jetzigen Zuſtand der Inſel Madeira, von Fr. Holl. 262. 263. 264.
Gemälde des römiſchen Volkscharakters. 270. 278.

Naturgeſchichtliches.

Ueber den Biela'ſchen Kometen, von Dr. Nürnberger. 271. 272. 273.
Die Beſteigung des Elbrus. 277.

Korreſpondenz.

Paris. 262. 263. 271. 272. 273. 274. 276. 277. 278. 279. 282. 283. 284. — Aus der Schweiz. 264. — Leipzig. 264. 265. 266. 267. — Berlin. 265. 266. 280. 281. — St. Gallen. 268. 269. — London. 269. 270. 271. 282. — Rom. 274. 275. — München. 273. 276. 277. 278. — Aachen. 285. — Frankfurt. 286.

Digitized by Google

Kunſt-Blatt.

Nro. 88.

Betrachtungen über die Kunſtausſtellung in München, im Okt. 1829. (Fortſ.) — Ueber Porträtmalerey. (Beſchluß.) — Anzeige.

Nro. 89.

Notizen über die wichtigſten, dermalen im Bau begriffenen Denkmale der Architektur in Paris. 4ter Artikel. — Malereyen im alten päpſtlichen Pallaſte in Avignon. — London.

Nro. 90.

Betrachtungen über die Kunſtausſtellung in München. (Fortſ.) Ueber das Leben und die Werke des Bildhauers Houdon. — Berichtigungen.

Nro. 91.

Die St. Michaelskirche zu Hall in Schwaben. — München. — Ueber einen in den Blättern für liter. Unterhaltung enthaltenen Aufſatz: Aus und über Bayern. — Berichtigungen.

Nro. 92.

Betrachtungen über die Kunſtausſtellung in München. (Fortſ.) — Die St. Michaelskirche zu Hall in Schwaben. (Fortſ.)

Nro. 93.

Betrachtungen über die Kunſtausſtellung in München. (Fortſ.) — Die St. Michaelskirche zu Hall in Schwaben. (Beſchl.)

Nro. 94.

Betrachtungen über die Kunſtausſtellung in München. (Fortſ.) — Aus dem Badenſchen.

Nro. 95.

Betrachtungen über die Kunſtausſtellung in München. (Fortſ.) — Maler und Dichter, von K. Buchner.

Nro. 96.

Betrachtungen über die Kunſtausſtellung in München. (Fortſ.)

Literatur-Blatt.

Nr. 88.

Die Leipziger Büchermeſſe im Herbſt 1829. — Geſchichtſchreibung. Handbuch der Geſchichte der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft, von L. Mayer von Knonau. — Epiſche Dichtkunſt. Die Götter Nordens, aus dem Däniſchen des A. Oehlenſchläger von G. Th. Legis.

Nro. 89.

Taſchenbücher auf 1830. Taſchenbuch für Damen. — Kirchenthum. Bedenken aus höherem Standpunkte über die religiöſen Abſonderungen unſerer Zeit ꝛc. von einem freyſinnigen Landsmann. Zürich.

Nro. 90.

Geiſterkunde. Die Seherin von Prevorſt, von Juſt. Kerner. Erſter Artikel.

Nro. 91.

Die Seherin von Prevorſt. Zweyter Artikel.

Nro. 92.

Die Seherin von Prevorſt. (Beſchluß.) — Reiſebeſchreibung. Wanderungen durch die rhätiſchen Alpen. — Taſchenbücher auf 1830. Taſchenbuch der Liebe und Freundſchaft.

Nr. 93.

Kritiſche Literatur. Ulysses Homer; or a discovery of the true author of the Iliad and Odyssey, by C. Koliades. — Dichtkunſt. Pater Abrahams a Santa Clara große Todten-Bruderſchaft.

Nro. 94.

Reiſeliteratur. 1) Wanderungen im Süden, mitgetheilt durch W. Alexis. 2) Herbſtreiſe durch Skandinavien. von W. Alexis. — Staatswiſſenſchaft. Beherzigungen bey der Einführung der Preßfreyheit in der Schweiz und über geſetzliche Beſtimmungen über die Preſſe.

Nro. 95.

Ankündigung. — Kunſtgeſchichte. Ar Bardoniaeth Cymaeg, by David Williams. — Taſchenbücher auf 1830. Die Centifolie.

Anzeige.

[609] **Weihnachtsgeſchenk.**

So eben iſt erſchienen und bey J. D. Sauerländer in Frankfurt, ſo wie in allen Buchhandlungen zu haben:

Poetiſche Spiegelreflexe, eine Gabe der Liebe und Freundſchaft von H. Pierre. Elegant gebunden 2 fl. 20 kr., geheftet 2 fl.

Der Name des Verfaſſers, ſchon durch ſeine Beyträge an literariſchen Blättern hinlänglich bekannt, bürgt für den Werth dieſer anmuthigen Bilder der Laune, des Gefühls und frommer Erhebung zu dem Ueberirdiſchen, und wir können verſichern, daß kein Leſer ſie unbefriedigt weglegen wird!

Als Weihnachtsgeſchenk, wozu das Werkchen ſich zweyer Gedichte: das Weihnachtsfeſt und das Weihnachtsgebet, ſo wie auch ſeiner äußeren Ausſtattung wegen, beſonders eignet, wird es jedem Geber den Dank des Empfängers erwerben.

Digitized by Google

N°. 262.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 1. November 1829.

Ohne des Pflanzers Sorg' und der Ackerer ſteigt das Gewächs auf,
Alles, Weizen und Gerſt', und edeln Reben, belaſtet
Mit großtraubigem Wein, und Kronions Regen ernährt ihn.

Homer.

Ueber den jetzigen Zuſtand der Inſel Madeira.

Von Friederich Holl.

Die Inſel Madeira, welche im Juni des Jahres 1419 von zwey portugieſiſchen Seeleuten, Joao Gonſalvez Zargo und Triſtram Vaz Tareira entdeckt wurde, bildet ein unregelmäßiges, längliches Viereck, deſſen größte Länge von Oſten nach Weſten ungefähr fünfzehn, die größte Breite von Süden nach Norden ungefähr vier geographiſche Meilen beträgt. Ihren Namen erhielt ſie deßhalb, weil die erſten Entdecker dieſelbe ganz mit dichten Waldungen bedeckt fanden, und madeira im Portugieſiſchen Holz bedeutet. Jezt ſind die Waldungen, vorzüglich an der Südküſte, durch die Kultur ſehr gelichtet worden, daher auch die Einwohner oft im Scherz ſagen, man könnte ſie eher ilha da pedra als ilha da madeira nennen.

Kommt man von Europa, und hat die kleine Inſel Porto Santo und die drey ſteil aus dem Meere hervorragenden Felſen, welche unter dem Namen der ilhas desertas bekannt ſind, paſſirt, ſo zeigt ſich Madeira als ein einziger, hoher, ſchwarzer Berg, deſſen höchſte Spitze ſich in den Wolken verliert. Kommt man näher, ſo laſſen ſich nach und nach die einzelnen Berge, woraus das Ganze beſteht, unterſcheiden; aber noch immer werden die Erwartungen von dieſer ſchönen Inſel nicht erfüllt, und vorzüglich bietet die Oſtküſte, um welche man herumſegelt, einen traurigen Anblick dar; das Auge ſieht nichts als ſchwarze, zerriſſene, kahle Felſen ohne alle Vegetation. Immer grüner und grüner wird es aber nun, wenn man längs der Südküſte hinſegelt, bis man endlich in der großen Bucht, an welcher die Stadt Funchal liegt, eine Anſicht hat, welche dreiſt mit denen in dem Golf von Genua oder Neapel wetteifern kann. Die meiſtens kleinen, weißen Häuſer der Stadt ziehen ſich amphitheatraliſch an den hinter ihr liegenden Bergen, welche mit niedlichen Landhäuſern und Weingärten bedeckt ſind, hinan, hie und da ragt eine Kokospalme oder ein Piſang hervor, und im Hintergrunde ſieht man den faſt 6000 Fuß hohen Pico Ruivo, den höchſten Berg der Inſel, deſſen Haupt ſtets in Wolken gehüllt iſt.

Die Inſel iſt durchaus bergig, ſelbſt in der Stadt gibt es wenig ebene Straßen, und man mag hinausgehen, wo man will, ſo muß man ſteigen. Sie iſt daher auch nur vorzüglich an den Küſten, ungefähr eine oder höchſtens zwey Stunden weit in das Land hinein, bebaut. An der Südküſte, wo der meiſte Wein wächſt, wird die Kultur nur manchmal durch einen Strich kahler Lavafelſen unterbrochen, auf denen nichts als die indianiſche Feige (Cactus Opuntia) wächſt. Die Nordküſte iſt felſiger und rauher, und die Wellen des atlantiſchen Meeres ſchlagen oft in haushoher Brandung an die ſenkrechten Felſen an. Das Innere der Inſel iſt ganz unkultivirt, und der Wanderer kann nur zu Fuß dieſe ſteilen Felſen und tiefen Abgründe durchſtreifen, und muß ſein Nachtlager unter einem Baum oder einem Felſen aufſchlagen, wenn er nicht zufällig eines von den beyden Häuſern antrifft, welche ein reicher Por-

Digitized by Google

tugieſe, Namens Joao Carvalhal, in dem unwegſamſten Theil der Inſel, dem ſogenannten Paul da Serra, zur Bequemlichkeit der Reiſenden hat bauen laſſen.

Das Klima der Inſel iſt wohl eines der angenehmſten, weßhalb auch jährlich im Herbſt die lungenſüchtigen Engländer hinkommen, um ihr Leben noch um ein Paar Wochen oder Monate zu verlängern, denn gewöhnlich werden ſie von den Aerzten nicht eher fortgeſchickt, als bis keine Hoffnung zur Heilung mehr da iſt, und manche ſind ſchon auf der Reiſe geſtorben. Im Winter, nämlich in den Monaten Oktober, November und December, fällt der Thermometer ſelten unter 12° + Reaum., ausgenommen auf den Bergen im nördlichen Theil der Inſel, wo es doch zuweilen ſchneit, der Schnee aber niemals über einen bis zwey Tage liegen bleibt. In den Monaten Juli und Auguſt überſteigt die Hitze gewöhnlich nicht den 28ſten Grad; eine Ausnahme machte der Sommer 1827, wo der Thermometer im Schatten bis zu 30° ſtieg. Die Stadt iſt der wärmſte Theil der Inſel, und die Temperatur iſt hier immer um 8 — 10° höher als im nördlichen Theil. Regen iſt im Sommer äuſſerſt ſelten, und es vergehen oft vier bis fünf Monate, ohne daß ein einziger Tropfen fällt; es müßte daher alles vertrocknen, wenn die Erde nicht des Nachts durch den ſtarken Thau erfriſcht würde. Im Winter ſtrömt aber dann auch das Waſſer oft drey, vier Tage lang ohne Unterbrechung in ſolchen Maſſen herab, daß in einer halben Stunde alles überſchwemmt iſt; und in einem Thale, wo man geſtern noch trocknen Fußes durchging, brauſt heute ein reißender Strom, welcher Bäume und Felſen mit fortwälzt. Im Jahre 1803, am 10ten Oktober, wurde durch einen ſolchen fürchterlichen Waſſerſtrom ein Theil der Stadt und die älteſte Kirche, Nossa Senhora do Calhao genannt, welche der erſte Entdecker Zargo gebaut hatte, weggeriſſen, und noch jezt feyert man jährlich dieſen Tag in den Kirchen.

Das Hauptprodukt der Inſel iſt der Wein, deſſen erſte Reben von der Inſel Kreta ſollen hergebracht worden ſeyn. Wegen der großen Hitze und anhaltenden Dürre pflanzt man ihn allgemein vier bis fünf Fuß tief, und zieht ihn auf der ganzen Südküſte, wo der beſte wächſt, an niedrigen Laubgängen aus Rohr, überhaupt ganz auf dieſelbe Art, wie in dem ſüdlichen Tyrol. An der Nordküſte, wo ein ſchlechterer Wein wächſt, welcher nicht ausgeführt wird, leitet man ihn an Kaſtanienbäumen in die Höhe. Je nach dem Boden und der Lage des Orts, gibt es ſehr viele Sorten von Trauben; die beſten ſind Malvaſia, Sercial und Tinta; die erſtere liefert den koſtbarſten Wein, welcher in England unter dem Namen Malmſey bekannt iſt; dann folgen Baſtardo, Bual, Negra molle und Verdelho, und hierauf die geringern Sorten Baboza, Alicante, Negrinha, Liſtram, Ferral und Muscatel. Dieſe leztern Sorten werden untereinander gemiſcht gepreßt, Malvaſia, Sercial und Tinta aber jede für ſich beſonders, und nur dasjenige wird zum Wein genommen, was bey dem erſten Preſſen abläuft. Die andern Sorten werden noch ein zweytes Mal gepreßt, und zulezt auf die Maſſe, welche zurückbleibt, Waſſer gegoſſen, dieſelbe mit den Füßen durcheinander getreten und zum dritten Mal der Preſſe unterworfen. Dieſe lezte Flüſſigkeit, welche Agua pè, Fußwaſſer, genannt wird, iſt faſt das einzige Getränk der Landleute. Alle Madeiraweine ſehen zuerſt roth aus; erſt nach zwey bis drey Jahren verlieren ſie dieſe Farbe und werden immer gelber.

Um den Wein zu verbeſſern, legt man die Fäſſer oft jahrelang in die Sonne; ſo liegt immerwährend in der Nähe der Stadt am Strande, wo die größte Hitze iſt, eine große Menge derſelben. Manche Eigenthümer legen ihn auch, um dieſe Verbeſſerung ſchneller zu bewirken, in beſonders dazu eingerichtete, geheizte Gewölbe, Stufas genannt; doch wird ein auf dieſe Art getriebener Wein nicht für ſo gut gehalten, und die feinen Kenner ſchmecken es ſogleich, ob er an der Sonne oder in einer Stufa gelegen hat. Auch gibt man ihn auf Schiffe, welche nach Oſtindien gehen, und läßt ihn oft dieſe Reiſe ein Paar Mal machen. Am geſuchteſten und am theuerſten war der Wein in den Jahren von 1806 bis 1818. Im Jahre 1813 wurden allein 22,314 Pipen (eine Pipe hat 110 Gallonen, und eine Gallone ohngefähr fünf Dresdner Kannen) ausgeführt, und der beſte koſtete damals 400 bis 500 ſpaniſche Thaler; im Jahr 1826 hingegen wurden nur 10,000 verſchickt, und derſelbe Wein für 150 ſpaniſche Thaler verkauft.

Der Getraidebau wird ſehr vernachläßigt und daher aus den Häfen der Oſtſee viel Weizen und von Nordamerika ſchon fertiges Mehl eingeführt. Der Fehler liegt nicht ſo ſehr am Boden, denn der gebauete Waizen iſt ſehr ſchön, ſondern darin, daß der Getreidebau mehr Arbeit und Mühe koſtet, und der Bauer auf Madeira, vermöge des warmen Klimas und ſeiner gedrückten Lage, zu angeſtrengten Arbeiten nicht aufgelegt iſt. Man ſäet im Januar, nachdem die Erde durch Hacken aufgelockert worden iſt, denn nur ein einziges Mal ſah ich an der Südküſte einen rohen Pflug, welcher ganz aus Holz gemacht war, und erndtet zu Ende des Monats Juni. Man ſchneidet dann mit Sicheln die Halme faſt in der Mitte ab und bindet kleine Garben; hierauf wird ſogleich auf dem Felde ein runder Fleck feſtgetreten und etwa zwey Fuß hoch mit Steinen umlegt, ſo daß dieſe eine niedrige Mauer bilden; in der Mitte ſchlägt man einen Pfahl ein und bindet zwey Ochſen daran, welche nun, indem ſie im Kreis herumgetrieben werden, das Getraide austreten müſſen. Roggen baut man nur etwas weniges, um ihn noch grün zum Futter für die Pferde abzuſchneiden. Außer Batatas, Yams und Kartoffeln, welche die Hauptnahrungsmittel der Landleute ſind, baut man auch unſere Gemüſe, allein

Digitized by Google

ſie ſind viel ſchlechter und härter als bey uns. Eben ſo hat auch das Obſt, wie Aepfel, Birnen, Pflaumen, Kirſchen ꝛc. lange nicht den angenehmen Geſchmack wie das unſrige; aber freylich gibt man ſich auch nicht die Mühe, es zu veredeln, ſondern überläßt alles der Natur. Dagegen kann man ſich an Apfelſinen und an den Bananas, den Früchten des Piſangbaumes, laben. Zucker und Kaffee wird ebenfalls gebaut, doch nicht genug für den Bedarf.

Von reißenden oder giftigen Thieren, der gewöhnlichen Plage warmer Länder, iſt Madeira gänzlich frey; auf der ganzen Inſel gibt es nicht eine einzige Schlange, und das einzige wilde vierfüßige Thier iſt das Kaninchen, das häufig gegeſſen wird.

Die Einwohner ſind urſprünglich alle Portugieſen, welche ſich nach und nach hier angeſiedelt haben; ſie ſind meiſtens von mittlerer Statur, doch eher groß als klein, ſtark gebaut und von braungelber Geſichtsfarbe. Ihre Züge ſind im Ganzen eben nicht ſehr ausdrucksvoll, und viele haben ſchon etwas Negerartiges, auch immer ſchwarzes und ſehr oft wolliges Haar. Unter den Frauenzimmern findet man zuweilen recht intereſſante Phyſiognomien, vorzüglich ſchöne Augen, allein wie in allen ſüdlichen Ländern altern ſie ſehr ſchnell und werden dann häßlich.

(Die Fortſetzung folgt.)

Züge aus Garricks Leben.

Als Garrick auf dem Theater von Drurylane auftrat, hatte ſich der fehlerhafte Geſchmack der dramatiſchen Schriftſteller ganz von der Natur entfernt; die beſten Schauſpieler betraten mit ihnen den nämlichen falſchen Weg. Einen hochſchreitenden Gang, Gedeul und ſchwülſtige Deklamation hielten ſie für Kunſt. Garrick war durchaus gegen dieſe Manier. Er ſuchte ſie in dem Luſtſpiele: „Die Probe,“ von dem Herzoge von Buckingham, gerecht und ſtreng zu kritiſiren; denn er ſtellte in der Rolle des Bayes auf die treffendſte Art einen anmaßenden, von Selbſtliebe aufgeblaſenen Gecken dar, welcher das ganze Geheimniß der dramatiſchen Poeſie in pomphaften Verſen und gezwungenen Tiraden gefunden zu haben glaubt. Gleichfalls machte er hier den Schauſpielern ihre großen Irrthümer bemerklich, und es gelang ihm, daß man richtigere Begriffe von theatraliſcher Deklamation, welche nichts anders als Nachahmung der Natur ſeyn ſoll, bekam. — Der Schauſpieler Macklin, der bisher mit Garrick in gutem Vernehmen ſtand, entzweyte ſich ſpäter mit demſelben wegen des neuen Kontrakts, welchen Letzterer mit andern ſeiner Kollegen unterzeichnete, während der mißvergnügte Macklin die genannte Bühne verließ. Er bildete nun eine Faktion wider Garrick. Dieſer trat von Neuem in der Rolle des Bayes auf. Man ließ ihm aber keine Zeit, ein einziges Wort vorzubringen. „Weg! Weg!“ erſcholl es von allen Seiten, das ganze Stück ward daher als Pantomime geſpielt und Garrick hielt ſich wohlweislich im Hintergrunde des Schauplatzes, um den faulen Eyern und Aepfel zu entgehen, die man von allen Seiten herabregnen ließ. Doch war Macklins Triumph von keiner langen Dauer. Garrick wurde zwey Tage darauf in der nämlichen Rolle wieder angekündigt. Man wußte, daß eine ſtarke Parthey gegen ihn exiſtirte; aber er hatte einen eifrigen Freund und warmen Beſchützer an Wyndham von Monfolk, einem unterrichteten und ſehr gebildeten Manne. Dieſer war auch ein Liebhaber der damals ſo ſehr geübten gymnaſtiſchen Kunſt. Er gewann dreißig kräftige, im Fauſtkampfe bewährte Athleten, und bat den Direktor Fleetwood, ſie in den Saal zu laſſen, ehe man die Thüren dem Publikum öffnete. Dieſer war es zufrieden, und die dreißig Boxer faßten Poſto inmitten des Parterre's. Als der Vorhang in die Höhe ging, erhob ſich einer derſelben und rief mit lauter Stimme: „Meine Herren, man ſagt, es befinden ſich hier einige Perſonen, welche das Stück nicht anhören wollen. Ich aber bin da, um es zu hören, und habe dafür bezahlt. Darum bitte ich Alle, die es zu unterbrechen geneigt ſind, ſich gefälligſt zu entfernen.“ Dieſer kurzen Rede folgte ein tumultuariſcher Auftritt. Aber die Boxer wußten ihre Schläge mit unwiderſtehlicher Gewalt auszutheilen. Sie fielen über Macklins Parthey her und jagten ſie aus dem Parterre. Dieß war in wenigen Augenblicken vollbracht. Nach hergeſtellter Ordnung erſchien Garrick auf dem Theater, grüßte die Zuſchauer mit achtungsvoller Geberde und gab ſeine Rolle ohne weitere Störung.

* * *

Garrick machte eine Reiſe nach dem feſten Lande. Zu Paris ward ihm der ſchmeichelhafteſte Empfang zu Theil. Unter andern lud man ihn zu einer Geſellſchaft ein, in der ſich auch Mademoiſelle Clairon, die große Schauſpielerin des Théâtre français, befand. Mitten im Geſpräche ſtand dieſe plötzlich auf und entwickelte ihr ganzes Talent im Deklamiren einiger Scenen aus verſchiedenen Tragödien Racine's und Voltaire's. Dieß gab ein Recht, von Garrick das Nämliche zu verlangen. Der engliſche Künſtler verſtand ſich dazu mit der größten Artigkeit, und trug zuerſt verſchiedene Monologen aus „Hamlet“ und „Macbeth“ vor. Sodann erzählte er, wie er die Raſerey des Königs Lear ſpielen gelernt habe. Einer ſeiner Freunde war nämlich über dem ſchrecklichen Tod ſeines Kindes, das er aus dem Fenſter fallen laſſen,

Digitized by Google

wahnſinnig geworden. Er ahmte nun den unglücklichen Vater nach, lehnte ſich an einen Stuhl, ſchien freundlich mit dem Kinde zu ſpielen und that plötzlich, als laſſe er es fallen. Da ſezten ſein verwirrter und von Schrecken ſtarrender Blick, ſeine halbgebrochene Stimme und dann ſein furchtbares Geſchrey alle Zuſchauer in die größte Beſtürzung. Thränen entfloſſen ihren Augen, aber Mademoiſelle Clairon ſtand plötzlich auf, ſchloß ihn in ihre Arme und wandte ſich dann zu Miſtreß Garrick, um ſie deßhalb um Verzeihung zu bitten, weil die Begeiſterung ſie unwillkührlich hingeriſſen habe.

Ein chineſiſcher Frauenzimmerfuß.

Aus dem Fluſſe Tuho bey Canton wurde der Leichnam einer Chineſin gezogen. Ein Engländer, Namens Brousby-Blake Cooper ſecirte die Füße des Frauenzimmers, die nach der in China herrſchenden Sitte von Jugend auf durch Binden im Wachsthum gehemmt waren. Ohne uns auf die nähere anatomiſche Beſchreibung einzulaſſen, erwähnen wir nur, daß es hier der Kunſt gelungen war, einen angebornen Bildungsfehler vollkommen nachzuahmen; überall anderswo hätte man dieſen Fuß für einen Klumpfuß oder für die Folge einer ſchlecht geheilten Verrenkung gehalten. Die größte Länge betrug vier Zoll; die Ferſe lief, ſtatt nach hinten zu einen Vorſprung zu bilden, in gerader Linie mit dem Bein; die große Zehe war aufwärts gebogen und ſah gerade nach oben; die andern waren nach unten gekrümmt, lagen feſt auf der Fußſohle an und waren ſo verdreht, daß ihre Gelenke mit dem Mittelfuß, ſtatt nach vorne zu ſehen, über die Hälfte des äußern Randes des Fußes bildeten. Das Gehen auf ſolchen Füßen war nothwendig ſehr mühſam, und das Frauenzimmer mußte ſich beym Gehen, um im Gleichgewicht zu bleiben, beſtändig vorwärts gebückt halten. Drückt eine unſerer Damen der enge Schuh gar zu ſehr, ſo lerne ſie dulden im Gedanken an jene Märtyrinnen, welche der Göttin Mode das angenehme Opfer bringen, von Jugend auf unter Schmerzen ſchlecht gehen zu lernen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Des Schauſpielgenuſſes haben die Pariſer jezt wieder eine Menge. Erſtlich hat die italieniſche Oper die Sontag wieder, und zwar mit hellerer und bezaubernderer Stimme, als zuvor. In der „Semiramis“ und im „Barbier von Sevilla“ entzückte ſie alle Zuhörer. Auch die ſchöne Heinefelter iſt in Roſſini's Zelmira mit vielem Beyfall aufgetreten; man war neugierig, die ſchöne Kaſſeler Flüchtige zu ſehen, und als man ſie geſehen hatte, gab man ihr völlig Recht, daß ſie Paris, das Paradies der Schönen, der kleinen Stadt Kaſſel, in welcher ſie ihr Lebenlang ſitzen bleiben ſollte, vorgezogen hatte. Auch hat der heſſiſche Geſandte ſeine Vorladung nicht wiederholt, und man wird ſich zu Kaſſel über ihren Verluſt tröſten müſſen. Was nun aber ihren Geſang betrifft, ſo iſt dieß eine andere Sache. Daß ſie eine ſchöne Stimme und viele Anlage und Talent hat, ſtellt man nicht in Zweifel; allein man meynt doch, ſie habe noch viel zu lernen; auf der Bühne der italieniſchen Oper in Paris erwartet man aber Meiſterinnen und keine Schülerinnen; entweder muß alſo die Dlle. Heinefetter unermüdlich ſtudieren und ſich üben, bis ſie zur Meiſterin wird, oder ſie wird ſich mit einer untergeordneten Stellung begnügen müſſen und keine Prima Donna werden. Die große Oper erwartet die Rückkunft ihrer Prima Donna, um den hochgefeyerten Roſſiniſchen Wilhelm Tell wieder darſtellen zu können, der mitten in ſeinem Triumphe hat unterbrochen werden müſſen, weil es der erſten Sängerin beliebte, einen Monat Urlaub zu nehmen. Die Odeonbühne wird nun wieder ganz eine tragiſche, und Voltaire's Semiramis wird von Dlle. Georges auf eine edle Art dargeſtellt, wie es die Pariſer ſeit mehreren Jahren nicht mehr gewohnt waren; denn am Théâtre français laſſen die tragiſchen Darſtellungen ſeit Talma's Tode viel zu wünſchen übrig, und außer der Dlle. Duchesnois, die zu den Rollen junger Prinzeſſinnen nicht mehr taugt, iſt beynahe keine einzige ausgezeichnete Tragikerin da. Die ſchöne und große Dlle. Georges aber ſcheint ganz zu den Rollen der Königinnen gebildet, und ſie wird von einigen Schauſpielern dieſes Theaters nicht übel unterſtüzt, ſo daß die Trauerſpiele jezt auf der Odeonbühne eben ſo gut, wo nicht noch beſſer, geſpielt werden, als am Théâtre français. Mit den Luſtſpielen geht es aber nicht eben ſo gut, und in dieſem Fache iſt das Théâtre français den andern noch immer überlegen. Wo hätte man anderswo eine Dlle. Mars aufzuweiſen? Zwey neue Stücke in 5 Aufzügen ſind bey dieſem Theater neuerdings auf die Bühne gebracht worden, eines von Caſ. Bonjour, nämlich „der Ehemann und der Gönner,“ und das andere von einem bisher noch unbekannten, wahrſcheinlich jungen Dichter, Namens Cournol: „das Majorat.“ Erſteres Stück, welches, wie die andern Luſtſpiele Bonjours, in der höhern oder reichern Geſellſchaft ſpielt, ſoll die zweydeutige Lage eines ehrgeizigen Ehemannes ſchildern, welcher zwar gern ſieht, daß ſeine ſchöne und junge Frau den Obern gefällt, deren Gunſt er bedarf, um zu einem hohen Poſten zu gelangen, der aber zu gleicher Zeit ſeine Frau auch liebt und ſie keiner Unehre preisgeben will, ſo daß er beſtändig zwiſchen Ehr- und Eiferſucht ſchwankt; eine Situation, die ſchon Picard dramatiſirt hat. Das zweyte Stück haben einige Journale als eine verſpätete Schilderung der Folgen des berüchtigten Peyronnetiſchen Geſetzentwurfs wegen Wiederherſtellung des Unrechts der Vorzüge der Erſtgeburt angeſehen. Der Verfaſſer hat mit grellen Farben den Haß zweyer Brüder ausgemalt, wovon der jüngere durch den ältern aller Rechte beraubt und aus dem Herzen ſeiner Eltern verdrängt wird. Man könnte dieſes Stück ein Trauerſpiel nennen, ſo tragiſch iſt es angelegt, der Verfaſſer hat ſich aber mit dem Titel „ein Schauſpiel“ begnügt.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 88.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 263.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 3. November 1829.

Der Mann, dem bey einem kurzen Leben die Welt zu Gebote ſtand, erbaute ſich die prächtigſte ewige Wohnung, in welcher er ewige Ruhe oder ein ewiges Leben im Grabe hoffte. Dieß athmet den Geiſt jugendlicher Weltzeiten; er war der Rieſe, der dieſe Denkmale erbaute.

Herder.

Die Gräber der Könige von Theben.

Nach Champollion.

Bekanntlich iſt bis jezt kein umfaſſenderer Verſuch zur Erklärung der egyptiſchen Hieroglyphen gemacht worden, als von Champollion, der gegenwärtig eine wiſſenſchaftliche Expedition in Egypten leitet. Sollten auch über die völlige Richtigkeit ſeiner Les- und Deutungsart noch Zweifel obwalten, ſo enthalten doch ſeine Berichte ſo viel Neues und Merkwürdiges, und namentlich ſeine Beſchreibung der Gräber der Könige von Theben gibt ſo ſchöne Aufſchlüſſe über die religiöſe und bürgerliche Verfaſſung jenes ſonderbaren Volkes, daß ein Auszug aus dieſer Beſchreibung nicht unwillkommen ſeyn wird.

* * *

Das Thal Biban-el-Molouk iſt unbeſtreitbar der Ort, wo die Gräber der alten Könige von Theben liegen, und man hätte wirklich für dieſen traurigen Zweck keine beſſere Wahl treffen können: es iſt ein ödes Thal, das theils von ſehr hohen, in Spitzen auslaufenden Felſen umgeben iſt, theils von ganz verwitterten Bergen, an denen faſt überall breite Spalten, entweder von der groſſen Hitze oder von Erdfällen im Innern herrührend, ſichtbar ſind, und über deren Gipfel hin und wieder ſchwarze Streifen laufen, als hätte da Feuer gewüthet. Kein lebendes Thier beſucht dieſes Thal des Todes, denn die Mücken, Füchſe, Wölfe und Hyänen rechne ich nicht, weil nur unſer Lager in den Gräbern und der Duft unſerer Küche dieſe vier hungrigen Thiergeſchlechter herbeygezogen hatte.

Betritt man den hinterſten Theil dieſes Thals, und zwar durch eine ſichtbar von Menſchenhand gebrochene Oeffnung, an der einige Spuren egyptiſcher Bildhauerarbeit ſichtbar ſind, gewahrt man alsbald am Fuße oder an den Seiten der Berge viereckige Pforten, die meiſtens verſchüttet ſind. Dieſe Pforten, die ſich alle gleichen, führen in die Gräber der Könige. Jedes Grab hat ſeine eigene Thüre, denn ehemals ſtand keines mit dem andern in Verbindung, jedes bildete ein Ganzes für ſich, aber alte und neue Schatzgräber haben hie und da gewaltſam Verbindungen zwiſchen denſelben hergeſtellt.

Ich konnte bey meiner Ankunft zu Biban-el-Molouk es kaum erwarten, bis ich mich überzeugt hatte, daß dieſe Gräber, ſechszehn an der Zahl (ich ſpreche hier blos von den Gräbern, welche noch Skulpturen und die Namen der Könige aufzuweiſen haben, für die ſie beſtimmt waren), wirklich, wie ich längſt vermuthet, ſämmtlich thebaiſchen Dynaſtien angehörten, d. h. Fürſten, deren Familie aus Theben ſtammte. Ich gelangte auch zur vollkommenen Gewißheit, daß dieſe Grüfte die Leichname der Könige der achtzehnten, neunzehnten und zwanzigſten Dynaſtie, welche alle drey dioſpolitaniſche oder thebaiſche Dynaſtieen ſind, enthalten haben. So fand ich zuerſt die Gräber von ſechs Königen der achtzehnten Dynaſtie und die Gruft des älteſten von allen, des Amenophis Memnon, der in dem abgeſonderten Thal gegen Weſten allein begraben iſt.

Digitized by Google

Bey der Wahl des Orts zu Anlegung der verſchiedenen königlichen Gräber befolgte man keine beſtimmte Ordnung, weder der Dynaſtie, noch der einzelnen Erbfolge nach. Jeder König ließ das ſeinige da graben, wo er eine taugliche Felsader zu finden meynte. Iſt man durch ein ziemlich einfaches Thor getreten, ſo kann man ſich des Staunens nicht erwehren, wenn man ſich in großen Gallerien oder Gängen ſieht, die mit völlig erhaltener Bildnerarbeit bedeckt ſind, an denen größtentheils noch die lebhafteſten Farben prangen; ſie führen durch eine Reihe von Sälen, von Pfeilern geſtützt, die noch reicher verziert ſind, bis man endlich in das Hauptgemach gelangt, welches die Egypter den goldenen Saal nannten, das größer iſt als alle andern, und in deſſen Mitte die Mumie des Königs in einem ungeheuren granitenen Sarkophag ruhte. Unendlich muß die Mühe geweſen ſeyn, dieſe Räume mit Spitzhammer und Meißel in den Felſen zu arbeiten. Die Thäler ſind faſt ganz mit Hügeln von den kleinen Steinſtücken aus den Eingeweiden des Berges bedeckt.

Unmöglich kann ich hier dieſe Gräber umſtändlich beſchreiben; brauchte ich doch mehrere Monate, um die unzähligen Basreliefs und die intereſſanteſten Inſchriften aufzunehmen. Aber von einem dieſer Gräber, dem des Pharao Rhamſes, des Sohns des Meiamouns, will ich eine kurze Schilderung, und damit einen allgemeinen Begriff von dieſen Monumenten geben; denn ihre Auszierung geſchah nach einem eigentlichen Syſteme, und was ſich in einem findet, wiederholt ſich, mit wenigen Ausnahmen, faſt in allen andern.

Das Geſimſe der Eingangspforte iſt mit einem Basrelief geſchmückt (und daſſelbe wiederholt ſich auf den Vorthüren ſämmtlicher Königsgräber), das im Grunde nichts iſt, als die Einleitung oder vielmehr der kurze Inhalt ſämmtlicher Verzierungen der Pharaoniſchen Gräber. Es iſt eine gelbe Scheibe, in deren Mitte man die Sonne mit dem Widderkopfe ſieht, d. h. die untergehende Sonne, wie ſie in die untere Halbkugel tritt; davor liegt der König anbetend auf den Knien; rechts von der Scheibe, nämlich gegen Aufgang, ſteht die Göttin Nephthys, und links, gegen Untergang, die Göttin Iſis, an den beyden Enden der Bahn des Gottes in der obern Hemiſphäre; zur Seite der Sonne und in der Scheibe ſelbſt iſt ein großer Skarabäus ausgehauen, der hier wie ſonſt das Sinnbild der Wiedergeburt oder der aufeinanderfolgenden Auferſtehungen iſt; der König kniet auf dem himmliſchen Berg, auf dem auch die beyden Göttinnen ſtehen. Dieſe Darſtellung nun bezieht ſich auf den verſtorbenen König. Während ſeines Lebens ſollte der König, gleich der Sonne in ihrem Laufe vom Aufgang zum Untergang, der Beleber, der Erleuchter Egyptens, die Quelle alles leiblichen und geiſtigen Guten ſeyn. Der todte Pharao wurde alſo ganz natürlich mit der untergehenden Sonne verglichen, wie ſie zur untern dunkeln Halbkugel hinabſinkt, die ſie durchlaufen muß, um oſtwärts wiederum emporzuſtrahlen und der obern Welt, der, die wir bewohnen, wieder Licht und Leben zu ſchenken; gleichwie der verſtorbene König auch wieder zu neuem Leben erwachen ſollte, entweder um ſeine Wanderungen fortzuſetzen, oder um des ſeligen Lebens theilhaftig zu werden, und ſich in den Schooß Ammons, des Allvaters, zu verſenken. Dieſe Erklärung iſt nicht etwa blos eine Vermuthung von mir; die Zeit iſt vorbey, wo man über das alte Egypten Konjekturen erſinnen darf; dieß Alles iſt die natürliche Schlußfolge aus der Maſſe der Inſchriften, welche die Königsgrüfte bedecken. Dieſe Vergleichung, dieſe Zuſammenſtellung des Königs mit der Sonne, in ihrem doppelten Zuſtande während der beyden Abſchnitte des Tags, iſt ſomit der Schlüſſel oder vielmehr das Motiv zu ſämmtlichen andern Basreliefs, die, wie wir ſehen werden, nichts weiter ſind, als die weitere Entwicklung dieſes Gedanken.

Das beſchriebene Bild begleitet beſtändig eine Inſchrift, deren wörtliche Ueberſetzung ſo lautet: „So ſpricht Oſiris, der Herr des Amenti (die Gegend gegen Abend, wo die Todten wohnen): ich habe dir verliehen eine Wohnſtätte im heiligen Berge gen Untergang, gleich den andern großen Göttern (den Königen, ſeinen Vorfahren) dir, Sohn Oſiris, König, Herr der Welt, Rhamſes ꝛc., zu deinen Lebzeiten.“ Die lezten Worte würden, wenn es zu erweiſen wäre, beweiſen, daß die Gräber der Pharaonen, dieſe ungeheuren Werke, die ſehr lange Arbeit erforderten, bey ihren Lebzeiten begonnen wurden, und daß es, dem uns wohlbekannten Geiſte dieſes ſonderbaren Volkes gemäß, eine der erſten Sorgen eines egyptiſchen Königs war, unverzüglich zum Bau des Grabgewölbes zu ſchreiten, das ihm zur lezten Wohnſtätte dienen ſollte. Noch beſſer iſt dieß aus dem Basrelief erſichtlich, das man beym Eintritt in alle dieſe Gräber beſtändig zur Linken findet. Dieſe Darſtellung hatte augenſcheinlich zum Zweck, den lebenden König wegen der ſchlimmen Vorbedeutung zu beruhigen, die ihm daraus zu erwachſen ſchien, daß man, während er in Leben und Geſundheit blühte, ſein Grab grub; wir ſehen hier Pharao im königlichen Gewande vor dem Gotte Phre mit dem Sperberkopf, d. h. vor der Sonne in ihrem höchſten Glanz um Mittag, der an ſeinen Stellvertreter auf Erden folgende tröſtliche Worte richtet: „So ſpricht Phre, der große Gott, der Herr des Himmels: wir verleihen dir eine lange Reihe von Tagen Herrſchaft, auf daß du über die Welt und Horus königliche Rechte übeſt auf Erden.“ An der Decke dieſes erſten Ganges der Gruft lieſt man gleichfalls herrliche Verheißungen, die dem König auf dieſes irdiſche Leben gemacht werden, und eine ausführliche Aufzählung der Vorrechte, die ſeiner in den himmliſchen Wohnplätzen warten. Mit dieſen Inſchriften an dieſem Orte wollte man, ſo ſcheint es, gleich-

Digitized by Google

ſam den Gang zu dem Gemach mit dem Sarkophag, zu dem es doch immer nur allzu raſch abwärts geht, verſüßen. Unmittelbar nach dieſer Darſtellung, die keine unfeine redneriſche Artigkeit iſt, kommt man unumwundener auf die Sache ſelbſt zu ſprechen: ein ſymboliſches Gemälde ſtellt die Scheibe des Sonnengottes Criocephalos vor, wie ſie, im Oſten aufgegangen, ſich der abendlichen Grenze nähert, die durch ein Krokodil bezeichnet wird, das Emblem der Finſterniß, in welche Gott und König, jeder auf ſeine Weiſe, ſich ſenken ſollen. Gleich darauf kommt ein ſehr langer Text, der die Namen der 75 Paredren oder Zonen der Sonne in der untern Hemiſphäre und Anrufungen der Gottheiten, die ihnen vorſtehen, enthält.

Ein kleines Gemach, das gewöhnlich auf den erſten Korridor folgt, enthält, in den Stein gehauen und gemalt, die Bilder jener 75 Paredren; und auf einer ungeheuren Tafel, vor oder hinter ihnen, ſieht man, ins Kleine gezogen, hintereinander die Vorſtellungen der 75 Zonen und ihrer Bewohner, von denen unten die Rede ſeyn wird.

Auf dieſe allgemeinen Einleitungsſtücke folgt nun die Ausführung im Einzelnen. Die Wände der folgenden Gänge und Säle ſind einerſeits mit einer langen Reihe von Vorſtellungen des Sonnenlaufs in der obern Hemiſphäre (das Sinnbild des Königs im Leben) bedeckt; auf der andern Seite aber ſieht man den Sonnenlauf in der untern Hemiſphäre (Bild des Königs nach dem Tode) dargeſtellt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber den jetzigen Zuſtand der Inſel Madeira.

(Fortſetzung.)

Die Tracht der Männer beſteht in kurzen, weiten Beinkleidern von weißer Leinwand, welche bis an das Knie reichen, und gelb ledernen Stiefeln, ohne Strümpfe; auf dem Kopf tragen ſie eine kleine, runde Mütze von blauem Tuch, die in eine lange Spitze ausgeht und Carapuſa genannt wird; zuweilen haben ſie eine blautuchene Weſte an, gewöhnlich iſt aber der obere Theil des Körpers nur mit dem Hemde bekleidet und die Bruſt bloß. Ein langer, ſtarker Stock mit eiſerner Spitze iſt ihr ſteter Begleiter, um ſich auf den oft gefährlichen Felſenwegen fortzuhelfen. Die Weiber haben für gewöhnlich nur einen kurzen Rock an, einen blauen Tuchkragen über die Schultern, und auf dem Kopf dieſelbe ſpitzige Mütze wie die Männer; Sonntags aber tragen ſie ein weißes oder buntes baumwollenes Kleid und darüber einen kurzen Kragen, entweder von blauem Tuch oder von Scharlachrothem mit blauer Einfaſſung; manche von den Wohlhabendern tragen auch einen runden Mannshut mit ſchwarzen Federn, wie die Landmädchen bey Florenz.

Die Wohnungen der Landleute beſtehen gewöhnlich nur aus vier Mauern von übereinandergelegten Steinen, ohne Fenſter, und einem Strohdach darauf. Die Möbeln beſtehen aus einem Tiſch, einer Bank und manchmal aus einer großen, breiten Bettſtelle mit einer ausgeſtopften Matratze, worauf oft die ganze Familie liegt. Bey dem ſchönen, milden Klima halten ſich die Menſchen wenig in den Häuſern auf, und in der heißen Jahreszeit habe ich ſie ſelbſt oft im Freyen unter den Weinlauben ſchlafend gefunden, da ſie weder von wilden, noch von giftigen Thieren etwas zu befürchten haben. Das ganze Jahr hindurch leben ſie faſt nur von Kartoffeln, Yamswurzeln, Kürbiß und Stockfiſch, geſalzenem Thunfiſch oder Makrelen; friſches Fleiſch kommt ſelten auf den Tiſch; ihr Getränk iſt Waſſer oder das obenerwähnte Agua pè, Wein wird nur an Feſttagen getrunken.

Der Charakter der Bewohner, vorzüglich im nördlichen Theil der Inſel, iſt im Ganzen gut; ſie ſind arbeitſam, gaſtfrey und faſt übermäßig höflich. Jeder, dem man begegnet, grüßt und nimmt ſeine Mütze ab; kommt man an ein Haus, wo einige ſitzen, ſo ſtehen ſie ſchon auf, wenn man noch zwanzig Schritte entfernt iſt; begegnen ſich zwey Bauern, ſo nimmt das Komplimentiren und Fragen nach dem Befinden kein Ende, und immer wiederholen ſie daſſelbe mit andern Redensarten; dabey machen ſie alle Wörter zu Diminutiven, z. B. ſtatt zu ſagen: esta bom? geht es gut? ſagen ſie: esta bomsinho? Trotz ihrer Armuth ſind ſie doch immer heiter und ſingen ſtets, ſelbſt bey den ſchwerſten Arbeiten. Ihr Geſang iſt immer in Moll, mit langem Aushalten beym Ende jeder Strophe, und ähnelt dem Geſang der Bauern in Unteritalien. Abends ſpielen ſie auf ihrer Guitarre, die mit zwölf Drathſaiten bezogen iſt und Viola heißt; dazu klappert oft ein anderer mit Kaſtagnetten und ein dritter hat zwey hölzerne Stäbe, ohngefähr 1½ Elle lang, wovon einer gekerbt iſt, mit welchem er auf dem andern hin- und herfährt, welches einfache Inſtrument Barolas genannt wird.

Ihre Hauptvergnügungen aber ſind die Kirchen- und Heiligenfeſte, deren größtes den 15. Auguſt in der Kirche Nossa Senhora do monte gefeyert wird und ſchon acht Tage vorher anfängt. Die Kirche liegt ohngefähr eine Stunde von Funchal entfernt, auf einem Berge, mit Kaſtanienwaldung umgeben; hier ſoll die Jungfrau Maria einmal erſchienen ſeyn. Schon acht Tage vorher belebt ſich der ganze Berg; es werden Hütten von Kaſtanienzweigen erbaut, worin man Wein und Lebensmittel verkauft; jeden Tag wird Meſſe geleſen und dabey fleißig aus kleinen Kanonen geſchoſſen; denn die Portugieſen wie die Italiener müſſen bey der Feyer eines Feſtes durchaus knallen hören. Am Haupttag kommen nun von allen Enden der Inſel, zu Waſſer und zu Lande, die Landleute,

Digitized by Google

und Männer und Weiber, welche ein beſonderes Anliegen an die Jungfrau haben, rutſchen auf den Knieen, mit einer Kerze in der Hand, die Stufen zur Kirche hinan. Nun wird Meſſe geleſen, darauf hält der Geiſtliche der Jungfrau eine Lobrede, wobey gewöhnlich entſetzlich geſchrieen und geſtikulirt wird, und hiermit iſt die Feyer in der Kirche zu Ende; das Volk zerſtreut ſich in den Wald, wo es ſich in Gruppen lagert, um zu eſſen, zu trinken, zu ſpielen und zu ſingen, und ſpät in der Nacht, nachdem man noch einige Raketen und Schwärmer losgebrannt hat, geht Alles hochvergnügt nach Hauſe. Niemals wird bey einem Volksfeſte eine Schlägerey vorfallen, wie es wohl bey uns geſchieht; der Portugieſe zankt ſich wohl heftig, ſo daß man alle Augenblicke denkt, jezt geht es los, aber es kommt niemals zu Thätlichkeiten.

Durch den Einfluß der Engländer ſind die Einwohner ſehr tolerant geworden und bey weitem nicht ſo bigott, als die Portugieſen, ob ſie gleich auch glauben, daß kein Nichtkatholiſcher ſelig werden kann. Ein Bauer fragte mich einmal, ob die Ketzer auch an Gott und an Chriſtus glaubten, ob ſie getauft würden und auch zum heil. Abendmahl gingen, und als ich alle ſeine Fragen mit „Ja!“ beantwortete, rief er aus: „Nun, dann ſind es ja auch Chriſten!“ Die Kinder der Landleute wachſen aber ohne allen Unterricht auf; nur in der Stadt ſind zwey Schulen, wo zur Noth Leſen, Schreiben und Rechnen gelehrt wird; die Wohlhabendern und Unterrichteten ſchicken ihre Kinder nach Liſſabon zur Erziehung.

(Der Beſchluß folgt.)

Ein Myſterium der Poeſie.

Aus einem Gedanken entſteht kein Gedicht,
Und auch aus einer Empfindung nicht;
Aus Empfindungen nur, dem Geiſt entglommen,
Aus Gedanken nur, die vom Herzen kommen.

Ludwig Robert.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Beſchluß.)

Die Uebertreibung der Charaktere hat dem „Majorat“ ſehr geſchadet; wäre es unter dem Miniſterium des Grafen Peyronnet aufgeführt worden, ſo würde es wahrſcheinlich rauſchenden Beyfall erhalten haben; denn bey dieſem Stücke würde das Publikum, wie es gern zu thun pflegt, ſeine Geſinnungen über den gehäſſigen Geſetzentwurf lebhaft an den Tag gelegt haben, und es würde ins Schauſpiel gegangen ſeyn, blos, um gegen die Anmaßungen der Erſtgeburt zu proteſtiren. Die Wiederherſtellung der gleichen Rechte aller Kinder wird in Frankreich mit Recht als eine der wichtigſten und heilſamſten Folgen der Revolution angeſehen, und die franzöſiſche Nation wird ſich das Geſetz, daß alle Kinder gleiche Rechte haben, ſchwerlich je wieder entreißen laſſen. Glücklicherweiſe ward auch der Geſetzentwurf bekanntlich von der erſten geſetzgebenden Kammer verworfen, und die Gefahr eines neuen Angriffs auf das Naturrecht iſt vor der Hand ziemlich fern, weßhalb das Publikum auch nicht nöthig hat, bey dem Stücke: „das Majorat,“ ſich die Mühe zu geben, ſeine Geſinnungen ſcharf zu äußern. Wahrſcheinlich wird das Cournolſche Stück, das nur in einzelnen Auftritten äſthetiſchen Werth hat, nicht viel Glück machen, und will ſich der Dichter einen dauernden Ruf erwerben, ſo wird er reiflicher überdachte und beſſer angelegte Stücke zu ſchreiben haben. Die komiſche Oper hat ein neues Stück von dem Tonkünſtler Caraffa gegeben, nämlich „Jenny.“ Text von St. Georges, demſelben Dichter, der neulich den Text zu der „Täuſchung“ geſchrieben hatte und jezt Mitdirigent der komiſchen Oper iſt. In dem Stücke „Jenny“ ſteckt ein ganzer Roman, wie denn auch wirklich ein Roman des Vielſchreibers Paul de Kock Anlaß zu dieſem Stücke gegeben hat. Die Jenny iſt eine Stumme, die am Ende in einem kritiſchen Moment, wo es darauf ankommt, ihren Vater zu retten, die Stimme wieder bekommt, wie jener Prinz in der alten Geſchichte. Die Zuſchauer haben aus der verwickelten Geſchichte nicht recht klug werden können; die Muſik aber hat ihnen etwas zu flach geſchienen, und ſie meynen, Caraffa ſey in ſeinem Maſaniello und in einigen andern Stücken in beſſerer Geiſtesſtimmung geweſen. Nach allem dem, was Caraffa bis jezt geliefert hat, ſteht zu befürchten, daß er es nie zu einem Meiſterſtücke bringen wird. Indeſſen muß man den Künſtler nicht troſtlos machen, und vielleicht ſchlägt für ſein Talent auch einmal die glückliche Stunde. Die komiſche Oper hat jezt keine glänzenden Ausſichten. Unter den jungen Tonkünſtlern erſcheint kein Stern ausgezeichneter Größe, und dieſes Jahr hat bey der Academie der Künſte nicht einmal ein erſter Preis der muſikaliſchen Kompoſition ausgetheilt werden können, weil ihn keiner der Schüler verdient hatte. Es wird von einer Operette Mayerbeers geſprochen, wozu Scribe den Text gedichtet hat. Vielleicht gelingt es dieſer Kompoſition, das Publikum aufzurütteln; denn in Paris iſt es nicht genug, daß ein Stück gefällt, ſondern es muß gleichſam einen elektriſchen Schlag bewirken und ganz Paris nach und nach in fünfzig oder hundert aufeinander folgenden Abenden herbeyziehen; dann erſt läßt ſich vom Glücke eines neuen Stückes ſprechen, und dann erſt findet die Kaſſe, die ſo ungeheure Auslagen hat, Vortheil bey den Aufführungen. Solchen Glückes können ſich aber nur wenige Stücke rühmen. — Um nun auch die Volkstheater nicht unerwähnt zu laſſen, ſo merke ich blos als eine Kurioſität an, daß, nachdem man auf den Melodramenbühnen allerley Schreckniſſe und Scheuſale abgenuzt hat, man jezt auf den Einfall gekommen iſt, auch einen von der Hundswuth befallenen Menſchen zum tragiſchen Helden eines Stückes zu machen. Der Mann wälzt ſich ſchäumend und zuckend auf dem Boden umher; zulezt zeigt es ſich, daß er nicht toll iſt, und dieſe freudige Entdeckung macht den Beſchluß des Abentheuers. Der Pöbel hat glücklicherweiſe ſtarke Nerven, hält das Schauerſpiel des Hundswüthigen herzhaft aus, und beklatſcht daſſelbe ſogar als eine ſchöne Darſtellung. Ich wünſche dem Dichter glückliches Beharren des Pöbels in dieſer Geſinnung.

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 88.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 264.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 4. November 1829.

— Wem ſein Herr Arbeit aufleget nach Willkühr,
Wem er den kärglichen Lohn nach Willkühr ſetzet und ſchmälert,
Geld ſeys oder Gewächs, der iſt Leibeigner.

J. H. Voß.

Ueber den jetzigen Zuſtand der Inſel Madeira.

(Beſchluß.)

Von allen guten Eigenſchaften der Landleute findet man auch nicht eine bey der niedern Klaſſe in der Stadt, und der Fremde, welcher die Sprache und die Art, mit dieſem Volke umzugehen, nicht kennt, wird auf alle mögliche Art betrogen. Zumal zeichnen ſich darin die Bootsleute aus, eine Menſchenklaſſe wie die Vetturini in Italien, mit denen man niemals ohne Zank fertig wird; doch ſind die Funchaleſer noch um viele Procente ſchlechter.

Von der höhern Klaſſe läßt ſich nicht viel ſagen; die Männer (die Kaufleute ausgenommen) thun den ganzen Tag nichts als eſſen, trinken und ſpazierengehen; ſtundenlang ſieht man ſie auf einer Bank in dem öffentlichen Spaziergange oder am Hafenplatz ſitzen, und Abends geht man nach Hauſe, um Karten zu ſpielen. Die einzige Veränderung in ihrer Lebensart macht ein neuangekommenes Schiff; dann laufen ſie aus einem Hauſe in das andere, erzählen Neuigkeiten und kommentiren die neuen Zeitungen. Der größte Theil, welcher nie von Madeira weggekommen iſt, iſt zu ungebildet, um ſich mit etwas beſchäftigen zu können, denn viele können nicht einmal ihre eigene Sprache richtig ſchreiben; in Geographie, Geſchichte und allen andern Wiſſenſchaften ſind ſie völlig unwiſſend. Die Frauenzimmer ſitzen den ganzen Tag auf den Balkons und kommen nur auf die Straße, wenn ſie in die Kirche gehen, wozu ſie ſich dann auf alle mögliche Art, und oft ziemlich geſchmacklos, herausputzen. Unter der höhern Klaſſe iſt der Luxus überhaupt ſehr groß, man ſieht in den Häuſern viel Gold und Silber, und in ihren Geſellſchaften geht es oft verſchwenderiſch zu; es iſt nichts Seltenes, daß ein Kaufmann 300 bis 400 Perſonen zu einem Balle einladet, wobey jedes Mal auch viel und hoch geſpielt wird.

In deſto größerer Armuth lebt dagegen der Landmann, welcher gleichſam der Sklave der Gutsbeſitzer iſt. Alles bebaute Land nämlich gehört einigen reichen Familien der Inſel, welche es unter die Bauern vertheilen. Von allem, was der Landmann nun mit vieler Arbeit und Mühe gebaut hat, muß er den zehnten Theil an die Regierung und einen andern zehnten Theil an die Geiſtlichkeit abgeben, die übrigbleibenden acht Zehntel werden in zwey Theile getheilt, wovon einer dem Grundbeſitzer und der andere erſt ſein eigen iſt. Dafür iſt er noch verpflichtet, alles, z. B. Gebäude, Mauern, Vieh und dergleichen im Stand zu erhalten. Beliebt es dem Eigenthümer, ſo kann er den Bauer zu jeder Stunde aus ſeiner Hütte und von ſeinem Beſitzthum jagen, ausgenommen, wenn er Verbeſſerungen mit dem Grundſtück vorgenommen, z. B. Mauern aufgeführt, neue Anpflanzungen gemacht hat u. ſ. w.; dann muß er wenigſtens einigen Erſatz bekommen. Man kann ſich vorſtellen, daß dieſes Syſtem eben nicht geeignet iſt, die Kultur der Inſel zu befördern. Ein Fremder, welcher zur Zeit der Weinleſe hinkommt und ſich bey einem Spaziergange vielleicht eine Traube abbricht, dafür aber von

Digitized by Google

dem nahe ſtehenden Bauer eine Fluth von Scheltworten oder gar etwas Schlimmeres bekommt, wird das Volk als geizig und grob ausſchreyen; aber bald wird er ſeine Meynung ändern, wenn er erfährt, daß der Bauer ſelbſt nicht eine Traube ißt, ſeine Kinder ſtraft, wenn ſie ein Paar Beere genaſcht haben, und daß von dem köſtlichen Getränke, das mit ſeinem Schweiße erzeugt iſt und in allen Welttheilen den Gaumen der Gutſchmecker kitzelt, auch nicht ein einziger Tropfen über ſeine Zunge kommt.

Die ganze Inſel, deren Einwohnerzahl auf 100,000 geſchätzt wird, iſt in vierzehn Diſtrikte eingetheilt; über jeden iſt ein Capitao Mor geſezt, welche ſämmtlich unter dem Gouverneur ſtehen; der leztere bekommt vom Könige von Portugal einen Gehalt von 6000 ſpaniſchen Thalern, und von den daſelbſt wohnenden engliſchen Kaufleuten jedes Mal zum neuen Jahr ein Geſchenk von 600 Thalern. Der lezte Gouverneur, ehe die Inſel in Don Miguels Hände kam, war der Oberſt Valdez, ein ſehr unterrichteter und braver Mann, welcher ſich ſchon in Portugal bey dem Einfall der Franzoſen ſehr ausgezeichnet hatte; da er ein großer Freund der Konſtitution war, ſo war er bey den Pfaffen nicht ſehr beliebt, wurde daher bey der Ankunft von Don Miguels Truppen von Allen verlaſſen und mußte flüchten. Wären die Einwohner einig geweſen und hätten nur die Hälfte von dem Muth gehabt, welchen ſie gewöhnlich bey einer Flaſche Wein zeigen, die Inſel hätte niemals können genommen werden, denn 500 Mann wären völlig hinreichend zu ihrer Vertheidigung geweſen, da es nur wenig Plätze gibt, wo man landen kann.

Die Stadt Funchal, die einzige auf der Inſel, hat ohngefähr 20,000 Einwohner, und ſoll ihren Namen von dem portugieſiſchen Worte Funcho haben, welches Fenchel bedeutet, der um die Stadt herum häufig wächſt. Die Häuſer, wenige ausgenommen, ſind nicht über zwey Stock hoch, und viele beſtehen nur aus dem Erdgeſchoß; die der reichen portugieſiſchen und engliſchen Kaufleute ſind die größten und haben gewöhnlich noch einen viereckigen, thurmähnlichen Aufſatz, wo ſie oft ſtundenlang ſtehen und nach den ankommenden Schiffen ſehen. Wie in den meiſten ſüdlichen Ländern, ſieht man auch hier faſt an allen Häuſern Balkons, aber nur in den beſſern Glasfenſter. Die Straßen ſind alle krumm und gehen meiſtens bergan und bergab; der einzige ebene Fleck in der Stadt iſt der öffentliche Spaziergang, Passeio publico, ein länglich viereckiger, ummauerter Platz, mit Platanen bepflanzt, zwiſchen welchen Myrrthen- und Roſenhecken ſtehen. Unter den Kirchen iſt nicht eine ſchön zu nennen; am beſten iſt noch die der Engländer, welche mit einem ſchönen Garten umgeben iſt.

In der Stadt ſind drey Klöſter, ein Mönchskloſter zu St. Francisko, worin die kleine, mit Menſchenknochen austapezirte Kapelle merkwürdig iſt, und zwey Nonnenklöſter, wovon das eine zu Santa Clara ſehr viele Beſitzungen hat. Die Nonnen beſchäftigen ſich vorzüglich mit der Verfertigung von Konfituren und künſtlichen Blumen, welche leztere ganz beſonders ſchön ſind und von den hinkommenden Fremden häufig gekauft werden. Auch beſizt Funchal noch ein Krankenhaus, welches ziemlich gut eingerichtet iſt, aber ſchlecht verwaltet wird, und ein Theater, worin aber nur alle vier bis ſechs Wochen oder bey einer feſtlichen Gelegenheit geſpielt wird. Die Truppe beſteht aus Handwerkern, die übrigens ehrlich ihr Geſchäft treiben; und nur an Theatertagen legt der Schuſter ſeine Ahle bey Seite, um vielleicht auf ein Paar Stunden einen Scepter in die Hand zu nehmen.

Die Gräber der Könige von Theben.

(Fortſetzung.)

Die Menge von Bildern, welche ſich auf den Lauf der Sonne über dem Horizont beziehen, iſt in zwölf Gruppen getheilt, deren Anfang jedes Mal an einer reich mit Bildwerk verzierten Thüre kenntlich iſt, die von einer ungeheuren Schlange bewacht wird. Es ſind dieß die Pforten der zwölf Tagesſtunden. Neben der Thüre der erſten Pforte, gegen Morgen, gewahrt man die Abbildungen der vier-und-zwanzig Stunden des aſtronomiſchen Tages in menſchlicher Geſtalt, mit einem Stern auf dem Haupt; ſie gehen gegen die Tiefe der Gruft zu, womit auf die Richtung des Laufs des Gottes und auf die Ordnung hingewieſen wird, in der man die folgenden Bilder zu betrachten hat, die deſto intereſſanter ſind, weil bey jeder der zwölf Tagesſtunden ſich ein ausgeführtes Bild befindet, das die Barke des Gottes, der in dem himmliſchen Fluß auf dem uranfänglichen Fluidum oder dem Aether, dem Prinzip alles Irdiſchen nach der alten egyptiſchen Philoſophie, ſchifft, ſammt den Figuren der Götter, die ihm der Reihe nach zur Seite ſtehen, ferner die Himmelshäuſer, durch die er läuft, und die mythiſchen Scenen darſtellt, die ſich auf jedwede Tagesſtunde beziehen. So ſtößt in der erſten Stunde die Bari oder Barke des Gottes vom Ufer, und die Geiſter des Aufgangs beten dabey an; bey der zweyten Stunde ſieht man unter anderm die große Schlange Apophis, den Bruder und Feind der Sonne, wie er vom Gott Atmou bewacht wird u. ſ. w. In der dritten Stunde gelangt der Sonnengott in die Himmelszone, in der ſich das Loos der Seelen, hinſichtlich der Körper, die ſie bey ihren neuen Wanderungen bewohnen ſollen, entſcheidet; man ſieht den Gott Atmou auf dem Richterſtuhle ſitzen und in der Wage die menſchlichen Seelen, wie ſie vor ihn treten, wiegen. Eben iſt eine verdammt worden; man ſieht ſie in einer Bari wieder auf die Erde zurückbringen, wobey ſie Figuren mit Hundeköpfen, die

Digitized by Google

Sinnbilder der himmliſchen Gerechtigkeit, mit Ruthen ſtreichen; der Schuldige erſcheint in Geſtalt eines ungeheuren Schweins, worüber mit großen Buchſtaben zu leſen iſt: *Gefräßigkeit*, was alſo wohl die Hauptſünde des Verbrechers war. In der fünften Stunde beſucht der Gott die elyſeiſchen Gefilde der egyptiſchen Mythologie, die von den ſeligen Geiſtern bewohnt werden, welche von den Mühen ihrer Wanderungen auf Erden ausruhen; ſie tragen auf dem Kopfe die Straußfeder, das Sinnbild ihres gerechten, tugendhaften Wandels. Man ſieht ſie den Göttern Opfergaben bringen, oder Früchte von den Paradiesesbäumen pflücken; weiterhin halten andere Sicheln in der Hand; dieß ſind die Seelen, welche die Felder der Wahrheit bauen; noch weiter endlich ſieht man ſie ſich baden, ſchwimmen, ſpringen und Kurzweil treiben in einem großen Becken, voll vom Urwaſſer des Himmels; der himmliſche Gott Nil führt die Aufſicht dabey. In den darauf folgenden Stunden rüſten ſich die Götter, den großen Feind der Sonne, die Schlange Apophis, zu bekämpfen; ſie waffnen ſich mit Spießen, ſchleppen Netze, weil das Ungeheuer im Fluſſe wohnt, auf deſſen Wogen das Sonnenſchiff fährt. Apophis wird gefangen, man feſſelt ihn, man zieht den ungeheuren Wurm aus dem Fluſſe mittelſt eines Taus, welches die Göttin Selk ihm am Halſe befeſtigt, und an dem zwölf Götter, mittelſt einer ſehr zuſammengeſetzten Maſchine, welche der Gott Sev (Saturn) in Bewegung ſezt, ziehen, und dabey von den Geiſtern der vier Himmelsgegenden unterſtützt werden. Aber all dieſe Zurüſtung vermöchte nichts gegen Apophis Kraft, käme nicht von unten herauf eine ungeheure Hand, die Hand Ammons, welche den Strick faßt und den wilden Drachen bändigt. Endlich in der eilften Tagesſtunde wird die gefangene Schlange erwürgt, und bald darauf gelangt der Sonnengott zum äußerſten Punkt des Horizonts, wo er verſchwindet. Die Göttin Netphe verrichtet hiebey den Dienſt der griechiſchen Thetis; ſie kommt an die Oberfläche über dem Abgrund der himmliſchen Gewäſſer, und empfängt hier, ſitzend auf dem Kopfe ihres Sohnes Oſiris, das Sonnenſchiff, welches alsbald der himmliſche Nil, der alte Ocean der egyptiſchen Mythen, in ſeine unermeßlichen Arme nimmt.

Der Lauf der Sonne in der *untern Halbkugel*, der Region der Finſterniß während der zwölf Stunden der Nacht, d. i. das Gegenſtück zu den vorhergegangenen Scenen, iſt in die, derjenigen, welche wir eben kurz beſchrieben haben, gegenüberliegende Wand eingehauen. Hier durchläuft der Gott, der faſt immer von Kopf bis zu den Füßen ſchwarz bemalt iſt, die 75 Kreiſe oder Zonen, welchen eben ſo viele Gottheiten von allen Geſtalten, mit Schwerdtern bewaffnet, vorſtehen. In dieſen Kreiſen wohnen die ſchuldbeladenen Seelen und erleiden mannigfache Qualen. Es iſt wahrhaftig das Urbild von Dantes Hölle, denn erſtaunlich iſt die Mannichfaltigkeit der Martern, und es wundert mich nicht, daß mehrere Reiſende in dieſen Metzeleyen den Beweis zu ſehen meynten, daß im alten Egypten Menſchenopfer üblich geweſen ſeyen. Aber die Inſchriften löſen allen Zweifel: es ſind Dinge aus der andern Welt, die mit Sitten und Gebräuchen hienieden nichts zu ſchaffen haben.

Dieſe unreinen, in der Sünde verharrenden Seelen ſind faſt immer in menſchlicher Geſtalt vorgeſtellt, zuweilen auch unter dem Sinnbild des Kranichs oder des Sperbers mit dem Menſchenkopfe, und ganz ſchwarz gemalt. Hier ſind welche an Pfähle gebunden, und die Wächter der Zone werfen ihnen mit geſchwungenen Schwerdtern die Sünden vor, die ſie auf Erden begangen haben; andere ſind mit dem Kopf nach unten aufgehängt; dort ziehen welche, die Hände über der Bruſt gebunden und mit abgeſchlagenem Kopfe, in langen Reihen hin; weiter ſchleppen andere, mit rückwärts gebundenen Händen, ihr eigenes Herz auf dem Boden nach. In großen Keſſeln ſiedet man lebendige Seelen, theils in Menſchen-, theils in Vogelgeſtalt, oder auch blos Köpfe und Herzen. Bey jeder Zone lieſt man neben den Verdammten beſtändig den Urtheilsſpruch und die Strafe, welche ſie erleiden. „Dieſe böſen Seelen, heißt es da, ſehen unſern Gott nicht, wenn ſeine Scheibe Strahlen wirft; ſie wohnen nicht mehr auf dem Erdboden und hören nicht mehr die Stimme des großen Gottes, wenn er durch ihre Zonen wandelt;“ wogegen man neben den Vorſtellungen der Seligen, auf den Wänden gegenüber, lieſt: „Sie haben Gnade gefunden vor den Augen des großen Gottes; ſie wohnen im Hauſe des Ruhms, wo man ein himmliſches Leben lebt; die Leiber, welche ſie ausgezogen haben, werden ewig ruhen in ihren Grüften, während ſie vor dem Angeſichte des allerhöchſten Gottes wandeln.“

Dieſe Doppelreihe von Bildern enthüllt uns alſo das pſychologiſche Syſtem der Egypter nach ſeinen beyden Hauptpunkten in ſittlicher Beziehung, nämlich den *Belohnungen* und *Strafen*. Somit wird das, was uns die Alten von der egyptiſchen Lehre in Abſicht auf Unſterblichkeit der Seele und das eigentliche Ziel des Menſchenlebens erzählen, vollkommen beſtätigt. Gewiß iſt es ein großer, ein ſchöner Gedanke, das *zwiefache Loos* der Seelen durch das auffallendſte Phänomen am Himmel, den Lauf der Sonne durch die beyden Hemiſphären, ſinnbildlich darzuſtellen, und die Schilderung dieſes Looſes mit der Schilderung jenes prächtigen, erhabenen Schauſpiels zu verſchmelzen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Oktober.

In Ebels gründlicher und unübertroffener Schilderung des Appenzeller Volkes wird von ihm bezeugt: Der Appenzeller iſt lebhafter, munterer, ſcherzhafter, witziger und geiſt-

Digitized by Google

reicher, als alle ſeine Nachbarn. Ueberall erſchallen die Appenzeller Gebirge von freudigem Jauchzen. Der Gott Komus ſcheint mit ewigen Flügeln über dieſe Berge zu ſchweben. Wo man einen Haufen zuſammenſtehen oder ſitzen ſieht, da wird geſcherzt und gelacht; ſelten gehen ſie vor einander vorüber, ohne daß einige miteinander ſpaſſen, ſich necken oder katzbalgen. So ſchnell ſie im Erwiedern ſind, ſo werden ihre Scherze doch nie beleidigend und beißend. Merken ſie aber, daß Andere ſie zum Beſten haben wollen, ſo ſind ihre Antworten gewöhnlich ſcharf und derb, was ſie bey ihren Nachbarn in den Ruf grober Leute geſezt hat. Außer ihrem Lande ſtellen ſie ſich da, wo ſie wiſſen, daß man ſie nicht gerne ſieht, einfältig und dumm. Wenn ihre Gegner, dadurch dreiſt gemacht, ihren Spöttereyen freyen Lauf laſſen und ſich ſchon mit ihrem Triumphe kitzeln, ſo ergreift der ſchlaue Appenzeller plötzlich die ſcharfe Waffe ſeines Witzes und vernichtet ſeinen Feind, indem er ihn zum Gelächter der ganzen Geſellſchaft macht. Gewöhnlich duzen ſie dann ihre Angreifer, was ihren Wendungen und Ausdrücken mehr Originalität und Kraft zu geben ſcheint. Ein beynahe volles Hundert von Belegen für dieſes Zeugniß liefert die vor Kurzem in Trogen erſchienene erſte Sammlung von Appenzeller Einfällen, deren manche, im eigenthümlichen Appenzeller Dialekt mitgetheilt, freylich dem Ausländer weder verſtändlich, noch genießbar ſeyn können. Eine ſtrengere Auswahl, für die der Vorrath groß genug war, da dieſer erſten andere Sammlungen folgen ſollen, hätte den Werth der den Schweizern willkommenen Gabe nur erhöht. Wir wollen hier für das größere deutſche Publikum einige Proben dieſes Alpwitzes ausheben:

Der Pfarrer Tanner in Fanas, welcher lezten Frühling die Jahrespredigt bey der Verſammlung der Geiſtlichkeit in Heriſau halten mußte, ließ ſeine Zuhörer ſo lange auf das Amen warten, daß ſelbſt den Liebhabern langer Predigten endlich die Geduld verging. Als man ihn deßhalb nachher von allen Seiten mit Vorwürfen beſtürmte, ſagte er: Er habe ſeinen Herren Amtsbrüdern nur zeigen wollen, wie unangenehm es ſey, wenn man einen ſo lange in die Kirche einſperre.

Der Vater des eben Genannten, gleichfalls ein Pfarrer, war ein Meiſter im Auffinden paſſender Texte. In Buchs hatte er vom dortigen Schmied, Namens Alexander, vieles ausſtehen müſſen. Daher ſein Abſchiedstext: „Alexander, der Schmied, hat mir viel Böſes erwieſen.“ (2 Tim. 4. 14.)

Ein St. Galler ſpottete einſt über die Appenzelliſchen Straßen und ſagte: Sie ſind ſo ſchmal, daß kaum eine Kuh durchkommen kann, ohne mit ihren Hörnern ſich im Geſträuch zu verwickeln. „Ihr ſeyd doch ungehindert durchgekommen?“ erwiederte der Appenzeller. Ja. „Der Herr war alſo damals noch ein Kalb.“

Der Landammann Adrian Wetter hatte nicht lauter Freunde gehabt. Als man nach ſeinem Tode die auf ihn gehaltene Leichenpredigt zum Verkauf herumtrug, kaufte ſie der berühmte Baumeiſter Grubermann mit der Bemerkung: „er hätte ſie längſt gerne gehabt.“

Der General .... traf einen jungen Appenzeller an, der ihm gefiel. „He, willſt mit in den Krieg?“ — „Nein, ich mag nicht, bleib' lieber zu Hauſe.“ — „Du weißt wahrſcheinlich nicht, was Krieg iſt?“ — „Das weiß ich wohl.“ — „Nun, ſo ſag mir's, ich geb' dir was.“ — „Gebt her.“ Als er die Zahlung erhalten hatte, ſagt er es doch nicht, läßt ſich noch zweymal Geld geben und ſchweigt immer fort. Der Alte wird unwillig, ſchimpft und will ihn ſchlagen. Augenblicklich lacht der Burſche laut auf und ſagt: „Wißt Ihr nun, was Krieg iſt? Wenn einer mehr nimmt, als ihm zukommt, und der andere darüber böſe wird.“

Leipzig, Oktober.

Den vergangenen Winter hielt Prof. Heinroth, ein geiſtreicher Gelehrter, Vorleſungen über Anthropologie vor einem gemiſchten Publikum. Dieſe Vorträge wurden ſtark beſucht und verdienten es auch; doch tadelten Mehrere die, namentlich gegen das Ende der Vorleſungen immer deutlicher hervortretenden myſtiſchen Anſichten, welche H. einwebte, und die Seitenblicke auf den Rationalismus in Glaubensſachen. Daß ein Denker, wie Heinroth, der ſelbſt in ſeiner Wiſſenſchaft (der Heilkunde) der Homöopathie, dieſem Supernaturalismus in der Medizin, keine Gnade widerfahren läßt, zu ſolchen Anſichten in der Religion ſich bekennen kann, fällt allerdings auf; doch wie oft iſt es ſchon vorgekommen, daß entſchieden gute Köpfe in einem oder dem andern Punkt eine einſeitige Richtung nahmen, wenn ſich zu ihren übrigen Eigenſchaften eine lebhafte, wohl zuweilen überwiegende Phantaſie geſellte, die ihnen das Eine oder Andere in einem beſonders glänzenden Lichte erſcheinen ließ. — Dieſen Winter hat nun Prof. Krug, gleichfalls vor einem gemiſchten Auditorium, Vorträge über populäre Philoſophie begonnen. Krug gehört zu den ausgezeichnetſten Lehrern der hieſigen Univerſität und iſt bekanntlich ſeit Jahren ſchon einer der tapferſten, unerſchrockenſten und bravſten Vorfechter, wo es gilt, Vernunft, Recht und Wahrheit gegen den Andrang gegentheiliger Tendenzen in Staat, Kirche und Wiſſenſchaft zu vertheidigen. Dieß hat ihm denn auch eine bedeutende Celebrität, und unter der ſtudierenden Jugend einen großen Anhang erworben; denn wie ſich auch die rückwärts gekehrten Tendenzen ſpreizen mögen, das Loſungswort der Zeit iſt doch: vorwärts! — Daß es Krug nicht an Gegnern fehlt, geheimen und offenen, iſt natürlich; ſeine Schriften und ſeine Handlungen haben herhalten müſſen; aber weder den Einen, noch den Andern iſt es gelungen, ihm die Achtung und Anerkennung zu rauben, deren er ſich erfreut. Sein, auch beſonders abgedruckter Aufſatz in den politiſchen Jahrbüchern: über die Wiedergeburt der hieſigen Univerſität, mußte vorzüglich den Verehrern des alten Schlendrians und gewohnter Heimlichkeitskrämerey mißfällig ſeyn; an ſolchen Verehrern fehlt es aber, wie nirgends, ſo auch in Sachſen nicht, und Oeffentlichkeit iſt ſelbſt zuweilen noch bey Männern ein verbannungswürdiger Popanz, denen Liebe zum Beſſeren und redliches Streben darnach nicht abgeſprochen werden kann. So ſehr dieſe Oeffentlichkeit aber auch noch geſcheut wird, ſo ſehr tritt ſie immer mehr und mehr hervor, und es gehört zu den erfreulichen Zeichen, daß die milde und wirklich väterliche Verwaltung, bey aller ihrer unverkennbaren und ſehr natürlichen Liebe zum Alten und Hergebrachten, dieſer wohlthätigen Richtung des Zeitgeiſtes nicht hemmend in den Weg ſich ſtellt, und daß ſeit Kurzem ſelbſt mehrere einzelne Behörden, durch Darlegung in Frage gekommener Punkte, den Schleyer wenigſtens etwas zu lüften begonnen haben, welcher bisher die Verwaltungsverhältniſſe deckte. Allerdings iſt dieß Alles nur noch wenig gegen das, was hierin zu wünſchen iſt; allerdings geſchieht es mit einer gewiſſen Zurückhaltung und Aengſtlichkeit, die deutlich genug verräth, daß man doch lieber bey dem früheren Gange bliebe; aber man hat doch einmal die alte Bahn verlaſſen; ein Schritt iſt geſchehen, und das iſt in einem Lande ſchon viel, wo man ſo wenig an Reformen gewöhnt iſt, wie bey uns. Die Zeit wird mehr bringen, das iſt gewiß, denn an Liebe zum Wohl des Ganzen und an einem feſten, verdienten Vertrauen zu des Volkes treuer Anhänglichkeit fehlt es nicht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 265.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 5. November 1829.

Seine Geſchäftigkeit iſt Trepp auf und ab, ſeine Beredſamkeit ein Stück Rechnung.

Shakeſpeare.

Italieniſche Fragmente.

Von H. Heine.

I. Abda.

Mein Veturin hatte früher denn Helios ſeine Roſſe angeſpannt, und um Mittagszeit erreichten wir Abda. Hier pflegen dieſe Leute einige Stunden zu halten, um ihre Wagen zu wechſeln.

Abda iſt ſchon ein ächt italieniſches Neſt. Die Lage iſt pittoresk an einem Berghang, ein Fluß rauſcht vorbey, heitergrüne Weinreben umranken hie und da die über einander ſtolpernden, zuſammengeflickten Bettlerpalläſte. An der Ecke des windſchiefen Marktes, der ſo klein iſt wie ein großer Hühnerhof, ſteht mit allmächtigen, gigantiſchen Buchſtaben: Piazza di Sant Marko.

Das Wirthshaus, worin ich einkehrte und zu Mittag ſpeiste, war ebenfalls ſchon von ächt italieniſcher Art. Oben auf dem erſten Stockwerk eine freye Eſtrade, mit der Ausſicht nach dem Hofe, wo zerſchlagene Wagen, ſehnſüchtige Miſthaufen, Truthühner mit närriſch rothen Naſenlappen, drey bettelſtolze Pfauen und ein halb Dutzend zerlumpte, ſonnenverbrannte Buben, die ſich nach der Bell- und Lankaſterſchen Methode das Ungeziefer vom Kopfe ſuchten. Auf jener Eſtrade, längs dem gebrochenen Eiſengeländer, gelangt man in ein weites, hallendes Zimmer. Fußboden von Marmor, in der Mitte ein breites Bett, worauf die Flöhe Ball halten, überall großartiger Schmutz. Der Wirth ſprang hin und her, um meine Wünſche zu vernehmen. Er trug einen haſtig grünen Leibrock, und ein vielfältig bewegtes Geſicht, worin eine lange, höckrichte Naſe mit einer haarigen, rothen Warze, die mitten darauf ſaß, wie ein rothjäckiges Aeffchen auf dem Rücken eines Kameels. Er ſprang hin und her, und es war dann, als ob das rothe Aeffchen ebenfalls hin und her ſpringe. Es dauerte aber eine Stunde, ehe er das Mindeſte brachte, und wenn ich ihn deßhalb ſchelten wollte, ſo betheuerte er, daß ich ſchon ſehr gut italieniſch ſpräche.

Ich mußte mich lange mit dem Bratenduft begnügen, der mir lieblich entgegenwogte aus der thürloſen Küche gegenüber, wo Mutter und Tochter neben einander ſaßen und Hühner rupften. Erſtere war remarkabel korpulent; die Tochter, eine nicht ſehr große, jedoch ſtark geformte Perſon, ſchien ſich ebenfalls zur Korpulenz hinzuneigen; aber ihr blühendes Fett — um homeriſch zu ſprechen — war nimmermehr mit dem alten Talg der Mutter zu vergleichen. Ihre Geſichtszüge waren nicht ſanft, nicht jugendlich liebreitzend, jedoch ſchön gemeſſen, edel, antik; Locken und Augen brennend ſchwarz. Die Mutter hingegen hatte flache, ſtumpfe Geſichtszüge, eine roſenrothe Naſe, Augen wie Veilchen in Milch gekocht, und lilienweiß gepuderte Haare. Beyde ſangen während des Hühnerrupfens ein heiteres Duett. Dann und wann kam der Wirth, il Signor Padre, herangeſprungen, und fragte nach irgend einem Geſchirr oder Geräthe, und im Rezitativ bekam er die ruhige Weiſung, es ſelbſt zu ſuchen. Dann ſchnalzte er mit der Zunge, kramte in den Schränken,

Digitized by Google

koſtete aus den kochenden Töpfen, verbrannte ſich das Maul, und ſprang wieder fort und mit ihm ſein Naſenkameel und darauf das rothe Aeffchen. Hinter ihm drein ſchlugen dann die luſtigſten Triller, wie liebreiche Verhöhnung und Familienneckerey.

Aber dieſe gemüthliche, faſt idylliſche Wirthſchaft unterbrach plötzlich ein Donnerwetter; ein vierſchrötiger Kerl mit einem brüllenden Mordgeſichte ſtürzte hinein, und ſagte etwas, was ich nicht verſtand. Als beyde Frauenzimmer verneinend die Köpfe ſchüttelten, gerieth er in die tollſte Wuth, und ſpie Feuer und Flamme, wie ein kleiner Veſuv, der ſich ärgert. Die Wirthin ſchien in Angſt zu gerathen, und flüſterte begütigende Worte, die aber eine entgegengeſetzte Wirkung hervorbrachten, ſo daß der raſende Menſch eine eiſerne Schaufel ergriff, einige klirrende Teller und Flaſchen zerſchlug, und auch die arme Frau geſchlagen hätte, wenn nicht die Tochter ein langes Küchenmeſſer, womit ſie die Hühner geſchlachtet, ſchnell erfaßte, und ihn niederzuſtechen drohte, im Fall er nicht gleich abzöge.

Es war ein ſchöner Anblick, das Mädchen ſtand da blaßgelb und vor Zorn erſtarrend, wie ein Marmorbild, die Lippen ebenfalls bleich, die Augen tief und tödtlich, eine blau geſchwollene Ader quer über die Stirne, die ſchwarzen Locken wie flatternde Schlangen, in der Hand das blutige Meſſer. Ich ſchauerte vor Luſt, denn leibhaftig ſah ich vor mir das Bild Medeas, wie ich es oft geträumt in meinen Jugendnächten, wenn ich entſchlummert war an dem lieben Herzen Melpomenes, der finſter ſchönen Göttin.

Während dieſer Scene kam der Signor Padre nicht im Mindeſten aus dem Geleiſe, mit geſchäftiger Seelenruhe raffte er die Scherben vom Boden auf, ſuchte die Teller zuſammen, die noch am Leben geblieben, brachte mir darauf: Zuppa mit Parmeſankäſe, ein Braten, derb und feſt wie deutſche Treue, Krebſe roth wie die Liebe, grüner Spinat wie Hoffnung mit Eyern, und zum Deſert geſchnittene Zwiebel, die mir Thränen der Rührung aus den Augen lockten. Das hat nichts zu bedeuten, das iſt nun mal Pietros Methode, ſprach er, als ich verwundert nach der Küche deutete; und wirklich, nachdem der Urheber des Zanks ſich entfernt, ſchien es als ob dort gar nichts vorgefallen ſey, Mutter und Tochter ſaßen wieder ruhig, nach wie vor, und ſangen und rupften Hühner.

Die Rechnung überzeugte mich, daß auch der Signor Padre ſich aufs Rupfen verſtand. Als ich ihm dennoch, außer der Zahlung, noch etwas „für die gute Hand" gab, da nieſte er ſo vergnügt ſtark, daß das rothe Aeffchen beynah von ſeinem Sitze herabfiel. Hierauf winkte ich freundlich hinüber nach der Küche, freundlich war der Gegengruß, bald ſaß ich in dem eingetauſchten Wagen, fuhr raſch hinab in die lombardiſche Ebene, und erreichte gegen Abend die uralte, weltberühmte Stadt Verona.

Die Gräber der Könige von Theben.

(Fortſetzung.)

Dieſe pſychologiſche Gallerie bedeckt die Wände der beyden großen Gänge und der beyden erſten Säle der Gruft von Rhamſes V., die uns bey dieſer Beſchreibung als Vorbild dient, weil ſie die ausgeführteſte von allen iſt. Derſelbe Gegenſtand, nur ganz im aſtronomiſchen Geiſte aufgefaßt, und, weil es eine wiſſenſchaftliche Darſtellung war, nach einem regelmäßigeren Plane geordnet, wiederholt ſich an den Decken und läuft längs derſelben durch den zweyten Gang und die zwey erſten Gemächer. Auf dieſen Decken, und geſondert von den eben erwähnten Darſtellungen, ſtehen aber auch hieroglyphiſche Texte, die ſich zwar auf denſelben Gegenſtand beziehen, aber noch intereſſanter ſind. Es ſind dieß nämlich Tafeln über den Aufgang der Sternbilder für alle Stunden in jedem Monat des Jahrs. So heißt es z. B.: Monat Tobi, letzte Hälfte. Orion herrſcht und wirkt auf das linke Ohr. Erſte Stunde, das Sternbild Orion (wirkt) auf den linken Arm. Zweyte Stunde, das Sternbild Sirius auf das Herz. Vierte Stunde, der Anfang des Sternbilds der zwey Sterne (Zwillinge?) auf das Herz u. ſ. w. Siebte Stunde, der Pfeil auf das rechte Auge u. ſ. w. Wir haben alſo hier eine Tafel über die Aufgänge, welche, wie Diodor von Sicilien ſagt, die Stunden des Aufgangs der Sternbilder nebſt eines jeden Einfluß angibt, und erlangen damit den Beweis, daß die Aſtrologie in Egypten bis in die früheſten Zeiten hinaufreicht.

Die nun folgenden Gänge und Gemächer in Rhamſes Gruft ſind mit ſymboliſchen Darſtellungen verziert, die auf verſchiedene Zuſtände der Sonne, theils phyſiſch, theils nach rein mythiſchen Beziehungen betrachtet, Bezug haben. Sie bilden aber kein nothwendiges Ganze für ſich, weßhalb ſie auch in den andern Grüften entweder fehlen, oder ſich doch nicht an dieſer Stelle befinden. In dem Gemach, das demjenigen, in welchem der Sarkophag ſteht, unmittelbar vorausgeht, iſt in den vollſtändigſten Gräbern vorgeſtellt, wie der König vor dem Richterſtuhle der 42 göttlichen Richter, die über das Loos ſeiner Seele entſcheiden ſollen, erſcheint; von dieſem Gericht war dasjenige, in dem man auf der Erde den Königen die Ehre des Begräbniſſes zuerkannte oder verweigerte, ein bloſes Bild. In Rhamſes V. Gruft zeigt eine ganze Wand dieſes Gemachs die Bilder dieſer 42 Beiſitzer des Oſiris, und zwiſchen ihnen geſchriebene Sprüche, die man den König ſelbſt, oder, in ſeinem Namen, dieſen ſtrengen Richtern rechtfertigend vor-

Digitized by Google

ſagen läßt, deren jeder, wie es ſcheint, mit der Unterſuchung einer beſondern Sünde und der Beſtrafung der Seele wegen derſelben beauftragt war. Dieſer große Text, der demnach in 12 Kolummen zerfällt, iſt eigentlich nichts, als eine negative Beichte, wie man aus folgenden wenigen Beiſpielen ſehen wird:

„Der König, die waltende Sonne der Gerechtigkeit, der Auserwählte Ammons, hat keine ſchlechten Handlungen begangen. — Der Sohn der Sonne, Rhamſes, hat nicht Gott geläſtert. — Der König, die waltende Sonne, hat ſich nicht berauſcht. — Der Sohn der Sonne, Rhamſes, iſt nicht träge geweſen. — Der König ꝛc. hat den Kopf nicht geſchüttelt, wenn er Worte der Wahrheit hörte. — Der Sohn der Sonne, Rhamſes, hat ſeine Worte nicht unnütz in die Länge gezogen. — Der König ꝛc. hat ſein Herz nicht zu verzehren gehabt (d. h. nichts zu bereuen gehabt) u. ſ. w. u. ſ. w.“

Neben dieſem merkwürdigen Texte ſah man in Rhamſes Grabe noch intereſſantere Figuren, nämlich die der Hauptſünden. Aber nur drei davon ſind noch ganz deutlich: die Unzucht, die Trägheit und die Gefräßigkeit; ſie ſind in menſchlicher Geſtalt mit den ſymboliſchen Köpfen des Bocks, der Schildkröte und des Krokodils dargeſtellt.

Das Gemach endlich, in welchem der Sarkophag ſteht, — es iſt das letzte — übertrifft alle an Größe und Pracht. Die Malerei des Plafonds, der ſehr ſchön halbkreisförmig gewölbt iſt, iſt vollkommen erhalten; die Farben ſind ſo friſch, daß man an die wundervolle Erhaltung der egyptiſchen Denkmäler gewöhnt ſeyn muß, um es zu glauben, daß dieſe vergänglichen Farbſtoffe mehr als dreißig Jahrhunderten getrotzt haben. Das allgemeine Motiv für das ſämmtliche Bildwerk in dieſen Grüften, der Lauf der Sonne, iſt auch hier wieder an Decke und Wänden, jedoch im Großen, und in manchen Theilen umſtändlicher, ausgeführt. In Tauſenden von Hieroglyphen und Basreliefs iſt hier emblematiſch das ganze Weltſyſtem der Egypter, ſind die Grundſätze ihrer allgemeinen Naturlehre dargeſtellt. Nur langes Studium vermag ihren Sinn ganz zu enträthſeln; es iſt der raffinirteſte Skeptizismus, aber ſicher bergen ſich unter dieſer emblematiſchen Hülle manche uralte Wahrheiten, die uns ſo neu dünken.

Der wirklich ausgebauten, vollſtändigen königlichen Grüfte ſind nur ſehr wenige, höchſtens fünf an der Zahl; alle andere ſind unvollendet. Die einen endigen ſchon mit dem erſten Gemach, das nun zum großen Begräbnißſaale geworden iſt, andere ſind fertig bis zu einem zweiten Gemach; noch andere hören ſogar ſchnell mit einem in der Eile gehauenen kleinen Raume auf, der grob bemalt iſt, und worin der kaum aus dem Rohen gearbeitete Sarkophag des Königs ſteht. Dieß beweiſt wiederum, was wir oben bemerkt haben, daß die Könige den Befehl zum Bau ihres Grabes bey ihrer Thronbeſteigung gaben; übereilte ſie der Tod, bevor es fertig war, wurde die Arbeit eingeſtellt und das Grab blieb unvollendet. Daraus alſo, ob ein Grab vollendet, ob die Ausgrabung weiter oder weniger weit gediehen iſt, läßt ſich ziemlich ſicher ſchlüßen, wie lange jeder König regiert hat. Es iſt in dieſer Hinſicht bemerkenswerth, daß nach Manetho, dem Verfaſſer einer egyptiſchen Chronik im dritten Jahrhundert vor Chriſtus, deren Bruchſtücke auf uns gekommen ſind, Amenophis III., Rhamſes der Große und Rhamſes V. wirklich jeder länger als dreißig Jahre regiert haben, und daß gerade die Gräber dieſer Pharaonen die bedeutendſten ſind.

Sprechen wir nun von einigen beſondern Merkwürdigkeiten dieſer Gräber.

In dem eigentlich ſogenannten Thale von Biban-el-Molouk bewunderten wir, wie alle Reiſende vor uns, die ganz außerordentliche Friſche der Gemälde und die feine Bildhauerarbeit im Grabe des Ouſirei I.; dieſe herrliche Catakombe geräth aber täglich mehr in Verfall. Hier ließ ich unter anderm den Zug der Völker abzeichnen, der auf einem Basrelief im erſten Gemache vorkommt. Dieſe Darſtellung iſt bereits in England bekannt gemacht worden. Nach dieſen engliſchen Zeichnungen meynte ich nicht anders, als dieſe vier Völker von ganz verſchiedenen Raçen, die der Gott Horus mit dem Hirtenſtab anführt, ſollen die dem Scepter des Pharao Ouſirei unterworfenen Nationen vorſtellen; aber aus den Inſchriften erſah ich, daß dieſe Darſtellung eine weit allgemeinere Bedeutung hat. Sie gehört der dritten Tagesſtunde an, wo die Sonne mit der vollen Gluth ihres Strahls zu wirken beginnt und alles bewohnte Land auf unſerer Halbkugel erwärmt. Man wollte, wie die Inſchrift ſelbſt ſagt, die Bewohner Egyptens und der fremden Länder vorſtellen. Wir haben alſo hier ein Bild der verſchiedenen Menſchenraçen, welche die Egypter kannten, vor uns, und werden zugleich darüber belehrt, wie in jener fernen Zeit Länder und Völker im Großen abgetheilt wurden. Der Figuren, welche der Völkerhirte Horus anführt, ſind zwölf, die vier ſtreng geſchiedenen Familien angehören. Die drey erſten Figuren ſind von Farbe dunkelroth, der Wuchs iſt von guten Verhältniſſen, die Geſichtszüge ſind ſanft, die Naſe leicht adlerförmig gebogen, das Haar lang, geflochten, die Kleidung weiß; ihre Inſchrift bezeichnet ſie als Rot-en-ne-Rome, d. h. Menſchengeſchlecht, als Menſchen im eigentlichen Sinn, d. i. als Egypter.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, Oktober.

(Fortſetzung.)

Ein Unglück hierbey iſt nur, daß Unterbeamte zuweilen noch immer den redlichen Geiſt der höheren Behörden nicht verſtehen, oder in ſelbſtgewonnener Anſicht zuweilen auch ängſtlich nach Rückſichten handeln. Dieß zeigt ſich beſonders auffallend bey den Cenſurverhältniſſen. Man kann es als ein eigenes Geſchick betrachten, daß gerade in dieſem Punkte diejenige Stadt, welche die Metropole des deutſchen Buchhandels heißt, am ſchlimmſten geſtellt iſt. Die beſtehenden Cenſur-Verordnungen in Sachſen ſtammen zwar aus einer ziemlich entlegenen Zeit, ſind aber im Ganzen nicht illiberal und einer anſtändigen Beſprechung öffentlicher Angelegenheiten im Lande nicht abhold; wie alle dergleichen Vorſchriften, haben ſie jedoch den nicht zu hebenden Uebelſtand, daß ſie Vieles der individuellen Anſicht des jedesmaligen Ausübers anheimſtellen. Was läßt ſich in die drey Hauptrubriken aller Cenſurgeſetze: nichts gegen Religion, Staat und gute Sitten zu dulden, nicht alles bringen! Das ſind weite Mäntel, die viel und wenig umhüllen können, wie man's eben nimmt. Ein kopfhängeriſcher Cenſor nennt das gegen Religion geſchrieben, was ſeiner Sectenanſicht widerſpricht; ein Beamter wird leicht verſucht, à la Louis XIV. in ſich und ſeines Gleichen den Staat zu ſehen ꝛc. — In Leipzig iſt den Profeſſoren der Univerſität, und ſeit einigen Jahren außerdem noch einem Privatmanne, dem Herausgeber der Zeitung f. d. eleg. Welt, die Cenſur übertragen. Dieſe Herren theilen ſich nach ihren Lehrfächern, mitunter auch nach freiwilliger Beſtimmung, in die Durchſicht der vorkommenden Schriften, und hier zeigt ſich denn, während Alle nach den beſtehenden Vorſchriften handeln, welch verſchiedenartige Anwendung dieſe Theorie in der Praxis hat. Was bey dem Einen, mit Berufung auf das Geſetz unerbittlich geſtrichen wird, geht bey dem Andern ohne allen Anſtoß, auch in Folge des Geſetzes, durch, und was z. B. in einem für alle Leihbibliotheken beſtimmten Roman geſagt werden kann; muß in einem zu ernſter Erörterung geſchriebenen Aufſatz wegfallen. Dieſer Uebelſtand trifft nun beſonders die Zeitſchriften, und unter dieſen vorzüglich die für's Volk beſtimmten, alſo eigentlich diejenigen, denen das weiteſte Feld zu einer praktiſchen Nützlichkeit eröffnet ſeyn ſollte. Ich weiß nicht, iſt es ein beſonderes Recht oder Beſtimmung von oben herab, oder was ſonſt, was dieſe Art von Schriften unter die Aufſicht von ein Paar Männern geſtellt hat, die jedesmal von einem Beben befallen zu werden ſcheinen, ſo oft eine Feder es unternimmt, Landes-, vorzüglich aber **Stadt**verhältniſſe zur Sprache zu bringen. Wir haben hier ein Tageblatt, welches ganz auf die Localität berechnet, dem gewerbtreibenden Publikum zu Anzeigen dient, die Namen der durchreiſenden Fremden, die wöchentliche Sterbeliſte, die ſonntäglichen Anordnungen des Gottesdienſtes, polizeiliche Verfügungen, den Börſen- und Wechſelcours u. dgl. m. meldet, und da es in allen Häuſern und von allen Ständen geleſen wird, ganz dazu geeignet wäre, und es **ſeiner urſprünglichen Beſtimmung nach auch ſeyn ſollte**, die ſtädtiſchen und ländlichen Verhältniſſe zu beſprechen, den Bürgern Aufklärung über dieſelben zu geben, den Zuſtand der öffentlichen Stiftungen, Gemeingüter, Verſorgungsanſtalten, polizeilichen Maßregeln, kurz der ganzen Communalverwaltung zu erörtern, und ſo dem Einwohner zu zeigen, was alles in dieſer Hinſicht geſchieht oder noch zu wünſchen iſt. Daran iſt aber durchaus nicht zu denken: alle dieſe Dinge ſind, mit etwaiger Aufnahme eines unbedingten Lobgehudels, verpönt, und zwar nicht etwa verpönt, weil der Landesbehörde Wille dergleichen nicht beſprochen wiſſen will, ſondern weil des Cenſors Anſicht hierin eine andere iſt, als die ſeiner Collegen in andern ſächſiſchen Städten, wo in den dortigen Blättern (wie z. B. in dem Dresdner Anzeiger, der Zwickauer Biene u. ſ. w.) dieß alles ungeſtört, mit einer die Regierung ehrenden Freimüthigkeit, zur Sprache gebracht und Mängel und Mißbräuche gerügt werden können.

(Die Fortſetzung folgt.)

Berlin, September.

Wir theilen hier vermuthlich mit allen Weſt- und Oſtländern den trüben, regnigten Herbſt, der uns nicht im entfernteſten für die Entbehrungen des Sommers entſchädigen kann. Die Weinerndte, die man bey der ſteigenden Cultur des Rebenbaus hier zu berückſichtigen anfängt, (z. B. in Potsdam, wohin förmlich zu Weinkuren gereist wird; auch iſt der Handel mit Grüneberger, Gubener, und dem ſchon mehr zu Ehren gekommenen Neuenburger Gewächs nicht ganz unbedeutend) iſt ſchon lange aufgegeben. Die vielen Kalkwände der geräumigen Hintergebäude einer ſo ausgedehnten Stadt bieten ſonſt vielen Schutz wenigſtens zur Erzielung eßbarer Trauben. In unſern ſandigen Flächen und Höhen hat man freilich von eigentlichem Waſſerſchaden wenig zu fürchten, die Spree iſt der geduldigſte, loyalſte Fluß, und die Havel gibt in ihren blauen Seen gern den überſtrömenden Gewäſſern Raum, aber wenn die frühen Regentage ſo anhaltend bleiben, darf man auf's neue für unſere unglücklichen preußiſchen und ſchleſiſchen Länder beſorgt werden, welche kaum, durch außerordentliche Anſtrengungen und Opfer, ſich zu erholen anfangen.

Die berühmte Luftſchifferin Dlle. **Gernerin** war zu einer ungünſtigen Zeit hergekommen, um ihre 36ſte Luftauffahrt und Niederfahrt zu veranſtalten. Der regnigten Witterung halber mußte ſie mehreremal verſchoben werden. Doch traf ſie an dem zuletzt angeſetzten Tage glücklicher Weiſe heiteres Wetter, und ſtieg vor einer ziemlich anſehnlichen Verſammlung in die Höhe. Die Geſchicklichkeit und Fertigkeit, das geringe Geräuſch, die Abweſenheit aller Unordnung waren das Bemerkenswertheſte, und zeigten, wie weit die techniſche Geſchicklichkeit es auch in dieſen luftigen Dingen gebracht hat. Es hätte auch in Rom keines Sixtiniſchen Verbotes, zu ſprechen, bedurft, und Niemand durfte durch ſein aqua-Geſchrey ſein Leben auf das Spiel ſetzen und die Luftſchifferin retten. Wie eine Diligence pünktlich ſetzte ſich der Ballon in Bewegung und verlor ſich bald aus dem weiten Circus des Exerzierplatzes. Ueber der Stadt ſah man die Luftſchifferin die Gondel vom Ballon trennen; ſie ſchoß zuerſt pfeilſchnell herab, bis ſich der Fallſchirm entwickelte, und nach kurzer Zeit war ſie wohlbehalten im Hofraum eines entfernten Stadttheils niedergeſunken. Das Unbequeme bey dem neuen Schauſpiele iſt, daß die bezahlenden Zuſchauer nur das Gewöhnliche und minder Intereſſante zu ſehen bekommen, nämlich das Einſteigen. Das Herabſinken und Ankommen im Fallſchirm, die letzten Bewegungen der Schifferin, um einen ſichern Hafenplatz zu finden, Dächer, Sträucher, Bäume, zu vermeiden, bleibt der Natur der Sache nach ein Spiel des Zufalls. Wenn man von etwas Reellem bei einer ſo luftigen Sache, die zu keiner Entdeckung, nicht einmal zu neuen Wahrnehmungen führt, reden darf, ſo iſt die Art, wie Dlle. Garnerin ihre Luftfahrten anſtellt, reell zu nennen, denn aller Flitterſtaat wird vermieden, ſelbſt die Poſaunen tönen nur ſchwach, und das Ganze trägt, dem Anſcheine nach, mehr den Charakter eines Verſuchs als einer Haupt- und Staatsaction.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

N°. 266.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 6. November 1829.

Ein ſprechendes Denkmal kann uns einſt als ein Kapitel des Geneſis, als eine Stimme der Vorwelt gelten.

Herder.

Die Gräber der Könige von Theben.

(Fortſetzung.)

Die drey folgenden Figuren ſind ganz anders anzuſehen: fleiſchfarbige Haut, ins Gelbe oder Schwärzliche ſpielend, ſtarke Adlernaſe, ſchwarzer, ſtarker, in eine Spitze auslaufender Bart; Kleidung kurz, verſchiedenfarbig. Dieſe heißen *Namou*. — Was die drey folgenden ſind, iſt in die Augen ſpringend: es ſind *Neger*. Sie heißen *Nabaſi*. — Die Geſichtsfarbe der drey lezten endlich iſt, was wir fleiſchfarbig nennen, oder weiß, und äußerſt zart, die Naſe gerade oder ſanft gebogen, die Augen blau, der Bart blond oder roth, der Wuchs hoch, ſehr ſchlank, die Kleidung Ochſenhäute mit den Haaren daran; wahre Wilde, die an verſchiedenen Stellen des Leibs tatowirt ſind. Sie ſind *Tamhou* benannt.

Raſch machte ich mich daran, in andern königlichen Gräbern die der oben beſchriebenen entſprechende Darſtellung aufzuſuchen; ich fand ſie auch wirklich in mehreren, und die Abweichungen, die ich hier beobachtete, überzeugten mich vollkommen, daß man damit *die Bewohner der vier Welttheile*, nach dem alten egyptiſchen Syſtem, vorſtellen wollte, nämlich: 1) die *Bewohner Egyptens*, das nach dem beſcheidenen Brauche bey den Völkern des Alterthums einen Welttheil für ſich bildete. 2) Die *Aſiaten*. 3) Die eigentlichen Bewohner von Afrika, die *Neger*, und 4) endlich, — faſt ſchäme ich mich es zu ſagen, denn unſere Raçe iſt die lezte und wildeſte in der Reihe — die *Europäer*, welche in jener fernen Zeit keine gar glänzende Rolle in der Welt ſpielten, und wohl im damaligen Völkergemälde das waren, was uns etwa jezt die Neuſeeländer ſind. Man muß indeſſen unter dieſer Abtheilung ſämmtliche Völker mit blonden Haaren und weißer Haut begreifen, die nicht blos Europa, ſondern auch Aſien, von wo ſie ausgegangen waren, bewohnten.

Unſere Anſicht von dieſen Gemälden iſt darum deſto gewiſſer die richtige, weil in den andern Gräbern dieſelben Namen für die verſchiedenen Volksſtämme wiederkehren, und zwar beſtändig in derſelben Ordnung. Die Egypter und Afrikaner ſind einmal ganz wie das andere Mal dargeſtellt, wie es auch nicht anders ſeyn kann; aber bey den Aſiaten und Europäern bemerkt man bedeutende, intereſſante Abweichungen. Statt des einfach gekleideten Arabers oder Juden in Ouſireis Grab, wird in andern Gräbern Aſien durch drey Figuren repräſentirt, die zwar auch gebräunte Geſichtsfarbe, Adlernaſen, ſchwarze Augen und dichten Bart haben, aber ausnehmend prächtig gekleidet ſind. In einer Gruft ſind es offenbar Aſſyrer; ihr Koſtüm gleicht bis auf's Kleinſte der Kleidung der Figuren, die auf den aſſyriſchen Cylindern ausgehauen ſind; in einer andern ſind es Meder oder Ureinwohner eines Theils von Perſien, denn ihre Geſichtsbildung und ihr Koſtüm findet ſich Zug für Zug auf den ſogenannten perſepolitaniſchen Monumenten. Aſien wurde alſo durch eines ſeiner Völker, gleichviel durch welches, repräſentirt. Daſſelbe

Digitized by Google

gilt von unſern guten Urvätern, den Tambous; auch ihr Koſtüm zeigt Abweichungen; ihre Köpfe ſind bald reichlicher, bald ſparſamer behaart und mit verſchiedenen Zierathen behangen; auch ihr roher Anzug iſt von verſchiedenem Schnitt; aber Haut, Augen und Bart bezeichnen ſie immer als eine beſondere Raçe. Als ich nach Biban-el-Molouk kam, ahnete ich wahrhaftig nicht, Bildwerke zu finden, die zu Vignetten für eine Geſchichte der Urbewohner Europas dienen könnten, wenn eine ſolche je ſollte unternommen werden. Ihr Anblick hat übrigens etwas Tröſtliches; fühlen wir hier doch handgreiflich, wie weit wir ſeitdem gekommen ſind.

(Der Beſchluß folgt.)

Italieniſche Fragmente.

Von H. Heine.

II. Auf den Appeninen.

Die umgebende Natur wirkt auf den Menſchen — warum nicht auch der Menſch auf die Natur, die ihn umgibt? In Italien iſt ſie leidenſchaftlich wie das Volk; bey uns in Deutſchland iſt ſie ernſter, ſinniger und geduldiger. Hatte einſt wie die Menſchen auch die Natur mehr inneres Leben? Die Gemüthskraft eines Orpheus, ſagt man, konnte Bäume und Steine nach begeiſterten Rythmen bewegen. Könnte noch jezt dergleichen geſchehen? Menſchen und Natur ſind phlegmatiſch geworden und gähnen ſich einander an. Der Kriegsrath Müchler wird nimmermehr, mit den Klängen ſeiner Leyer, den Temploer Berg oder die Berliner Linden zum Tanzen bringen können.

Auch die Natur hat ihre Geſchichte, und das iſt eine ganz andere Naturgeſchichte, als wie die, welche in Schulen gelehrt wird. Irgend eine von jenen grauen Eydechſen, die ſchon ſeit Jahrtauſenden in den Felſenſpalten des Appenins leben, ſollte man als ganz außerordentliche Profeſſorin der Naturgeſchichte bey einer unſerer Univerſitäten anſtellen, und man würde ganz außerordentliche Dinge zu hören bekommen. Aber der Fakultätsſtolz gewiſſer Herren würde ſich gegen eine ſolche Anſtellung auflehnen.

Die Eydechſen, mit ihren klugen Schwänzchen und ſpitzfündigen Aeuglein, haben mir wunderbare Dinge erzählt, wenn ich einſam zwiſchen den Felſen der Appeninen umherkletterte. Wahrlich, es gibt zwiſchen Himmel und Erde Dinge, die nicht blos unſere Philoſophen, ſondern ſogar unſere Dummköpfe nicht wiſſen.

Die Eydechſen haben mir erzählt, es gehe eine Sage unter den Steinen, daß Gott einſt Stein werden wolle, um ſie aus ihrer Starrheit zu erlöſen. Eine alte Eydechſe meynte aber, dieſe Steinwerdung würde nur dann ſtattfinden, wenn Gott bereits in alle Thier- und Pflanzenarten ſich verwandelt und ſie erlöst habe.

Nur wenige Steine haben Gefühl, und nur im Mondſchein athmen ſie. Aber dieſe wenigen Steine, die ihren Zuſtand fühlen, ſind ſchrecklich elend. Die Bäume ſind viel beſſer daran, ſie können weinen. Die Thiere aber ſind am meiſten begünſtigt, denn ſie können ſprechen, jedes nach ſeiner Art, und die Menſchen am beſten. Einſt, wenn die ganze Natur erlöst iſt, werden alle andern Erſchaffniſſe ebenfalls ſprechen können, wie in jenen uralten Zeiten, wovon die Dichter ſingen.

Die Eydechſen ſind ein ironiſches Geſchlecht, und bethören gern die andern Thiere. Aber ſie waren gegen mich ſo demüthig, ſie ſeufzten ſo ehrlich, ſie erzählten mir Geſchichten von Atlantis, die ich nächſtens aufſchreiben will zu Nutz und Frommen der Welt. Es ward mir ſo innig zu Muthe bey dem kleinen Weſen, das gleichſam die geheimen Annalen der Natur aufbewahrt. Sind es etwa verzauberte Prieſterfamilien, gleich denen des alten Egyptens, die ebenfalls naturbelauſchend in labyrinthiſchen Felſengrotten wohnten? Auf ihren Köpfchen, Leibchen und Schwänzchen blühen ſo wunderbare Zeichenbilder, wie auf egyptiſchen Hieroglyphenmützen und Hierophantenröcken.

Meine kleinen Freunde haben mich auch eine Zeichenſprache gelehrt, vermittelſt welcher ich mit der ſtummen Natur zu ſprechen vermag. Dieſes erleichtert mir oft die Seele, beſonders gegen Abend, wenn die Berge in ſchaurig ſüßen Schatten gehüllt ſtehen, und die Waſſerfälle rauſchen, und alle Pflanzen duften, und haſtige Blitze hin und her zucken. —

O Natur! du ſtumme Jungfrau! wohl verſtehe ich dein Wetterleuchten, den vergeblichen Redeverſuch, der über dein ſchönes Antlitz dahinzuckt, und du dauerſt mich ſo tief, daß ich weine. Aber alsdann verſtehſt du auch mich, und du heiterſt dich auf und lachſt mich an aus goldnen Augen. Schöne Jungfrau, ich verſtehe deine Sterne und du verſtehſt meine Thränen!

*

Nichts in der Welt will rückwärts gehn, ſagte mir ein alter Eydechs, Alles ſtrebt vorwärts, und am Ende wird ein großes Naturavancement ſtattfinden. Die Steine werden Pflanzen, die Pflanzen werden Thiere, die Thiere werden Menſchen und die Menſchen werden Götter werden. Aber, rief ich, was ſoll denn aus dieſen guten Leuten werden, aus den armen, alten Göttern? — „Das wird ſich finden, lieber Freund; wahrſcheinlich danken ſie ab, oder werden auf irgend eine ehrende Art in den Ruheſtand verſezt.“

Ich habe von meinem hieroglyphenhäutigen Naturphiloſophen noch manch andres Geheimniß erfahren; aber ich gab mein Ehrenwort nichts zu enthüllen. Ich weiß jezt mehr als Schelling und Hegel.

Was halten Sie von dieſen Beyden? frug mich der alte Eydechs, mit einem höhniſchen Lächeln, als ich mal dieſe Namen gegen ihn erwähnte. Wenn man bedenkt, antwortete ich, daß ſie blos Menſchen und keine Eydechſen ſind, ſo muß man über das Wiſſen dieſer Leute ſehr erſtaunen. Im Grunde lehren ſie ein und dieſelbe Lehre, die Ihnen wohlbekannte Identitätsphiloſophie; nur in der Darſtellungsart unterſcheiden ſie ſich. Wenn Hegel die Grundſätze ſeiner Philoſophie aufſtellt, ſo glaubt man jene hübſchen Figuren zu ſehen, die ein geſchickter Schulmeiſter, durch eine künſtliche Zuſammenſtellung von allerley Zahlen, zu bilden weiß, dergeſtalt, daß ein gewöhnlicher Beſchauer nur das Oberflächliche, nur das Häuschen oder Schiffchen oder Soldätchen ſieht, das aus jenen Zahlen formirt iſt, während ein denkender Schulknabe in der Figur ſelbſt vielmehr die Auflöſung eines tiefen Rechenexempels ſehen kann. Die Darſtellungen Schellings gleichen mehr jenen indiſchen Thierbildern, die aus allerley andern Thieren, Schlangen, Vögeln, Elephanten und dergleichen lebendigen Ingredienzen, durch abentheuerliche Verſchlingungen, zuſammengeſezt ſind. Dieſe Darſtellungsart iſt viel anmuthiger, heiterer, pulſirend wärmer, alles darin lebt, ſtatt daß die abſtrakt hegelſchen Schiffern uns ſo grau, ſo kalt und ſo todt anſtarren. Gut, gut, antwortete der alte Eydechſerich, ich merke ſchon, was Sie meynen; aber ſagen Sie mir, haben dieſe Philoſophen viele Zuhörer?

Ich ſchilderte ihm nun, wie z. B. in der gelehrten Caravanſerai zu Berlin die Kameele ſich ſammeln um den Springquell der hegelſchen Weisheit, davor niederknien, ſich die koſtbaren Schläuche aufladen laſſen, und damit weiter ziehen durch die märkiſche Sandwüſte.

Den kleinen Naturphiloſophen überlief der gelbe Neid, als er hörte, daß ſeine Collegen ſich ſo großen Zuſpruchs erfreuen, und ärgerlich frug er: welchen halten Sie für den größten? Das kann ich nicht entſcheiden, gab ich zur Antwort, eben ſo wenig, wie ich entſcheiden könnte, ob die Schechner größer ſey, als die Sontag, und ich denke —

Denke! rief der Eydechs mit einem ſcharfen, vornehmen Tone der tiefſten Geringſchätzung, denken! wer von Euch denkt? Mein weiſer Herr, ſchon an die dreytauſend Jahre mache ich Unterſuchungen über die geiſtigen Funktionen der Thiere, ich habe beſonders Menſchen, Affen und Schlangen zum Gegenſtand meines Studiums gemacht, ich habe noch mehr Fleiß auf dieſe ſeltſamen Geſchöpfe verwendet, wie Lyonnet auf ſeine Weidenraupen, und als Reſultat aller meiner Beobachtungen, Experimente und anatomiſchen Vergleichungen, kann ich Ihnen beſtimmt ſagen: kein Menſch denkt, es fällt nur dann und wann den Menſchen etwas ein; ſolche ganz unverſchuldete Einfälle nennen ſie Gedanken, und das Aneinanderreihen derſelben heißen ſie Denken. Aber in meinem Namen dürfen Sie es wiederſagen: kein Menſch denkt, kein Philoſoph denkt, und was gar ihre Philoſophie betrifft, ſo iſt ſie eitel Luft und Waſſer, wie die Wolken des Himmels; ich habe ſchon unzählige ſolcher Wolken, ſtolz und ſicher, über mich hinziehen ſehen, und die nächſte Morgenſonne hat ſie aufgelöſt in ihr urſprüngliches Nichts; es gibt nur eine einzige wahre Philoſophie, und dieſe ſteht in ewigen Hieroglyphen auf meinem eigenen Schwanze.

Bey dieſen Worten, die mit einem dedaignanten Pathos geſprochen wurden, drehte der alte Eydechs den Rücken, und indem er langſam fortſchwänzelte, ſah ich darauf die ſeltſamſten Charaktere, die ſich in bunter Bedeutſamkeit bis über den langen Schwanz hinabzogen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

(Beſchluß.)

Ein Türke, nach dem Gerüchte bey Varna gefangen, und wegen ſeiner beſondern Tapferkeit vorzugsweiſe durch die ruſſiſchen Befehlshaber gehegt und gepflegt, war in den lezten Wochen weit mehr, als die Luftſchifferin, der Gegenſtand der populären Aufmerkſamkeit. Er war aus Warſchau, wo er bereits als Sonderbarkeit geglänzt, unſerem Hofe als Specimen des Krieges und der türkiſchen Aufklärung zugeſchickt worden. Hier iſt dann dem guten Bimbaſcha ſo viel Aufmerkſamkeit und Ehre widerfahren, daß, wenn nicht am Ende die Langeweile es dahin bringt, er ſich ſchwerlich je nach der Ranzionirung ſehnen wird. In ſeiner neuen rothen Milizuniform, die ihm aber erſt hier geſchenkt worden, den Halbmond auf der Bruſt, das Büſchelmützchen auf dem Kopf, ſieht man ihn täglich in Begleitung zweier Offiziere auf den Straßen, an den öffentlichen Vergnügungsorten und in beiden Theatern. Sogar die Belagerung von Varna hat er auf dem königsſtädtiſchen mit anſehen müſſen! Seinen Blicken zufolge intereſſirt ihn indeſſen jedes Schauſpiel, etwa mit Ausnahme anmuthiger Actricen in orientaliſchem Koſtüm, wenig mehr als der gedruckte Komödienzettel, den der Logenſchließer mit gaſtfreundſchaftlicher Berückſichtigung nicht vergißt, vor dem edlen Fremden hinzulegen. Sein Geſicht iſt nichts weniger als intereſſant und gibt uns einen geringen Begriff von der orientaliſchen Männerſchönheit der Türken.

Da mein heutiger Bericht ſich ſo zu ſagen um Stadtneuigkeiten dreht, muß ich doch noch zweyer Myſtifikationen erwähnen, von denen die eine freilich um mehrere Wochen zurückliegt, aber doch bei Wind und Luft noch immer ihren Platz findet. Man hatte im Fremdenbuche der königlichen Bibliothek die Namen Victor Hugo und Caſimir Delavigne eingetragen gefunden. Die Nachricht hatte ſich ſchnell verbreitet, alle drei Zeitungen, die Staatszeitung voran, hatten Lärm geſchla-

gen und den Literaten die Anweſenheit ſo intereſſanter literariſcher Gäſte verkündet. Man hatte in allen Gaſthäuſern vergeblich geſucht, die Polizey wurde ſo mit Fragen beſtürmt, daß ein Kommiſſär ſchon von ſelbſt, wenn er ein fremdes Geſicht mit fragender Miene eintreten ſah, die Antwort gab: „Meine Herren, die Polizey weiß nichts, will nichts wiſſen und wird nichts wiſſen von einem Herrn Hugo und Delavigne.“ Durch den Bibliothekdiener wurde man zuerſt auf die Vermuthung geführt, daß es nur ein Spaß ſey. Die Herren, die das eingeſchrieben, hatten ihm einen Thaler gegeben, und „einen Thaler gibt kein Franzoſe.“ Erſt jezt iſt man den Spaßvögeln auf die Spur gekommen, welche das gelehrte Berlin etwas in luſtigen Aufruhr gebracht hatten, und nicht ohne beſtimmte, wohlgelungene Abſicht. — Vom Muſikfeſt in Halle haben Ihnen alle politiſchen Zeitungen längſt erzählt; man betrachtet es aber als Berlin näher angehend, denn die Stadt ſelbſt, wo es begangen wurde, indem Berlin die meiſten Virtuoſen und auch den Dirigenten geliefert hat. Dieſem, Spontini, iſt dort eine Medaille, ſchon früher in der Stille geſchlagen, überreicht worden. Noch weiß man hier eigentlich nicht, wer ſie ſchlagen laſſen und wer ſie bezahlt hat; ſie iſt aber doch geſchlagen, überreicht, von Spontini angenommen und vermuthlich auch bezahlt worden. Aber die hier nachträglich eröffnete Subſcription hat wenig oder nichts eingebracht.

Einige Mordthaten und Selbſtmorde haben die Aufmerkſamkeit in dieſen Tagen ſehr lebendig erregt. Zwei Böſewichter haben in Neu-Moabit, einer Art Vorſtadt jenſeits der Spree, in Zeit weniger Minuten vier Perſonen, worunter drey ſtarke Männer, zum Theil auf eine fürchterliche Art umgebracht. Leider iſt bis jezt nur der Eine ergriffen, und man hat kein großes Vertrauen in unſere polizeiliche Sagacität. Seit dem Tode des faſt berühmten Polizeyraths Eckart, beym gemeinen Volk „der Teufel“ genannt, hat ſich kein bedeutendes Talent gezeigt, und die Verbrechen nehmen zu, und die Strafanſtalten entlaſſen alljährlich die verſtockteſten, unverbeſſerlichſten Böſewichter, welche, mittellos ausgeſtoßen, gleichſam ſtillſchweigend zu Begehung neuer Verbrechen angewieſen ſind. In dieſem Felde iſt bey unſerer ſonſt darin trefflichen Verwaltung noch ſehr viel zu thun. Faſt mehr noch, als von den Mängeln der polizeilichen und geſetzlichen Einrichtungen, hat man von der ſträflichen Milde unſerer Aerzte zu fürchten. Eine Manie bey den Verbrechern, eine Unzurechnungsfähigkeit bey ihnen aufzuſuchen, dieß Beſtreben iſt bey unſern Medizinern ſelbſt ſchon zur Manie geworden. Die Hand der ſtrafenden Gerechtigkeit, ſchon allzuſehr durch unſere hyperphilanthropiſche Geſezgebung gebunden, wird durch die Gutachten der Aerzte faſt annullirt. Bey den bedachteſten Mordthaten finden ſie Umſtände, welche die geiſtige Freiheit des Verbrechers zweifelhaft machen, und der allzu gnädige Monarch hört nur zu gern auf dieſe Meinungen, um das Recht ſeiner Gnade zu begründen. Jenes ärztliche Unweſen nimmt von Jahr zu Jahr zur allgemeinen Beſorgniß zu, denn vielfältige Beyſpiele lehren uns, daß dieſe ärztlich begnadigten Verbrecher nicht gebeſſert werden, und die Begnadigung eines Mörders hat ſchon mehr als einem Ehrenmann das Leben gekoſtet, wie unſere Kriminalakten aufweiſen.

Leipzig, Oktober.

(Fortſetzung.)

Ich könnte in Betreff deſſen, was blos aus Aengſtlichkeit und Rückſichtnehmerey in Leipziger periodiſchen Blättern ſchon geſtrichen wurde, eine Reihe der merkwürdigſten Facta anführen, begnüge mich indeß, als vorläufigen Beweis der Wahrheit des von mir Geſagten, zwei Thatſachen zu erwähnen, die ihrer Zeit bekannt genug wurden. Als der jezt regierende König die Huldigung in Leipzig annahm, beſuchte er auch das hieſige Taubſtummen-Inſtitut und geruhte, dem Direktor deſſelben auf deſſen Anrede unter anderm die freundliche Erwiederung zu geben: er verſtehe alle ſeine Worte recht gut, dieß ſey aber auch natürlich, denn er (der Direktor) ſey es ja gewohnt, mit Schwerhörigen zu ſprechen. — Prof. Stein, der bekannte Geograph, nahm dieſe Aeußerung des wirklich höchſt wohlwollenden und väterlichen Fürſten in einem Werke auf, welches bald darauf von ihm im Verlage einer Leipziger Buchhandlung, mit Leipziger Cenſur gedruckt, erſchien; als aber der Redakteur des Tagblattes die Aeußerung Sr. Maj. auch bringen wollte, da ſtrich ſie der Cenſor des Blattes weg und geſtattete den Abdruck der, im Beyſeyn vieler Perſonen öffentlich ausgeſprochenen Worte ſeines Königs nicht. Vermuthlich dachte der beſorgte Mann, es ſey gegen den Staat gehandelt, wenn man des Königs eigenes Geſtändniß der Schwerhörigkeit dem Volk wiederhole. Das zweite Beyſpiel iſt folgendes: in dem zu Zwickau erſcheinenden Volksblatt: die Biene, wurde etwas über die ſogenannte Repräſentation der Bürger von Leipzig in Bezug auf den Magiſtrat geſagt. Die damals noch in Leipzig erſcheinende Zeitſchrift: der Eremit, hob die 10 oder 12, durchaus nichts Herbes für die ſtädtiſche Behörde enthaltenden, Zeilen erwähnungsweiſe aus, ſie wurden aber vom Cenſor mit der Bemerkung geſtrichen: ſolches könne nur, wenn die oberſte Cenſurbehörde (der Kirchenrath in Dresden) es geſtatte, das Imprimatur erhalten. Daß es ſchon in Sachſen mit eben ſo vollwichtiger Cenſur als die ſeine, in einem ganz für das Volk berechneten Blatte gedruckt war, dieß ſchien, obſchon es bey der Allegation erwähnt wurde, der ängſtliche Preßrichter zu vergeſſen, wie ſo oft vergeſſen wird, welcher Grad von Lächerlichkeit darin liegt, in den öffentlichen Blättern ankündigende Erwähnungen von Dingen zu unterſagen, die während dem frank und frey in den Läden ausgehangen und verkauft werden dürfen, wie dieß in dieſen Tagen bey Paganinis Anweſenheit mit ein paar aus Berlin hergeſendeten Carricaturen der Fall war.

Daß natürlich ſolche Befangenheit doppelt unvortheilhaft für einen Ort iſt, deſſen lebhafter Buchverkehr, blos finanziell betrachtet, dem Staate wichtig ſeyn muß, verſteht ſich.

Außer Prof. Krug beabſichtigen auch noch die Profeſſoren Möbius und Erdmann, Erſterer über Aſtronomie, Lezterer über Experimentalchemie, Vorleſungen vor einem nicht akademiſchen Publikum dieſen Winter zu halten. Man kann dieß Streben, die Wiſſenſchaften zu populariſiren, und ſie mehr in den Kreis des nicht gelehrten, aber gebildeten Theiles der Nation übergeben zu laſſen, nur loben; und daß, nach dem Beiſpiele unſerer weſtlichen Nachbarn, auch unſere Gelehrten immer mehr anfangen, ihre Wirkſamkeit nicht mehr blos auf die einſame Studierſtube oder das engbegränzte Auditorium einzuſchränken, gehört jedenfalls zu den erfreulichen Aenderungen in unſerer Zeit; denn mag auch nur müßige Neugier und Langeweile Manchen in ſolche Vorträge treiben, immer wird doch hier ein nützliches Samenkorn des Wiſſens ausgeſtreut, das fortwuchernd weitere geiſtige Früchte bringt.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 267.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 7. November 1829.

Vergebens werden ungebundne Geiſter
Nach der Vollendung reiner Höhe ſtreben.
Wer Großes will, muß ſich zuſammenraffen.

Goethe.

Didaskalien

von

Ludwig Robert.

Es wird in dieſen Aufſätzen zwar von der deutſchen Bühne im Allgemeinen, jedoch von keinem einzelnen und beſtimmten Theater die Rede ſeyn. Die unbedeutenden ſind kein Objekt für dramaturgiſche Betrachtungen; die bedeutenden Hof- und Staatsanſtalten — ihnen darf die betrachtende Kritik kein Objekt ſeyn, ſie dürfen ihrer Würde nichts vergeben, ſie müſſen ſelbſt ihre Mängel mit dem vergoldeten Schlüſſel der Unfehlbarkeit vertheidigen, und können, in dieſer Erhabenheit, höchſtens von ihrer eigenen Geſchichte ſpäte Lehren, und auch dieſe nur in Form ihrer eigenen Erfindung annehmen. Eben ſo wenig ſoll hier von einzelnen Darſtellern gehandelt werden. Es iſt eine allzuſchwierige Aufgabe, ein Werk ihrer tranſitoriſchen Kunſt mit beſchreibenden Worten zu reproduziren; noch ſchwieriger, ihnen deutlich zu machen, wie ſie es hätten anders und beſſer machen können, am allerſchwierigſten aber, ihre Künſtlereitelkeit nicht zu beleidigen, da jeder, auch der leiſeſte Tadel — weil ihre Perſon ihr Kunſtwerk iſt — perſönlich werden muß. Der einzelne Darſteller ſoll einen kundigen Freund haben, der ihn, unmittelbar nach der Vorſtellung, auf das, was Noth thut, aufmerkſam macht. Hat dieſer Freund ihn überzeugt und ändert der Schauſpieler, ſo wird auch das Publikum hiedurch beſſer belehrt, als durch öffentliches Preiſen oder Tadeln, welches meiſtens kein Bild der beſprochenen ſogenannten Leiſtung gibt, und überdieß außerhalb der Stadtgrenze jedes Intereſſe verliert. — Allgemeine Anſichten verwunden nicht, und ſo iſt es wahrſcheinlich, daß hie und da ein Schauſpieler ſie mit erwägender Ruhe lieſt; ja wenn ſie ſich nicht in dem Nebel der Abſtrakta verlieren und auf Realität und Praxis fußen, ſo iſt es ſogar möglich, daß ſie irgend einem Bühnenchef von ungefähr in die Hand gerathen, der ſpäterhin, wann er ihren Urſprung vergeſſen hat, ſie als ſein wohlerworbenes Eigenthum benuzt. Auch dem Publikum — da ſeinen gewohnten und daher geliebten, vaterſtädtiſchen Theater kein Leides geſchieht — werden dieſe allgemeinen Betrachtungen nicht unangenehm ſeyn. Sollte man aber dennoch in dieſem Allgemeinſten Beziehungen auf das Einzelne finden, oder gar gefliſſentlich hineinlegen, ſo iſt mir auch dieſes ſchon begegnet, und ich muß es mir, wie ſo manches Andere, wenn auch wider Wunſch und Willen, gefallen laſſen. Genug daß ich erklärt habe, nicht von einem einzelnen Theater, ſondern von der deutſchen Bühne im Allgemeinen zu ſprechen.

Erſter Artikel.

Der Regiſſeur.

Im Anfange — d. h. als ſämmtliche Bühnen noch kleine Privatanſtalten waren, verſtand man unter Regie das dem Direktor obliegende Fach der eigentlichen drama-

Digitized by Google

tiſchen Kunſtleitung. Seitdem aber Direktoren aufkamen, deren eigentliches Fach die Kunſt nicht war, wurde das Amt eines Regiſſeurs ermittelt. Was nun, bey dieſer Theilung der Gewalten, das Geſchäft des Direktors betrifft, ſo ſoll davon in einer beſonderen Rubrik, hier nur vom Regiſſeur die Rede ſeyn. Sehen wir in der wirklichen Bühnenwelt umher, ſo ſtoßen wir ſogleich auf Verwirrung und Widerſpruch. Die theatraliſche Kunſt wird von zwey Perſonen (ſie zerfallen bey größern Bühnen in viele, viele kleine Perſönchen), von dem Direktor und dem Regiſſeur geleitet; aber weder ihre Befugniſſe, noch ihre Obliegenheiten ſind, wie es doch ſeyn ſollte, ſtreng geſondert, und ſo greift Einer in des Andern Geſchäfte, verwirrend und widerſprechend, ein. Bald uſurpirt ein — um keinen ſtärkern Ausdruck zu gebrauchen — *geſchmeidiger* Regiſſeur die Macht der oberen Direktion; bald verliert ſich ein Direktor in eine Maſſe von Einzelnheiten, entzieht, eiferſüchtig auf ſeine Machtvollkommenheit, dem Regiſſeur jede Autorität, und ſezt ihn zu einem ohnmächtigen Requiſitenmeiſter herab; zuweilen ſogar — und dann tritt die höchſte Verwirrung ein — geſchieht Eines und das Andere abwechſelnd, ja in der nämlichen Stunde. Die größeren Bühnen ſetzen ihren Ehrgeiz darein, ſtatt als Kunſtanſtalten, als Dikaſterien ſich geltend zu machen; die äußeren Formen dieſer lezteren beobachten ſie auch mit äußerſter Strenge, aber deren innere Grundordnung fehlt ihnen. Worin ſollte nun bey einer wohlorganiſirten Bühne das Geſchäft des Regiſſeurs beſtehen? Soll er zuvörderſt ob der Annahme der Stücke zu entſcheiden haben, in ſo fern hiebey nach einem Prinzip, oder auch nur nach einer Tendenz, ſie ſey nun eine äſthetiſche, eine moraliſche, eine politiſche, oder jede andere, verfahren wird? Gewiß nicht; denn dieſes iſt Sache der allgemeinen und höheren Leitung der Kunſtanſtalt; eben ſo wenig in ökonomiſcher Hinſicht; denn ob ein Stück gefallen und der Kaſſe einträglich ſeyn wird, dieſes zu weiſſagen *iſt* noch Keinem gelungen, und *wird* auch, einen Propheten ausgenommen, keinem ſterblichen Deutſchen früher gelingen, als bis die Verwirrung unſeres Kunſtgeſchmacks ihr ſeliges Ende erreicht. Es hat alſo der Regiſſeur ſeine Stimme über die Annahme des Stückes nur in ſo fern abzugeben, als er es *in techniſcher Hinſicht* für darſtellbar oder nicht darſtellbar erklärt. Bey der Entwerfung des Repertoriums tritt ganz daſſelbe Verhältniß ein; er hat nur zu erklären, ob die beſchloſſene Folge der angeſezten Stücke möglich ſey, d. h. ob ſie nicht unüberwindliche techniſche Störung veranlaſſe. Was der Regiſſeur bey dieſen Geſchäften mehr ſagt oder thut, iſt vom Uebel, ſey es auch nur, weil es ihn aus dem Kreiſe ſeiner angemeſſenen Obliegenheiten herausbringt. Dieſe ſind ſehr wichtig und fordern die ganze unzerſtreute Thätigkeit eines fleißigen und fähigen Mannes. Sie beginnen mit dem Studium des Stückes, das er in Scene ſetzen ſoll, und er hat zu dieſem Zwecke das mit leeren Blättern durchſchoſſene Dirigirbuch zu bearbeiten. Bey großen Opern, Melodramen, Zauber- und ſonſtigen Lärmſtücken wird dieſe Arbeit nicht gänzlich außer Acht gelaſſen, weil nämlich ſonſt das Stück gar nicht anfangen könnte. Mir ſind ſogar bey einer bedeutenden deutſchen Bühne dergleichen Bücher zu Geſicht gekommen, die ein Muſter von Ordnung und Fleiß waren, indem alle Gruppen, das ganze Gerüſt der Stellungen, des Auf- und Abtretens u. ſ. w. bis zur geringſten Einzelnheit ſauber gezeichnet waren. Demungeachtet aber ſcheint man bey den meiſten deutſchen Bühnen noch nicht zu wiſſen, daß auch das einfachſte Luſtſpiel, worin weder Komparſen noch Dekorationen die Hauptrolle ſpielen, ein eben ſo vorſorgliches Studium von Seiten des Regiſſeurs erheiſcht, indem gerade hier das richtige und raſche Eingreifen der kleinen und leicht zu überſehenden Einzelnheiten das Gelingen des Ganzen bedingt. Die Klage über den trägen und zerſtückelten Gang der deutſchen Luſtſpiel-Vorſtellungen iſt allgemein. Es iſt die Schuld der Regiſſeurs, die auf's Gerathewohl ſolche Stücke auf die Probe bringen, ohne vorher, in fleißiger Einſamkeit, das Ganze im Ganzen und in allen ſeinen Einzelnheiten, mit der Feder in der Hand, überlegt und eingerichtet zu haben. Was hier der Regiſſeur fördern, ja erfinden, wie er die Schwächen eines Stückes verdecken, Schönheiten in demſelben entdecken und hervorheben kann, wird eben ſo wenig erwogen, als das Gegentheil von dieſem Allen: wie leicht es einem Regiſſeur wird, entweder aus Läſſigkeit oder mißwilliger Abſicht ein Stück in den Grund zu ſegeln. Und doch hörte ich einen ſolchen, und einen wahrlich nicht unredlichen, behaupten, daß es zu gar nichts helfe, ſich die Sache zu Hauſe zu überlegen und das Stück im voraus einzurichten; dergleichen müſſe ſich auf der Probe finden. Ich ſchwieg, weil einem Genie ſchwer zu antworten iſt; aber ich hätte ihm wohl die Worte *Caſpers* im *Freiſchütz* zu Gemüthe führen mögen: „Das findet ſich, wie zerbrochenes Glas von Kirchenfenſtern!“ nämlich in Stücken, das Stück zerſtückelt. Nur erſt nachdem der Regiſſeur mit ſeiner Vorarbeit für die Darſtellung zu Stande gekommen, ſollten die Rollen vertheilt werden, weil er nur erſt nach genauer Kenntniß des Stücks ſein Votum hierüber abgeben kann. Dieſes ſein Votum muß, wenn auch nicht das einzig entſcheidende, doch von großem Gewicht ſeyn, denn er iſt es, der ſowohl das betreffende Stück als die Fähigkeiten und Individualitäten der Darſteller am genaueſten kennen muß. Hat man ſich nun über die Rollenvertheilung geeinigt, ſo ſollte dasjenige nicht geſchehen, was bis jezt noch bey allen mir näher bekannten Bühnen geſchieht. Die Rollen nämlich ſollten den im Stücke beſchäftigten Perſonen nicht zugeſendet werden; denn was geſchieht? Sie leſen die Rollen flüchtig durch, und empfangen ein unvollſtändiges,

Digitized by Google

durchaus verworrenes Bild des Stücks, das ſie nicht kennen, und das ſie ſich nun entweder als trefflich oder verwerflich vorſtellen, je nachdem ihnen irgend eine Tirade oder ein glänzender Abgang gefällt, oder der Mangel an dergleichen Mißbehagen erregt. Der erſte Eindruck iſt jeder Zeit der lebendigſte, der unvertilgbarſte; hier aber iſt er ſtets ein unzulänglicher, meiſt ein falſcher, und die Schauſpieler kommen mit einem Vorurtheil auf die Leſeprobe, das jedem ſpäteren Nachdenken geſpenſtiſch in den Weg tritt. — Leſeprobe? So nennt man freylich dieſe Zuſammenkunft; aber man dürfte ſie füglicher Korrigirſtunde nennen; denn was geſchieht? — Man ſezt ſich an einen Tiſch, auf welchem die nöthigen Schreibmaterialien; jeder der Anweſenden hat ſeine Rolle und ſeine Vorurtheile, der Regiſſeur, ehe er es bearbeitet, ja vielleicht bevor er es aufmerkſam geleſen, das Souffleurbuch mitgebracht. Man lieſt wechſelſeitig, ein jeder ſeine Rolle, mit möglichſt leiſer Stimme, ohne alle Betonnung, ohne allen Charakter, denn wie ſollte man dieſes, da man das Stück nicht kennt, und da es Sitte iſt, ſich nicht früher als in der Vorſtellung zu zeigen, ja die Hauptangriffe auf das Publikum vor dem Nebenbuhler oder der Rivalin zu verheimlichen. Dieſes Zeitungsleſen des Stückes wird überdieß alle Augenblicke unterbrochen, indem bald hier, bald da, bald in einer Haupt-, bald in einer Nebenrolle ein Schreibfehler des Kopiſten verbeſſert werden, die Ausſprache eines fremden Namens berichtigt, oder wohl gar ein unbekanntes Wort erklärt werden muß. Auch iſt es mir wohl vorgekommen, daß Perſonen, die im fünften Akte nicht mehr auftreten, nach dem vierten ganz naiv davongingen; und — auf ſolche Weiſe lernen die Schauſpieler das darzuſtellende Stück kennen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Gräber der Könige von Theben.

(Beſchluß.)

Einem der in dieſem Thale begrabenen Könige, mit Namen Rhamerri, ſcheint die Sorge für ſeine Gruft nicht viel Kummer gemacht zu haben: ſtatt ſich, wie ſeine Vorfahren, eine eigene graben zu laſſen, fand er es bequemer, ſich derjenigen, die neben der ſeines Vaters lag, geradezu zu bemächtigen. Dieſe Gruft gehörte der Königin Thoaſer, einer wirklichen Regentin, der Tochter der Königs Horus. Der Uſurpator, ihr fünfter oder ſechster Nachfolger, hatte, wo es nöthig war, die urſprünglichen Bildwerke mit Stuk bekleiden und auf denſelben Inſchriften, die ſich auf ihn bezogen, ſetzen laſſen; aber die Zeit ſelbſt hatte dieſen Betrug entdeckt, indem der Stuk ſtellenweiſe abgefallen iſt und die eigentlichen, urſprünglichen Basreliefs und Inſchriften blicken läßt. Aus dem Bilde der Königin hatte er überall durch Weglaſſen oder Zuſetzen das ſeinige gemacht, indem er ihr z. B. einen Helm aufſetzte, und ihr überhaupt Kleider und Abzeichen gab, wie ſie nur für einen König, aber für keine Königin paſſen; ferner hatte er alle Tafeln, worauf der Königin und ihres Gemals Name ſtand, mit Stuk bekleidet und den ſeinigen darauf geſetzt. Dabey war man aber wohl ſehr eilig zu Werke gegangen, weil man, nachdem nun die Königin Thoaſer in den König Rhamerri verwandelt war, nicht daran dachte, den Text der Reden der Götter, die ſämmtlich an die Königin gerichtet ſind und auf den König nicht paſſen, gehörig abzuändern.

Das größte und prachtvollſte von allen noch vorhandenen Gräbern in dieſem Thale war unſtreitig das des Rhameſſes Mei-Amoun, des Nachfolgers des Rhamerri. Es iſt aber ſehr verdorben. Was es ganz vorzüglich auszeichnet, ſind acht kleine Gemächer, die ſeitlich in die Wände des erſten und zweiten Korridors gehauen ſind; ſie ſind mit Bilderarbeit vom höchſten Intereſſe ausgeziert. Eines dieſer Kabinette enthält unter Anderm die Vorſtellung der Verrichtungen in der Küche; ein zweites Abbildungen der reichſten, prachtvollſten Geräthe; ein drittes iſt eine vollſtändige Rüſtkammer mit Waffen aller Art und den Feldzeichen der egyptiſchen Legionen; in einem andern ſieht man die königlichen Barken mit allen ihren Beywerken.

Doch genug von Biban-el-Molouk; Eins darf ich aber zum Schluſſe nicht vergeſſen, nämlich, daß mehrere dieſer königlichen Grüfte an ihren Wänden die geſchriebenen Belege aufzuweiſen haben, daß ſie ſchon vor vielen Jahrhunderten verlaſſen ſtanden, und nur, wie noch jetzt, von einer Schaar müßiger Neugierigen beſucht wurden, die — wie ſie es ja auch jetzt noch machen — ſich zu verewigen meinten, wenn ſie ihre Namen auf die Malereien und Basreliefs krazten und ſie damit verdarben. Die Narren aller Jahrhunderte haben hier zahlreiche Repräſentanten: einmal findet man hier Egypter aus allen Zeitaltern; die Inſchriften der älteſten ſind in hieratiſcher, die der neuern in demotiſcher Sprache; ferner viele Griechen, der Form der Buchſtaben nach aus ſehr früher Zeit; alte Römer aus der Zeit der Republik, die ſich ſtolz mit dem Römernamen ſchmücken; Inſchriften von Griechen und Römern aus der erſten Kaiſerzeit; eine Menge unbekannter Namen aus den ſpätern Jahrhunderten des römiſchen Reichs, mit einem Schwall von Superlativen vor oder hinter denſelben; ferner Koptennamen mit ſehr frommen Sprüchen; endlich die Namen der europäiſchen Reiſenden, welche Liebe zur Wiſſenſchaft, der Krieg, der Handel, der Zufall oder die Langeweile in dieſe einſamen Gräber geführt hat. Die merkwürdigſten dieſer Inſchriften, die es ihres Inhalts wegen, oder in paläographiſcher Hinſicht verdienten, habe ich aufgezeichnet; es ſind doch immer intereſſante Materialien.

Digitized by Google

Nachruf.

Iſt der Tag nicht fortgeflogen
Wie ein liebes Vögelein,
Und am dunkeln Himmelsbogen
Schlafen alle Sterne ein?

Schleicht die Nacht doch, leis wie Diebe,
Langſam durch der Stunden Friſt,
Quält dich Liebe, quält dich Liebe,
Daß du gar ſo leiſe biſt?

Herz, biſt du ein Wächter worden,
Daß du in der Nacht nicht ruhſt?
Daß du heute vor den Pforten
Ihrer Thür noch ſingen mußt?

Rochholz.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, November.

(Beſchluß.)

In der Verfaſſung des Univerſitäts-Gerichts iſt eine Aenderung eingetreten, über deren Zweckmäßigkeit Kenner entſcheiden mögen. In Folge derſelben iſt bei den Sitzungen dieſes Gerichtes der Rektor mehr eine paſſive, blos repräſentative Perſon geworden, auch ſteht demſelben jezt nicht mehr die alleinige Entſcheidung über Aufnahme in das Corps der akademiſchen Bürger zu. — Den Abgang des Prof. Haſe, eines jungen, geiſtreichen Gelehrten, beklagt man ſehr als einen bedeutenden Verluſt für die theologiſche Fakultät. Herr Haſe geht nach Jena, wie ſo mancher brave junge Docent ſchon von hier wegging, da in der Regel Langjährigkeit dazu gehört, um ſich an Leipzigs Hochſchule ökonomiſch wohl, oder wenigſtens leidlich zu befinden. — Befremdlich iſt, daß offiziell nie eine Angabe des Standpunktes der Univerſität in numeriſcher Hinſicht erfolgt: wie viel Studierende dieſelbe beſuchen, welche Fächer am mehrſten beſetzt ſind; wie ſich das Verhältniß der Studierenden ſowohl im Ganzen, als nach den einzelnen Fakultäten zu dem der Geſammteinwohner des Landes ſtellt. Dieß und ſo manche andere ſtatiſtiſche Nachweiſung vermißt man gänzlich bey uns, und mit Recht wurde unlängſt in ſächſiſchen Blättern darauf hingewieſen, wie zeitgemäß und nothwendig die Errichtung eines eigenen ſtatiſtiſchen Bureaus für das Land ſey. Ueberhaupt iſt in dieſer Art immer noch Vieles und Manches bey uns zu wünſchen, obſchon die Regierung ſeit einiger Zeit mehrere ſehr lobenswerthe Schritte zu Verbeſſerungen in verſchiedenen Zweigen that. So ſind z. B. in Betreff des Schulweſens neuerdings einige Verordnungen erſchienen, die der Verwaltung zur höchſten Ehre gereichen. Das Schulweſen in unſerem Lande gehört zu den beſten in Deutſchland; es iſt dieß eine Seite, auf die wir ſtolz ſeyn können; auch hat das Ausland ſelbſt dieß anerkannt, indem wenige Monate, ehe Frankreich den Schmerz hatte, an die Stelle eines nicht unrühmlichen Miniſteriums das jetzige treten zu ſehen, auf Anregung des damaligen franzöſiſchen Miniſters des Unterrichts, Hrn. v. Vatimesnil, durch die Geſandtſchaft jenes Landes in Dresden genaue Erkundigungen über die Unterrichtsmethode in den ſächſiſchen Volksſchulen und die in denſelben eingeführten Bücher, eingezogen wurden, um, was ſich davon in Frankreich anwenden ließe, dort einzuführen; indeß, ſo ſehr dieß auch alles von der Zweckmäßigkeit unſrer Unterrichtsanſtalten zeugt, ſo gibt es dennoch auch hierbey immer noch Punkte, die dringend eine Abhülfe erfordern. Wer wird z. B. im Auslande vermuthen, daß es bey uns noch zahlreiche Landſchulſtellen gibt, die ihrem Beſitzer keine 30 Rthlr. jährlich eintragen? ja daß ſich ſogar noch Ortſchaften finden, wo der Mann, welcher die heranwachſende Generation zu Menſchen machen ſoll, in der Runde bey den Einwohnern geſpeiſt wird? Es ſind dieß freilich keine vom Staat ertheilte Stellen; allein, iſt es nicht ſchon ſchlimm genug, daß überhaupt noch hin und wieder dergleichen Auskunftsmittel angewendet werden müſſen, um einem, wenn auch nur kleinen Theil der Jugend den nöthigen Unterricht zu verſchaffen? — Der Eremit hat, ſeit er, dem Streichſyſtem der Leipziger Cenſur zu entgehen, ſeinen Verleger änderte und in Altenburg erſcheint, dergleichen Dinge mehrmals, mit Angabe der Orte zur Sprache gebracht, und es iſt nur zu wünſchen, daß bald Aehnliches nicht mehr geſagt werden könne.

Während der Meſſe, die, eines kaufmänniſchen Ausdrucks mich zu bedienen, zu den ſehr flauen gehörte, fand in der Nähe von Leipzig die Muſterung einer Truppenabtheilung ſtatt, wodurch ſowohl der König, als ein Theil ſeiner Familie auf einige Tage hierher kamen. Zu gleicher Zeit gab Paganini vier Konzerte im Theater. Der große Künſtler war früher bereits ſchon einmal durch Leipzig gereiſt, hatte ſich bereitwillig erklärt, ein Konzert im gewöhnlichen Muſiklokal zu geben, hatte ſich aber, wie man ſagt, mit der Konzert-Direktion über einige Forderungen nicht vereinigen können. So verlor damals Leipzig den Genuß, ihn zu hören, und einige hieſige Korreſpondenten auswärtiger Blätter machten darüber keinen geringen Spektakel. Jezt iſt nun endlich der Wunſch, den ſeltenen Virtuoſen zu hören, in Erfüllung gegangen, und die großen Erwartungen, welche man von dem Meiſter hegte, wurden auf das vollkommenſte erfüllt. Die Außerordentlichkeit ſeiner Leiſtungen leuchtete Jedem ein, und das bey dreyfach erhöhtem Eintrittspreiſe dreymal ſehr gefüllte, und das viertemal immer noch recht hübſch beſezte Haus muß Paganini dagegen gezeigt haben, daß Leipzig kein undankbarer Boden für ihn war. — Näheres über ſein Spiel, ſo wie das, was er vortrug, hier zu ſagen, halte ich darum für überflüſſig, da Erſteres längſt bereits hinreichend beſprochen und beurtheilt wurde. Es wird genügen, wenn ich ſage, er hat Kenner und Nichtkenner entzückt, und ſich gleich groß, ſowohl in der ächten Kunſt, als in der vielfach gerühmten Künſtlichkeit gezeigt.

Homonyme.

Pflanze und Vogel im ſelt'nen Verein
Bin ich; ſo hört und errathet geſchwind!
Rege die Flügel,
Recke die Aeſte;
Hebe mich hoch mit den Schwingen empor,
Senke die Wurzel zur Tiefe hinab,
Hülle mit ſpitzigen Nadeln mich ein,
Decke mit flaumigen Federn mich zu,
Singe mit freudigen Tönen mein Lied,
Hauche gewürzigen Duft in die Luft,
Falle vom kräftigen Streiche der Axt,
Falle von künſtlich gewobenem Netz,
Ende mein Leben in Feuersglut,
Schmecke, gebraten am Spieße, dir gut.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 268.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 9. November 1829.

> Liebe, Liebe lächelt nur
> Aus dem Auge der Natur
> Wie aus einem Spiegel!
>
> Schiller.

Die Liebe.

Die Liebe iſt ein Meer, das man nicht meſſen kann,
Wohl trifft man da zur Luſt der Perlen viele an.
Der Eine fiſcht ſich viel, der Andre ſinkt hinab;
So viel er immer ſucht, er findet nur ein Grab.

Die Lieb' iſt eine Sonn', die auf= und untergeht,
O, wie iſt der beglückt, der licht im Aufgang ſteht!
Er ſieht die Welt im Glanz, ſein Weſen ſelbſt wird licht;
Dem, der ſie ſinken ſieht, das Herz in Sehnſucht bricht.

Die Lieb' heißt Nachtigall. All' überall ſingt ſie,
Der Eine fängt ſie ein, der And're haſcht ſie nie;
Der, welcher ſie erhaſcht, lebt wie im Paradies,
Dem Andern tönt im Tod' erſt ihre Stimme ſüß.

Die Liebe Roſe heißt. Wie iſt ſie dufterfüllt!
Als Knoſpe ſteht ſie oft, oft blühend auch enthüllt.
Wer nur die Knoſpe ſieht, und nie die Roſ' erblickt,
Hat ſich zum ſtillen Tod den Dorn in's Herz gedrückt.

Die Liebe Weltall heißt. Luft, Himmel, Erd' und Meer,
Sie geben uns ihr Bild zu Luſt und Schmerzen her.
Die Lieb' iſt überall, im Vogel, wie im Strauch,
Im Wurm, der kriecht im Staub, im Menſchenherzen auch.

Doch Sängerherz wird ſie,. die hohe, auch genannt;
Das hat ihr tiefes Seyn am innigſten erkannt.
O, zürnt dem Himmel nicht, die ihr nicht Sänger ſeyd!
Die Sängerherzen meiſt vergeh'n in ihrem Leid.

Wilhelm Kilzer.

Didaskalien

von

Ludwig Robert.

(Fortſetzung.)

Statt zu thun, wie ſie thun, ſollten die Schauſpieler erſt das Stück und dann ihre Rolle kennen lernen, und zwar auf folgende Weiſe: Die erſte Leſeprobe ſollte in einer Vorleſung des Stückes beſtehen, die von dem Regiſſeur — zu deſſen Fach es gehört, hierin geübt zu ſeyn — ſollte gehalten werden. Er, der das Stück in allen ſeinen Schattirungen und Farbenabſtufungen kennt, vermag ein Bild des Ganzen zu geben, das nothwendig der Kenntniß der einzelnen Rolle vorgehen muß. Man ſage nicht, daß dem Schauſpieler dadurch eine fremde Auffaſſung ſeiner Rolle aufgedrungen werde; ein ſelbſtſtändiger Künſtler läßt ſich nichts aufbürden, und dem größeren und ſchwächeren Theil der Darſteller kommt die Auffaſſung eines kunſtverſtändigen und geiſtreichen Vorleſers immer zu ſtatten, bewahrt ihn gegen eigene Angewöhnungen, gegen willkührlich aufgegriffene Manier und leichtſinniges über's Knie Brechen. Man ahmt ja die Franzoſen ſo gerne nach; ſie geben nie ein Stück, von dem ſie nicht zu allererſt eine Vorleſung gehört haben. Nach dieſer Vorleſung möge dann eine, mögen bey Stücken, wo der Dialog den Werth deſſelben beſtimmt, mehrere wirkliche Leſe=, nicht Korrigirproben, ſtattfinden. Bey den ſpäteren Theaterproben hat nun der Regiſſeur

Digitized by Google

alles das in's Werk zu ſetzen, was er früherhin ſchon überdacht hat. Er wird ſich mit den anerkannten Künſtlern einigen, die jüngeren und ſchwächeren belehren, überall aber die Autorität einer lezten Inſtanz haben müſſen. Er hat das Ganze als Ganzes darzuſtellen und für deſſen Ründung und Abgeſchloſſenheit zu haften; ohne dieſe Autorität aber kann er das Leztere nicht; und wenn ihm die einzelnen Schauſpieler zuwider handeln, oder gar — wie ich das erlebt habe — ein Muſiker, von dem Orcheſter hinauf, ſich mit anmaßlicher Keckheit ihm opponirt, ſo . . . . nun, ſo geht es ſo, wie es geht. Was nun die Generalprobe, auch des kleinſten, leichteſten Stückchens, betrifft, ſo ſoll ſie eine fertige und vollkommene Darſtellung ſeyn, und thätige Freunde und Kenner der Bühne zugelaſſen werden, theils, um von ihren etwaigen Bemerkungen Notiz zu nehmen, theils, um durch ſie ein kleines Publikum zu bilden, welches die ſchwankenden Urtheile der Menge berichtigen, den allgemeinen Kunſtgeſchmack läutern und das Intereſſe am Schauſpiel ſteigern würde. Von einer Generalprobe in dieſem urſprünglichen Sinne des Wortes iſt aber ſelbſt die Erinnerung verloren. Man nimmt ſich vor, eine lezte Probe zu machen, und nennt ſie willkührlich eine Generalprobe, obgleich bey weitem die meiſten Darſteller (die Damen trifft dieſe Rüge nicht) noch weit, weit entfernt ſind, ihre Rolle auch nur memorirt zu haben. Daß bey ſo bewandten Umſtänden nun die erſte Aufführung eine Probe und eine oft unglückliche wird, kann Niemanden verwundern, der je hinter die Kuliſſen blickte. — Alle dieſe Mängel und Zerſtückelungen entſtehen aber daher, daß man die hohe Wichtigkeit des Regiſſeurs nicht erwägt. Es wird dieſes Amt als ein Nebenpoſten betrachtet und mit einem Gehalt bezahlt, das dem eines Garderoben-Inſpektors oder eines andern untergeordneten Beamten bey weitem nicht gleich kommt; und doch erfordert es, wie geſagt, die Erfahrungen eines kunſtverſtändigen, ja gelehrten Mannes, und ſeine ganze Zeit, ſeine ganze Thätigkeit. Es ſollte daher auch einem gelehrten Aeſthetiker übertragen werden, wenn man nicht und mit Recht befürchten müßte, daß ein ſolcher zu tief in ſeinen Theorien befangen wäre, um dem eigentlichen, dem praktiſchen Theil ſeiner Aufgabe genügen zu können. Man hat es richtigerweiſe erwogen, daß nur ein Schauſpieler all die verſchiedenen, oft ſehr ſchwierigen Obliegenheiten eines Regiſſeurs erfüllen könne. Aber welche Wahl trifft man? Zuerſt wird dieſes Prius aller gerundeten Darſtellung als ein unbedeutendes Nebengeſchäft betrachtet, und dem Erſten dem Beſten, der ſich hervordrängt, oder den man begünſtigen will, als eine kleine Remuneration, wie etwa die Beſorgung der Lampen oder der Requiſiten, bewilligt. Hier iſt es der erſte Heldenſpieler, der in allen bedeutenden Stücken zu thun hat, ſo daß es ſich arithmetiſch nachweiſen läßt, wie ihm, nur wenn er ſeine Rollen memoriren will, auch nicht die geringſte Zeit übrig bleibt zu einem Geſchäfte, das ſo viele erfordert. Dort iſt es ein Mann von der beſchränkteſten Bildung, dem die nothdürftigſten Kenntniſſe, der Sinn für Kunſt und Bildung mangelt, der überdieß nie aus ſeinem Städtchen kam, und kein anderes Intereſſe, als das der Kaſſe, keine andere Eigenſchaft, als die alleralltäglichſte Routine hat. Bald iſt es ein Vordreiſter, der durch Zuvielthun die Schauſpieler verdrüßlich und läßig macht, bald ein ängſtliches Männchen, das nicht den Muth hat, etwas zu ſagen, und fünf grade ſeyn läßt. Zuweilen iſt er auch Autor und überſchwemmt die Bühne mit ſeinen Schnellproduktionen; am öfterſten hat er eine Frau, eine Schweſter, eine Baſe, denen er, wie talentlos ſie auch ſeyn mögen, die beſten Rollen zutheilt, nachdem er die allerbeſten für ſich genommen hat. — Dieß iſt die nicht erkannte Grundurſache verfehlter, ſchleppender, unzuſammenhängender Darſtellungen, die in der Regel ſelbſt bey ſolchen Bühnen ſtattfinden, die ſich mit vollem Rechte berühmen dürfen, die trefflichſten Künſtler zu beſitzen. Je vorzüglicher dort einzelne Rollen dargeſtellt werden, um ſo peinlicher wird die Lückenhaftigkeit des Ganzen; je mächtiger die Heldin hinriß, um ſo peinlicher iſt es, wenn nun ihr Mitſpieler mit ſichtbarer Verlegenheit nicht von dem Souffleurkaſten weicht, und die Lücken ſeines nachläßigen Gedächtniſſes im Trauerſpiel mit ſogenannten Kunſtpauſen, im Luſtſpiel mit Geſichterſchneiden ausfüllt; oder wenn die vertraute Freundin der königlichen Heldin, troß aller Flinkern und Flittern, das Ausſehen und das Betragen einer verdrüßlichen Nähmamſell konſervirt, und die Wenigſten es wiſſen, was ſie zu thun, ſchlimmer noch, was ſie zu unterlaſſen haben. Man tadelt, wenn ſolche Mißſtände zu auffallend werden, die einzelnen Schauſpieler, und thut hierin Unrecht, indem man Wirkung mit Urſache verwechſelt; die Urſache aber aller lockern und zerſtückelten Darſtellung iſt der Mangel einer bewegenden und ordnenden Kraft, welche die einzelnen Theile zu einem harmoniſchen Ganzen leitet und zuſammenhält; mit einem Wort: der Regiſſeur! So lange die Bühnen die Wichtigkeit deſſelben nicht anerkennen, wird ihren Darſtellungen der Mangel an Raſchheit und Abrundung immer und mit Recht vorgeworfen werden. Sie bedürfen zu dieſem Amte eines Mannes, der zwar Schauſpieler ſeyn dürfte, (weil man noch allgemein glaubt, daß ein Aeſthetiker, wie gelehrt er auch ſey, doch der praktiſchen Erfahrung zur Belehrung der Schauſpieler ermangelt), aber er müßte keinesweges für bedeutende Rollen engagirt ſeyn; einmal, weil ſein Geſchäft viel zu viel Zeit, Nachdenken und Fleiß erfordert, um zugleich dem Studium vieler und eminenter Rollen ſich hinzugeben; dann aber, weil er bey Austheilung der Rollen und bey Anfertigung des Repertoriums ein wirklicher Held ſeyn müßte, wenn er ſich nicht mit Heldenrollen bedächte und nicht ſolche Stücke vorzugsweiſe begünſtigte, in welchen er glänzt oder zu glänzen gedenkt. Aus eben

Digitized by Google

dieſer Urſache dürfte weder ſeine Frau, noch ſein Sohn, oder ein ſonſtiger Verwandter bey dieſer Bühne angeſtellt ſeyn; und eben ſo bedenklich wäre es, wenn er ſelbſt Stücke für die Bühne ſchriebe, oder aus fremden Sprachen überſezte, oder ſich auch nur einbildete, dieſes zu vermögen. Dagegen müßte er wohl, und nicht oberflächliche, literariſche Kenntniſſe beſitzen; viele, auch ausländiſche Theater, nicht nur im Fluge geſehen, ſondern in ihren innern Einrichtungen beobachtet haben; die ganze vielfältige Technik der Bretter aus dem Grunde verſtehen, um Malern, Maſchinen- und andern Meiſtern nicht nachgeben zu dürfen; er müßte das Nothwendige angeben und zeichnen können, dabey ein ſinniger Vorleſer ſeyn, und in der Schauſpielkunſt ſo praktiſch geübt, oder doch ſo erfahren, daß er die Jüngeren belehren könnte, und überhaupt in dieſer Hinſicht in einem ſolchen Anſehn ſtehen, daß er auch von den Meiſtern der Kunſt nicht nöthig hätte, Nachläßigkeiten oder Störungen zu dulden. — Ich höre die wohllöblichen Theaterdirektoren ſchon fragen, wo ein ſolcher Phönix von Gelehrſamkeit und Anſtelligkeit zu finden ſey? — Darauf erwiedere ich: Da, wo Ihr ihn bezahlt! — Die Ihr für nöthig erachtet, den Schneider und die Sängerin, den Dekorateur und den Kapellmeiſter, den Maſchiniſten und den Tenoriſten, und die Choriſten und die Statiſten, Ihr bezahlt ſie gut, und habt ſie gut. Verſucht es aber einmal und gebt dem Manne, der bey Euch das Fach der Präſidenten und Hofräthe ſpielt, gebt ihm zweyhundert Thaler Zulage, mit der Bedingung, daß er dafür, und als Nebengeſchäft, für die geeignete Darſtellung des Ballets ſorge, und gebt dann Acht, wie man tanzen wird! Ihr werdet ſagen: Dazu iſt ja der Balletmeiſter da; und ich halte mich an dieſe Erwiederung und ſage: Auch zu der gerundeten Darſtellung eines Schauſpiels gehört ein ordnender Meiſter, und das iſt der Regiſſeur, der mehr Vorkenntniſſe beſitzen, eben den Fleiß anwenden muß, wie der Balletmeiſter, und alſo eben ſo gut bezahlt werden ſollte, als Jener. Aber, wie geſagt, man will ſich von der unerläßlichen Nothwendigkeit eines tüchtigen und nur mit ſeinem Amte beſchäftigten Regiſſeurs nicht überzeugen, ſonſt würde man ihn, im Verhältniß dieſer ſeiner Wichtigkeit, zahlen. Dann würden ſich auch Talente finden, die ſich einzig zu dieſem Geſchäfte ausbilden. Aber geſezt, ſie wären bereits gefunden und hätten eine ſorgenfreie Exiſtenz, doch würden ſie ihre ſchwierige Aufgabe nie löſen können, wenn man ihnen, wie es bis jezt der Fall iſt, jede nöthige Autorität entzöge, und ihnen in ihrer Sphäre nicht die unbedingt nöthige Machtvollkommenheit zugeſtände.

(Die Fortſetzung dieſer Didaskalien folgt von Zeit zu Zeit.)

Schiller an Goethe*).

Von der hieſigen Welt habe ich, wie es mir immer geht, weniger profitirt, als ich geglaubt hatte; einige Geſpräche mit Schelling und Niethammern waren alles. Erſt vor einigen Tagen habe ich Schelling den Krieg gemacht, wegen einer Behauptung in ſeiner Transcendental-Philoſophie, daß „in der Natur von dem Bewußtloſen angefangen werde, um es zum Bewußten zu erheben, in der Kunſt hingegen man vom Bewußtſeyn ausgehe zum Bewußtloſen.“ Ihm iſt zwar hier nur um den Gegenſatz zwiſchen dem Natur- und dem Kunſtprodukt zu thun, und in ſofern hat er ganz recht. Ich fürchte aber, daß dieſe Herren Idealiſten ihrer Ideen wegen allzuwenig Notiz von der Erfahrung nehmen, und in der Erfahrung fängt auch der Dichter nur mit dem Bewußtloſen an, ja er hat ſich glücklich zu ſchätzen, wenn er durch das klarſte Bewußtſeyn ſeiner Operationen nur ſo weit kommt, um die erſte dunkle Totalidee ſeines Werks in der vollendeten Arbeit ungeſchwächt wieder zu finden. Ohne eine ſolche dunkle, aber mächtige Totalidee, die allem Techniſchen vorhergeht, kann kein poetiſches Werk entſtehen, und die Poeſie, däucht mir, beſteht eben darin, jenes Bewußtloſe ausſprechen und mittheilen zu können, d. h. es in ein Objekt überzutragen. Der Nichtpoet kann ſo gut als der Dichter von einer poetiſchen Idee gerührt ſeyn, aber er kann ſie in kein Objekt legen, er kann ſie nicht mit einem Anſpruch auf Nothwendigkeit darſtellen. Eben ſo kann der Nichtpoet ſo gut als der Dichter ein Produkt mit Bewußtſeyn und mit Nothwendigkeit hervorbringen, aber ein ſolches Werk fängt nicht aus dem Bewußtloſen an, und endigt nicht in demſelben. Es bleibt nur ein Werk der Beſonnenheit. Das Bewußtloſe mit dem Beſonnenen vereinigt, macht den poetiſchen Künſtler aus.

Man hat in den lezten Jahren über dem Beſtreben, der Poeſie einen höhern *Grad* zu geben, ihren Begriff verwirrt. Jeden, der im Stande iſt, ſeinen Empfindungszuſtand in ein Objekt zu legen, ſo daß dieſes Objekt mich nöthigt, in jenen Empfindungszuſtand überzugehen, folglich lebendig auf mich wirkt, heiße ich einen Poeten, einen Macher. Aber nicht jeder Poet iſt darum dem *Grad* nach ein vortrefflicher. Der Grad ſeiner Vollkommenheit beruht auf dem Reichthum, dem Gehalt, den er in ſich hat, und folglich außer ſich darſtellt, und auf dem Grad von Nothwendigkeit, die ſein Werk ausübt. Je ſubjektiver ſein Empfinden iſt, deſto zufälliger iſt es; die objektive Kraft beruht auf dem Ideellen. Totalität des Ausdrucks wird von jedem dichteriſchen Werk gefordert, denn jedes

*) Aus dem nächſtens in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung erſcheinenden 6ten Band des Briefwechſels zwiſchen Schiller und Goethe (1801 — 1805).

Digitized by Google

muß Charakter haben, oder es iſt nichts; aber der vollkommene Dichter ſpricht das Ganze der Menſchheit aus. Es leben jezt mehrere ſo weit ausgebildete Menſchen, die nur das ganz Vortreffliche befriedigt, die aber nicht im Stande wären, auch nur etwas Gutes hervorzubringen. Sie können nichts *machen*, ihnen iſt der Weg vom Subjekt zum Objekt verſchloſſen; aber eben dieſer Schritt macht mir den Poeten. Eben ſo gab und gibt es Dichter genug, die etwas Gutes und Charakteriſtiſches hervorbringen können, aber mit ihrem Produkte jene hohen Forderungen nicht erreichen, ja nicht einmal an ſich ſelbſt machen. Dieſen nun, ſage ich, fehlt nur der *Grad*, jenen fehlt aber die *Art*, und dieß, meine ich, wird jezt zu wenig unterſchieden. Daher ein unnützer und niemals beyzulegender Streit zwiſchen beyden, wobey die Kunſt nichts gewinnt; denn die erſten, welche ſich auf dem vagen Gebiet des Abſoluten aufhalten, halten ihren Gegnern immer nur die dunkle *Idee des Höchſten* entgegen, dieſe hingegen haben die That für ſich, die zwar beſchränkt, aber reell iſt. Aus der Idee aber kann ohne die *That* gar nichts werden.

Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich genug ausgedrückt habe, ich möchte Ihre Gedanken über dieſe Materie wiſſen, welche einem durch den jezigen Streit in der äſthetiſchen Welt ſo nahe gelegt wird.

Von hier aus werde ich Ihnen wohl nicht mehr ſchreiben, denn ich denke, auf den Mittwoch wieder nach Weimar zu kommen; vielleicht ſind Sie dann wieder dort, und unſere Mittheilungen können alsdann wieder eröffnet werden.

Jena, 27. Mai 1801.

Sch.

Korreſpondenz-Nachrichten.

St. Gallen, Oktober.

Die *St. Galliſche naturwiſſenſchaftliche Geſellſchaft* hat vor Kurzem die zehnte Jahresfeyer, unter dem Vorſitz ihres beſtändigen Vorſtehers, des Doktors und Appellationsraths Zollikofer, gehalten. Seine Gründung vor zehn Jahren verdankt dieſer Verein dem Antrieb, welchen damals die allgemeine ſchweizeriſche Geſellſchaft der Naturforſcher gab, als ſie zum erſtenmal ihren Verſammlungsort nach St. Gallen verlegte; jezt hat ſie denſelben zum zweitenmal für 1830 gewählt, und Niemand zweifelt, daß, wie damals zur Gründung, ſo nunmehr zur Ausbildung und Weiterung der Kantonal-Geſellſchaft von daher wohlthätige Anregung kommen werde. Ein Muſeum der Naturgeſchichte, welches bisher St. Gallen mangelte, dürfte vermuthlich jezt, zur Ehre und zum Vortheil des gewerbſamen und begüterten Gemeinweſens, durch wetteifernde Mitwirkung der Behörden und der Privaten eröffnet werden; mit dieſem Fortſchritt denkt St. Gallen im kommenden Jahr die große vaterländiſche Geſellſchaft zu erfreuen, und mit ſolcher Frucht, welche die bloße Ankündigung ihrer Wiederkunft zur Reife bringen konnte, dieſelbe dann auch am würdigſten zu ehren. Wir entheben dem zehnten Jahresbericht einige Angaben von allgemeinerem Intereſſe. In einer Reihe pſychologiſcher und naturhiſtoriſcher Aphorismen über das Sammeln von Naturalien, hat Profeſſor *Scheitlin* zunächſt vom Sammlungstrieb im Allgemeinen als Seelenfähigkeit und Trieb zur Vervollkommnung, alsdann von den Verſchiedenheiten der Sammlungen, von Ideenſammlungen und Sammlungen ſolcher Dinge, die dem Raum angehören, welche ſich wieder auf Kunſt-, oder auf Naturgegenſtände beziehen, ſinnreich geſprochen, und hierauf genauer ſeine Gedanken entwickelt über die Verſchiedenheit zwiſchen Kunſt- und Naturfreunden, wie ſich die erſtern ſchwerer, die leztern leichter verbinden, über Idioſynkraſien in Sammlungen, über das, was Zufall oder Nachahmung dabey leiſtet; über Sammlungen naturhiſtoriſcher Bilder, nach den drei Reichen, als Surrogate der Naturgegenſtände in eigenen Sammlungen aufbewahrt, über den Nutzen der einen und andern als Hülfsmittel für Lehrer und Lehranſtalten, beſonders in Verbindung mit Bibliotheken; endlich über lebendige Sammlungen: Menagerien, Pflanzengärten u. ſ. w. Den für die Schulen abwechſelnd geprieſenen und verworfenen Jugendunterricht in der Naturgeſchichte würdigt ein Vortrag des Diakon *Ehrenzeller*, der auf eigne zehnjährige Lehrererfahrung geſtützt, zwar jenen Erziehern huldigt, die dieſen Unterricht in den Kreis der Jugendbildung einführen, ſich zugleich aber dahin erklärt: daß, wenn derſelbe formell und materiell bildend und anziehend für die Jugend werden ſoll, er alsdann blos auf den Zweck hin berechnet werden müſſe, Neigung für das Fach zu erwecken, das Auge, den Verſtand und das Gedächtniß dafür zu üben, keineswegs aber lezteres mit einem Ballaſt von Einzelnheiten zu beſchweren, die dem gewöhnlichen Kopfe ſogleich wieder verloren gehen, dem fähigen hingegen ſpäterhin gar viel leichter beyzubringen ſeyn werden. Durch Herrn J. E. *Fehr* ward die beachtenswerthe Beobachtung eines ganz kahlen unbehaarten Magens des weiblichen Kukuks mitgetheilt, den er mit Brod und Ameiſen ernährt und aufgezogen hatte, zum Beweiſe, daß höchſt wahrſcheinlich die oft wiederholte und hartnäckig vertheidigte Behauptung von wirklich behaarten Kukuksmagen nur von dem Genuſſe haariger Raupen, der gewöhnlichen Nahrung dieſer Vögel, ſich herleiten und erklären laſſe. Ein Vortrag des Diakon *Duppikofers* (des rühmlich bekannten Verfaſſers einer jüngſt erſchienenen Geſchichte vom Thurgau) über die Frage: Hat der Ertrag des Weinſtocks ſeit einigen Jahrhunderten in Deutſchland und in der Schweiz ſich vermindert, und kann man aus dem Verhalten des Weinſtocks auf Ausartung deſſelben, oder auf Veränderung des Klima ſchließen? ward zunächſt durch eine eben dieſe Frage bejahend beantwortende Abhandlung des Oberarztes *Hennemann* in der Iſis veranlaßt. Wenn dieſer leztere ſich ſpeziell auf die bedeutende Abnahme der Weinproduktion der Städte Ueberlingen und Konſtanz ſtützt, und den Grund davon in der Abnahme der Temperatur, in verminderter Empfänglichkeit des Bodens und in Ausartung des Weinſtocks ſelbſt zu finden glaubt, ſo bemerkt Hr. Duppikofer über leztere, daß der Weinſtock dieſe Ausartung mit manchen andern Früchten theilen werde, die immer auf gleichem Boden ohne Abwechslung gepflanzt werden; daß hingegen auch in kälteren Klimaten neu angepflanzte Weinberge noch gedeihen, daß wir daher an unſern Weinpflanzungen nicht verzweifeln, wohl aber bemüht ſeyn ſollen, neue und beſſere Arten mit Abwechslung zu erzielen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 269.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 10. November 1829.

Das ärmſte, niedrigſte Geſchöpf des Glücks
Lebt immer mehr in Hoffnung als in Furcht.
Der ſchlimme Tauſch trifft nur den Glücklichen;
Der Aermſte kehrt zur Freude.

Shakespeare.

Der Irländer*).

Nach dem Engliſchen.

Ich wollte, ich könnte Luke Obrian beſchreiben; ich habe ihn oft gebeten, ſich malen zu laſſen; ich hätte ihn alsdann zum Beſten des engliſchen Publikums ſtechen laſſen. Aber Luke will ſich, wie er ſagt, durchaus nicht gedruckt ſehen. Man kann ſich daher wohl nie einen rechten Begriff von dem Helden dieſer Geſchichte machen. Er iſt ungefähr 22 Jahre alt, kräftig gebaut, und die ſichtbare Größe ſeiner Knochen macht ihn dem Rieſen ähnlich, deſſen Namen er führt; ſein Geſicht gehört keinem beſondern Volke an, hat aber, ſo zu ſagen, das Fehlerhafte von allen: ein Negermund, franzöſiſche Geſichtsfarbe, hochſchottiſches Haar, kleine kümmel- und ſalzfarbige Augen, und eine Naſe, die ſich gegen alle Regeln der Schönheitslinie hebt und ſenkt, ſind die auffallendſten Züge dieſes merkwürdigen Geſichtes, welches überdieß durch eine Schmarre entſtellt iſt, die von einem Wurf herrührt, welcher ihm einen Theil der linken Augenbraune und Wange wegriß, und welche Luke, ein Spaßvogel von Profeſſion, ſeinen Schönheitsfleck nennt.

Es war ein naſſer Novemberabend, als Luke Obrian, mit ſeinem Schilala in der großen Hand, gelaſſen den K— Berg hinanſtieg. Es war das erſte Mal, daß er die Wildniß im Königreich Kerry betrat, und obgleich Luke ein kräftiger, muthiger Burſche war, hätte er ſich doch anderswohin gewünſcht. Kein menſchliches Weſen war weit und breit, und die ungeheuren Felſen hingen drohend im Zwielicht über den einſamen Wanderer herab. Das Geſchäft, welches ihn in dieſe abgelegene Gegend führte, war keines der angenehmſten und gefahrloſeſten, kein geringeres nämlich, als die Ueberbringung gerichtlicher Aufforderungen an Schuldner. Herr Pergament, der Anwalt zu Cork, hatte ihn aus mehreren wichtigen Gründen vor andern zu dieſer Botſchaft gewählt. Luke war kräftig an Leib und Seele, redete die Volksſprache ohne Anſtoß, ſang die Volkslieder mit Lebhaftigkeit und Ausdruck, was ihm in jeder Hütte Bett und Eſſen verſchaffte, wenn anders dergleichen darin zu finden war; überdieß hatte Luke keine Verwandten, und wäre er ermordet worden, ſo würde kein Hahn nach ihm gekräht haben, lauter Gründe, welche ein guter Anwalt in jenen Gegenden zu beachten hat. Es war, wie geſagt, ein naſſer Abend; Luke hatte die lezte Aufforderung abgeliefert, und freute ſich über ſein gutes Glück. „Das nenn' ich mir ein Glück," murmelte er bey ſich ſelbſt; „nicht einen einzigen Schlag, und mehr Geld in der Taſche, als die Nachkommen der irländiſchen Könige in zehn Jahr zuſammengeſcharrt haben." Doch ſelbſt dieſe erfreulichen Gedanken hörten auf ihn zu beſchäftigen, als ihm der Regen immer heftiger ins Geſicht zu ſchlagen anfing und der Nebel ſo dick wurde, daß er kaum mehr ſeinen Pfad oder die rohen Cairn-Steine zu unterſchei-

*) Aus dem dieſes Jahr zum erſten Mal in London erſcheinenden Taſchenbuche Iris.

Digitized by Google

den vermochte, welche häufig zwiſchen dem Heidekraut des unfruchtbaren Gebirges hervorblickten. Auf einmal kam die Corker Poſtkutſche mit ihren freundlichen Lichtern und dem luſtigen Horn bey ihm vorüber; einen Augenblick gab ihm die Erſcheinung neues Leben, als aber das lezte Echo des Hornes im fernen Gebirge verſcholl, da ſank ihm auch wieder der Muth, und ohne recht zu wiſſen, was er that, fing er ein luſtiges Lied zu pfeifen an. Dieß brachte ihn in der Einbildung nach ſeinem „lieben Cork," und er ſtellte ſich in Gedanken vor, wie höflich der Wirth zu St. Stephan beym Anblick ſeiner vollen Börſe ſeyn werde. Da kam es ihm auf einmal vor, als vernehme er Fußtritte hinter ſich, ſein Pfeifen ſank zu einem Ziſchen herab, und ſeine langen Beine fingen an etwas zu zittern. Er merkte bald, daß ſeine Verfolger zwey an der Zahl und, ihrem Tritte nach, kräftige Männer ſeyen, und in Kurzem hatten ſie ihn eingeholt. „Ihr kommt wohl weit her in dieſer kalten Nacht?" fragten beyde. „Kann wohl ſeyn," erwiederte Luke. „Ihr geht wohl noch weiter?" — „Möglich." — „Wie undeutlich die Cairnſteine im Dunkeln ausſehen!" bemerkte einer. „Ja wohl," war die einſylbige Antwort. „Sie ſollen, wie man ſagt, Unglück bedeuten," fuhr der andere fort. „Für ein muthiges Herz gibt es kein Unglück!" rief unſer Held mit zurückkehrendem Muthe. „Iſt das Deine Meynung, Burſche?" rief der jüngere; „ſo ſeh' denn zu!" und in dem Augenblicke hielt er Luken eine große Piſtole auf die Bruſt. Ehe er wußte, wie ihm geſchah, hatte ihm der andere die Arme gebunden, und er wurde rückwärts in den tiefen Graben gezogen, welcher neben dem Wege herlief. Luke ſchrie laut um Hülfe. „Ruhe!" rief der jüngere Räuber; „glaubſt Du, die Leute hätten nichts beſſeres zu thun, als in dem Gebirg herum zu kriechen, um Burſchen wie Du zu Hülfe zu kommen, halt's Maul, oder — . . . „Halt!" rief der Aeltere; „wenn Dir an Deiner Mutter Segen oder Fluch gelegen iſt, halt! weißt Du nicht mehr, was ſie Dir noch vor zwey Stunden geſagt?" — „Warum gibt Er nicht her, was Er hat? Glaubt Er, ich ſey ſo ein Narr und laſſe ihm's Geld in der Taſche, wenn ich es fühlen kann? — Weißt Du was?" fuhr er zu Luke gewandt fort; „gieb's her, und Du ſollſt ordentlich behandelt werden, 's iſt ein Glück, wenn man mit ordentlichen Leuten zu thun hat. Aber ſieh, ich habe eine Mutter in den lezten Zügen, die hat ſeit zwey Tagen nicht einen Biſſen gekoſtet, und wir werden wie wilde Thiere von Haus und Hof gejagt. Wenn Du chriſtlich Gefühl oder ſelbſt eine Mutter haſt, gieb uns die Mittel, ihr's Leben zu erhalten." — „Ich," erwiederte Luke, „hab' niemals weder Vater noch Mutter gekannt. Aber hier — ich bin ein armer, elternloſer Burſche; Ihr werdet mir doch nicht alles, was ich in der Welt habe, nehmen wollen?" — „Nicht *alles*," antwortete der ältere Räuber mit einem bittern Seufzer; „wir können Dir nicht *alles* nehmen, was Du haſt; denn Du haſt wohl einen guten Namen, und das kriegen *wir* in unſerm Leben nicht wieder." Inzwiſchen hatten ſie ſeine Börſe geleert, deren Inhalt der jüngere Räuber zu ſich ſtecken wollte, als der andere auf's Neue anfing. „'S iſt nur fünf Pfund und etwas Silber. Und iſt dieß alles, was Du dafür haſt, daß Du ſo oft Dein Leben unter den bedrohten Schuldnern gewagt? Nein, behalte nur die Hälfte, es würde Kerry Jack ewig leid thun, einem vaterloſen Burſchen ſein Alles genommen zu haben." Der jüngere gab ihm murrend die Hälfte ſeines Geldes zurück, und Luke freute ſich mit der den Irländern ſo eigenthümlichen Leichtherzigkeit, als wenn er eben ſo viel verdient hätte. Er war indeſſen auch nach Entfernung der Räuber ſehr unruhig; er war von der Heerſtraße abgekommen und wußte nicht, wie er ſich auf der Heide zurechtfinden ſollte. Bald ſtach ihn das Geſträuch in die Beine, bald fiel er in ein Torfloch; kein Stern am Himmel, kein Licht ringsum, der Regen fiel in Strömen, und (wie Luke nachher verſicherte) nach welcher Seite er ſich wandte, blies ihm der Wind ins Geſicht. Er wollte ſich eben auf einen Stein niederſetzen und ſo den Tagesanbruch abwarten, als er an einer Erhöhung vor ſich, die ihm wie ein Erdhaufen vorgekommen war, einen Lichtſtrahl erblickte. Er wußte wohl, daß in Irland da, wo ein Dach iſt, ſich auch Schutz für den Wanderer findet, und erreichte bald, was man kaum für eine menſchliche Wohnung halten konnte. Es war ein großes Erdloch; zwey zuſammengenagelte Bretter verwahrten die Oeffnung, durch welche die armſeligen Bewohner aus- und eingingen, und eine andere Oeffnung im Dach diente zu gleicher Zeit zum Schornſtein und zum Fenſter. Als er einen Augenblick an der Schwelle ſtille ſtand, hörte er zwiſchen den Pauſen des Windes ein Weib leiſe beten. Er ſtieß die halb geöffnete Thür auf und ſah auf kalter, naſſer Erde, auf kaum ſo viel Stroh, daß es den Boden deckte, unter den zerfezten Ueberreſten eines Mantels, eine ältliche Frau im Todeskampfe liegen.

(Der Beſchluß folgt.)

Ein Beſuch zu Ferney im Jahre 1829.

Eine anmuthige Allee führt den Reiſenden zu dem berühmten, vielerwähnten Luſtſchloſſe, wo Voltaire einen großen Theil ſeines Lebens zubrachte. Die Bauart deſſelben hat jedoch nichts Ausgezeichnetes. Wenn man drey Treppen geſtiegen und durch ein kleines Vorzimmer gegangen iſt, gelangt man in einen Salon, welchen zu Voltaire's Zeit die geiſtreichſten und berühmteſten Männer Europa's betreten hatten; denn, wie ein Zeitgenoſſe des franzöſiſchen Philoſophen ſich ausdrückt: „um ſich das Zeugniß eines Genies zu verſchaffen, durfte man ſich blos darauf berufen, daß man einmal in Ferney geweſen ſey."

Digitized by Google

Wenige unbedeutende Gemälde, einige alte Tapeten und alterthümliche Möbeln ſind der ſämmtliche Hausrath dieſes Salons. Wir wandten uns von hier links in Voltaire's Studierzimmer. Zwar war mein Enthuſiasmus nicht ſo groß, als gewöhnlich der der Franzoſen iſt, wenn ſie dieſes Gemach betreten; aber ich fühlte mich doch lebhaft ergriffen. Wie oft ſind die Tuilerien im Vergleich mit dieſem einfachen Landſitze wegwerfend erwähnt worden! Auf der einen Seite von Voltaire's Zimmer iſt ein kleines Mauſoläum errichtet, das die Säbel der deutſchen Soldaten nicht verſchont haben. Die Inſchrift (ein gelungenes Impromptü der Mademoiſelle Varicourt) lautet: „Mon coeur est ici, et mon esprit est partout.“ In einer Ecke ſteht ein einfaches Bettgeſtelle; an den Wänden umher ſieht man die Porträts Friedrichs des Großen, Katharina der Zweyten, Lekains und Voltaire's ſelber, in dem Alter von 40 Jahren. Auch bemerkt man mehrere Silhouetten berühmter Männer des Jahrhunderts. Das Fenſter dieſes Gemachs geht in den Garten und auf ein kleines Gebüſche, welches ſeit Voltaire's Tod manche Veränderungen erlebte. Doch iſt eine lange Reihe von alten Eichbäumen der Zerſtörung der Zeit glücklich entgangen. Unter dieſen pflegte er bey Sonnenaufgang auf und ab zu wandeln und wem er begegnete, ſeine Tragödien mit lauter Stimme vorzuleſen. Der Gärtner, der noch auf dieſem Landſitze lebt, war hier ſchon in den lezten Lebensjahren Voltaire's in Dienſten. Dieſer erzählte mit ſeltener Naivetät mehrere unbekanntere Anekdoten von dem großen Mann.

Gibbon war bey ſeinem Aufenthalte zu Genf ſehr begierig, Voltaire'n zu ſehen, und hielt daher um die Erlaubniß an, „dem weltbekannten Beſitzer des Schloſſes“ ſeine Aufwartung machen zu dürfen. Voltaire war unglücklicher Weiſe der Meynung, der brittiſche Geſchichtſchreiber habe gegen ihn geſchrieben, und wollte ihn daher nicht vor ſich laſſen. Gibbon, über ſeine getäuſchte Erwartung ganz in Verzweiflung, dachte auf die ſeltſamſten Auswege, um ſeine Neugier dennoch zu befriedigen, und ließ es ſich endlich einfallen, einen Diener Voltaire's zu beſtechen, der ihm rieth, ſich Morgens hinter eine Eiche in der bekannten Allee, in welcher Voltaire auf und ab zu wandeln pflege, zu verbergen. Als der Philoſoph an die Stelle kam, wo Gibbon ſich verſteckt hielt, ſtürzte der leztere hervor und muſterte ihn vom Wirbel bis zur Zehe, worauf er, ohne ein Wort zu ſprechen, ſich wieder entfernte. Voltaire verfügte ſich auf ſein Zimmer, ließ ſeinen Sekretär rufen und ſagte: „Vanières, geht hinab in den Garten, dort werdet Ihr einen Engländer finden, verlangt von ihm zwölf Sous, dieß ſey der Preis, wenn man das wilde Thier ſehen wolle.“ Vanières ging hinab und richtete den Auftrag ſeines Herrn buchſtäblich aus. Aber der Britte entgegnete ganz kalt: „Hier ſind vier-und-zwanzig Sous, dafür muß ich ihn aber noch einmal ſehen.“ — Tags darauf erhielt Gibbon eine höfliche Einladung zu einem Diner.

Voltaires Pachter hatte große Mühe, die Savoyarden zu bewegen, daß ſie in ſeinem Weingarten arbeiteten, denn Voltaire galt ihnen für Satan in eigener Perſon. Nur durch unabläßiges Bitten und reichliche Bezahlung ließen ſich einige Wenige endlich bewegen, dieſen unheiligen Boden zu bearbeiten. Der Pachter hielt es aber für rathſam, ſeinen Herrn zu erſuchen, ſich da, wo die Leute eben arbeiteten, nicht blicken zu laſſen. Er gab dem ehrlichen Mann die Verſicherung, er könne über dieſen Punkt vollkommen ruhig ſeyn, ging aber ſogleich hin, ſich in orientaliſches Koſtüm zu werfen; er wickelte ſeinen Kopf in einen ungeheuren Turban und hüllte ſich in einen weiten Pelz, welchen er von der Kaiſerin Katharina zum Geſchenk erhalten hatte. Plötzlich ſprang er aus der Allee hervor und auf die Savoyarden los, die in ihrer Arbeit begriffen waren, und mit einer Donnerſtimme hielt er eine Anrede voll tragiſcher Verwünſchungen an ſie. Voltaires ſeltſame Geſichtszüge, ſein hoher Wuchs, die ſeltſame Verkappung gab den guten Leuten die feſte Ueberzeugung, daß ſie ſich in der Geſellſchaft Lucifers befänden. Die Armen ergriffen, von paniſchem Schrecken ergriffen, die Flucht nach allen Seiten, und wagten nicht eher frey zu athmen, als bis ſie drey Meilen vom Schloſſe entfernt waren. Der Gärtner konnte uns keine Auskunft geben, ob der Philoſoph von Ferney endlich doch einige ſtarke Geiſter gefunden, die ſich dazu hergegeben, in ſeinem Weingarten zu arbeiten.

Unſer verſtändige Cicerone führte uns ſodann in ſeine niedrige Wohnſtube, und brachte nun mehrere Reliquien von dem berühmten Manne zum Vorſchein, die er mit Ehrfurcht aufbewahrt. Unter denſelben befindet ſich ſein Armſtuhl, ſeine Morgenmütze, ein ſpaniſches Rohr und ein voluminöſes Schreibebuch, welches dadurch beſondern Werth erhält, daß die Blätter mit den Siegeln von Voltaire's Korreſpondenten beklebt ſind. Voltaire pflegte nämlich, wenn er zum Erſtenmale von Jemand ein Schreiben erhielt, das Siegel abzuſchneiden, daſſelbe auf ein Blatt in dieſem Buche zu kleben und den Namen des Briefſtellers beyzuſchreiben. Erhielt er nun einen Brief, der, wie er vermuthete, von einem Korreſpondenten kam, von welchem er nichts wollte, verglich er das Siegel mit den in jenem Buche befindlichen, und fand er ſeine Vermuthung gegründet, ſo blieb der Brief uneröffnet. Mehrere engliſche Reiſende, die Liebhaber ſolcher Gegenſtände ſind, boten dem alten Gärtner bedeutende Summen, um ihn zu vermögen, daß er ihnen einige dieſer Reliquien ablaſſe; allein der treue Diener ehrt das Andenken ſeines längſt verſtorbenen Herrn ſo ſehr, daß es ihm unmöglich iſt, ſo lange er lebt, ſich von dieſen Sachen zu trennen.

Digitized by Google

Voltaire war aber auch ein guter Herr gegen ſeine Untergebene, vorzüglich gegen diejenigen, die ſich auf ſeine Launen verſtanden; beſonders zeigte er ſich ſehr mildthätig und wohlwollend gegen die Armen in ſeiner Nachbarſchaft. Sein Andenken wird noch in der Umgegend von Ferney in großen Ehren gehalten, vorzüglich von denen, die ſich ſeiner noch ſelbſt erinnern.

G. S.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

Noch vor wenigen Jahren nannte Wood, einer unſerer ausgezeichnetſten Ingenieurs, die Hoffnung, Dampfmaſchinen dahin zu bringen, daß ſie in einer Stunde einen Wagen 12 bis 20 (engliſche) Meilen auf einer Eiſenbahn zu ziehen vermöchten, einen völligen Unſinn; die eben bey Mancheſter gemachten Verſuche haben nun dieſen Unſinn verwirklicht, indem mehrere Dampfwagen, welche auf der dortigen eiſernen Straße verſucht wurden, nicht nur eine dreymal ſchwerere Laſt, als ſie ſelbſt, eine Stricke von 11 bis 20 Meilen in der Stunde gezogen, ſondern auch ohne andere Laſt, als ihren eigenen Waſſer- und Kohlenvorrath und drey Perſonen, wirklich 32 Meilen in einer Stunde zurückgelegt haben. — Es iſt noch nicht lange her, daß man in England den Verſuch gemacht hat, eiſerne Straßen, die ſchon ſeit einem Jahrhundert für Privatzwecke benuzt werden, zum Transport von Reiſenden und Gütern einzurichten. Die erſte Straße der Art wurde in der Grafſchaft Surrey angelegt; da ſie aber durch eine Gegend führt, in welcher wenig Handelsthätigkeit herrſcht, und man ſich auf derſelben der Pferde bedient, ſo hat ſie der Erwartung nur wenig entſprochen. Die zweyte war die, welche Stockton und Darlington verbindet. Auf dieſer bedient man ſich der Dampfwagen, und man fährt Menſchen und Güter, je nach dem Gewicht, in dem Verhältniſſe von 5 bis 8 Meilen in der Stunde, und zwar um die Hälfte bis zwey Drittel wohlfeiler, als bey jedem frühern Fortſchaffungsmittel. Dieſe Straße wurde am 29. September 1825 eröffnet. Aber ſchon im Jahr 1822 hat man den Plan gefaßt, eine ähnliche Straße zwiſchen Liverpool und Mancheſter, d. h. auf eine Strecke von 33 engliſchen Meilen, anzulegen. Doch ſtellten ſich demſelben ſo viele Hinderniſſe entgegen, beſonders durch die Widerſezlichkeit der Kanaleigenthümer, daß die Straße erſt im Jahr 1826 angefangen werden konnte. Aber auch der Boden, welchen die Straße zu durchlaufen hat, bot große Schwierigkeiten dar. Die Ausgrabungen und Sprengungen, die großentheils in hartem Sandſtein zu machen waren, betrugen zuſammen über ſechs Millionen Kubikfuß. Auf der andern Seite mußte an vielen Stellen das Erdreich erhöht, Wegleitungen (Viaducts) und Brücken aufgeführt werden. Einer von den Dämmen iſt 70 Fuß hoch, und ein anderer läuft 4 engliſche Meilen weit über ein Moor, welches vor drey Jahren kaum Fußgängern zugänglich war. Die Anzahl der Brücken iſt 25, von denen eine neun, 50 Fuß weite Bogen, und eine vier, 30 Fuß weite Bogen hat. Außerdem waren noch mehrere andere bedeutende Mauerwerke erforderlich, welche alle, bis auf eine einzige Brücke, vollendet ſind, und von dem ganzen, 33 engliſche Meilen langen Wege ſind 29 M. bis auf das Eiſenwerk, welches erſt 14 Meilen weit gelegt iſt, ſo weit fertig, daß man hofft, im Frühjahr die Straße bis an den Irwell, über welchen noch eine Brücke zu bauen iſt, eröffnen zu können. Die Barren, welche auf dieſer Straße gebraucht werden, ſind mit Rändern verſehen (edge-rails); ſolchen gibt man jezt in England den Vorzug vor den flachen Barren (tram-rails). Die Koſten ſollen, mit Einſchluß des Kaufſchillings für die Ländereyen, welche der Weg durchſchneidet, nicht 650,000 Pfund, oder 20,000 Pfund für die Meile, überſteigen. Aber da man das Gewicht der Waaren, welche jeden Tag zwiſchen Liverpool und Mancheſter hin- und her geſchickt werden, auf 1200 Tonnen, zu 2000 Pfund, berechnet, ſo zweifelt man gar nicht, daß die Unternehmer ſehr bald ihren Vortheil finden werden, ſelbſt wenn ein großer Theil der Waaren andere Wege einſchlagen ſollte, da ſie wenigſtens auf die Reiſenden ſicher zählen können.

(Die Fortſetzung folgt.)

St. Gallen, Oktober.

(Beſchluß.)

Nicht unbeachtet dürfe gelaſſen werden, fährt Duppikofer fort, daß ſeit zwey Jahrhunderten viele Weinpflanzungen eingegangen ſeyen, wie z. B. im Thurgau für dieſe Art von Anpflanzung eine ſolche Vorliebe herrſche, daß ſogar die eidsgenöſſiſche Regierung dagegen einſchreiten zu müſſen glaubte. Es frage ſich, ob nicht auch bey Konſtanz und Ueberlingen Ausrottungen ſtattgefunden? Noch mehr werde die Beweiskraft jener Angaben durch entgegenſtehende geſchwächt, wie z. B. aus Verzeichniſſen von den Umgebungen Schafhauſens dargethan werde, daß ſeit 1670 die Produktion ungefähr gleich geblieben ſey. Das Jahr 1828 zeigte beynahe überall eine Fülle, die den beſſern Erträgen in früheren Jahrhunderten faſt gleichkommt. Endlich ſey nicht zu überſehen, wie ſehr der Wohlſtand der Städte Konſtanz und Ueberlingen in ſpätern Zeiten durch anderweitige Umſtände abgenommen habe. Gelegentlich bemerkt der Verfaſſer, daß ihm beym Durchblättern der Protokolle über dieſen Gegenſtand aufgefallen ſey, wie nicht blos in frühern Jahrhunderten, ſondern noch vor wenigen Jahrzehnten, es viel größere Weintrinker gegeben habe, als gegenwärtig, und es frage ſich, ob die Urſache davon wohl in phyſiſcher Schwäche oder moraliſcher Mäßigung, ob in Mode und Sittenverfeinerung, oder in Armuth oder Angewöhnung an andere Getränke zu ſuchen ſey? — Eine von dem Sanitätsrath Dr. Henſeler gründlich bearbeitete Geſchichte der Hundswuth im Kanton St. Gallen im Zeitraum der Jahre 1820 bis 1827 zeigt hinſichtlich der Verbreitung, Zu- und Abnahme der Krankheit: daß ſie 1820 epizootiſch begann, 1821 und 1822 ſich etwas verminderte, 1823 ihre größte Höhe erreichte, dann in Bezug auf Hunde wieder abnahm, während 1824 und 1825 mehr Kazen und Füchſe erkrankten, durch leztere ſich auch auf Schmal- und Hornvieh verbreitete, und endlich mit 1827 endigte, indem 1828 kein einziger erwieſener Fall eines wuthkranken Thieres im Kanton St. Gallen mehr vorkam. Hinſichtlich auf die Jahreszeit nach Monaten ergaben ſich die mehrſten Wuthfälle, in den ſechs Jahren zuſammengenommen, im Oktober, dann im April und Mai. Die Sektionen haben außer dem abnormen Zuſtand des Magens keine konſtanten Zeichen nachgewieſen. Als Urſachen ſind angegeben: die unmittelbare Anſteckung durch den Biß in den meiſten Fällen; bey Kazen ſchien der Ausbruch ein paarmal durch Zorn veranlaßt zu ſeyn; aus dem Gang der Epizootie aber kann mit Wahrſcheinlichkeit angenommen werden, daß nicht allein unmittelbare Anſteckung, ſondern auch uns noch unbekannte atmoſphäriſche Einflüſſe Veranlaſſung zur Entſtehung und wirklichen Verbreitung (durch die ganze öſtliche Schweiz) der Krankheit geweſen ſeyen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 270.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 11. November 1829.

Noch ſpukt der Babyloniſche Thurm,
Sie ſind nicht zu vereinen!

Goethe.

Metall und Glas,
oder
Sie haben beyde Recht.

Es iſt ein Mann von Eiſen,
Ein anderer von Glas,
Die wollen ſich befleißen
Einander zu unterweiſen,
Probiren dieß und das.

Aus ſeiner Ledertaſche
Zieht der metall'ne Mann
Wohl eine Leidner Flaſche,
Behend lädt ſie der Naſche
Und ſpricht zum gläſer'n dann:

„Fühl'! — Wenn man dieß berühret,
So wahr der helle Tag!
Man einen Schlag verſpühret;
Das heißt elektriſiret.“ —
„„Glaub', wer dieß glauben mag!““ —

Spricht der von Glas — „„ich fühle,
Pack' ich's, in jedem Fall
Gar nichts als etwas Kühle;
Das Zimmer, das drückt Schwüle,
Und kälter iſt Metall.““

Von Eiſen der dawider
Zu dem von Glaſe ſpricht:
„Es zuckt durch alle Glieder,
Es wirft mich ja darnieder;
Glaskopf! das fühlſt du nicht?!“

Hoch der von Glas und höher
Schreit: „„es ſey Gott mein Zeug'!
Du ſuperfeiner Spåher,
Phantaſt'ſcher Geiſterſeher,
Nichts fühl' ich, nichts, ſchweig, ſchweig!““

Jezt die von Glas und Eiſen
Anfeinden ſich nicht ſchlecht,
Vom Schmähen kommts zum Beiſſen,
Wer kann ſie überweiſen?
Sie haben beyde recht!

Juſtinus Kerner.

Der Irländer.
(Beſchluß.)

Das armſelige Licht, das Luke in die Hütte geleitet, ſtack in einer ausgehöhlten Kartoffel; das Haupt der kranken Frau ruhete auf einem Bündel Lumpen; eine zerbrochene Taſſe und ein halber Teller ſtanden leer im Bereiche der abgezehrten Hände, welche zum innigen Gebete gefaltet waren. Der Regen fiel in Strömen durch die Oeffnung im Dache, und bildete Pfützen um den feuerloſen Heerd. Nirgends war ein Hausgeräth in dieſer Wohnung des Jammers zu ſehen. Als der Fremde eintrat, ſuchte die Arme den Kopf nach ihm hinzuwenden, aber ſie war

Digitized by Google

es nicht im Stande und flüſterte halblaut: „Du biſt es, lieber Thomas?“ Luke antwortete mit dem gewöhnlichen Gruße: „Gott erhalte alle hier!“ und trat zu ihrem Lager. Ihr brechendes Auge richtete ſich ſtarr auf den jungen Mann; ſie ſchob langſam das graue Haar zurück, welches um ihre kalte Stirne hing, und ſtarrte ihn unverwandten Blickes an. „Erſchreckt nur nicht, Mutter,“ ſprach er endlich; „ich hab' mich verirrt, und möchte hier gern ein wenig warten, bis der Sturm vorüber iſt; vielleicht habt Ihr auch nichts gegen einen Biſſen Weißbrod, den ich da in der Taſche habe, und ein Schluck aus meiner Flaſche möchte Euch auch wohl thun.“ Sie ergriff das Dargebotene mit der Begierde des Heißhungers; aber ſie vermochte es nicht hinunterzubringen. Luke miſchte ein wenig Regenwaſſer in der Schaale mit etwas Branntwein, kniete neben ihr nieder, hob ihr den Kopf vorſichtig in die Höhe und goß es ihr langſam hinunter. Dieß ſchien ſie ein wenig zu beleben, ſie legte ihm die langen Knochenfinger auf den Arm und flüſterte: „Gott lohn' Euch, Gott lohn' Euch, und bewahr Euch vor bittrer Sünde! Ich hab' Euch nichts anzubieten, nicht einmal Feuer, um Euch zu trocknen; zieht aber die naſſen Kleider ab, Ihr erkältet Euch ſonſt auf den Tod.“ Luke that, wie die Alte ihm rieth, und nach einigen Minuten richtete ſie wieder den ſtarrenden Blick auf ihn und fragte: „Kannſt mir noch einen Tropfen von Deiner Herzſtärkung geben, Lieber?“ Luke kniete aufs Neue nieder, und ſie trank mit derſelben Begierde, wie zuvor. Als er ſeinen Arm zurückziehen wollte, bemerkte ſie auf dem Handgelenk ein Zeichen, welches, nach dem Gebrauch der Irländer an der Seeküſte, mit dunkelblauer Farbe darauf tatowirt worden war, wann und von wem, wußte er nicht zu ſagen. Sie faßte ſeine Hand mit furchtbarer Heftigkeit, und alle ihre Geiſteskräfte ſchienen auf einmal wieder aufzuleben; ſie ſaß mit funkelnden Augen aufrecht, vermochte aber, trotz aller Anſtrengung, kein Wort hervorzubringen. „Ihr wollt die Bedeutung dieſes Zeichens auf meiner Hand wiſſen, aber ich kann es Euch nicht ſagen, denn ich weiß es ſelbſt nicht; es thut mir leid, Mutter, ich denke nur manchmal, es könnte das Mittel werden, meine Eltern ausfindig zu machen, von denen ich niemals etwas gewußt habe. Es hat ſich niemals Jemand meiner annehmen wollen, als die arme Peg O'Brian, die mich im Jahr 1807, am erſten Januar, als Neujahrsgeſchenk fand.“ Ein lauter durchdringender Schrey unterbrach Luken in ſeiner Rede, und in dem Augenblick drückte ihn das arme Weib mit Inbrunſt an das pochende Herz. „Ich habe keine Stunde mehr zu leben,“ rief ſie endlich; „aber ach! um der Barmherzigkeit willen, die Du im andern Leben erwarteſt, ſtoß die arme, ſündige, ſterbende Mutter, die Dich geboren, nicht von Dir, denn ach, mein Kind! ich bin ja doch, obgleich verbannt und dem Hungertode nahe, ich bin ja doch Deine Mutter.“

Luke war tief gerührt; er hatte ſich längſt überredet er ſey der Sohn irgend eines Edelmanns, und es wäre ſchwer, die kämpfenden Gefühle, welche jezt ſein Inneres beſtürmten, zu zergliedern. Mitleiden, tiefes inniges Mitleiden mit der Unglücklichen, die ſich ihm ſo eben als ſeine Mutter zu erkennen gegeben, errang jedoch den Sieg, und er erwiederte ihre Umarmung mit Wärme und Aufrichtigkeit. „Ich muß Dir alles ſagen, was ich kann,“ fuhr ſie mit gebrochener Stimme fort. „Aber vor allen Dingen ſage mir, biſt Du immer gegen Reich und Arm ehrlich geweſen? und haſt Du Dich nicht vom Golde, dem gelben, bitteren Fluche, verführen laſſen? ſag', biſt Du ehrlich?“ — „Gott weiß es,“ erwiederte Luke; „ich hab' in meinem Leben keinem Menſchen eines Hellers Werth entwendet, und mancher Herrſchaft Sohn dürfte froh ſeyn, wenn er des armen Luke guten Namen hätte.“ — „Dem Himmel ſey Dank für dieſe Worte!“ rief die Arme mit Inbrunſt; „denn in der Tiefe des Jammers iſt mir der höchſte Troſt geworden, dem Herrn ſey's gedankt! Wenn ich ſchwere Sünderin es wagte, zu beten, ſo war es darum, daß Du ehrlich bleiben möchteſt. All meine Angehörigen ſind ſchlecht, meine Kinder alle, außer Dir, verbannt, verflucht! Aber wie ſind ſie erzogen worden! kann das Junge der wilden Katze anders als nach jungen Vögeln gehen? Ja in dieſem Augenblick, um mir einen Biſſen Brod zu bekommen, ſind Mann und Sohn aus — nein, nicht zu morden! — ſie ſchworen mir ja, ſie wollten keinem Menſchen das Leben nehmen.“ Da wurde es Luke gräßlich klar, daß es ſein Vater und Bruder geweſen, die ihn beraubt; er ſagte dieß ſeiner Mutter, und ſezte ihr zum Troſt hinzu, wie großmüthig ſie ſich dennoch dabey gegen ihn benommen. „Danke dem Himmel, dieſer Mann iſt Dein Vater nicht! Ich heyrathete einen Mann, den ich haßte, ſeines Geldes wegen; aber mein wildes, leidenſchaftliches Weſen ließ ſich nicht beugen. Ich brach ihm das Herz, und Du wardſt nach ſeinem Tode geboren. Ich liebte Dich, aber ich liebte auch einen wilden Landſtreicher. Er war ſchön von Anſehen und verſprach mir, mich zum ehrlichen Weibe zu machen, wenn ich Dich vom Halſe ſchaffte. Gott lenkte es zum Guten, obwohl Du mir nicht dafür zu danken haſt. Ich ließ Dich an einem fremden Orte zurück, nachdem ich Dir ein unauslöſchliches Zeichen aufgedrückt hatte; und nachher, ſo oft ich nach Dir ſehen konnte, fand ich, daß die arme Peg Dich wie ihr eigenes Kind hielt. Die Sucht nach Gold wich nicht von mir und dem Manne, und am Ende wurde er verbannt. Es iſt wunderbar, wie meine Liebe zu ihm ausdauern konnte; aber ſie hat ausgedauert. Ich gab der Sünde Gehör, damit man mich ihm nachſchicken ſollte, und ich fand ihn in jenem Lande, das man nur mit Scham nennt. Bald aber drängte es uns nach der lieben Heimath; wir kehrten zurück, freylich vor der beſtimmten Zeit, aber wir gedachten, uns von nun

Digitized by Google

an gut aufzuführen. Doch die Späher geriethen uns auf die Spur; wir mußten aufs Neue fliehen. Ich ward die jammervolle Mutter vieler Kinder, und einige von ihnen begleitete ich zum Galgen, und zuletzt verhärtete mein Herz, und jede Sünde wurde mir gleichgültig. Aber wenn eine Verworfene, wie ich, es ſagen darf: ich hörte und las in einigen loſen Blättern, die aus einem Hauſe kamen, das ſie einmal plünderten — daß ſelbſt für uns Hoffnung vorhanden ſey! Ich ſprach mit ihnen davon, aber ſie lachten mich aus. Doch, wenn mein Herz bis zum Berſten heiß wird, denke ich an ſie und mühe mich, zu beten.“ Mit zitternder Hand zog ſie einige zerriſſene Blätter einer Bibel aus dem Stroh hervor. „Ich kann nicht ſehen, um ſie in Ordnung zu legen,“ ſagte ſie; „aber ich will Dir dieſe Hälfte geben, und dieſe ſollen ſie finden, wenn ich todt bin. Vielleicht daß Gott ſich ihrer erbarmt und ſie aufnimmt.“ Luke nahm die Blätter, während die Thränen ihm über die Wangen ſtrömten. „Und nun,“ ſagte ſie, „geh', ich möchte um die Welt nicht, daß ſie Dich erkennten, ſie würden Dich zu einem ihres Gleichen machen wollen. Geh', geh', ſie werden kommen; denn nur Nachts können ſie mir Nahrung bringen, wie wilde Thiere. Aber eins noch — in der nächſten Stadt (ſie beſchrieb ihm Haus und Straße genau) wirſt Du den Pater O'Hay finden; ſag' ihm alles, ſelbſt wo ich zu finden bin, ein Prieſter wird nie zum Angeber. Er wird mich beſuchen, und von ihm wirſt Du erfahren, wo ſie meinen elenden Körper hingelegt haben, und vielleicht beteſt Du dann einmal für Deine arme, ſündige Mutter.“ Noch in der Nacht ging Luke zum Prieſter, einem frommen, menſchenfreundlichen Mann. Seine Mutter ſtarb am folgenden Tage. Er hat oft ihr Grab beſucht, und ſich in der Hoffnung getröſtet, daß die Hingeſchiedene ſelbſt in der eilften Stunde noch aufgenommen worden ſey.

Gemälde des römiſchen Volkscharakters.

Roms Kaffe- und Speiſegärten.

Rom, unter den Städten die Freude des Menſchengeſchlechts, wie es Titus unter den Königen war, entbehrt nichts deſtoweniger gewiſſer Freuden, welche das kleinſte deutſche Krähwinkel gewährt. Dazu gehören, nebſt vielem andern, die Kaffeegärten. Ihr Glücklichen, die ihr in einem ſolchen, entweder in einer Hainbuchen-Laube, oder unter einem blühenden Kirſchbaume ſitzt, oder in den, mit gelbem Sande beſtreuten Wegen zwiſchen Blumenbeeten, meynetwegen auch zwiſchen Kartoffeln und Kohl herumwandelt, dann und wann zu eurer Kaffeekanne zurückkehrt und ein Wort mit dem Nachbar über den Nachbar redet, ihr Glücklichen, wie beneide ich euch! Hier gibt es wohl Villen, aber keine Kaffeegärten, wohl etruriſche Vaſen, aber keine Kaffeekannen, wohl die vortrefflichſten Statuen, aber keine Menſchen, mit denen ſich konverſiren, ſtreiten und läſtern ließe; denn man hat keine Nachbarn, ſondern lauter Fremde um ſich. Das Heimweh nach dem Vaterlande iſt mir unbekannt; aber dem Heimwehe nach den verſchiedenen Kaffeegärten, in welchen ich in den verſchiedenen deutſchen Städten, in welchen ich gewohnt, eine Taſſe Kaffe getrunken und dazu geſchwazt habe, unterliege ich jedesmal, ſo oft ich hier in die weite Welt, das heißt, in die Villa Borgheſe, die nächſte, alſo zugänglichſte Villa, trete. Was iſt die Unermeßlichkeit einer ſolchen Villa gegen die Kraut- und Rübengärtchen Deutſchlands? Nichts! wird dort doch kein Cichorienkaffee verkauft! Was die unabſehbaren Alleen gegen die anderthalb Fuß breiten und ein halbdutzend Fuß langen, gelben Sandwege? Nichts! Denn weder Freund noch Feind begegnet einem darin, den man unter dem Arm faſſen könnte. Was die himmelhohen Fichten, Lorbeeren, ſüßen Kaſtanien und Maulbeerbäume gegen die verkrüppelten und wohlbeſchnittenen Obſtſpaliere? Nichts! Läßt ſich doch keine Kirſche, kein Apfel, keine Birn davon abbrechen und friſch in den Mund ſtecken. Was endlich der Duft der Citronen- und Orangenhaine gegen den Rauch einer Pfeife ächten virginiſchen Kanaſtertabaks? Nichts! Denn in jenen Hainen iſt die Melancholie zu Hauſe, dagegen der Tabaksrauch von geſellſchaftlichem Leben, alſo von Freude, zeugt. Sonderbar! in Deutſchland hat mich der Tabaksqualm in Verzweiflung geſezt, und hier ſehne ich mich darnach.

Das Hätſcheln mit der Natur, wie mit einem kranken Kinde, wie es im Norden Europa's getrieben wird, wo wirklich die Natur acht Monate im Jahre krank, oder wenigſtens erfroren iſt, kennt der Römer nicht; er genießt ihrer, wie ſie iſt, ohne Spekulation. Selbſt die größten Villen ſind mehr rohe Natur, als künſtliche Anlagen; ein holländiſcher Blumengarten von einem halben Morgen hat ohne Zweifel mehr Kopfbrechens gekoſtet, als die Villa Borgheſe, welche über dreyviertel deutſche Meilen im Umfange hat. Ueberhaupt ſind Gärten, wie ſie im Norden Europa's exiſtiren, in und um Rom nicht Sitte. Den Adel ausgenommen, welcher ſeine Villen (eigentlich Hölzer oder Parks) beſizt, kennen die übrigen Klaſſen dergleichen Anlagen kaum dem Namen nach; denn das Wort giardino bedeutet hier meiſtens einen Ort, wo, mit Ausſchluß alles andern Grüns, blos Citronen- und Orangenbäume, theils in der Erde, theils in Kübeln ſtehen. Auf Küchengärten (orti), in Nordeuropa oft die reizendſten Anlagen, wenn gleich Kartoffeln und große Bohnen darin wachſen, und Weinberge, übrigens wahre Modelle von Schmutz und Unſauberkeit, wo in den Wegen und auf den nicht angebauten Flecken das Unkraut einem über den Kopf wächſt, oder ausgejätet in häuſerhohen Bergen der Fäulniß übergeben liegt, wird, außer was den ökonomiſchen Theil anbetrifft, gar kein Fleiß ver-

Digitized by Google

wendet. So iſt es nicht zu verwundern, wenn um ganz Rom kein einziger öffentlicher Garten exiſtirt, wo man in Lauben, oder unter Bäumen, oder auf einem grünen Wieſengrunde eſſen oder ſonſt ſich erfriſchen könnte. Vor den meiſten Gaſthäuſern außerhalb der Stadt gibt es gar keinen freyen Platz, ſondern die Gäſte ſind auf die Zimmer im Innern beſchränkt, und wo ja, wie vor dem Volksthore, ein ſolcher vorhanden iſt, da iſt er beſchaffen wie bey einer deutſchen Bauernſchenke: ſteinerne Tiſche, hölzerne Bänke, kaum eine Hand breit, hohe Miſthaufen, Schmutz und Unreinlichkeit aller Art. Dahinter pflegt nicht ſelten ein Feld- und Wieſengrund von 16, 20 und mehreren Morgen zu ſeyn, wo nichts wächſt, als Artiſchocken und Heu; aber Niemanden fällt es ein, ein ſolches Stück Land zu einem Garten mit Lauben, Hecken, Alleen und grünen Plätzen umzuſchaffen und ſomit einen hundertfachen Gewinn daraus zu ziehen. Häusliche Gartenfreuden, wie ich es nennen möchte, gibt es alſo in und um Rom nicht, ſondern blos ein Leben in der großen Natur, das heißt, die Spaziergänge auf den faſt unermeßlichen Villen, die geeigneter ſind, den Menſchen zum Einſiedler zu machen, als ihn der menſchlichen Geſellſchaft zuzuwenden. Und in der That, wer verſucht wird, auf einer ſolchen Villa einen ganzen Tag in der Einſamkeit zuzubringen, und ſich, ſo zu ſagen, in den Ocean der Gefühle und Eindrücke ſtürzt, welche dergleichen rieſenmäßige Anlagen aufregen, wo ſich weder Breite noch Höhe (man denke an die himmelhohen Pinien und Cedern) ermeſſen läßt, deſſen bemächtigt ſich tiefe Wehmuth. Nirgends wird der Menſch furchtbarer von ſeinem eignen Nichts überzeugt, als auf dergleichen Villen, wo ſich gleichſam die Unendlichkeit der Natur in verjüngtem Maßſtabe darſtellt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Fortſetzung.)

Die Unternehmer der Eiſenbahn zwiſchen Liverpool und Mancheſter hatten einen Preiß von 500 Pfund Sterling auf die Erfindung eines Wagens geſezt, welcher, neben andern Bedingungen, ſeinen eigenen Rauch verzehren, nicht über ſechs Tonnen wiegen und eine dreymal größere Laſt, als ſein eigenes Gewicht, ziehen würde, und zwar mit einer Schnelligkeit von nicht weniger als 10 Meilen in der Stunde. Mit mehreren Wagen wurden öffentlich Verſuche angeſtellt; es iſt aber noch nicht bekannt, welchem Wagen der Preiß zugeſprochen werden wird; wahrſcheinlich aber dem Novelty, welcher nur 2 Tonnen 15 Centner wiegt und, ohne den geringſten Rauch zu zeigen, mit erſtaunlicher Leichtigkeit eine Laſt von 11 Tonnen 5 Centnern 20½ Meilen weit in der Stunde zog. Dabey ſcheint der Wagen in jeder Hinſicht ſtark genug, und iſt eines der zierlichſten Fuhrwerke, das man ſich nur denken kann. Es waren in Allem ſechs Wagen da, welche alle mehr oder weniger tauglich gefunden wurden. Gurney war keiner von den Mitbewerbern, und man hört ſeit einiger Zeit nichts mehr von ſeinem merkwürdigen Dampfwagen. Wahrſcheinlich aber iſt er damit beſchäftigt, denſelben zu vervollkommnen und vielleicht mehrere zu bauen, welche zu gleicher Zeit als Landkutſchen in Gang kommen werden.

Man hat hier die Pariſer Omnibus eingeführt und, wie gewöhnlich, verbeſſert und verſchönert; mehrere derſelben fahren zwiſchen London und den benachbarten Dörfern und machen viel Glück. Auch das Poſtamt bedient ſich ſolcher Wagen, welche die Briefträger mit großer Geſchwindigkeit in die entfernteſten Gegenden der Stadt führen, und ſo die Ablieferung der Briefe um mehrere Stunden beſchleunigen. Die große Halle im neuen Poſtamt iſt jezt, beſonders Abends, ein Spaziergang für unſere Spießbürger; aber ſie verdient wirklich einen Beſuch. Hier werden alle Briefe für das In- und Ausland aufgegeben, und die Einrichtung iſt ſo prachtvoll als bequem.

Die Taſchenbücher kommen nun allmählig zum Vorſchein, und zwar früher, als ſie erwartet wurden; denn die verſchiedenen Herausgeber hatten einander verſprochen, keines vor einem gewiſſen Tag im November (ich glaube dem 2ten) ans Licht treten zu laſſen; aber einer brach die Uebereinkunft, und nun hält ſich keiner mehr für gebunden. Das Forget me not behauptet, wie immer, ſeinen Rang. Unter den vortrefflichen Kupferſtichen, welche dieſes ſchöne Buch zieren, iſt einer, welcher dem Liebhaber deutſcher Kunſt beſonders willkommen ſeyn wird, nämlich eine Scene aus de la Motte-Fouqué's Undine, nach einem Gemälde unſers unvergleichlichen Retſch, im Beſitze des Prinzen Eſterhazy. Was den literariſchen Theil betrifft, ſo hat das Forget me not, wie alle übrigen Taſchenbücher, neben vielem Guten und Schönen, gar manches Gemeine und Triviale; aber die Stücke ſind, wie in den vorigen Jahren, kurz, was ich bey einem Buche der Art lobe, welches das Jahr über auf dem Tiſche zu liegen pflegt, indem man, ſo oft man es aufnimmt, etwas Neues anfangen und vollenden kann. Ein Gedichtchen aus den Jugendjahren Byrons iſt darum merkwürdig, weil es in jeder Hinſicht höchſt unbedeutend und mittelmäßig iſt.

Ackermans Juvenile Forget me not iſt ſo empfehlungswürdig für die Töchter, als das größere Buch für die Mütter. Die Kupferſtiche ſind weder ſo vortrefflich, noch ſo zahlreich als in den größeren Taſchenbüchern; aber ſie ſind doch reiner, geſchmackvoller und in jeder Hinſicht beſſer, als das Beſte der Art, was man ſonſt in Büchern zu finden pflegte.

The Amulet hat beſonders prachtvolle Kupferſtiche. Die Gegenſtände ſind von unſern erſten Künſtlern, wie Pikkersgill, Martin, Wilkie, Collens u. ſ. w., gemalt und gezeichnet, und ſo geſtochen, wie man es ſelbſt jezt, wo die Kupferſtecherkunſt in England eine ſo hohe Stufe erreicht hat, ſelten ſieht. The Minstrel of Chamouni, von Robinſon nach einem Gemälde von Pickersgill, eine Kreuzigung, von le Keux nach einer Zeichnung von J. Martin, und the Gleaner, von E. Finden nach J. Holmes, ſind allein den Preis des Buches werth. Die Kreuzigung ſtellt den Moment vor, wo dem Erlöſer die Bruſt durchſtochen wird und er „ſein Haupt neigte und verſchied." Himmel und Erde ſind mit tiefer Finſterniß bedeckt, nur ein Bliz, hoch über Jeruſalem, macht die dunkeln Umriſſe der alten Zionsſtadt ſichtbar, wirft aber zugleich eine blendende Lichtmaſſe auf Calvaria, worauf die drey Kreuze, der Centurio zu Pferd mit der Lanze und eine Menge Soldaten, Frauen und andere Zuſchauer in den verſchiedenſten Gruppen erſcheinen. Es iſt zum Erſtaunen, welche Mannichfaltigkeiten von Geſtalten und Situationen der kleine Raum von wenigen Zollen in ſich ſchließt; auch hat der Kupferſtecher die beyſpielloſe Summe von 180 Guineen für dieſe Arbeit erhalten. (Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 271.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 12. November 1829.

Kann ein Komet kein Land durch Krieg und Peſt verheeren,
So könnt' er wohl vielleicht die ganze Welt zerſtören.
Wahr iſt es, daß wir noch dergleichen nicht geſehn;
Allein wie folgt der Schluß, drum könn' es nie geſchehn?

Käſtner.

Ueber den Biela'ſchen Kometen.

Von Dr. Nürnberger.

Der ſogenannte Biela'ſche *) Komet hat in der Konverſation und der Tagesliteratur, beſonders in der neueſten franzöſiſchen, eine ſo ausgezeichnete Rolle geſpielt und hat ſo große Beſorgniſſe erregt, daß auch wir die Verbindlichkeit fühlen, einige Worte über ihn zu ſagen. Dieſer Komet wird nämlich bey ſeiner nächſten Wiedererſcheinung, im Jahre 1832, der Bahn der Erde ſehr nahe kommen. Hätte ſich aber die Erde ſelbſt alsdann zufällig gerade in dem Punkte ihrer Bahn befunden, für welchen jene Annäherung eintritt, ſo würde, unter gewiſſen begünſtigenden Umſtänden, deren allgemeine Möglichkeit wir vorläufig annehmen wollen, daraus allerdings ein Zuſammentreffen beyder Weltkörper haben entſtehen können. Ueber den Grund oder Ungrund einer ſolchen, nur zu vielfach erregten Beſorgniß wollen wir nun im Folgenden einige Aufklärung geben, und wir werden uns bemühen, Alles, was aus der Geſchichte dieſes Kometen und der Kometen überhaupt, weſentlich hierher gehört, überſichtlich zuſammenzuſtellen. Geht man in den Kometenverzeichniſſen etwas zurück, ſo findet ſich, daß dieſer Biela'ſche Komet, der ſeine Bahn um die Sonne in der für Kometen ſehr kurzen Zeit von nur ſechs Jahren neun Monaten zurücklegt *), (höchſt wahrſcheinlich) wenigſtens ſchon ſechs Mal, und namentlich in den Jahren 1772 und 1805, beobachtet worden iſt, ohne daß damals die Identität erkannt worden wäre. Man darf hieraus folgern, daß er auch ſchon früher am Himmel gekreist hat, und in ähnliche Stellungen gegen unſere Erde gekommen iſt, wie in dem, auf ſeine Veranlaſſung, ſo verhängnißvoll geſchilderten Jahre 1832 geſchehen wird; und da dieſe kometariſchen Aſpekten bis jezt, Gott ſey Dank! noch immer ohne Schaden abgegangen ſind, ſo gibt ſchon dieß wenigſtens einen Wahrſcheinlichkeitsgrund, auch für die bevorſtehende Wiedererſcheinung das Beſte zu hof-

*) Derſelbe heißt ſo nach dem Hauptmanne von Biela, einem in Böhmen lebenden, um Beobachtung und Theorie dieſes merkwürdigen Geſtirns hochverdienten Aſtronomen.

*) Die neueſte Aſtronomie hat uns, wie ich auf dieſe Veranlaſſung bemerken muß, noch mit einem andern Kometen von ſehr kurzer Umlaufszeit bekannt gemacht, welcher den 6ten November 1818 von Herſchel's berühmter Schweſter beobachtet wurde. Eine von Encke, damals Profeſſor an der Sternwarte zu Seeberg bey Gotha, jezigem königlichen Aſtronomen zu Berlin, unternommene Berechnung der Elemente dieſes Geſtirns führte zu dem unerwarteten Reſultate einer Umlaufszeit von nur drey Jahren, drey zwey Drittel Monaten. Dieſe rechnende Beſtimmung iſt eingetroffen, und der Komet iſt zu den darnach beſtimmten Zeiten, nämlich in den Jahren 1822, 1825 und zulezt gegen Ende des verwichenen Jahres (1828) richtig wieder erſchienen, welches als ein neuer Triumph der rechnenden Aſtronomie betrachtet werden darf. Er führt ſeitdem den Namen des Encke'ſchen, oder auch des Kometen von kurzer Umlaufszeit per excellence, da er, unter den uns bekannten Kometen, in der That die kürzeſte Umlaufszeit hat.

Digitized by Google

ſen. Bey derſelben wird dieſer Komet am 27ten November (1832) durch ſeine Sonnennähe gehen. Die Kometen beſchreiben nämlich, gleich den Planeten, elliptiſche Bahnen im Himmelsraume, in deren einem Brennpunkte ſich die Sonne befindet. Dieſer Brennpunkt liegt aber nicht im Mittelpunkte der Axe jener Bahnen, ſondern um ſo viel weiter entfernt von demſelben, als die Ellipſe länglicher ausfällt, daher die Kometen in einem Punkte der Bahn der Sonne am nächſten kommen, und in einem andern am weiteſten von ihr entfernt ſind; jenen erſteren Punkt nennt man daher eben die Sonnennähe, gleichwie den leztern die Sonnenferne. Die Leſer müſſen ſich hiernach zwey Ellipſen vorſtellen, in deren einer der Biela'ſche Komet, in deren andern die Erde um die Sonne läuft; beyde Ellipſen könnten nun einander allerdings ſehr nahe liegen, ohne daß darum die Weltkörper ſelbſt, die indeß in ganz verſchiedenen Punkten ihrer reſpektiven Bahnen ſtehen können, einander nahe zu kommen brauchen. Aus dieſer Verwechslung aber iſt die ganze Beſorgniß erwachſen: es iſt ein ſehr weſentlicher Unterſchied, ob der Komet der Erde ſelbſt, oder nur einem Punkte der Erdbahn, in welchem Punkte ja die Erde zu derſelben Zeit gar nicht zu ſtehen braucht, nahe kömmt. Nun erreicht zwar die Erde drey Tage nach dem oben auf den 27. November 1832 angegebenen Durchgange des Kometen durch ſein Perihelium, nämlich am 30ten deſſelben Monates, in ihrer Bahn wirklich einen Punkt, welchem der Komet in der ſeinigen vier Wochen vorher ſehr nahe geſtanden hat, ſo daß, zu jener früheren Zeit, die Entfernung beyder Weltkörper von einander allerdings nur noch 4000 Meilen betragen haben würde, welches wohl hätte gefährlich werden können; allein während dieſer vier Wochen hat ſich ja der Komet ſehr weit von jenem bedroheten Punkte entfernt; und da die Geſchwindigkeit, mit welcher er ſich in ſeiner Bahn bewegt, die Geſchwindigkeit der Erde in der übrigen noch bey weitem übertrifft, wiewohl leztere ſchon vier geographiſche Meilen in der Sekunde beträgt *), ſo kann man ſich im Allgemeinen leicht vorſtellen, daß ſich der Komet alsdann in einer ſehr großen Entfernung von ihr befindet; und ich will zur vollkommenen Beruhigung gleich hinzufügen, daß dieſe Entfernung, nach der Rechnung, alsdann weit über zehn Millionen Meilen betragen wird. Wir wiederholen es: die ganze Beſorgniß iſt daher entſtanden, weil man den Umſtand, daß im Jahre 1832 der Erdkörper der Kometenbahn, und, umgekehrt, der Kometenkörper der Erdbahn nahe kömmt, mit einem nahen Zuſammentreffen beyder Körper ſelbſt verwechſelt hat. —

Indeß zeigt doch die Wahrſcheinlichkeitsrechnung, daß dieſer Biela'ſche Komet und unſere Erde in beyläufig drittehalb tauſend Jahren wirklich einmal ſehr nahe zuſammen kommen, ja, bey begünſtigendem Einfluſſe der Perturbationen anderer Planeten (ein Ausdruck, auf deſſen Erklärung wir unten zurückkommen werden), wohl gar aneinander ſtoßen können; und es verlohnt ſich daher allerdings der Mühe, näher zu unterſuchen, welche möglichen Folgen aus einem ſolchen Zuſammenſtoßen beyder Weltkörper für die Erde entſtehen können. Wir wollen, bey der Wichtigkeit einer ſolcher Kataſtrophe, wofern ihre Möglichkeit überhaupt zugegeben werden dürfte, alles berückſichtigen, was ſich über die höchſt merkwürdige Natur der Kometen am wahrſcheinlichſten behaupten läßt. Man darf zuerſt mit einiger Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß die Hauptbeſtimmung der Kometen ſey, die ungeheuren Räume, welche ſich ſowohl zwiſchen den Planeten eines und deſſelben Syſtems, als beſonders zwiſchen zwey nächſten Planetenſyſtemen befinden, zu erfüllen. Der Raum zwiſchen dem Uranus z. B. als der Grenze unſeres Planetenſyſtems, und dem nächſten Fixſterne, welcher nichts anderes als ein neuer, wiederum von ſeinen eigenen Planeten, und wahrſcheinlich auch Kometen, umkreiſter Centralkörper iſt, erſcheint ſo ganz ungeheuer, daß gar nicht anzunehmen ſteht, die ſparſame, überall mit der weiſeſten Raumbenutzung verfahrende Natur werde dieſe unermeßliche Kluft ganz unerfüllt und unbenuzt gelaſſen haben. Die Berechnung der Elemente ſehr vieler Kometenbahnen, welche von den Aſtronomen mit der allergrößten Sorgfalt ausgeführt worden iſt *), zeigt, daß die Dauer der Umlaufszeit dieſer Weltkörper um die Sonne meiſtens außerordentlich lang iſt; ſo darf z. B. das Sonnenjahr des Kometen von 1769 auf faſt 2000 unſerer Sonnenjahre angeſchlagen werden; und nach einem arithmetiſchen Mittel beträgt die Umlaufszeit der Kometen um die Sonne mindeſtens 500 Jahre, wobey ein Durchſchnitt ſämmtlicher bis jezt berechneter, zum Theile auch wirklich mehrmals beobachteter Kometen, die hier betrachteten Kometen von ſehr kurzer Umlaufszeit nicht ausgeſchloſſen, gemeynt iſt. Dieſe Weltkörper ſchweifen alſo meiſtens nach Himmelsregionen aus, welche von den Planeten unſeres Syſtems nie berührt werden, indem auch der entfernteſte Planet, der Uranus, wiewohl der Halbmeſſer ſeiner Bahn um die Sonne 400 Millionen Meilen beträgt, doch zur Zurücklegung dieſer Bahn nur etwa 84 Jahre braucht. Hierbey muß nun überdieß noch in Anſchlag gebracht werden, daß die Bewegung

*) Da die Geſchwindigkeit einer Kanonenkugel auf 600 rhein. Fuß in der Sekunde angeſchlagen werden kann, eine geographiſche Meile aber nahe 24.000 ſolcher Fuße hält, ſo übertrifft alſo die mittlere Geſchwindigkeit der Erde in ihrer Bahn die Geſchwindigkeit einer Kanonenkugel faſt 160 Mal.

*) Man findet z. B. im dritten Band der Astronomie théorique et pratique par Delambre. S. 409 ff. eine Tafel der Elemente von 117 Kometen.

der meiſten Kometen in der Sonnenferne, wegen der Größe dieſer Entfernung, ungemein langſam geſchieht; und man thut alſo, bey der hieraus folgenden, faſt unermeßlichen Ausdehnung ihrer Bahnen, gewiß nicht Unrecht, ſie als die Verbindungsglieder zweyer Weltſyſteme zu betrachten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Schiller an Goethe.

Weimar den 21. December 1803.

Der raſche und wirklich anſtrengende Wechſel von produktiver Einſamkeit und einer ganz heterogenen Societäts-Zerſtreuung hat mich in dieſer lezten Woche ſo ermüdet, daß ich durchaus nicht zum Schreiben kommen konnte, und es meiner Frau überließ, Ihnen eine Anſchauung von unſern Zuſtänden zu geben.

Frau von Staël wird Ihnen völlig ſo erſcheinen, wie Sie ſie ſich a priori ſchon konſtruirt haben; es iſt alles aus Einem Stück und kein fremder, falſcher und pathologiſcher Zug in ihr. Dieß macht, daß man ſich, troz des immenſen Abſtands der Naturen und Denkweiſen, vollkommen wohl bey ihr befindet, daß man alles von ihr hören und ihr alles ſagen mag. Die franzöſiſche Geiſtesbildung ſtellt ſie rein und in einem höchſt intereſſanten Lichte dar. In allem, was wir Philoſophie nennen, folglich in allen lezten und höchſten Inſtanzen, iſt man mit ihr im Streit, und bleibt es troz alles Redens. Aber ihr Naturell und Gefühl iſt beſſer als ihre Metaphyſik, und ihr ſchöner Verſtand erhebt ſich zu einem genialiſchen Vermögen. Sie will alles erklären, einſehen, ausmeſſen, ſie ſtatuirt nichts Dunkles, Unzugängliches, und wohin ſie nicht mit ihrer Fackel leuchten kann, da iſt nichts für ſie vorhanden. Darum hat ſie eine horrible Scheu vor der Idealphiloſophie, welche nach Ihrer Meynung zur Myſtik und zum Aberglauben führt, und das iſt die Stickluft, wo ſie umkommt. Für das, was wir Poeſie nennen, iſt kein Sinn in ihr; ſie kann ſich von ſolchen Werken nur das Leidenſchaftliche, Redneriſche und Allgemeine zueignen, aber ſie wird nichts Falſches ſchätzen, nur das Rechte nicht immer erkennen. Sie erſehen aus dieſen Paar Worten, daß die Klarheit, Entſchiedenheit und geiſtreiche Lebhaftigkeit ihrer Natur nicht anders als wohlthätig wirken können. Das einzige Läſtige iſt die ganz ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge; man muß ſich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können. Da ſogar ich, bey meiner wenigen Fertigkeit im Franzöſiſch reden, ganz leidlich mit ihr fortkomme, ſo werden Sie, bey Ihrer größern Uebung, eine ſehr leichte Kommunikation mit ihr haben.

Mein Vorſchlag wäre, Sie kämen den Sonnabend herüber, machten erſt die Bekanntſchaft und gingen dann den Sonntag wieder zurück, um Ihr Jenaiſches Geſchäft zu vollenden. Bleibt Madame Staël länger als bis Newjahr, ſo finden Sie ſie hier, und reiſt ſie früher ab, ſo kann ſie Sie ja in Jena vorher noch beſuchen. Alles kommt jezt darauf an, daß Sie eilen, eine Anſchauung von ihr zu bekommen, und ſich einer gewiſſen Spannung zu entledigen. Können Sie früher kommen als Sonnabends, deſto beſſer.

Leben Sie recht wohl. Meine Arbeit hat in dieſer Woche freylich nicht viel zugenommen, aber doch auch nicht ganz geſtockt. Es iſt recht Schade, daß uns dieſe intereſſante Erſcheinung zu einer ſo ungeſchickten Zeit kommt, wo dringendere Geſchäfte, die böſe Jahrszeit und die traurigen Ereigniſſe, über die man ſich nicht ganz erheben kann, zuſammen auf uns drücken.

Sch.

Goethe an Schiller.

Eben war ich im Begriff anzufragen, wie es Ihnen gehe, denn bey dieſem langen Auseinanderſeyn wird es einem doch zulezt wunderlich.

Heute habe ich zum erſtenmale Madame von Staël bey mir geſehen; es bleibt immer dieſelbe Empfindung; ſie gerirt ſich mit aller Artigkeit noch immer grob genug als Reiſende zu den Hyperboreern, deren capitale alte Fichten und Eichen, deren Eiſen und Bernſtein ſich noch ſo ganz wohl in Nutz und Putz verwenden ließen; indeſſen nöthigt ſie einen doch, die alten Teppiche als Gaſtgeſchenk und die verroſteten Waffen zur Vertheidigung hervorzuholen.

Geſtern habe ich Johannes Müller geſehen; wahrſcheinlich wird er heute wiederkommen. Ich werde Ihren Gruß ausrichten. Er iſt über das Weimariſche Lazareth freylich betroffen, denn es muß recht übel ausſehen, wenn der Herzog ſelbſt auf dem Zimmer bleibt. Bey allen dieſen Unbilden habe ich den Troſt, daß Ihre Arbeit *) nicht ganz unterbrochen worden, denn das iſt das Einzige von dem, was ich überſehe, das unerſetzlich wäre; das Wenige, was ich zu thun habe, kann noch allenfalls unterbleiben. Halten Sie ſich ja ſtille, bis Sie wieder zur völligen Thätigkeit gelangen. Wegen Müllers hören Sie morgen bey Zeiten etwas. Das ſchönſte Lebewohl.

Weimar am 23. Januar 1804.

G.

*) Der Tell.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Es gibt Leute in Paris, die nicht wiſſen, wo ſie herkommen, noch wer ſie eigentlich ſind. Unter der Napoleonſchen Regierung machte eine gewiſſe Madame Douhault viel Aufſehen mit ihren gerichtlichen Klagen und Memoiren, die auch gedruckt worden ſind. Dieſe Frau behauptete ſteif und feſt, ſie ſey die Marquiſin Douhault. Es wurde ihr aber dieſer Name ſtreitig gemacht; die Marquiſin ſey todt, hieß es, diejenige, die ſich für ſie ausgebe, ſey eine Betrügerin. Die angebliche Marquiſin hatte aber lange Geſchichten zu erzählen,

wie es zugehe, daß man ſie für todt gehalten habe, und ſie ſchloß beſtändig mit der Behauptung: ich bin die Marquiſin Douhault, und will und muß ſo heißen; dennoch wurde ſie nicht als ſolche anerkannt. Seitdem iſt ſie wahrſcheinlich geſtorben, ohne daß ihr wahrer Name ausgemittelt worden iſt, und vielleicht iſt ſie aus der Welt gegangen, ohne ſelbſt eigentlich zu wiſſen, wer ſie war. Einige behaupteten, ſie ſey ehemals Kammerjungfer bey der Marquiſin Douhault geweſen; wie hätte ſie aber Jahre lang mit ſolcher Beharrlichkeit vor den Gerichten ihre erſten Ausſagen wiederholen können? Die Welt iſt alſo in Ungewißheit darüber geblieben, was ſie von dieſer Perſon halten ſolle. Jezt kommt eine andere zum Vorſchein, die auch abentheuerliche Geſchichten zu erzählen hat, und eine Baronin von Sternberg zu ſeyn behauptet. Dieß wird ſo erzählt: Ein franzöſiſcher Herr (etwas Großes ſoll er geweſen ſeyn) reiſte im Jahr 1775 mit ſeiner Gemahlin nach Italien, inkognito als Graf von Joinville. Dieſer Herr war wahrſcheinlich ſehr alt, denn er fürchtete, keinen männlichen Erben mehr zu bekommen, wofern ſeine damals ſchwangere Frau mit einem Mädchen niederkommen ſollte. Die Entbindung geſchah in dem Städtchen Modigliana, in dem Hauſe eines Grafen von Borghi; es kam, wie der Mann gefürchtet hatte, ein Mädchen zur Welt; da aber in demſelben Hauſe eine Gärtnersfrau von einem Söhnchen entbunden worden war, ſo kam der angebliche Graf von Joinville, um ſich und ſeiner Frau eine reiche Erbſchaft zu ſichern, auf den Gedanken, einen Kindertauſch vorzuſchlagen, der denn auch, wie es heißt, angenommen ward. Die Gärtnersfrau bekam das Joinvilleſche Mädchen, und der angebliche Graf Joinville nahm dagegen den Gärtnersbuben mit und erzog ihn zum Grafen, indeß das arme gräfliche Mädchen bey ihren neuen Eltern gar harte Dienſte thun mußte, obſchon ſie den hübſchen Namen Maria Stella führte. Nichtsdeſtoweniger wurde ſie gut erzogen und bekam in ihrem fünfzehnten Jahre einen engliſchen Pair, den Lord Newborough, zum Manne; für eine angebliche Gärtnerstochter, oder, wie eine andere Sage behauptet, für die Tochter eines Kerkermeiſters war dieß keine üble Heyrath, und ſie muß wahrlich recht hübſch geweſen ſeyn, um einem Lord, der mit den Prinzen und Herzogen im Oberhauſe des Parlaments ſizt, das Herz abzugewinnen. Den Gärtner oder Kerkermeiſter Chiappini ſoll aber am Ende ſeiner Tage die Reue überfallen haben, und auf ſeinem Todenbette ſoll er ausgeſagt haben, was es mit der Geburt der ſchönen Maria Stella für eine Bewandtniß habe. Darauf ſoll eine gerichtliche Unterſuchung angeſtellt worden ſeyn, und das geiſtliche Gericht zu Faenza am 29. Mai 1824 die Berichtigung des Geburtsregiſters in Betreff der Herkunft der Maria Stella Newborough, Baronin von Sternberg, befohlen haben. Woher der deutſche Name Sternberg ihr zukommt, wird nicht geſagt, und es läßt ſich nicht wohl einſehen, wie ſie, eine in Italien geborne Franzöſin, zu gleicher Zeit die Frau eines Lords und eine deutſche Baroneſſe ſeyn kann. Dieß ſind nicht die einzigen Zweifel, die einem beym Leſen obiger Erzählung aufſtoßen. Weßhalb braucht eine franzöſiſche Familie inkognito zu reiſen, wenn ſie nicht etwa eine fürſtliche iſt oder Gläubiger auf ihren Ferſen hat? Und warum wird der Name dieſer Familie nicht geſagt? denn das Wichtigſte iſt doch wohl, zu wiſſen, wer dieſe Dame eigentlich iſt. Iſt ihre Herkunft durch einen gerichtlichen Urtheilsſpruch ins Klare geſezt, warum werden dann noch in die Intelligenzblätter von Zeit zu Zeit Ankündigungen eingerückt, wodurch alle diejenigen, die Auskunft über jene angebliche Kinderverwechslung geben könnten, inſtändig gebeten werden, dieſelbe zu ertheilen? Ich fürchte, es wird ſich Niemand melden und auf die für eine ſolche Mühe verſprochene Belohnung Anſpruch machen. Das Kinderverwechſeln iſt zwar nicht ohne Beyſpiel, und vor ungefähr zehn Jahren wurden in Paris Leute zu harter Strafe verurtheilt, weil ſie auf der Gaſſe einen kleinen Knaben geſtohlen hatten, um ihn an eine Engländerin zu verkaufen, deren Kind vor Kurzem geſtorben und der wegen Vermögensverhältniſſen außerordentlich daran gelegen war, dieſen Verluſt zu verhehlen und ſtets ihren vorgeblichen Sohn produziren zu können. Daß aber ein inkognito reiſender Graf Joinville, und noch mehr eine Gräfin ihre einzige neugeborne Tochter einem Gärtner oder einem Kerkermeiſter überlaſſen, ſich nicht weiter um ſie bekümmern, dagegen aber den Knaben dieſes Kerkermeiſters als den ihrigen erziehen und ihm, nicht aber ihrer Tochter, ihr ganzes Vermögen hinterlaſſen, das klingt ſehr abentheuerlich und ſcheint eher Roman, als wirkliche Geſchichte; vielleicht iſt das Ganze eine aus einem Romane geſtohlene Erdichtung.

(Die Fortſetzung folgt.)

London, Oktober.

(Beſchluß.)

Die Literatur des Amulet beſchränkt ſich auf weniger Stücke, als bey manchen andern Taſchenbüchern; aber da dieſelben Schriftſteller beynahe für alle Taſchenbücher ſchreiben, ſo wäre es ſchwer, in dieſer Hinſicht eines dem andern vorzuziehen. Es verdient jedoch bemerkt zu werden, daß das Amulet eine, wo nicht religiöſe, doch durchaus ernſthaft ſittliche Tendenz hat, und vielleicht daher für die Menge etwas weniger anziehend iſt.

The Gem, bekanntlich von etwas größerem Format, aber nicht theurer als die übrigen kleinern Taſchenbücher, hat gleichfalls dreyzehn vortrefflich geſtochene Kupfer von unſern beſten Meiſtern, von denen einige nur im Vergleich mit andern etwas verlieren könnten. Der Pferdeliebhaber findet hier zwey herrliche Stücke von dem Akademiker Cooper.

Das **Friendships-Offering** iſt auch dieſes Jahr eine würdige Gabe, wie von ſeinem talentvollen und liebenswürdigen Redakteur (Thomas Pringle) nicht anders zu erwarten ſteht. Es iſt voll vortrefflicher Erzählungen, Beſchreibungen und artiger Gedichte. Die Stahlſtiche, dreyzehn an der Zahl, ſind meiſtentheils vortrefflich gewählt und ſchön ausgeführt. The Lyra, von J. Wood, der Veſuv, von Turner, und Maria, Königin von Schottland, die ihren Säugling den Kirchenkommiſſarien zeigt, von Stephanoff, ſind einzig in ihrer Art.

The Winters Wreath, welches unter der Leitung der talentreichen Familie Roscoe erſcheint, macht den Unternehmern Ehre. Ein Lieblingslied von Bayly: Oh no, we never mention her, erſcheint hier in fünffacher Ueberſetzung, nämlich auf deutſch, von Dr. Deecke, von Lübeck, lateiniſch, vom Erzdechanten Wrangham, italieniſch, franzöſiſch und ſpaniſch, wobey vor allen die Steifheit und Unbeholfenheit des Franzöſiſchen, als Ueberſetzungsſprache, auffällt. Die Stahlſtiche ſind ſehr gut gewählt und ausgeführt. Sie ſind alle nach neuen engliſchen Meiſtern, außer einem von Lipaes nach einem Gemälde von Jean Steen, „des Bauern Tiſchgebet,“ welches ſelbſt den verwöhnteſten Geſchmack befriedigen muß.

Die meiſten Taſchenbücher erſcheinen erſt, wie geſagt, am 2. November, und für jezt ſind mir nur die obigen genannten zu Geſicht gekommen. Neu erſchienen das erwähnte Achermans Juvenile Forget me not und the Iris, the Landscape Annual und Emanuel. Ich werde wahrſcheinlich Gelegenheit haben, von beyden lezten nähere Nachricht zu geben; für jezt aber kann ich ſie nur, nebſt dem Keepsake, dem Literary Souvenir, the Bijou, the Juvenile Keepsake und dem New Years Gift, als Mitbewerber um die Gunſt des Publikums aufzählen.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 272.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 13. November 1829.

— Wo blinde Zwietracht gähret,
Zähmt ſeine Zunge der bedächt'ge Mann.

Crébillon.

Der Gadmen.
Eine Erzählung.

Das Gaſtzimmer im Hoſpiz des St. Gotthard war gedrängt voll. Draußen fiel der Schnee in großen Flocken. An verſchiedenen Tiſchen umher ſaßen Gäſte. Es herrſchte unter ihnen ein auffallendes düſteres Schweigen, und ſie ſchienen ſich gegenſeitig zu beobachten, wie in Zeiten bürgerlicher Gährungen der Fall iſt, wo man an öffentlichen Orten ſeine Geſinnungen nur mit Vorſicht zu äußern pflegt. Einer der Tiſche war von Landleuten aus Unterwalden beſezt, welche ſich ſichtbar zuſammenhielten und heimlich miteinander flüſterten; an andern ſaßen Saumthiertreiber und andere Reiſende, welche theils aßen und tranken, theils Karten ſpielten, und blos ihres Gewerbes wegen da zu ſeyn ſchienen; gegenüber der Tafel der Unterwaldner ſtand ein kleiner Tiſch, an dem zwey Männer ſaßen, deren Züge und Kleidung ſie als Bewohner der italieniſchen Schweiz bezeichneten; auf einem Stuhle am Ofen hatte ſich ein Kapuziner niedergelaſſen, welcher in tiefes Nachdenken verloren und ſich um die Anweſenden gar nicht zu bekümmern ſchien.

Der Genuß des Weines machte nach und nach die Gäſte belebter und weniger vorſichtig. Einer der Saumthiertreiber trat an den Tiſch der Unterwaldner und fragte mit lauter Stimme: „Nun, ihr Männer von Unterwalden, wie ſteht's in dem guten Flecken Stanz?“ Die Italiener hoben erwartungsvoll die Köpfe, um die Antwort zu vernehmen. Eine bedenkliche Stille trat ein. Endlich erhob einer der Unterwaldner die Stimme und erwiederte frey und keck: „Wie wird es ſtehen? ſind wir nicht Altgläubige und ächte Schweizer? Das Büchlein iſt in den Bann gethan und mit dem Feuer der heiligen Kirche verbrannt worden.“ — „Es lebe der ehrwürdige Franciſkus Remigius!“ rief der Fragende. „Hoch!“ ertönte es plötzlich aus dem Munde der Unterwaldner, „und abermal hoch!“ Viele Gäſte an den andern Tiſchen ſtimmten mit ein. Die Italiener ſchwiegen. Mehrere der Unterwaldner warfen feindſelige Blicke an ihren Tiſch hinüber. Sie ſchienen keine Notiz davon zu nehmen und blieben ruhig.

Plötzlich erhob ſich der Mönch, wie aus tiefem Sinnen erwachend, und trat in die Mitte des Zimmers. Seine Augen ſprühten ein irres Feuer, er erhob die Hände gen Himmel, athmete lang und tief, und begann dann in hohlem Tone: „Merket auf, ihr rechtgläubigen Chriſten, und höret auf meine Worte! Gleichwie Paulus den Timotheus gewarnt vor den S[illegible]n und Fallſtricken der Irrlehrer, alſo warne ich Euch vor dem verruchten Büchlein, deſſen hölliſche Lehren Euch hier zeitlich und dort ewig ins Verderben ſtürzen würden. Laßt Euch nicht bethören von den gleißenden Worten dieſer ketzeriſchen Neuerer, denn ſie ſind eitel Lug und Trug! Sie werden eure Kirchen plündern, eure rechtgläubigen Hirten ermorden, die Klöſter aufheben und das Heiligthum ſchänden, wie ſie in allen Ländern gethan haben, wohin der Zorn des Himmels, der uns um unſerer Sünden willen heimſucht, ihre gottloſen

Digitized by Google

Waffen geführt hat. Das hölliſche Büchlein iſt von dem heiligen römiſchen Stuhle verworfen und verdammt, als gottlos, ärgerlich und abtrünnig. Wo es regiert, wird es das Gebäude unſerer heiligen Religion über den Haufen werfen, der Frechheit, Ungerechtigkeit, Raub und Mord Thür und Thor öffnen. Darum hat der heilige Mann, Franciskus Remigius Durrer, wohl daran gethan, es den Flammen der Verdammniß zu übergeben. Folget ihm nach! Stehet auf für den alten Glauben und das alte Vaterland!"

Einer der Unterwaldner, ein Mann von mittleren Jahren, erhob ſich langſam von ſeinem Sitze, knieete vor den Pater hin, zog ein Kruzifix aus der Taſche, küßte es andächtig und rief: „Fort mit dem hölliſchen Büchlein! Nieder mit allen ſeinen Anhängern!" Tumultuariſch ſtimmten die übrigen in den Ruf ein; die Italiener ſchwiegen und blieben ruhig ſitzen. Der eine, ein junger Mann von etlichen zwanzig Jahren, ſchlug den herabfallenden Hut in die Höhe, warf einen finſtern Blick auf die Scene, und ein Lächeln der Verachtung ſpielte um ſeine Lippen. Einer der Unterwaldner, der es bemerkte, trat an den Tiſch, ſah den Italiener feſt an und ſprach mit Bedeutung: „Fort mit dem hölliſchen Büchlein! Nieder mit allen ſeinen Anhängern!" Der junge Mann erwiederte nichts und ſtand auch nicht auf. Höhniſch blickte der Unterwaldner auf ihn. Da erhob ſich ſein Gefährte, ein Mann in vorgerückten Jahren, in deſſen Wangen der Gram tiefe Furchen gezogen hatte, ohne jedoch die Gluth ſeiner Augen zu mildern. „Ruhig, Guilielmo!" rief ihm der Jüngling warnend zu. „Ich bin kalt wie das Grab," entgegnete jener in einem ruhigen Tone, dem das wilde Flammen ſeiner Augen widerſprach; „aber dieſe fanatiſchen Halbmenſchen ſollen nicht triumphiren vor meinen Augen." Er wendete ſich gegen den Unterwaldner, der mit verſchränkten Armen, gleichſam herausfordernd, vor dem Tiſche ſtand, zog eine dreyfache Kokarde aus dem Buſen, küßte ſie und ſprach mit Nachdruck: „Das iſt der Heilige, den ich verehre. Fort mit dem Prieſterthum und allen ſeinen Anhängern! Ich glaube an eine Gemeinſchaft aller freyheitsliebenden Schweizer, an die Aufhebung aller drückenden Abgaben, die Auferſtehung der Menſchenrechte und eine ewige Freyheit und Gleichheit." Ein ſteigendes Murren begleitete dieſes revolutionäre Credo des Italieners. Als er geendet hatte, ging es in ein drohendes Geſchrey über. Mehrere Unterwaldner ſtürzten über ihn her. „Packt den Gottesläugner!" rief ihnen der Kapuziner ermunternd zu. Schnell blitzte ein Dolch in des Welſchen Hand. Sein Gefährte trat ihm helfend zur Seite, ſchlug den Mantel zurück und legte die Hand an eine der Piſtolen, die er im Gürtel führte. Die Partheyloſen warfen ſich zwiſchen die Streitenden, um den Frieden zu vermitteln. Eine Minute lang blickte der Jüngling auf den tobenden Haufen, ernſt und entſchloſſen, doch ohne herausfordernden Trotz. Dann wendete er ſich langſam der Thüre zu. „Komm!" ſagte er; ſein Gefährte folgte ihm.

Schweigend gingen die beyden Welſchen, auf unſicherem nächtlichen Pfade, durch den Schnee und das Eis der Wildniß. Nach einer langen Pauſe ſagte Guilielmo fragend: „Du ſchweigſt, Antonio?" — „Was ſoll ich reden?" erwiederte gelaſſen der Jüngling. „Fruchtlos iſt die lehrende Zeit über Dein Haupt hingegangen. Die Jahre haben Dich nicht weiſer gemacht. Iſt Deine Thorheit darum geringer, als die des fanatiſchen Mönchs, weil Du einen edleren Zweck verfolgſt? Thoren reden, wo Reden nichts fruchtet. Der Mann ſchweigt und handelt." — „Du magſt recht haben," entgegnete Guilielmo; „aber Deine Weisheit iſt noch jung; ſiehe zu, daß ſie nicht zu Schanden werde unter den Schlägen des Schickſals! Mir iſt nur das Andenken an einen Augenblick des Glücks geblieben, dem eine lange, lange Reue folgte. Jetzt lebe ich nur noch für das Vaterland." — „Und eben haſt Du dieſes Leben, das dem gemeinen Weſen geweiht iſt, in nutzloſem Streite ausgeſezt!" erwiederte der Jüngling im Tone des Vorwurfs. „Laß uns nicht hadern!" ſprach Guilielmo gelaſſen. „Ein Herz, an dem der Geyer nagt, iſt reizbar." Sie verfolgten ſchweigend ihren Pfad.

Aus der Ferne ſchimmerte der ſchwache Schein einer Flamme; bald loderte ſie hell auf, bald ſchien ſie wieder dem Erlöſchen nahe. Rüſtig ſchritten die Wanderer darauf los. Unter einem vorſpringenden Felſen brannte ein Feuer, an dem ſich die Geſtalt eines Mannes bewegte; ſie traten grüßend hinzu. Der Mann dankte mit einem Kopfnicken, ohne ein Wort zu erwiedern. Die Reiſenden betrachteten ihn und die Gegenſtände umher: ſein Haar war grau und ſeine Züge tief gefurcht, aber ſeine Geſtalt noch voll Kraft und Leben; unter ſtarken Wimpern blitzten ſchwarze Augen, finſter und menſchenfeindlich hervor; ſein Anzug war gering und verkündete einen armen Hirten des Gebirgs; an den Füßen trug er Holzſchuhe, durch Lederriemen an den Fuß befeſtigt, an der Felſenwand lehnte ſeine Jagdflinte, im Gürtel führte er ein langes Weidmeſſer, zu ſeinen Füßen lag eine getödtete Gemſe. Er holte ſchweigend einige Schnitten friſches Wildpret aus ſeiner Jagdtaſche, beſtreute eine derſelben mit Salz, ſteckte ſie an ein zugeſpiztes Stück Holz und fing an ſie über dem Feuer zu röſten. Die Fremden lud er durch Winke ein, ſeinem Beyſpiele zu folgen. „Wer biſt Du?" fragte ihn Antonio. „Eßt und ruht!" entgegnete kalt und kurz der Jäger. Sie folgten ſeiner Weiſung. Nachdem der Jäger gegeſſen hatte, rückte er ſeine Jagdtaſche an das Feuer, legte den Kopf darauf und war bald eingeſchlafen, ohne das geringſte Mißtrauen gegen die Fremden zu verrathen. Sie flüſterten ſich zu, daß einer von ihnen abwechſelnd

Digitized by Google

wach bleiben und das Feuer unterhalten ſolle, und der eine legte ſich zur Ruhe nieder. Als ſie am Morgen erwachten und ſich zur weiteren Reiſe anſchickten, ſagte Antonio zu dem Jäger: „Du haſt ruhig und ohne Mißtrauen in unſerer Mitte geſchlafen. Dein Leben war in unſere Hand gegeben.“ Er ſchüttelte bitter lächelnd das Haupt und erwiederte: „Mein Leben! das iſt ſicher vor dem Schwerte der Menſchen und vor dem Zahn der Thiere des Waldes. Es iſt ſicher auf den Wellen des wogenden Sees, wenn der brauſende Föhn aus den Felſen bricht; unverſehrt ſchreite ich durch die fallende Lawine und über das brechende Eis des Gletſchers. Ich kenne den Schlund, der mich verſchlingen wird, aber noch hat er ſeinen gähnenden Rachen nicht geöffnet.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber den Biela'ſchen Kometen.

(Fortſetzung.)

Mit dieſer Ausdehnung des Gebietes, welches die Kometen durchſchweifen und wogegen das Gebiet der Planeten alſo faſt verſchwindet, ſteht ihre Anzahl in einem angemeſſenen Verhältniſſe. Bekanntlich ſind es nur eilf Hauptplaneten, welche unſere Sonne umkreiſen; ihre Bahnen liegen, mit geringen Abweichungen, in Einer Ebene, und ſie ſelbſt folgen in ihrer Bewegung alle einer und derſelben Richtung, nämlich der von der rechten zur linken Hand. Die Kometen dagegen bewegen ſich nach allen möglichen Seiten und Richtungen des Himmels; und man darf daher annehmen, daß ihre Bahnen auch eben ſo nach allen Seiten und Richtungen ziemlich gleichförmig und in gleicher Zahl vertheilt ſind. Unter dieſer Vorausſetzung aber, und mit Berückſichtigung der wirklich bereits beobachteten Kometen, wird höchſt wahrſcheinlich, daß die Zahl derjenigen dieſer Weltkörper, welche der Sonne näher als Venus kommen, über 600, deren aber, welche ihr Perihelium noch innerhalb der Uranusbahn haben, ſchon gegen eine halbe Million betrage; und da es keine Gründe gibt, jenſeits der Uranusbahn nicht auch noch Perihelien anzunehmen, ſo darf man behaupten, daß die Zahl aller, unſerm Sonnenſyſteme angehörigen Kometen in die Millionen ſteige. Man ſieht hieraus, daß es höchſt wahrſcheinlich Unrecht iſt, die eilf Planeten, von welchen wir einen bewohnen, mit ihren Gebieten, zur Hauptſache des Sonnenſyſtems zu machen, und daß vielmehr die Kometen, in der relativen Unermeßlichkeit ihrer Anzahl und Gebietsausdehnung, weit größeres Recht darauf haben. Aus dieſem Umſtande dürfen wir ferner, bey dem Beſtreben, welches die Natur überall äußert, lebenden und genießenden Weſen Raum zum Leben und zum Genuſſe anzuweiſen, vermuthen, daß auch die Kometen bewohnt ſind, da die Nichtbenutzung ſo zahlloſer Weltkörper zu jenen Zwecken mit jenem allgemeinen Prinzip in offenbarem Widerſpruche ſtehen würde. Durch den Zuſammenſtoß eines Kometen mit einem Planeten würden alſo die Bewohner des einen wie des andern Weltkörpers gefährdet werden, und es kommt jezt darauf an, den Grad dieſer Gefahr, als den eigentlichen Gegenſtand unſerer Unterſuchung, näher zu erörtern.

Man muß bey den Kometen drey Beſtandtheile, welche ihre Natur zu bilden ſcheinen, ſorgfältig unterſcheiden: nämlich den eigentlichen feſten Kern, dann die Dunſthülle, welche dieſen Kern zunächſt umſchließt, und endlich die Materie des Schweifes. Zwar iſt die Trennung dieſer drey kometariſchen Beſtandtheile nicht bey allen Kometen gleich ſcharf; aber ſie wird doch im Allgemeinen bey den meiſten gefunden, und ganz beſonders zeigte der prächtige Komet von 1811, auf den ich mich darum vorzugsweiſe beziehe, weil er wahrſcheinlich noch im Andenken der meiſten Leſer lebt, dieſe Trennung auf das Deutlichſte. Der runde, wohl begrenzte Kern dieſes ſchönen Geſtirns war, wie man ſchon mittelſt eines gewöhnlichen Fernrohres ganz genau wahrnehmen konnte, zunächſt mit einem koncentriſchen, beynahe kugligen und glänzenden Nebel umgeben, welcher als ſeine Atmoſphäre betrachtet werden darf, und auf welchen ein dunkler Zwiſchenraum folgte, worauf ſich erſt die Lichthülle zeigte, die auf der der Sonne entgegengeſezten Seite zu dem unermeßlichen Doppelſchweife auslief, welcher der Erſcheinung eben ein ſo furchtbar ſchönes Anſehen verlieh. Der Durchmeſſer des feſten, in einem röthlichen Lichte ſtrahlenden Kerns betrug etwa 90 Meilen, welches alſo, wenn man dieſen Kern als genau kugelförmig annimmt, für den körperlichen Inhalt deſſelben beyläufig den 1000ſten Theil unſerer Erde, d. h. eine Kugel gibt, wie man deren tauſend haben müßte, um unſere Erdkugel daraus zu bilden. Dagegen hatten die in das Grünliche ſpielende Atmoſpäre dieſes Kometen und ſein prächtiger Lichtmantel ganz ungeheure Ausdehnungen; aber dieſe vereinigten Maſſen waren gleichwohl nicht vermögend, durch ihre Anziehungskraft in dem Laufe der Planeten bemerkliche Störungen oder Perturbationen hervorzubringen, wogegen umgekehrt die Planeten nicht nur auf dieſen, ſondern auch auf andere Kometen allerdings einen ſolchen perturbirenden Einfluß äußern. Man ſchließt hieraus mit Recht, daß die Kometen aus einer feineren Maſſe als die Planeten gebildet ſind, und wir könnten an dieſe ihre ätheriſchere Beſchaffenheit die reizendſten Hypotheſen über eine ähnliche ätheriſche Beſchaffenheit ihrer Bewohner knüpfen, wenn wir es hier nicht mit einer ernſteren Unterſuchung zu thun hätten. So viel iſt indeß aus dieſer ätheriſcheren Beſchaffenheit der Ko-

Digitized by Google

meten zu folgern, daß die Gefahr eines Zuſammenſtoßes mit unſerer Erde dadurch für uns ſehr vermindert werden müßte. Eine ſolche Kataſtrophe, ihre allgemeine Möglichkeit vorausgeſezt, müßte indeſſen doch auch für die Erde ganz eigenthümliche Folgen nach ſich ziehen. Denken wir uns z. B., daß der eben betrachtete ſchöne Komet von 1811, den ich, da wir ſeine Größe im Verhältniß zur Erde nun bereits kennen, zur Vergleichung vorziehe, mit unſerem Planeten zuſammenſtoße; denken wir uns, daß eine Kugel, die, wenn auch tauſend Mal kleiner als die Erdkugel, doch immer noch eine ganz hübſche Kugel bleibt, mit der oben angegebenen außerordentlichen Geſchwindigkeit auf die Erde losgehe, und ſie nun endlich, es ſey in welchem Punkte es wolle, treffe; in der That, wenn die Kometenkugel auch aus einer leichtern, zarteren, feineren Materie gebildet iſt als unſere Erde, ſo würde doch der Stoß ſehr heftig ſeyn, da uns die Erfahrung lehrt, welchen Widerſtand uns ſchon Waſſer und ſelbſt Luft bey ſehr ſchneller Bewegung entgegenſetzen; und es dürfte aus einem ſolchen Zuſammenſtoße alſo allerdings eine ziemlich unangenehme Störung für die Bewohner der Erde hervorgehen, wenn dieſelben auch nicht gerade ganz ſo viel als die feiner gebauten Kometenbewohner zu leiden hätten.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortſetzung.)

Was man bisher von der Geſchichte der Maria Stella geleſen, iſt nur der erſte Theil des Abentheuers; der zweyte wird jezt in Paris geſpielt und iſt noch nicht vollendet, weßhalb die Leſer mit dem wenigen Folgenden vorlieb nehmen müſſen, bis einmal eine Entwickelung, eine Peripetie hinzukommt, wodurch das Ganze eine gerundete Geſtalt bekommt. Die franzöſiſch-italieniſche Frau des Lords und deutſche Baroneſſe hatte ſich nämlich nach Paris begeben (was aus dem Lord Newborough geworden, wird nicht geſagt), um, wie es heißt, hier die Rechte ihrer Geburt und Herkunft geltend zu machen; ſie hatte einen Agenten oder Sachwalter nöthig, um ihren Prozeß durchzufechten; einen ſolchen glaubte ſie an einem gewiſſen Drever-Cooper zu finden, der wahrſcheinlich ein Engländer iſt und recht wohl die Kunſt zu verſtehen ſcheint, das Gefieder, das ihm in die Hände fällt, zu rupfen. Dieſer Mann nun läßt ſich die abentheuerliche Geſchichte erzählen, findet ſie recht wunderbar und ſieht ſchon im Geiſte den vortrefflichen Ausgang des zu beginnenden Prozeſſes, nämlich ein unermeßliches Vermögen, vor ſich. Er iſt bereit, ſein ganzes Sachwaltertalent anzuwenden, um das Unternehmen glücklich zu Ende zu führen; ja er iſt obendrein bereitwillig, ſeine Klientin zu verſorgen; er beſizt gerade (ob als Eigenthümer oder als Miethsmann, weiß ich nicht) das Schloß Bellevue in der Umgebung von Paris; dieſes will er derſelben zur Wohnung überlaſſen; ſie ſoll blos eine Kleinigkeit von 25,000 Franken dafür jährlich dem Hausherrn zuſichern. Wenn man Millionen zu gewinnen hofft, ſo nimmt man es mit den Kleinigkeiten nicht ſo genau; und zudem, iſt es nicht angenehm, in einem Schloſſe zu wohnen und dafür blos Papier geben zu dürfen? Da nämlich des baaren Geldes kein Ueberfluß bey der Baroneſſe war, wie es ſcheint, ſo wurde die Uebereinkunft getroffen, daß ſie Schuldverſchreibungen, und zwar zu einer bedeutenden Summe, ausſtellen ſollte. Nun waren Sachwalter und Klientin unter einem Dache, in der Erwartung des Schatzes, den der Hr. Drever-Cooper durch ſeine Advozirkunſt herbeyzaubern ſollte. Die Klientin, die ſich ſchon im Geiſte mitten unter den blanken Louisd'or wähnte, fand doch bald, daß ſie für eine Millionärin und einzige Tochter eines Grafen von Joinville ſehr ſparſam bewirthet werde, und daß man für eine Summe von 25,000 Franken wohl ein wenig beſſer leben könne; denn es ſcheint, daß der Sachwalter, nicht ſie, den Küchenzettel ſchrieb. Es wurden Klagen geführt; der Hr. Drever-Cooper mochte wohl einſehen, daß man ihn leicht beſchuldigen könne, die italieniſch-franzöſiſche Dame überliſtet zu haben; alſo willigte er ſelbſt ein, den erſten Kontrakt zu vernichten, und es ward ein zweyter gemacht, kraft welches der Hr. Drever-Cooper alle Auslagen wegen des Prozeſſes machen, und dagegen das dadurch zu erlangende Vermögen mit ihr theilen ſollte. Auch nach dieſem zweyten Kontrakte dauerte das Einverſtändniß des Patrons mit ſeiner Klientin nicht lange; ſie fand wiederum, daß man ſie überliſtet habe; denn als Sicherheit hatte er nochmals Schuldverſchreibungen oder Anweiſungen auf das künftige Vermögen ſeiner Klientin gefordert; ſie nun, die es für etwas ſehr Leichtes anſah, Papier voll zu ſchreiben, hatte ſogleich 200,000 Franken verſchrieben, die Auslagen des Advokaten hatten ſich jedoch nur auf 4000 Franken belaufen, und wahrſcheinlich hatte ſeine Mühe ihm auch keinen Schweiß gekoſtet. Alſo wiederum Klagen, und dießmal noch dazu Beyziehung von Schiedsrichtern, und zulezt gar ein Prozeß zwiſchen Sachwalter und Klientin: dieſe wünſchte, den habgierigen Mann los zu ſeyn, und erbot ſich, ihm ſeine Koſten zu vergüten; jener aber machte gewaltige Rechnungen, ungefähr wie jener Gaſtwirth des engliſchen Trunkenbolds, von dem ich neulich ſprach. Das Gericht urtheilte, es müſſe die Sache von Schiedsrichtern gütlich ausgeglichen werden. Der Hr. Drever-Cooper hätte lieber die Beſtätigung ſeiner furchtbaren Anſprüche vom Gerichte erhalten mögen; damit aber konnte er nicht zu Stande kommen. Ob ſich nun Sachwalter und Klientin gänzlich entzweyen, oder ob ſie ſich mit einander wieder verſtändigen werden, um dem gehofften Schatze mit vereinten Kräften nachzulaufen; dieß wird die Folge lehren, und ſollte endlich die Entwickelung der Geſchichte eintreten und unſere Zweifel wegen der hohen Geburt der Maria Stella heben, ſo wird das Morgenblatt getreulich davon Nachricht geben. Indeſſen darf ich den Leſern nicht mehr Hoffnung machen, als ich ſelbſt habe. In Paris bleiben manche Romane und Abentheuer, die auf der öffentlichen Weltbühne eine Zeitlang die allgemeine Aufmerkſamkeit gefeſſelt haben, in dem intereſſanteſten Augenblicke ſtille ſtehen, weil die handelnden Perſonen von der Bühne abtreten und ſich hinter den Kouliſſen verlieren, ohne daß weiter von ihnen die Rede iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 273.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 14. November 1829.

— Daß Sterne ohne Zahl
Mit immer gleichem Schritt und ewig hellem Strahl,
Durch ein verdeckt Geſetz vermiſcht und nicht verwirret,
In eignen Kreiſen gehn und nie ihr Lauf verirret,
Macht ihres Schöpfers Hand; ſein Will' iſt ihre Kraft.

Haller.

Ueber den Biela'ſchen Kometen.

(Beſchluß.)

Ein neuerer Aſtronom, der berühmte Mondbeobachter Gruithuiſen zu München, iſt zwar der Meynung, daß die Folgen des Zuſammenſtoßes, namentlich mit dem Biela'ſchen Kometen, an deſſen Elemente er dieſe Betrachtung anknüpft, nicht ſo ſchlimm werden würden. Er glaubt ſogar, daß ſich die Natur ſolcher Mittel bediene, um die Planeten zu vergrößern, und ihnen durch Zuführung des Kometenſtoffes friſche Jugend zu verleihen, wie man z. B. verſucht hat, einem alternden menſchlichen Körper, durch Einſpritzung eines leichteren jugendlichen Blutes in ſeine Adern, friſches Leben zuzuführen. Das oftmalige plötzliche Steigen des Meeres während der Urperiode der Erde, z. B. die ſogenannte Sündfluth, hätte, meynt er, recht wohl durch ein Verſenken von Kometenkörpern in daſſelbe verurſacht werden können; und ſelbſt die großen Gebirgsbögen, welche wir auf der Erde zerſtreut finden, möchten Ringſtücke ſeyn, welche die Kometen bey einem ſolchen Verſinken abgeſtreift hätten. Ja, unſer Münchner Aſtronom geht ſo weit, zur Befriedigung ſeiner wiſſenſchaftlichen Neugierde, ohne weitere Umſtände und nur ſo bald als möglich, den Zuſammenſtoß des erſten beſten Kometen, und namentlich des in Rede ſtehenden Biela'ſchen, mit unſerer Erde zu wünſchen.

Aus den oben vorgetragenen Urſachen müſſen wir indeß gegen die Erfüllung eines ſolches Wunſches doch proteſtiren; und es gibt glücklicherweiſe auch noch *allgemeine* Gründe, auf deren Betrachtung wir nunmehr übergehen, genug, um einen ſolchen Vorgang, wiewohl ſeine abſolute Unmöglichkeit nicht *rechnend* dargethan werden kann, in das Gebiet der unzuläßigen Befürchtungen zu verweiſen.

Die Geſetze der Natur (gleich denen der bürgerlichen Geſellſchaft) zerfallen nämlich in zwey weſentlich verſchiedene Arten: ſie ſind entweder *abſolute* (von unbedingter Nothwendigkeit), oder *poſitive* (von der Willkühr des Geſetzgebers abhängige). Zur Zahl der *erſteren* Naturgeſetze müſſen nicht blos diejenigen gerechnet werden, welche zum Beſtande einer jeden materiellen Welt ſchlechterdings unentbehrlich ſind, wie z. B. die Undurchdringlichkeit; ſondern es gehört dahin auch eine jede andere *allgemeine* Einrichtung, welche die höchſte Weisheit zu einem beſtimmten Zwecke unter mehreren andern hervorgehoben zu haben ſcheint, und welche ſo weſentlichen Einfluß auf den Organismus des Univerſums ausübt, daß ihr Wegfallen eine andere Beſchaffenheit der Natur ſelbſt bedingen würde. Zu dieſen lezteren Einrichtungen darf die beſtimmte Form des Geſetzes gerechnet werden, nach welchem die Anziehung der Himmelskörper unter einander erfolgt, welche bekanntlich vom direkten Verhältniß der Maſſen und dem umgekehrten des Quadrates der Entfernungen abhängig iſt. Die *poſitiven* Naturgeſetze umfaſſen dagegen die *individuelle* Anwendung jener allgemeinen und unerläßlichen Beſtimmungen, und, mit Bezug auf *unſer* Weltſyſtem, gehört dahin z. B. die

Digitized by Google

Anordnung der einzelnen Theile deſſelben, die Größe der Stufenleiter in den planetariſchen Entfernungen, die Richtung der Bewegung bey den Planeten und Nebenplaneten u. ſ. w., Einrichtungen, von denen ſich um ſo mehr nur die individuelle Nothwendigkeit nachweiſen läßt, als wirklich Grund zu der Annahme vorhanden iſt, daß andere Sonnenſyſteme unter einer veränderten individuellen Form beſtehen. Der weſentliche Einfluß, welchen die Geſetze der erſtern Klaſſe auf die ganze Natur ausüben, könnte zu der Folgerung Veranlaſſung geben, daß dieſelben, eben ihrer vollkommenen Unentbehrlichkeit zum Beſtande des Ganzen wegen, keines weitern obern Geſetzgebers, als der Nothwendigkeit*) ſelbſt, bedürfen; aber es iſt leicht einzuſehen, daß dieſer Schluß keine Anwendung auf diejenigen Einrichtungen im Weltſyſteme leidet, welche wir eben mit dem Namen der poſitiven bezeichnet haben. Man findet ſich alſo genöthigt, die lezteren dem Zufalle zuzuſchreiben, wofern man den Einfluß eines, nach freyen und weiſen Entſchließungen handelnden Weſens auf jene Einrichtungen im Weltſyſteme nicht zugeben will. Bedenkt man aber dagegen, daß das Univerſum ſeit Jahrtauſenden ohne die mindeſte Unterbrechung beſteht, und daß dieſe Stabilität, wie Rechnung und Beobachtung auf eine unwiderlegliche Art beweiſen, gerade in der Wechſelwirkung jener abſoluten Naturgeſetze und dieſer willkührlichen Einrichtung jedes beſtimmten Planetenſyſtems begründet iſt, ſo leuchtet bis zur Evidenz ein, daß der Zufall keine Rolle bey der Ausführung eines Weltenplanes geſpielt haben kann, welcher ſeinen Schöpfungen, neben der zuläßig größten Vollkommenheit, zugleich die Dauer zugeſichert hat. Wir haben aber geſehen, daß die Kometen im Himmelsraume nach einem eben ſo beſtimmten Plane als die Planeten vertheilt ſind; und gleichwie die aſtronomiſche Rechnung rückſichtlich der leztern zeigt, daß eine gegenſeitige Zerſtörung durch ein Zuſammenſtoßen oder ähnliche Umſtände mathematiſch unmöglich ſey, eben ſo gewiß läßt ſich auf den Grund vernünftiger Analogie, auch ohne Ausdehnung jener Rechnung auf die Kometen, behaupten, daß ſie in daſſelbe große, durch keinen Zufall, ſondern durch die höchſte Weisheit ertheilte Geſetz unverrückbarer Regel und Dauer eingeſchloſſen ſind. Vereinigen wir nun die ganze Kraft dieſer allgemeinen Gründe von der Unzuläßigkeit der Annahme eines Zuſammentreffens der Erde und eines Kometen mit dem, was oben in beſonderer Beziehung auf den Biela'ſchen Kometen geſagt worden iſt, ſo ergiebt ſich, daß alle Beſorgniſſe, mit welchen die Journaliſtik die Gemüther wegen einer Kataſtrophe erfüllt hat, welche die Erde bedrohe, nicht blos rückſichtlich dieſes Biela'ſchen, ſondern der Kometen überhaupt, vollkommen grundlos ſind, wenn gleich die Kräfte der Analyſe nicht hinreichen, um dieſes Reſultat in dem nämlichen Umfange, wie für die Planeten unter einander ſelbſt, rechnend zu bewähren. Mit einem ähnlichen Beweiſe von dem Ungrunde aller Beſorgniß wegen Zerſtörbarkeit des Univerſums durch dergleichen gegenſeitige Einflüſſe der Himmelskörper auf einander, beſchließt der würdige Petersburger Aſtronom Schubert ſein großes Werk über den Himmel *); und jeder, der im Stande iſt, dieſen erhabenen Betrachtungen zu folgen, wird, ſtatt ſich grundloſer Kometenfurcht hinzugeben, vielmehr die höchſte Weisheit anbeten, welche der vollkommenſten Maſchine eine ewige Dauer verlieh, indem ſie ſchon bey der Schöpfung den Keim der Unſterblichkeit in dieſelbe legte, und den Himmelskörpern unüberſteigliche Grenzen vorzeichnete, innerhalb welcher dieſe ungeheuren Maſſen von Ewigkeit zu Ewigkeit, ohne Unterbrechung und Unordnung, rollen ſollten.

*) In der That iſt es dieſe Spitzfindigkeit, hinter welcher das verächtliche Syſtem des Materialismus der franzöſiſchen Schule, und namentlich Holbach im Système de la nature, den Trug ſeiner Schlußfolge verſteckt.

*) Traité d'Astronomie théor. Petersburg 1822.

Der Gadmen.

(Fortſetzung.)

Unter einem hochgewachſenen Nußbaum, der vor der Thüre einer ländlichen Wohnung im Mühlithal ſtand, ſaß ein Mädchen, mit weiblicher Arbeit beſchäftigt. Sie war in der Blüthe der Jahre, und heitere Unſchuld thronte auf ihrem ſchönen Geſichte und ſtrahlte aus ihrem blauen Auge. Lange blonde Flechten hingen über ihren Rücken hinab; ihre Kleidung war ländlich, aber reinlich und wohlgeordnet. Bald blickte ſie auf einen Knaben, der zu ihren Füßen ſaß, bald auf den rauhen Pfad, der von den Felſen, unter denen der Gadmen brauſt, aufwärts zum St. Gotthard und höher hinauf in die Regionen des ewigen Eiſes führt. „Er kommt noch nicht," ſeufzte ſie. „Ihm iſt nur wohl im öden Hochgebirge, im Kampfe mit allen Schrecken der Natur, ferne von ſeinem heimathlichen Dache, ferne von den Felsſchlünden des Gadmen. O, könnte ich die Geiſter der Geopferten verſöhnen, damit der Unglückliche nimmer ihr Rufen vernähme, das ihn unwiderſtehlich hinabzieht in die Tiefe!" fügte ſie mit einem Blicke gen Himmel hinzu, und milde Zähren benezten ihr Auge. „Warum weint Elſi, und wo iſt der Vater?" fragte der Knabe. „Er jagt die wilde Gemſe im hohen Gebirge," erwiederte die Jungfrau und trocknete ihre Thränen. „Dort oben?" fragte lebhaft der Knabe; „wo die weißen Berge ſind?" — „Ja, mein Kind," ſagte Elſi traurig, „dort oben, wo ewiger Schnee den Boden deckt." — „Warum bleibt Vater nicht lieber hier," fragte der Knabe weiter, „unter dem Nußbaum und auf den grünen Matten?"

Die Jungfrau ſeufzte und ſchwieg. „Aber die Gemſe iſt bös,“ fuhr der Knabe fort; „ſie hat den armen Werni vom Felſen geſtoßen, daß er todt gefallen iſt.“ — „Armes Kind!“ rief die Jungfrau heftig, und hob den Knaben weinend zu ſich empor; „dieſer Tod iſt Deinem Vater nicht beſtimmt, die Geiſter der Vorangegangenen winken ihn zu ſich hinab in die Tiefe des Gadmen, und auch Du und ich werden unſer Ende in den rauſchenden Wellen finden, bis Keiner unſeres unglücklichen Namens mehr übrig iſt.“

„Dort kommt der Vater,“ rief der Knabe fröhlich und deutete auf den Fußpfad, von dem man drey Männer in das Thal herabſteigen ſah. Der Knabe ſprang ihm jauchzend entgegen. Elſi blieb ſtehen und blickte kummervoll auf die Nahenden. Finſter ſchweigend reichte ihr der Vater die Hand, legte die Gemſe, die er auf der Schulter trug, auf den Boden nieder und ſagte eintönig: „Elſi, hier ſind Fremde. Uebe die Gaſtfreundſchaft unſeres Hauſes. Dieß iſt meine Wohnung; Ihr ſeyd willkommen unter meinem Dache,“ ſprach er einſylbig zu den Fremden, wendete ſich und ging langſam das Mühlithal hinauf, ſcheu auf die Klippen blickend, unter denen der Gadmen ſich brauſend herabſtürzt. Verwundert ſahen ihm die Fremden nach; die Tochter aber ſeufzte und ſchwieg.

Der ſchöne Morgen lockte Antonio frühe vom Lager. Er ging einſam das Mühlithal hinauf. Es wurde immer enger und wilder; ſeitwärts, aus nächtlicher Waldung, ſtürzte der Gentelbach hervor, in der Tiefe rauſchte durch zerriſſene Felſen der Gadmen. Nackte Felshörner ſtanden gegen Oſt und Weſt; in der Ferne ſchimmerten die hohen Eisberge. Finſtere Tannenwälder, auf hohen und ſteilen Berghängen, begränzten die Ufer; herabgeſtürzte Felsſtücke lagen auf beyden Seiten zerſtreut umher. Auf ärmlicher Weide ſtanden einſam einzelne Fichtenſtämme. Kein Grün der Wieſen erheiterte die Schreken der wilden Landſchaft. Als er um die Ecke eines Felſen trat, lag eine niedere Hütte vor ihm. Tief unten rauſchte der Gadmen. Das Wehklagen einer menſchlichen Stimme ſchien ſich mit ſeinem Brauſen zu vermiſchen und in ihm zu verlieren. Antonio ſtand horchend ſtille. „Es zieht mich fort von hier und zieht mich unwiderſtehlich zurück in Deine verderbende Nähe,“ jammerte, in abgebrochenen Sätzen, die Stimme. . . . „Ruft ihr mich, ihr Geiſter aus den Fluthen der Tiefe? . . . . Iſt meine Zeit um? ſind meine Tage gezählt? . . . . Soll ich mich zu den Vorangegangenen geſellen? . . . . Soll ich hinabſtürzen in das Grab, das die Meinigen verſchlingen wird, bis Keiner mehr übrig iſt? . . . . Ich komme ja, ich muß ja kommen; ſie haben Dich erſchlagen, ich weiß es wohl; ich war es ja nicht . . . . Mein ganzes Geſchlecht muß verderben!“ Immer leiſer wurden die Töne und erſtarben zulezt in dem hohlen Brauſen des Waldſtroms. Antonio ſtand von Entſetzen ergriffen; ſein Haar ſträubte ſich empor; unwillkührlich wendete ſich ſein Fuß zurück und er eilte, ſo ſchnell er konnte, das Thal hinab.

Elſi, einen Handkorb tragend, kam ihm entgegen. Sie ſah ſeine verſtörten Blicke, und Thränen drangen in ihre Augen. „Mädchen,“ ſagte er zu ihr, „welche geheimnißvolle Schrecken walten in dieſem Thale? Du kennſt ſie, ich ſehe es an Deinen thränenvollen Blicken. Sprich, theile mir das unſelige Geheimniß mit. Wenn menſchliche Hülfe retten kann, hier ſteht ein Mann vor Dir, entſchloſſen, Alles zu wagen.“ Sie ſchüttelte traurig das Haupt und ſprach: „Guter Fremdling! menſchliche Hülfe vermag nichts gegen das Walten des Schickſals. Was in ſeinem ewigen Buche geſchrieben iſt, muß erfüllt werden. Habe Dank für Deinen guten Willen.“ — „Enthülle mir wenigſtens dieſes furchtbare Geheimniß,“ bat Antonio. „Vielleicht iſt Rettung möglich.“ — „Hier iſt kein Geheimniß,“ erwiederte die Jungfrau gelaſſen. „Das ganze Thal kennt die unglückſelige That und das Loos, das unſer wartet. Verweile hier, bis ich zurückkehre, dann ſollſt Du die Geſchichte unſers Elends hören.“ — „Aber, Mädchen, wer iſt denn der Unglückliche, deſſen furchtbare Jammertöne ſelbſt das Brauſen des tobenden Stroms übertönen?“ — „Es iſt mein Vater,“ verſezte eintönig die Jungfrau und ging langſam ihres Weges. Mit inniger Theilnahme blickte ihr der Jüngling nach und ſezte ſich dann bewegt auf ein Felsſtück, ihrer Rückkunft wartend.

Elſi kehrte zurück, ſezte ſich unbefangen neben den Fremden und erzählte mit der Ruhe der Ergebung in ein unabwendbares Geſchick das Folgende: „Vor vierzig Jahren wohnte mein Großvater in der niedrigen Hütte, die Du am Ufer des Gadmen geſehen. Er war ein armer Holzhauer und lebte ſchlecht und recht unter den Männern des Mühlithals. Eine Kuh und einige Geiſen, die der ſpärliche Ertrag der Weiden um ſeine Hütte ernährte, waren ſein ganzer Reichthum. Auf einmal verließ er ſeine ärmliche Hütte, ſiedelte ſich unten an, wo das Thal ſich erweitert, kaufte Wieſen und Matten, baute das Haus, in dem wir jezt freundlich wohnen, und ſein Senn trieb eine ſtattliche Heerde zu Berge. Die Nachbarn ſprachen unter ſich: „der alte Kuoni hat einen Schatz gefunden oder ein Erbe jenſeits der Berge gethan,“ denn ihr einfacher Sinn ahnete nichts Arges. Aber der Frohſinn wohnte nicht in dem Hauſe mit den großen Fenſtern; die Stirne meines Großvaters war umwölkt, und der Anblick der grünen Matten und der ſpiegelglatten Heerde, die er ſein eigen nannte, vermochte ſie nicht zu erheitern.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichter.

Paris, Oktober.

(Fortſetzung.)

Da von Abentheuern geſprochen worden iſt, ſo mögen auch einige Worte über einen drollichten Komödianten aus der Provinz hier ſtehen, der neulich geſtorben iſt, und über welchen die Gazette de Cambrai eine ausführliche Notiz bringt, woraus ich die Hauptzüge entlehnen werde. In einem von Pigault le Brun's Romanen und in der italieniſchen Oper Cantatrice villane wird ſo ein armſeliger Landkomödiant komiſch geſchildert, der ſich überall auspfeifen läßt und ſich dennoch unerſchütterlich in ſeiner Laufbahn fortbewegt. Ein ſolcher gegen die gellenden Pfeifchen tauber Schauſpieler und Theaterdirektor war Dupré-Nyon, den Zuſchauer und Theaterrezenſenten ſein Lebenlang beunruhigt haben. Dieſer Mann wollte Anfangs ein Geiſtlicher werden, oder er war zu dieſem Stande von ſeinen Eltern beſtimmt worden, und ſtudierte als Seminariſt zu Beauvais; allein einige Schauſpiele, die er geleſen, hatten ihm Theologie und alles Andere verleidet; er deklamirte in ſeiner kleinen Zelle Stellen aus Voltaire's Semiramis, ſtatt Boſſuet zu ſtudieren; ja er fühlte einen weit höhern Beruf, als die Kanzel zu beſteigen; er wähnte zum Schauſpieler geboren zu ſeyn, und zwar zu einem recht ausgezeichneten. Somit ſchnürte er einmal in der Nacht ſein kleines Bündel zuſammen, machte ſich damit aus dem Seminarium, hatte aber eine 30 Fuß hohe Mauer zu überſteigen; dieſe vermochte jedoch ſeiner theatraliſchen Leidenſchaft nicht Einhalt zu thun; er gelangte, ohne das Genick zu brechen, jenſeits der furchtbaren Mauer und lief durchs freye Feld davon; bald hatte er ſich zu einer Komödiantentruppe geſellt, bey welcher ſich noch zwey andere junge Leute befanden, die auch ihren erſten dramatiſchen Verſuch machen wollten. Der eine war Duparrey, der noch jezt am Odeontheater ſpielt und als ein guter Schauſpieler geachtet wird, der andere war der nachmals als Schauſpieldichter berühmte Picard, der bekanntlich zuerſt, und zwar ziemlich lange, die Schauſpiele anderer Dichter geſpielt hat, ehe er als Dichter für die Schauſpieler arbeitete. Der arme Dupré-Nyon ſchien von allen dreyen ſich am höchſten erheben zu müſſen, denn der Mann war raſend für die Bühne eingenommen und ſpielte mit einem Feuer, als ob er beſeſſen wäre; dieß war aber auch leider Alles, was er beſaß; denn von Gefühl, ja ſogar vom richtigen Auffaſſen des Sinnes einer Rolle ſchien der Mann wenig Ahndung zu haben, daher denn ſeine Darſtellungen, beſonders die tragiſchen, oft ganz verkehrt ausfielen und burlesk wurden. Glücklicherweiſe für ihn hatte man in den kleinen Städten wenig Gelegenheit, ihn mit beſſern Schauſpielern zu vergleichen, und verſtand auch die dramatiſche Kunſt nicht genug, um die Schnitzer dieſes Schauſpielers ſehr zu bemerken; der große Hauſe mochte ſogar wohl meynen, das ſeyen ächte Schönheiten, ſo müſſe man deklamiren und ſpielen. Er half ſich alſo zwölf Jahre ſo durch, bald ausgepfiffen, bald beklatſcht, je nachdem die Zuhörer waren, vor denen er ſpielte, und da er doch nur fürs Theater lebte und dachte, ſo hatte er ſich bis zum Theaterdirektor zu Arras emporgeſchwungen, als die Revolution mit allen ihren Schrecken ausbrach; das war eine böſe Zeit, ſogar für Schauſpieler. Man kerkerte Dupré-Nyon ein, weil er das Stück le Tribunal redoutable hatte aufführen laſſen, worin man vermuthlich Anſpielungen auf die eben ſo furchtbaren Revolutionstribunale witterte, und der arme Direktor wurde vor ein ſolches Gericht gezogen und des Hochverraths gegen die Volksregierung angeklagt. Der öffentliche Ankläger beſtand auf nichts Geringerem, als der Todesſtrafe. Als Dupré-Nyon vor ſeinen Richtern ſtand und ſich vertheidigen ſollte, überfiel ihn ſein dramatiſcher Enthuſiasmus; er fing an zu deklamiren, gerieth in Feuer, ſchrie und polterte, daß ihm der Schweiß von der Stirne troff, und ſchwing dabey ſo um ſich, daß man ſich einige Schritte von ihm entfernen mußte, um nicht von ſeinen Armen wie von einem Windmühlflügel fortgeſchleudert zu werden. Es war nicht möglich, ſeiner Suade Einhalt zu thun; die Richter mußten den ganzen tragiſchen Auftritt aushalten; unterdeſſen ſahen ſie doch wohl ein, daß ein ſolcher theatraliſcher Enthuſiaſt kein gefährlicher Verſchwörer ſey und ſprachen ihn los. Einer ſeiner Unglücksgefährten, ein achtbarer Kaufmann, Namens Boucher, der nicht toll, ſondern vernünftig war, wurde hingerichtet. Dupré-Nyon hatte verſprochen, für ſeine einzige Tochter Sorge zu tragen, was eben kein unangenehmes Geſchäft war, denn das Mädchen war jung und ſchön. Der Schauſpieler heyrathete ſie, verließ ſie aber in der Folge. Um dieſe Zeit kam der abſcheuliche Lebon als Représentant du peuple nach Cambray. Er wohnte einer Darſtellung Wilhelm Tells bey; Dupré-Nyon ſpielte den Sedaineſchen Schweizerhelden mit ſeinem gewöhnlichen Feuer, und rief beſonders die Worte Freyheit und Gleichheit in einem ſchwärmeriſchen Tone, welches dem Lebon recht wohl gefiel; deßhalb wollte er, die Truppe ſolle ihm nach Arras folgen, um auch dort das Publikum in republikaniſchen Eifer zu bringen. Dupré-Nyon ſchrie auch dort aus allen Kräften, ſo daß ihn der Wilhelm Tell ganz heiſer machte.

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung der Homonyme in Nr. 267:

Lerche.

Räthſel.

Ich weiß ein kleines Wächterhaus
Mit einem ſchlanken Thurme;
Drin ſteigt der Wächter auf und ab
Und lugt, was ſich begeben hab',
Bey Sonnenſchein und Sturme.

Wenn lieb durch blaue Himmelsluſt
Die Sonne lacht und flimmet,
Lach' ſie auf Eis, auf Wieſenpracht,
's hat ihm ſo wohl ums Herz gemacht,
Er luſtig aufwärts klimmet.

Doch ſchwellen ſich von Thränen ſchwer
Des Himmels Augenlieder,
Pfeift durch die Wipfel naſſe Luft,
Wenn gar des Donners Stimme ruft,
Duckt er ſich ängſtlich nieder.

Wohl iſt der Wächter treu; auf wen
Iſt aber ſtets zu bauen?
Kann er dafür, wenn ihm die Wacht
Bisweilen Langeweile macht?
Dann iſt ihm ſchwer zu trauen.

Du fragſt ihn wohl: „ſteht's gut, Geſell?“
Hoch oben aus der Klauſe
Nickt er dir halb im Schlafe zu;
Du wanderſt aus in guter Ruh,
Und kommſt im Regen nach Hauſe.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 274.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 16. November 1829.

Direktor. Wird vieles vor den Augen abgeſponnen,
So daß die Menge ſtaunend gaffen kann,
Da habt ihr in der Breite gleich gewonnen,
Ihr ſeyd ein vielgeliebter Mann. —
Dichter. Ihr fühlet nicht, wie ſchlecht ein ſolches Handwerk ſey;
Wie wenig das dem ächten Künſtler ziemt.

Goethe.

Didaskalien

von

Ludwig Robert.

Zweyter Artikel.

Der Direktor.

Von dem gewöhnlichen Impreſario kann hier die Rede nicht ſeyn. Sein Zweck iſt, Geld zu gewinnen, und daher findet er die Prinzipien ſeines Thuns und Laſſens weit ab von der Sphäre der Kunſt, im Gebiete des Handels und der Gewerbe. Die Stadt, die einem ſolchen ihre Bühne anvertraut, läuft Gefahr, daß er, ſtatt gewichtiger Kunſtprodukte, leichte Zeitvertreibswaaren an den theatraliſchen Markt bringt, und, wenn er ſeinen Vortheil dabey ſieht, dieſes ſo weit treibt, daß zuerſt die dramatiſche Kunſt abhanden kommt, und dann auch der Geſchmack, der Sinn, der Maaßſtab dafür verloren gehn. Ein italieniſcher Impreſario kann auf den heutigen muſikaliſchen Geſchmack ſpekuliren und in einer deutſchen Stadt eine italieniſche Oper gründen. Er hat keine andere Abſicht, als Geldgewinnſt; und es wird ihn freuen, wenn ſeine Spekulation ſo gut einſchlägt, daß er die deutſche Oper zu Grunde richtet. Ein morgenländiſcher Spekulant kann aus eben dieſer Abſicht indiſche Jongleurs, Seiltänzer, Springer, Reiter, ſtarke Männer und Taſchenſpieler verſchreiben; bringt es nur Geld, was kümmert es ihn, einen Kunſttempel zu entweihen, von deſſen Heiligkeit er nichts weiß. Von Kaufleuten kann hier die Rede nicht ſeyn; auch nicht von ſolchen, die, weil ſie das Betriebskapital zur Gründung einer Bühne hergaben, ſich nun auch begabt glauben, neben ihrem Börſengeſchäft, und auf die nämliche Weiſe, eine öffentliche Kunſt- und Bildungsanſtalt zu leiten. Bey dieſer Gelegenheit ſoll nur noch angemerkt werden, daß die Regierung Vieler, ſie ſey eine republikaniſche oder oligarchiſche, für jedes Bühnenweſen verderblich iſt; und ſollten die Regierenden, wie es bey dem verfallenden théâtre français der Fall iſt, ächte Ariſtokraten, nämlich die Vorzüglichſten, die Sachverſtändigſten, Künſtler ſeyn. Wer die Kuliſſenwelt nur im geringſten kennt, wird wiſſen, wie dort die Regierung eines Einzigen Noth thut, und welche Wahrheit in dem anſcheinend übertriebenen Ausſpruch liegt: „Beſſer ein Unkundiger an der Spitze, als zehn Kundige!“ — Demnach ſind hier nur zwey Gattungen von Bühnenvorſtehern zu betrachten: der Privatunternehmer einer kleinen Bühne, und der Chef einer großen, von dem Staat unterſtützten dramatiſchen Kunſt- und Bildungsanſtalt. Was den erſtern betrifft, ſo iſt bereits geſagt, daß er gar kein Gegenſtand der äſthetiſchen Betrachtung iſt, wenn er ein Gewerbe treibt, d. h. wenn ſein pekuniärer Vortheil die einzige Triebfeder ſeines Handelns oder vielmehr Handels iſt. Nur in ſo fern es ihm um einen höheren Zweck zu thun iſt: um fortſchreitende Entfaltung der Bühnenkunſt, untergibt er ſich auch einem höheren, einem äſthetiſchen Urtheil. Doch wird dieſes Billigkeit vor Recht ergehen laſſen;

Digitized by Google

es wird, wenn auch hin und wieder ein Opfer, doch keine Aufopferung verlangen; es wird Ort, Zeit und Hinderniſſe in Anſchlag bringen; z. B.: es wird, bey Gründung einer neuen Bühne, wenn eine ſolche das Bedürfniß, der Durſt nach langentbehrtem, volksthümlichem Luſtſpiel hervorruft, wenn ihm die Luſt und Liebe des Publikums entgegenſtrömt; dann wird, ſage ich, das äſthetiſche Urtheil ſtrenger gegen dieſen erſten Unternehmer ſeyn, wenn er aus unkünſtleriſchen Nebenabſichten eine hoffnungsreiche deutſche Bühne zu einer Spektakelbude für Allerley verkehrt, ſtrenger als gegen den nächſtfolgenden, der den Augiasſtall ſeines Vorgängers wahrlich nicht in einem Tage oder in einer Woche zu reinigen vermag. Sieht es bey dem Privatunternehmer nur irgend Streben nach dem Beſſern, Abwehren des Ungeſchmacks, ſo wird es ihm auch in finanzieller Hinſicht ſo manches ſagen können, wovon der Spekulationsgeiſt, ſelbſt des klügſten Kaufmanns, nichts ahnet. Es wird ihm überall nachweiſen, wo und wie die Forderungen der Kunſt mit ſeinem pekuniären Vortheil zuſammentreffen und vereint bleiben; wie er ſich durch Gaukeleyen und Ohrenkitzel und Augenluſt und Modekram eben nur ein Modepublikum bildet, d. h. ein unhaltbares, wetterwendiſches, das ſeine Bühne, gleichwie es ihr raſch zuſtrömte, eben ſo ſchnell wieder verläßt, ſobald ſie die ſtets wachſenden Anſprüche an neuen koſtſpieligen Tand nicht fürder befriedigen kann. Es wird ihm Beyſpiele aus der Geſchichte des deutſchen Theaters vorführen, die ihm zeigen werden, wie alle Unternehmer, die dem Prunk und der Mode des Tages fröhnten, zu Grunde gingen; dahingegen jene, die das Prinzip reiner und edler Bühnenkunſt nie aus den Augen verloren (wie z. B. ein *Schröder in Hamburg*) ſich die Mittel einer ſichern und wohlhabenden Exiſtenz erwarben. Es wird ihm zeigen, wo die ökonomiſche Kränklichkeit bey weitem der meiſten deutſchen Theater ihren Sitz hat, in der falſchen Berechnung nämlich, die den edeln Theilen alle Nahrung entzieht, während ſie die unedeln überfüllt. Es wird ihn belehren, an welchem geeigneten Orte die Kunſt wie die Wirthſchaftlichkeit Erſparniſſe, an welchem andern ſie eine fruchtbringende Freygebigkeit gebieten. Bey alle dem aber wird auch das ſtrengſte äſthetiſche Urtheil die Schranken eines Privatunternehmens nicht überſehen und billigerweiſe hierauf Rückſicht nehmen.

Bey dem Chef einer vom Staat unterſtützten Bühne finden — wenn auch *andere* — doch *dieſe* Rückſichten nicht ſtatt. Der Staat nämlich kann, ohne ſich ſelbſt zu widerſprechen, keineswegs für einen nichtigen und alſo verderblichen Zeitvertreib, ſondern nur für geläuterten Geſchmack, für allgemeine Bildung, für Erhebung ſelbſt in den Muße- und Freudeſtunden ſeiner Bürger ſorgen wollen und Koſten aufwenden. Die Inſtruktion eines ſolchen Bühnenchefs beginnt mit dieſem Haupt- und Grundparagraphen, und ſollte er hie und da auch nicht Schwarz auf Weiß niedergeſchrieben ſeyn, ſo wird doch ſein Inhalt nirgend verläugnet, ſondern überall ſtillſchweigend zugeſtanden. Daher iſt es ſeine eigentlichſte, ja ſeine einzige Amtspflicht, dieſe Tramontane der Kunſt und Volksbildung nie aus den Augen zu verlieren. Nach dieſem ſichtbaren und doch idealiſchen Zielpunkt ſoll er ſeinen Kurs halten; nicht am Ruder, nicht bey dem Tauwerk, ſelbſt nicht am Steuer iſt ſein Platz; für alle dieſe Beſchäftigungen hat er die Tüchtigſten zu ſuchen, zu erkennen und anzuſtellen, er ſelbſt aber nur die Oberaufſicht zu führen und nur dafür zu ſorgen, daß man von keiner Strömung, von keines Sturmes Gewalt, von keinem fabelhaften Magnetberg, keiner Sirene aus der Bahn zum Schönen und Guten geriſſen oder verlockt werde. Daß er hierzu das Laviren verſtehen muß, iſt eine unerläßliche Bedingung, und in dieſem Falle und wenn er nur ſein Ziel nicht auf-, dem Zufall ſich nicht Preis gibt, wird ihm kein Einſichtiger den Umweg zum Vorwurf machen. Setzt er aber jenen erſten Paragraphen ſeiner Inſtruktion hintan (nämlich das Streben nach ächter Kunſtſchönheit, welche auch immer das wahrhaft Gute iſt), wird irgend ein anderes Argument, welches es auch ſey, die erſte bewegende Kraft ſeiner Anordnungen, ſo hat er keinen reinen Zweck mehr, ſondern nur eine Nebenabſicht, befindet ſich, gleich dem nur auf ſeinen Vortheil bedachten Privatunternehmer, neben der Sphäre einer äſthetiſchen Beurtheilung, und iſt dann, ſo wenig als jener, ein Gegenſtand für dieſelbe. Es kann alſo hier nur von einem Bühnenchef die Rede ſeyn, welcher die Kunſt, die zugleich der Weg und das Ziel iſt, nie und unter keinerley Umſtänden aus den Augen verliert.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Gadmen.

(Fortſetzung.)

„Oft ſaß *Kuoni*,“ fuhr Elſi fort, „einſam auf den Felſenklippen des Gadmen und ſchaute hinab in die brauſende Tiefe. Dann ſchien ein böſer Geiſt über ihn zu kommen. Er rief laut hinab in die Klüfte, als ob er mit Jemand ſpräche; jetzt ballte er die Hände drohend hinunter, dann erhob er ſie wieder flehend zum Himmel; jetzt bog er ſich mit halbem Leibe über die Klippen hinab, als wollte er ſich in die rauſchenden Fluthen ſtürzen, dann fuhr er entſetzt zurück, warf ſchreckenvolle Blicke hinter ſich und floh von den Ufern des Gadmen, die er eine zeitlang nicht wieder betrat, bis er, wie durch geheime Zaubergewalt, dahin zurückgeführt wurde. Die Hirten ſahen ihn auf dem Felſen ſitzen und betrachteten ſein Thun mit Schaudern. Sie erzählten unter ſich: eine furchtbare Stimme

Digitized by Google

habe aus der Tiefe gerufen: „Herab, herab, Kuoni von der Hintermatt, herab in Dein naſſes Grab!“ Zugleich ſeyen ein Paar Rieſenarme aus den Wellen emporgeſtiegen, deren lange Finger ſich nach ihm ausſtreckten, um ihn in die Tiefe zu ziehen. Schaudernd wendet er ſich auf die andere Seite, da erhebt ſich ein blutiges Haupt aus dem Gewäſſer und ſtarrt ihn mit ſterbenden Augen an. „Laß mich, laß mich!“ ruft er vernichtet aus; „ich will Dir das Liebſte geben, das ich habe!“ Da ruft es von unten mit frohlockendem Hohn: „Dein Liebſtes ſollſt Du mir geben, das Du haſt. Dann kommſt Du ſelbſt, Kuoni von der Hintermatt, Dein naſſes Grab iſt bereitet!“

„So verſtrichen mehrere Jahre. Die Wangen meines Großvaters waren eingefallen, ſeine Augen ſtier und ſeelenlos, ſein Haar wurde bleich und ſein Rücken krümmte ſich, nicht unter der Laſt der Jahre, ſondern des Kummers. Da ſtürzte, zur nächtlichen Stunde, ſein älteſter Sohn über die Klippen des Gadmen hinab. Sein Leichnam wurde nicht gefunden. Verzweiflungsvoll wälzte ſich der Vater an den Ufern des Waldſtroms und rief mit lauter, gräßlicher Stimme den Namen ſeines Erſtgebornen. Die Hirten erzählten, ein ſchallendes Gelächter habe ihm aus der Tiefe geantwortet. Da ſey er aufgeſprungen im Wahnwitz und habe in vollem Laufe die Klippen erſtiegen, Willens, ſich hinabzuſtürzen. Aber auf dem höchſten Gipfel habe ihn eine unſichtbare Hand zurückgehalten und aus der Tiefe der Gewäſſer eine höhnende Stimme gerufen: „Erſt gibſt Du mir Dein Liebſtes, dann kommſt Du ſelbſt.“ Einige Jahre darauf ſtürzt meines Großvaters zweyter Sohn rettungslos in den Gadmen. Seine einzige Tochter endet bald darauf freywillig ihr Leben in den Wellen des Waldſtroms. Nur allein mein Vater iſt noch übrig. Mein Großvater vergoß keine Thränen mehr; wunderbar richtete ſich ſeine gebeugte Geſtalt auf, in den Augen glänzte wieder das alte Feuer. Er nahm ſeinen Stab und ging in das Gebirge. Hirten ſahen ihn die Grimſel hinaufſteigen, wo in einer abgelegenen Kluft ein frommer Einſiedler wohnte, dem das Volk den Beſitz übernatürlicher Kräfte zuſchrieb. Spät am andern Abend kehrte er zurück, umarmte meinen Vater, ſein einziges noch übriges Kind, und ſchloß ſich in ſein Schlafzimmer ein. Am andern Morgen war er verſchwunden. Die Wellen des Gadmen trugen ſeinen zerſchmetterten Leichnam an das Ufer. Hirten ſahen ihn in der Frühe, ehe noch die Sonne das Mühlithal beſchien, dem Strom zueilen. Sie erzählten, er habe, ſchnell und entſchloſſen, eine Klippe beſtiegen, und ſich unter dem Ruf: „Ich komme, ich komme, ehe Du mir mein Leztes nimmſt,“ hinabgeſtürzt. Hohnlachend habe es aus der Tiefe geantwortet: „Du kommſt, und ſie kommen Alle nach, bis Keiner Deines Geſchlechts mehr übrig iſt.“

„Mein Vater machte ſich auf ins Gebirge und kam zu der Hütte des Waldbruders. Dieſer erzählte ihm die grauſenvolle Geſchichte: Vor vierzig Jahren kam ein welſcher Handelsmann, der ſich verirrt hatte, Abends an die einſame Hütte, in der mein Großvater allein mit ſeinen Kindern wohnte, denn ſein Weib war geſtorben. Vertrauensvoll legte er das Gold in ſeine Hände, das er mit ſich führte, um eine ferne Meſſe zu beſuchen; denn die Redlichkeit der Schweizerhirten war allbekannt. Die Verſuchung war ſtark; mein Großvater unterlag ihr. Der Fremdling wird im Schlafe ermordet und ſein Leichnam in die Felsſchlünde des Gadmen geworfen. Als er ihn eben hinabſtürzen will, öffnet der Sterbende zum leztenmal die Augen und blickt den Mörder ſtarr an; ſein rechter Arm erhebt ſich krampfhaft und ſeine gekrümmten Finger ſcheinen ihm zu winken. Entſezt läßt er den Leichnam in die Tiefe fallen und flieht; aber das furchtbare Bild weicht nicht aus ſeiner ſchuldbewußten Seele. In der Stille der Nacht ſteht das blutige Geſpenſt vor ſeinem Lager, die Wunden klaffen, das Blut fließt, die Augen ſtarren; der Mörder, in Angſtſchweiß gebadet, fährt jach vom unruhigen Schlummer auf — eben winkt der Geiſt und verſchwindet. Von nun an floh die Ruhe den Mörder. Er meidet die Ufer des Stromes, und es zieht ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt an ſie zurück; er iſt feſtgebannt an die Stätte ſeines Verbrechens. Als er den zweyten Sohn verliert, als die Tochter durch Selbſtmord endet, faßt er einen raſchen Entſchluß; er legt das Geheimniß im Buſen des Eremiten nieder. Dieſer ſoll es nach ſeinem Tode zur Warnung verkünden, denn er iſt der einzige Schuldige. Vielleicht werde ſein Tod den zürnenden Schatten verſöhnen, daß er nicht der Opfer mehr verlange. Vergebens weißt ihn der Einſiedler an den Troſt und die Hülfe, welche die heilige Kirche gewährt. Er geht und vollbringt das Opfer.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, Oktober.

Das Wettrennen während der Anweſenheit JJ. ſicilianiſchen Majeſtäten.

Unter den Feſtlichkeiten, welche die hieſige Regierung während der Anweſenheit und zu Ehren Ihrer ſicilianiſchen Majeſtäten gegeben hat, ſtand ein Wettrennen mit berittenen Pferden und das Feuerwerk auf der Engelsburg (hier ſtets Girandola genannt) obenan. Für beyde war (wenn man der allgemein verbreiteten Sage Glauben beimeſſen darf) von der päbſtlichen Kammer die gar nicht unbedeutende Summe von 16.000 Scudi (in ſächſiſchem Gelde ohngefähr 21,000 Thaler) ausgeſezt worden. Insbeſondere aber zog das Wettrennen aus zwey Urſachen die öffentliche Aufmerkſamkeit in einem ungewöhnlichen Grade auf ſich: die Pferde ſollten nicht frey laufen, ſondern, wie in England, beritten ſeyn, und

das Rennen nicht auf der Korſogaſſe, ſondern auf dem Navonaplaze ſtattfinden. Bekanntlich iſt, ſeit das gewöhnliche Pferderennen während der lezten acht Tage des Karnevals gehalten wird, die Regierung nie zu bewegen geweſen, zu erlauben, daß Jokeys die Pferde beſtiegen, in der ſehr väterlichen Abſicht, jeder Art von Unglücksfällen, denen die Reiter ausgeſezt ſeyn dürften, vorzubeugen. Die Pferde werden durch eine Anzahl eiſerner Häkchen angetrieben, welche, an beweglichen Schellen befeſtigt, den Thieren im Laufe an den Leib ſchlagen. Der Navonaplaz iſt nicht allein der größte und regelmäßigſte Plaz in Rom, ſondern vielleicht einer der größten überhaupt; er bildet ein regelmäßiges, längliches Viereck. Arm an ausgezeichneten Gebäuden, den Pallaſt Pamfili und die Kirche der h. Agneſe ausgenommen, zeichnet er ſich deſto vortheilhafter durch drey Fontainen aus, von denen die mittelſte eines der ausgezeichnetſten Werke Bernini's iſt. Rings herum lief, in einer Entfernung von etwa zwölf bis ſechszehn Schritten von den Häuſern ab, eine zwiefache Reihe von Sizbänken für die bezahlenden Zuſchauer, an welche ſich unmittelbar, jedoch durch ein ſtarkes Pfoſtengeländer abgeſondert, die Rennbahn anſchloß, und in der Mitte war ein ungeheurer leerer Raum für das nicht bezahlende Publikum gelaſſen. Die Sizbänke waren, wie gewöhnlich bey ähnlichen Gelegenheiten, mit farbigen Tüchern ausgeſchlagen, und zwar dießmal weit anſtändiger, als im Karneval, weil die Polizey auf dieſen Theil des Feſtes ein beſonderes Augenmerk gerichtet hatte. Außerdem hatten die Einwohner der Häuſer dieſelben auf ähnliche Weiſe und zwar meiſtens ſehr geſchmackvoll verziert. Vierzehn Tage vor der Ankunft II. k. Majeſtäten begannen die Proben. Man kann ſich denken, daß ganz Rom lief, um ſich an einem Schauſpiele zu weiden, welches Jedermann fremd war. Mehrere Tage fiel der Regen in Strömen herab; aber Niemand ließ ſich abhalten, die Proben zu beſuchen. Sie fingen indeſſen an, zu ermüden; man ſehnte ſich nach der Vorſtellung. Dieſe konnte natürlich ohne die Anweſenheit der Majeſtäten, deren Ankunft ſich mehrere Tage verzögerte, nicht ſtattfinden. Das Publikum lief daher jeden Nachmittag vor das Johannisthor, um zu ſehen, ob ſich kein Vorbote der königlichen Ankunft zeige. Endlich ließen ſich die heißerſehnten hundert und ein Kanonenſchüſſe (die ſogenannte Salva Roggia) von der Engelsburg herab vernehmen; die allerhöchſten Herrſchaften trafen Freytags am 2. Oktober gegen Abend ein. Die Römer, welche den Königen, die nach Rom kommen, um dort ihr Geld zu verzehren, hold ſind, fühlten ſich geneigt, Se. Maj. den König beyder Sicilien mit doppeltem Jubel zu empfangen; gab er doch die Veranlaſſung, daß ſie das noch nie geſehene Schauſpiel eines berittenen Wettrennens genießen ſollten! Dabey waren ſie p o l i t i ſ ch genug, dem h. Vater nachzueifern und für den Augenblick zu vergeſſen, daß es einſtens einen weißen Zelter (Chinea), ſiebentauſend Golddukaten und andere dergleichen Dinge gegeben habe, und daß dieſe zwar jedes Jahr laut gefordert werden, aber auch jedes Jahr vergebens auf ſich warten laſſen. Am folgenden Morgen ſtatteten II. Majeſtäten dem h. Vater ihren Beſuch ab. Dieſer empfing ſie im ebengedachten Sinne mit einer ſo ausnehmenden Leutſeligkeit, daß man wohl ſehen konnte, es ſey Sr. Heiligkeit Entſchluß, fortan mit dem Könige beyder Sicilien in guter Nachbarſchaft zu leben. Sowohl bey der Auf- als Abfahrt auf Montecavallo, welche übrigens mit ziemlichem Pompe vor ſich ging, war ſtets in den Gaſſen, durch welche der Zug kam, beſonders auf Montecavallo, eine ungeheure Menge verſammelt, welche, zwar nicht durch Vivatrufen, was hier nicht Sitte iſt, aber durch andere Zeichen den allerhöchſten Herrſchaften ihre Ehrfurcht zu erkennen gab.

(Der Beſchluß folgt.)

Paris, Oktober.

(Beſchluß.)

Daß Dupré-Nyon als Tell ſeine Kräfte aufopferte, wurde als ein Beweis von Patriotismus angeſehen. Leider aber, oder vielmehr zum Glücke für die Menſchheit, dauerte das Reich des blutdürſtigen Lebon und ſeiner Gefährten nicht lange; er erlitt das Loos, das er ſo manchen Unſchuldigen zubereitet hatte, und nun wäre es beynahe für den Schreyer Dupré-Nyon gefährlich geworden, daß er den Wilhelm Tell ſo fürchterlich übertrieben hatte. Er ließ aber ein ſatiriſches Stück auf die blutdürſtigen Männer ſpielen, das bekannte Intérieur d'un comité révolutionnaire, und half ſich dadurch aus der Verlegenheit. Auch dieß war nicht ohne Gefahr; denn es beſtand noch eine revolutionäre Parthey im Publikum, welche ſich der Aufführung des Stückes widerſezte; allein da ſich der Direktor auf die Regierung ſtüzen konnte, ſo glaubte er, nichts mehr zu fürchten zu haben; er widerſtand dem Sturm, und das Stück wurde troz alles Widerſtandes aufgeführt; aber am folgenden Tage gab es Lärm und der Herr Direktor ergriff die Flucht. Von da an befindet ſich eine Lücke in dem Leben des enthuſiaſtiſchen Schauſpielers. Im Jahr 1810 war er durch ſein leidenſchaftliches Betragen in einen Kriminalprozeß zu Chateauroux, alſo in einer ganz andern Gegend von Frankreich, verwickelt worden, ſaß eine Zeitlang gefangen und wurde endlich freygeſprochen. Nun hatte er aber gar nichts mehr, und ernährte ſich kümmerlich als Komödiant in einer ſchlechten wandernden Truppe. Da er zwey Kinder hatte, einen Sohn von 14 und eine Tochter von 10 Jahren, ſo fiel er auf den Gedanken, eine kleine Kindertruppe zu bilden; er nahm noch einen jungen Schauſpieler und eine eben ſo junge Schauſpielerin auf, ein Karren diente dazu, die ganze Truppe, ihre Kleidungen und die Theaterdekorationen zu führen; er ſelbſt, im Fuhrmannskittel, lenkte die Pferde, und ſo wanderte der Schauſpieler durchs Land; in Zeit von 18 Monaten hatte er faſt ganz Frankreich durchwandert. Allein mit ſeinen vier Schauſpielern konnte er nur wenig Stücke aufführen, und die armen Kinder waren von dem ewigen Spielen ganz erſchöpft. Er mußte das Spielen aufgeben; auf ſeiner Wanderſchaft hatte er ſich jedoch eine Summe von 1500 Franken erſpart; er entlehnte noch eben ſo viel dazu und ward nun Direktor der Operntruppe zu Mons. Zwey Jahre lang ſtand er dieſem Amte vor; länger aber konnte es das Publikum mit ihm nicht aushalten, und er mußte ſich anderswohin begeben; ſo wurde er Direktor der Truppe zu Arras und des geſammten nördlichen franzöſiſchen Gebiets. Hier ging es ihm nicht beſſer, als zu Mons; niemals war ſo heftig gepfiffen und gelärmt worden; das Schauſpiel war in einer beſtändigen Unruhe, ſo daß die Regierung ſelbſt es für rathſam hielt, ihm ſein Privilegium zu entziehen und einem andern zu übergeben. Der Mann ward heftig erzürnt über dieß Verfahren, das er als eine Verfolgung anſah, und ließ zu Mons eine Schrift drucken: Le directeur de spectacle destitué. Manifeste de Dupré-Nyon, doyen des directeurs etc., worin er manche Nachrichten über ſein abentheuerliches Leben gibt, die von der Gazette de Cambray benuzt worden ſind. Der Doyen des directeurs trat nun als Schauſpieler wieder zu Amiens auf und mußte abermals die gellenden Pfeifchen an ſeinen Ohren hören. Er war alt geworden, und da er ſah, daß mit dem Publikum einmal nichts zu machen ſey, verließ er die Schaubühne und kurz darauf auch die Weltbühne; in der nördlichen Gegend von Frankreich ſoll der Name Dupré-Nyon gleichbedeutend mit einem ſchlechten Direktor geworden ſeyn. Der arme Mann glaubte zum Schauſpieler geboren zu ſeyn, und iſt ſein Lebenlang ausgepfiffen worden! D q.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 275.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 17. November 1829.

Hält ſie mich nicht für einen alten Mörder,
Da ich mit Blut, dem ihrigen ſo nah,
Die Kindheit unſrer Wonne ſchon befleckt?

Shakeſpeare
Romeo und Julia.

Der Gadmen.

(Fortſetzung.)

„Dieſe Geſchichte vernahm mein Vater aus dem Munde des Waldbruders. Er fragte ihn, ob jezt, durch ſeines Vaters freywilligen Tod, der göttliche Zorn abgewendet und der zürnende Schatten geſühnt ſey. Der Eremit ſchließt ſich in ſeine Zelle ein, um durch Gebet den Rathſchluß des Himmels zu erforſchen. Nach mehreren Stunden kehrt er zurück und gibt dieſen Spruch: „Ruhe hat der Geiſt des Ermordeten durch den freywilligen Tod des Mörders, bis Du fünfzig Jahre zählſt. Iſt er dann nicht verſöhnt, ſo wirſt Du Dein Leben in den Fluthen des Gadmen enden.“ Mein Vater zählte fünf-und-zwanzig Jahre. Seine Jugend, die lange Friſt, erfüllten ihn mit Hoffnung; er ſchied vergnügt von dannen und begabte den Eremiten reichlich. Er nahm ein Weib und lebte in fröhlicher Ehe. Aber je älter er ward, je näher das Ziel rückte, um ſo tiefer furchte ſich ſeine Stirne, und der heitere Sinn wich von ihm. Er verlor das Weib, das er liebte. Von da an ſtieg ſein Tiefſinn von Tag zu Tag. Es trieb ihn von den Ufern des Gadmen weg und wieder hin, wie meinen Großvater. Er verließ unſere heitere Wohnung und lebte von da an in der einſamen Hütte am Ufer des brauſenden Stroms. Bald ſtreift er in das Gebirge auf die Gemſenjagd, ſpottet der Gefahren, die er auf Klippen und Gletſchern zu beſtehen hat, und ſucht ſie auf, denn er weiß, daß nur der Schlund des Gadmen ihn verſchlingen kann; bald kehrt er in ſeine Hütte zurück und jammert einſam auf den Klippen des Stroms. Noch ein Jahr — und die Zahl fünfzig iſt erfüllt.“

Die Jungfrau ſchwieg. Bewegt ergriff der junge Mann ihre Hand und ſagte tröſtend: „Bezwinge dieſen Wahn, liebes Mädchen, und ſuche das Selbſtvertrauen Deines Vaters zu wecken. Die Rathſchlüſſe des Himmels ſind verborgen, und er ſchließt ſie keinem Sterblichen auf. Der geläuterte Geiſt jenſeits des Grabes, frey von Wahn und Leidenſchaft, fordert keine Rache, und der Himmel iſt zu gerecht, ſie zu gewähren.“ — „Ich weiß es wohl,“ erwiederte das Mädchen, „und meine Seele iſt rein von jeder Schuld. Wenn ich, zum Himmel aufblickend, frage: „Soll ich für ein Verbrechen büßen, das ich nicht begangen?“ ſo ergießt ſich eine wunderbare Ruhe und Heiterkeit über mich; das Vertrauen kehrt in mein Innerſtes zurück. Wenn ich aber dann wieder den Vater da ſitzen ſehe, wie er die finſtern Blicke an den Boden heftet und in herzzerreißenden Tönen vor ſich hin ſagt: „die Sünden der Väter ſollen heimgeſucht werden bis ins dritte und vierte Glied,“ ſo ergreift mich eine unendliche Angſt und eine dunkle Ahnung der Zukunft. Wie gerne würde ich ſterben, könnte ich dadurch meinem gepeinigten Vater die verlorne Ruhe wieder geben!“ — „Feſſelt Dich denn nichts an das Leben, holde Jungfrau? kennſt Du die Gewalt der Liebe nicht?“ fragte der Jüngling in einem Tone, der eine Verneinung ſeiner Frage zu wünſchen ſchien, und betrachtete die Reizende, doppelt ſchön in ihrer Trauer, mit

Digitized by Google

trunkenem Blicke. Sie ſchaute ihm offen und unbefangen ins Geſicht, erröthete, als ſie ſeine Blicke ſah, zog ihre Hand zurück und erwiederte: „Unſer Haus iſt verlaſſen; kein Jüngling des Thals ſucht das Mädchen, auf deſſen Geſchlecht der Fluch des Himmels ruht.“ — „Verlaſſen! .... liebliches Weſen!“ rief der Jüngling begeiſtert aus; „wenn Alles von Dir weicht, ich will Dich nicht verlaſſen.“ — „Du biſt ein Fremdling ....,“ begann die Jungfrau verlegen, und blickte zur Erde. — „Ich bin ein Fremdling in dieſem Lande,“ erwiederte der Jüngling; „aber einem edlen Herzen, wie das Deinige iſt, möchte ich nicht fremd ſeyn. Kannſt Du mir vertrauen, ich vertraue Dir, ich vertraue der Unſchuld Deiner Züge, mein Herz iſt frey, ich bin Herr meiner Hand — könnteſt Du mich lieben?“ Er ergriff feurig ihre ſchwach widerſtrebende Hand und kehrte das erröthende Geſicht der Jungfrau gegen ſich. Sie blickte ihm verwirrt in die brennenden Augen, zuckte mit der Hand, als wollte ſie ihm entfliehen, und ſank unwillkührlich in ſeine Arme. Eine Minute ruhte ſie an ſeiner pochenden Bruſt; dann riß ſie ſich gewaltſam empor, rief: „Nein! Nein! ich will Dich nicht in das Verderben meines Hauſes ziehen,“ und eilte mit der Schnelle des gejagten Rehs das Thal hinab. Antonio blickte ihr lächelnd nach und ſagte: „Du biſt mein, holdes Weſen! Vergebens ſuchſt Du mir und Deinem eigenen Herzen zu entfliehen.“

In Gedanken verloren, ging Antonio das Thal wieder hinauf. Als er in die Nähe der verhängnißvollen Hütte kam, ſah er ſeitwärts einen Mann auf einer Felſenſpitze am Ufer des Gadmen ſitzen. Er ſaß unbeweglich, als wäre er in Erz gegoſſen oder in Stein gehauen, und blickte unverwandt in die tobende Fluth hinab. Schnell ſtieg Antonio den Felſen hinauf und ſtand, als er oben war, dicht hinter dem Sitzenden. Langſam wendete dieſer ſein Haupt. Antonio ſah in ein leichenblaßes Geſicht — es war Guilielmo. „Du biſt es!“ rief der Jüngling verwundert aus; „ich glaubte einen andern zu finden.“ — „Wen?“ fragte Guilielmo mit ungewöhnlicher Aufregung. „Unſern Wirth,“ erwiederte Antonio. „Den ſuchſt Du hier am Ufer des Gadmen? Kennſt Du die Geſchichte dieſes Hauſes?“ — „Die Tochter des Mannes hat ſie mir erzählt; ſie iſt kein Geheimniß hier im Thale. Aber von wem haſt Du ſie erfahren?“ — „Von wem?“ rief Guilielmo furchtbar aus. Dann ſah er ſich mit ſeltſamen Blicken um, als ob er Jemand zur Seite oder hinter ſich ſuchte, und fuhr in unheimlichem Tone fort: „von wem? von einer, die da unten liegt. Ich habe ſie hinuntergeſtürzt,“ fügte er leiſe hinzu. „Nein, nein!“ ſagte er weiter, „ich that es nicht; ſie hat es ja ſelbſt gethan. Ich war ja ferne von hier, weit, weit weg. Nicht wahr, Antonio, ich bin nicht Schuld, daß ſie ſich ſelbſt den Tod gegeben hat? Sie wollte es ja; ich habe es ihr nicht gerathen; ich wollte ja zu ihr zurückkehren. Aber,“ fuhr er leiſe fort, „als ich kam, war ſie nicht mehr. Sie hatte ſich da hinabgeſtürzt, von dieſem Felſen in das Waſſer da unten. Das kleine Weſen liegt auch bey ihr; es war noch nicht geboren. Sie ſagen, ſie habe es aus Verzweiflung gethan; ich glaube es aber nicht; es war der Geiſt des Ermordeten, der ſie rief. Sie müſſen ja alle da hinunter, Alle, die dem alten Kueni von der Hintermatt angehören.“ Der Unglückliche ſtieß ein gräßliches Lachen aus, ſezte ſich erſchöpft auf den Felſen und ſtierte gedankenlos hinab in die brauſenden Fluthen. Antonio rief ihm laut in die Ohren: „Komm! Komm!“ — „Soll ich kommen?“ lallte er nach; „ruft ſie mir? hat ſie mir gerufen? Ich komme.“ Er machte eine fruchtloſe Bewegung, aufzuſtehen. „Weg von hier, weg von dieſer Stelle!“ rief Antonio. „Dein ganzes Weſen geht unter in dieſer Zerrüttung Deiner Sinne.“ Er hob ihn gewaltſam in die Höhe. Da wurde der Unglückliche wie raſend, ſtieß den Jüngling mit Rieſenſtärke von ſich und ſchrie mit mächtiger Stimme, die in den Bergen wiederhallte: „Ich habe ſie gemordet ſammt der Frucht ihres Leibes. Hier will ich ſterben. Laß mich hinunter, hinunter! Käthi! Käthi! Du rufſt mir aus der Tiefe, ich kenne Deine Stimme!“

Plötzlich trat Elſis Vater um den Felſen und fragte mit furchtbaren Blicken: „Wer ruft hier den Namen meiner ermordeten Schweſter?“ — „Ich, Matheo Giovanni,“ erwiederte Guilielmo furchtlos und blieb ruhig ſtehen. „Endlich,“ rief jener mit entſetzlichem Tone, „endlich finde ich den Mörder,“ und ſtürzte wüthend auf Guilielmo los, der weder zur Flucht noch zur Gegenwehr Miene machte. Antonio ſprang mit gezücktem Dolche dazwiſchen. Elſis Vater war unbewaffnet, aber mit ſtarker Fauſt faßte er den Jüngling und warf ihn zu Boden. Gleichſam unwillkührlich hielt Antonio den Dolch vor, und jener ſank ächzend in ſein Blut. Schaudernd blickte ihm der Jüngling in das erblaſſende Geſicht und rief ſchmerzlich aus: „So enden meine Träume einer glücklichen Zukunft. O Elſi! Elſi! den Dolch, von Deines Vaters Blute geröthet, bringe ich Dir zum Brautgeſchenke dar.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Didaskalien

von

Ludwig Robert.

(Fortſetzung.)

Welche Fähigkeiten bedarf ein Direktor der Art? — Muß er ſelbſt Künſtler, d. h. praktiſch eingedrungen ſeyn in die vielfache Technik der vielen Künſte, deren Verein zu einer dramatiſchen Kunſtanſtalt er leiten ſoll? — Dieſe Forderung

Digitized by Google

würde die Grenze der Möglichkeit überſchreiten; nur die Unkunde kann ſie aufſtellen, nur die höchſte Eitelkeit ihr zu genügen wähnen. — Soll er aber von alle dem, wenn auch nicht praktiſche, doch theoretiſche Kenntniſſe beſitzen? ſoll er nicht ein wiſſenſchaftlicher Mann, ein gelehrter Kunſtkenner, ein Literator ſeyn? — Vielleicht wäre es gut; aber in der Beſorgniß, daß es ihm alsdann vielleicht wie einem allzugelehrten Strategiker ergehen dürfte, der glückliche Feldzüge nur in ſeinem Studierzimmer macht, ſage ich lieber: nein! er bedarf dieſer Gelehrſamkeit, dieſer Kenntniſſe nicht. — Was aber doch? denn dem Erſten dem Beſten ein Amt zu vertrauen, das auf die allgemeine Bildung ſo mächtig einwirkt, wäre doch wohl nicht rathſam? — Der Erſte der Beſte war nun zwar von jeher ein ſo überall glücklicher Mann, daß er nicht ſelten noch weit wichtigere Aemter bekleidet hat, oder doch von ihnen bekleidet wurde; deſſen ungeachtet aber kann hier die Frage nicht unbeantwortet bleiben, welche Anforderungen an die Perſönlichkeit ihres Chefs einer dramatiſchen Kunſt- und Bildungsanſtalt zuſtehe. — Vor allem andern darf und muß ſie von ihm fordern, daß er von ihrer Wichtigkeit, d. h. von ihrem großen und heilſamen Einfluß überzeugt ſey. Gehört er zu jenen Aſcetiſchen, die da behaupten, das Schauſpiel ſey vom Uebel, ſo wird die Anſtalt ihrer Auflöſung entgegengehen, denn das Haupt will die Vernichtung der Glieder. Aber auch dann, wenn er, wie ſo mancher tüchtiger Geſchäftsmann, die Bühnenkünſte für unnütze Allotria hält, wenn er nicht begreifen kann, wie ein ernſter Mann Freude findet bey ſolchen Gaukeleyen, und es für angemeſſener hält, zur Erholung eine Parthie Schach oder Whiſt zu ſpielen, auch alsdann wird die Anſtalt den Keim der Auflöſung in ſich tragen. Denn entweder wird er alles gehen laſſen, wie es eben will, und dann werden Leidenſchaften, Zufall, Kabalen und Intrigen zu chaotiſcher Verwirrung und Anarchie führen; oder, im Fall er thätig eingreift, ſo werden ſeine Anordnungen, hinſichtlich der Verwaltung, der Oekonomie und ſelbſt der artiſtiſchen Leitung, aus andern Geſchäftskreiſen entlehnt, und alſo ſchwerlich einer Kunſtanſtalt angemeſſen ſeyn; ſey es auch nur, weil ihnen die Liebe fehlt. — Liebe, ja Leidenſchaft für die dramatiſche Kunſt iſt das Haupterforderniß eines Bühnenchefs; ſie allein erſezt Alles, was ihm an einzelnen exakten Kenntniſſen mangeln dürfte, mangeln *darf*, um nicht verleitet zu werden, ſich dem Detail hinzugeben und den Standpunkt der Ueberſicht zu verlieren. Der ächten Liebe zur Kunſt entquillt eine Divinationsgabe, die praktiſcher iſt, als die, nur zu oft unfruchtbare, gelehrte Theorie. Dieſe reine Liebe zur Kunſt und jene Ueberzeugung von der Wichtigkeit ſeines Amtes werden ihn auch in ein richtiges Verhältniß zu den ihm untergebenen Künſtlern ſtellen, die blutwenig thun, wenn ſie nur ihre Pflicht erfüllen, verdrießlich und ſtörriſch werden, wenn man ſie mit herabſetzender Gewalt dazu zwingen will, nachläſſig und leichtſinnig, wenn ſie bey ihrem Vorgeſezten kameradſchaftliche Nachſicht finden, und die nur dann mehr als ihre Pflicht, das eigentliche Künſtleriſche zu leiſten vermögen, wenn ſie, bey der nöthigen würdevollen Autorität, mit einer Zartheit behandelt werden, die aus Hochachtung vor der Kunſt, aus Liebe zu ihr hervorgeht. — Erfahrung kann der Chef nicht völlig entbehren, doch bedarf er der Empirie der wirklich Handanlegenden nicht; er ſoll umgeſchaut haben, und nicht nur in ſeiner Vaterſtadt, in ſeinem Vaterlande; ſein Kunſtſinn ſoll ihn früher auf Reiſen geführt haben, er wird dann einen größeren Maßſtab haben, deſſen praktiſche Anlegung er nach einiger Uebung ſchon erlernen wird. — Wichtiger als das, was man gewöhnlich Erfahrung nennt, und was man nicht recht zu erklären vermag, weil man ſich nicht viel dabey denkt, wichtiger, als ſolche leicht zu erlernende Routine iſt der *Charakter* des Bühnenchefs. Kunſtliebe und Würde wurden ſchon früher als ſeine Grundlagen bezeichnet. Die Würde ſoll die Liebe nicht zu weich werden laſſen, die Liebe es verhüten, daß die Würde nicht in zurückſcheuchenden Stolz ausarte. Aus der Liebe wird jene Divinationsgabe hervorgehen, die zu jedem nöthigen Behuf den rechten Mann zu finden, ſich mit den Einſichtigſten zu umgeben weiß, ein Taktgefühl, welches kein Vorſteher, weder der größten, noch der kleinſten Anſtalt entbehren kann. Aus der Würde wird eine Feſtigkeit entſpringen, die jeder Zeit und überall das Recht der Kunſt vertritt. Daß ein ſolcher Chef nun kein armer deutſcher Poet, kein abhängiger und blöder Stubengelehrter, kein mit der Darſtellung beſchäftigter Künſtler und Kamerad ſeiner Mitſpieler ſeyn kann, liegt offen zu Tage. Es muß — andere Einrichtungen erheiſchen es — ein reicher, unabhängig und vornehm Geborner ſeyn. Einem ſolchen wird es nicht allzu ſchwer werden, ſich für dieſe höchſt wichtige Stelle auszubilden, und eben ſo wenig kann es ihm fehlen, daß er alsdann geſucht, gefunden und ernannt werde.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, Oktober.

(Beſchluß.)

Am folgenden Sonntage ſollte endlich das längſt erſehnte Pferderennen ſtattfinden; man kann ſich daher denken, mit welcher Ungeduld derſelbe erwartet wurde. Aber hier ließ ſich mit Recht ſagen: der Menſch denkt's, Gott lenkt's; denn vom frühen Morgen bis ſpät in die Nacht regnete es, als wenn es mit Mulden göſſe; doch nur Wenige konnten es ſich verſa-

gen, trotz des Regens auf den Navonaplatz zu gehen und ſich, in Ermangelung des Pferderennens, wenigſtens an den Zurichtungen zu demſelben zu ergötzen, um ſo mehr, da keine Hoffnung vorhanden war, daß ſich das Wetter in vierundzwanzig Stunden aufklären werde, und überdem JJ. Majeſtäten ausdrücklich erklärt hatten, am folgenden Dienſtage wieder abreiſen zu wollen. Montags früh regnete es zwar nicht, aber dennoch war der Himmel mit ſo dicken Wolken bedeckt, daß Jedermann am Pferderennen verzweifelte. Doch ſchien das Schickſal endlich müde zu ſeyn, die armen Römer zu tantaliſiren; je näher der Abend heranrückte, je mehr hellte ſich das Wetter auf; ja um zweyundzwanzig Uhr (zwey Stunden vor Nacht) fing ſogar die Sonne an, in einzelnen Strahlen hervorzubrechen, und eine Stunde ſpäter war der Himmel vollkommen heiter. Schon Mittags ſtrömte die Menge herbey. Der Anblick des Platzes im Augenblicke, wo nicht allein die Bänke und der innere Raum, ſondern auch die unabſehbare Menge von Fenſtern in den Häuſern mit Menſchen, leztere insbeſondere meiſtens mit jungen und wohlgekleideten Frauen angefüllt waren, machte einen bizarren, aber nichtsdeſtoweniger impoſanten Eindruck; man glaubte in eine Laterna magica zu ſchauen. In der Mitte des Platzes, vor der Kirche der h. Agneſe, war ein Pavillon und neben demſelben, zur linken Hand, eine Loge für den Senat errichtet, die einzige Autorität, welche dergleichen Feſten, auch beym Karneval, öffentlich und amtlich beywohnen muß, während ſich alle andern Behörden, wenn ſie dem Feſte zuſehen wollen, als Privatleute unter das Publikum miſchen. Selbſt den Botſchaftern und Geſandten wird kein beſonderer Sitz eingeräumt. Vielleicht geht man dabey vom Grundſatze der Schicklichkeit aus, daß da, wo weder das Oberhaupt des Staats, noch irgend Jemand von ſeinem Hofe erſcheint, keinem andern Beamten erlaubt ſeyn dürfe, amtlich aufzutreten. Wie dem auch ſey, ſo iſt ſo viel gewiß, daß nicht einmal der Senator öffentlich in ſeiner Loge erſcheint, ſondern ſich von ſeinen drey Unterſenatoren (Conservatori del Popolo Romano) repräſentiren läßt. Doch ich kehre zum Pferderennen zurück. Mit dem Schlage ein Viertel auf vierundzwanzig erſchienen JJ. Majeſtäten in einer offenen Kaleſche und wurden, zwar abermals ohne laute Aeußerungen, aber mit der zuvorkommenſten Neugierde empfangen, wobey, wie ſchon früher, die Männer ihre Hüte abzogen, ein Akt, der hier, wo man für das Haupt beſondere Sorgfalt trägt, nicht wenig ſagen will. JJ. Majeſtäten geruhten, augenblicklich den Beweis zu geben, daß Ihnen dieſe Huldigung angenehm ſey, und fuhren zu dem Ende, ſtatt ſich ſogleich in den für Sie beſtimmten Pavillon zu begeben, in der Rennbahn langſam um den ganzen Platz herum, um auf dieſe Weiſe von Jedermann geſehen und begrüßt zu werden. Nun begann das Wettrennen. Von den vielen Pferden, welche Probe geritten hatten, waren nicht mehr als dreyzehn zuläſſig gefunden worden. Dieſe rannten in drey Abtheilungen dreymal um die Bahn. Dann unternahmen die drey Sieger einen vierten Lauf, worauf der Sieger der Sieger auf der Stelle aus den Händen eines der Unterſenatoren den Preis erhielt. Dieſer ſoll, dem Vernehmen nach, aus der geringen Summe von hundertundzwanzig Scudi beſtanden haben. Noch vor vierundzwanzig Uhr war das Feſt zu Ende; die Freude hatte alſo kaum dreyviertel Stunden gedauert. Dieſe Eile wird man im Auslande nicht begreifen können. Man beobachtet ſie hier, um noch vor Einbruch der Nacht das Volk zu zerſtreuen und ſomit jedem Exzeſſe, von welcher Art er auch ſeyn möge, vorzubeugen. Freylich hätte früher begonnen werden können; aber das wäre der Convenienz der höhern Klaſſen zuwider geweſen, welchen Niemand zumuthen kann, einer hundertjährigen Sitte, wenn auch nur für Einen Tag, zu entſagen und ſich vor dreyundzwanzig Uhr aus den vier Pfählen herauszubegeben. Was das Rennen betrifft, ſo ſtimmt darin Jedermann überein, daß die Jokeys (hier Fantini genannt), aus Liebe zur Selbſterhaltung, den Lauf der Pferde eher verzögert, als beſchleunigt haben. Uebrigens hatte dieß Vergnügen den Römern zu ſehr zugeſagt, als daß nicht ein ſpekulativer Kopf auf deſſen Wiederholung hätte bedacht ſeyn ſollen. Dieß that der Krämer Cartoni, Pächter des Theaters Argentina, Mitpächter des Theaters Valle, Pächter der Feuerwerke im Theater Correa, der Stiergefechte (Giostra) u. ſ. w., der allzeitfertige Unternehmer aller Dinge, die ins öffentliche Vergnügen einſchlagen. Ihm ward, für einen namhaften Pacht, die Erlaubniß ertheilt, vier andere Wettrennen zu halten. Dieſe begannen; doch fiel das erſte gleich ſo unglücklich aus, daß die übrigen unterſagt wurden. Ein neugieriger Prieſter hatte ſich, um das Ding recht genau anzuſehen, trotz der Warnung der Gensd'armen, ſo weit in die Rennbahn vorgedrängt, daß ihm eines der Pferde auf dem Leibe war, ehe er es gewahr ward und ſich zurückziehen konnte. Er ſtarb am folgenden Tage, ein Opfer der zu weit getriebenen Neugierde.

München, Oktober.

Unſere Bühne, der man gewiß nicht den Vorwurf machen kann, daß ſie, wie gewiſſe junge Modeſchmetterlinge, unerſättlich von Neuigkeit zu Neuigkeiten flattere, ſondern die vielmehr unter jene betagten Matronen gehört, die gern beym lieben Alten bleiben — unſere Bühne iſt vor Kurzem, zu Jedermanns Verwunderung, nach einer Unfruchtbarkeit, wie man ſie nur im alten Teſtamente antrifft, mit zwey neuen Sprößlingen geſegnet worden.

Der Erſtgeborne von dieſen war, wie gewöhnlich, weiblichen Geſchlechts: „Eliſene," ein Ballet von unſerm thätigen Balletmeiſter Horſchelt. Der Stoff dazu iſt dem bekannten Weißenthurnſchen Schauſpiel: „Der Wald bey Hermannſtadt," entnommen und im Ganzen ohne weſentliche Abänderung beybehalten worden. Wer die ſubtile Verwickelung: Dobroslaw, der Günſtling des Herzogs von Siebenbürgen, beauftragt, die Braut ſeines Gebieters, eine Prinzeſſin von Bulgarien, heimzuholen, läßt das Gefolge derſelben ermorden und will ſeine Schweſter an ihrer Stelle unterſchieben; wer ferner die noch ſubtilere Entwickelung, die größtentheils auf einer goldenen Kette mit dem Bildniſſe des Vaters der ächten Braut beruht: wer beydes kennt, wird die Schwierigkeit erkennen, eine ſo fein geſponnene Intrigue, die eigentlich blos durch eine umſtändliche Erzählung faßlich gemacht werden kann, durch Stumme, d. h. in einem pantomimiſchen Ballete, deutlich darſtellen zu laſſen. Hr. Horſchelt hat ſeinen Zweck mit Hülfe eines kleinen Programmes glücklich erreicht, und man darf dieſes pantomimiſche Ballet unbedenklich zu den vorzüglicheren Werken Horſchelts zählen, der ſowohl durch glückliche Wahl der Stoffe, als durch Reichthum der Erfindung und Mannichfaltigkeit in der Ausführung, in mehr als zwanzig Ballets und Divertiſſements den Ruhm ſeiner Meiſterſchaft begründet hat.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 276.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 18. November 1829.

Die Welt, die iſt ein Buch, ein Jeder eine Letter;
Die Länder ſind der Band, die Zeiten ſind die Blätter.

Logau.

Der Invalide.

Im Gartenplan vor der Schenke
Sizt der alte Invalid',
Erzählt von Schlachten und Siegen
Und ſingt manch heißes Lied.

Des Dorfes blühende Jugend
Umlagert ihn rings im Gras,
Die roſigen Mädchen füllen
Gar fleißig ihm das Glas.

Ein Kindlein auf ſeinem Schooße
Spielt ihm in Bart und Haar,
Mit ſeinem Stock und Säbel
Steht Wacht ein Knabenpaar.

Des Dorfes Schulmagiſter,
Der Kinder grimmer Tyrann,
Sein alter Spielkamerade,
Sizt neben dem Krückenmann.

Jezt ſtreift der Invalide
Den einen Aermel hinauf:
„Nun will ich euch was erzählen,
Nun, Kinder, horchet auf.“

Und näher rückt dem Greiſe
Aufhorchend der Knaben Schwarm:
O weh, was für böſe Schnörkel
Trägt eingebrannt dein Arm?

„Ich will die Zeichen euch löſen,
Schlimm ſind die Züge nicht,
Denn wer ſie verſteht, dem deuten
Sie die halbe Weltgeſchicht.“

„Am blühenden Strand der Loire
Wuchs ich zum Jüngling heran;
Da lächelte, wie ein Bräutchen,
Holdſelig das Glück mich an.

„Am blühenden Strand der Loire
Ward ein herrliches Mädchen mein;
Da ſchnitt in den Arm dieß Herzlein
Und unſre Namen ich ein.

„Da ſchien zu Paris der König
Mir gegen mich nur ein Wicht:
Zwar kannt' ich nur aus den Münzen
Sein gutes, rundes Geſicht.

„Oft fragt' ich, warum auf den blanken
Sein Kopf allein wohl ſteht?
Wie hätt' ich's damals errathen,
Daß ich ſey gar ein Prophet! —

„Einſt klang's und flammt' es im Thale
Von Feldruf und Waffenſchein,
Und jubelnde Schaaren brachen
Halbnackt und wild herein.

Digitized by Google

„Sie ſchwangen blutrothe Mützen
Auf hohen Lanzen empor,
Und jauchzten: Freyheit, Freyheit!
Im vollen rauhen Chor.

„Der Klang thät mir gefallen,
Ich trat in ihre Reih'n;
Sie brannten die flammende Mütze
Als Bundeszeichen mir ein. —

„Einſt trat vor unſere Schaaren
Ein Mann gar ernſt und bleich,
Er frug nicht, ob wir gehorchten,
Er gebot, wir folgten ſogleich!

„Er hielt einen ſtolzen Adler
In ſeiner kräftigen Hand,
Er rief mit donnernder Stimme:
Für Ruhm und Vaterland!

„Sein Ruf thät uns gefallen,
Wir folgten mit Jubelgeſchrey;
Oft mocht's uns dünken, als ob er
Wohl ſelbſt der Adler ſey.

„Der Aar that gute Flüge,
Er hielt nur kurze Raſt;
Auf Afrika's Pyramiden,
Auf Moskau's Czarenpallaſt;

„Zu Wien auf dem Stephansthurme,
Auf dem Vatikan zu Rom;
Am liebſten von Notre Dame
Sah er auf der Völker Strom.

„Bey Mörſerklang und Feldruf
Und Siegesflammenſchein,
~~Brannt' in den Arm den Adler~~
Mit glühendem Stahl ich ein.

„Der Aar that gute Flüge,
Zulezt entſchwand er dem Blick;
Und, ach, wir ſahn ihn nimmer,
Und nimmer kam er zurück! —

„Drauf drängten uns fremde Schaaren,
Sie ſtrömten Hord' auf Hord';
Ey, alte Bekannte aus Feldern
Von Süd und Oſt und Nord!

„Sie riefen: Friede, Frieden!
So riefen ſeit Jahren ſie ſchon,
Doch wie ſie ſonſt es riefen,
Klang's einen ganz anderen Ton.

„Rechtmäßigkeit und Frieden!
So riefen ſie All' im Verein,
Und brannten die Städte uns nieder,
Und ſtampften die Saaten uns ein.

„Sie ſchleuderten Friedenspalmen
Mit blutigen Schwertern empor,
Und krachende Kanonen
Spie'n weiße Lilien hervor!

„Solch eine glühende Blume
Fiel auf den Arm auch mir,
Und eingebrannt blieb ſeither
Das Zeichen der Lilie hier.

„So trag' ich auf meinem Arme
Die halbe Weltgeſchicht';
Herz, Mütze, Adler und Lilie,
Die geben mir treuen Bericht.

„Die Mütze iſt längſt zerriſſen,
Der Aar flog in's Sonnenlicht;
Einſt welken auch die Lilien,
So wie dieß Herz einſt bricht.

„Ich ſetze meinen König
Zu meinem Erben ein,
Und dieſer Arm mit den Schnörkeln,
Der ſoll ſein Erbſtück ſeyn.

„In ein vergüldetes Käſtlein
Leg' er den Arm ſodann,
Wie jener alte König
Mit den Liedern Homer's gethan.

„Der las des Tages mind'ſtens
Ein Verslein, einen Spruch;
So leſ' auch mein König fleißig
In meinem Hiſtorienbuch. —

„Nun, Pädagog', was ſagt ihr
Zu dieſer Weltgeſchicht?"
Der meynt: „„In usum Delphini
Wär' ſie ſo übel nicht.""

A. Grün.

Der Gadmen.

(Fortſetzung.)

Die Schweiz war in unſelige Faktionen zerriſſen. Treu den alten Sitten und Gebräuchen, ſtieß ein großer Theil der Eidgenoſſen unwillig die Freyheit zurück, die ihnen auf der Spitze des Schwerts geboten wurde. Ein anderer Theil ergriff ſie begierig, um entweder zur Gleichheit der Rechte zu gelangen, oder ſich von einem drückenden Unterthanenverhältniß zu befreyen. Freyheitsbäume wurden gepflanzt und niedergeriſſen, um ſie her floß Bürgerblut. In dieſen Tagen des Unglücks zog eine wohlbewaffnete Schaar von etwa zweyhundert Mann den Gotthard herab, in das Berner Oberland; ſie kamen von den Ufern der Adda. An ihrer Spitze ging ein finſter blicken-

. J. G. Cotta'ſchen Buchhan…

der Mann von mehr als mittlerem Alter; ein großer Schnurrbart beſchattete die ſtark gefurchten Züge; unter dicken Augenbraunen blizten, aus tiefen Höhlen, ein Paar feurige Augen hervor, die den ſonſt ſtarren Zügen einen Ausdruck wilder Lebendigkeit gaben; die ſchwarzen Haare, ins Graue ſpielend, hingen in ungeordneten Locken über Geſicht und Nacken herab; er trug eine Doppelflinte über der Schulter, ein breites Jagdmeſſer hing an ſeiner Seite; im Gürtel führte er Dolch und Piſtolen. An ſeiner Seite ſchritt ein hochgewachſener Jüngling, deſſen freundliche Züge und einnehmende Geſtalt, obwohl Blick und Haltung feſten Muth ausſprachen, mit dem finſtern Ausſehen ſeines Gefährten einen ſeltſamen Kontraſt bildeten. In der Mitte des Haufens flatterte eine dreyfarbige Fahne.

Sie zogen unter dem Rufe: „Es lebe die Konſtitution!“ in ein Dorf ein. Die Einwohner, mehr neugierig als theilnehmend, ſtanden unter der Thüre oder blickten aus den Fenſtern. Sie hörten den Ruf und wiederholten ihn nicht. Wenige, deren Aeußeres eben nicht Wohlſtand verrieth, ſchloßen ſich einſtimmend an die Schaar der Fremden an. „Du ſiehſt, Guilielmo,“ ſprach der Jüngling zu dem finſtern Manne, „daß die Freyheit, welche Du auf dieſen Boden verpflanzen willſt, hier nicht heimiſch iſt. Dieſes Volk hält an ſeinen alten Sitten und Gewohnheiten, bey denen es ſich wohl befunden hat.“ — „Sind ſie nicht Unterthanen der Oligarchen zu Bern, ſtatt freye Männer zu ſeyn?“ erwiederte Guilielmo mit gerunzelter Stirne. „Ja,“ verſezte Antonio, „aber ſie wurden väterlich regiert, und mehr verlangen dieſe ſchlichten Menſchen nicht.“ — „Haben ſie keinen Sinn für die Freyheit, ſo muß er ihnen eingeimpft werden,“ entgegnete Guilielmo bitter; „die Zeit wird das Uebrige thun.“ Antonio ſchüttelte den Kopf und ſchwieg.

Bald war, auf Guilielmos Befehl, der Freyheitsbaum gepflanzt und die Konſtitution ausgerufen. Die meiſten Einwohner ſtrömten neugierig herbey, ohne an der Ceremonie Theil zu nehmen. Viele ſchüttelten heimlich den Kopf und fragten ſich untereinander: „Was iſt die Konſtitution?“ — „Das iſt das hölliſche Büchlein,“ belehrte ſie einer, „welches die hochwürdigen Herrn in den Bann gethan haben.“ Als ſie dieſes hörten, kehrten die Meiſten in ihre Wohnungen zurück. „Antonio!“ ſagte der Anführer, „Du bleibſt hier mit fünfzig Männern; ich will die Fahne der Freyheit weiter tragen.“ — „Siehſt Du nicht,“ erwiederte der Jüngling, „wie wenig empfänglich dieſes Volk für Deine Freyheit iſt? Laß uns über den Gotthard zurückkehren.“ — „Du haſt Dich verpflichtet, mir zu folgen,“ entgegnete Guilielmo mit Ernſt; „ſey nicht der Erſte, der das Beyſpiel des Ungehorſams gibt, Du, auf den ich das meiſte Vertrauen ſetze.“ — „Ich weiß nicht,“ verſezte Antonio, „welcher böſe Dämon mich verleitet hat, an Deinem raſenden Beginnen Theil zu nehmen; aber eine unerklärliche Gewalt zieht mich zu Dir hin und zwingt mich, gegen mein beſſeres Wiſſen, Dein Geſchick zu theilen.“ — „Das iſt die Stimme der Natur, die aus Dir ſpricht,“ ſagte Guilielmo ſichtbar bewegt. „Bald ſollſt Du erfahren, welche Bande Dich an mich knüpfen.“ Er umarmte den Jüngling und trat, finſter ſchweigend, an die Spitze der abziehenden Schaar.

Antonio ſtellte Poſten aus, vertheilte ſeine übrigen Leute in einige Häuſer und ſtreckte ſich ermüdet auf einem Strohlager nieder. Verwirrte Träume, Bilder einer aufgeregten Phantaſie, umgaukelten ihn. Er war im Geiſt auf die Klippe verſezt, wo ſein Dolch Elſi's Vater getroffen hatte. Guilielmo ſtand hinter ihm, blickte ſchaudernd in die Gewäſſer des Gadmen und rief ſchmerzlich aus: „Unglücklicher, ſo mußteſt Du enden!“ Da legte ſich plötzlich eine ſchwere Hand von hinten auf Guilielmo's Schulter; entſezt wendet er ſich und der Ermordete ſteht lebend vor ihm. „Du lebſt, Knoni!“ ruft er, halb freudig, halb erſchrocken aus. „Ich lebe,“ erwiderte Knoni mit klangloſer Stimme, „ich lebe, Dich zu verderben.“ Er ſchweigt und deutet mit ausgeſtrecktem Finger ſtumm auf die brauſenden Fluthen des Gadmen. Da erhebt ſich ein blutendes Haupt aus den Gewäſſern und ruft grinſend: „Herab, herab, ihr Alle, euer naſſes Grab iſt bereitet!“ Eine Rieſenhand ſtreckt ſich nach ihnen aus, ſie über die Klippen hinab in den Strom zu ziehen. Da ſchwebt eine liebliche Engelsgeſtalt über die Felſen daher; ſie hat Elſi's freundliches Geſicht. Das blutige Haupt und der rieſige Arm verſchwinden, und die Feinde liegen ſich verſöhnt in den Armen.

Ein heller Schein blendete die Augen des Schlafenden. Raſch will er aus dem leiſen Schlafe des wachſamen Kriegers auffahren; aber kräftige Fäuſte halten ihn auf dem Lager zurück. Die ſchwache Flamme des Waldfeuers zeigt ihm ſeine Gefährten entwaffnet und gefangen. Vor ihm ſtand ein Mönch, eine hohe Figur, von der wechſelnden Flamme ſeltſam beleuchtet; er trug ein Wehrgehänge über ſeiner Ordenstracht und führte eine lange Flinte in der Hand. In tiefem Tone ſprach er zu Antonio: „Das Reich der Gottloſen iſt zu Ende; der Baum der Sünde und des Frevels ſoll umgehauen und mit Feuer verbrannt werden.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

An Brücken wird es bald in Paris nicht mehr fehlen. Seit Kurzem ſind zu den beſtehenden drey neue hinzugekommen; zwey derſelben, da ſie nur über einen Arm der Seine gebaut ſind, gehören freylich nicht zu den größten; eine derſelben iſt blos deßwegen merkwürdig, weil ſie die erſte Hängebrücke iſt, die in Paris angelegt worden iſt. Sie verbindet den ſeit Jahrhunderten zu Hinrichtungen gebrauchten Grèveplatz, auf welchem auch das Hôtel de ville oder Rathhaus

ſteht, mit der Notre Dame-Inſel, auf welcher die alte Kathedralkirche dieſes Namens gebaut iſt; es iſt eine ſchmale Brücke mit einer Pforte in der Mitte, von deren Höhe herab bis zu den beyderſeitigen Ufern Ketten, oder eigentlich aneinander gefügte eiſerne Stäbe in ſanften Krümmungen herabgehen; an dieſen Ketten ſind dann ſenkrecht hinuntergehende eiſerne Stäbe befeſtigt, die unten mit Querſtäben und Querbalken verbunden ſind, auf denen die Bretter liegen, die den Boden der Brücke ausmachen. Natürlich iſt dieſe ſchmale Brücke blos für Fußgänger; von weitem geſehen, nimmt ſie ſich etwas mager aus, und Kunſtfreunde hätten hier lieber eine breite und ſchöne Brücke geſehen, die mit den ältern und mit einem ſo großen Platze, als der Grèveplatz, beſſer übereinſtimmte. Allein man hat ſparen wollen; zudem iſt die Unternehmung dieſer Brücke keine vom Staate befohlene, ſondern das Werk einer Geſellſchaft, die ſich anheiſchig gemacht hat, mehrere fehlende Brücken in Paris anzulegen, unter der Bedingung, daß ſie eine lange Reihe von Jahren hindurch das Wegegeld von dieſen Brücken beziehen dürfe. Dieſelbe Geſellſchaft legt nun am untern Ausgange der Seine aus der Stadt eine große Hängebrücke an, wodurch die vor einigen Jahren mißrathene erſetzt werden ſoll. Man wird ſich noch erinnern, welches Aufſehen jener erſte Verſuch erregte. Man hatte mit vielen Koſten zwey große Pyramiden auf den beyden Seineufern aus Quaderſteinen errichtet, um daran die Ketten zu befeſtigen, auf welche die Brücke gelegt werden ſollte; als nun aber die ſchweren Ketten geſpannt wurden, gab die eine Pyramide nach, und weg war die Hoffnung, an ſo ſchwachen Stützen eine ungeheuer ſchwere Kette auszuſpannen. Man gab dem Baumeiſter Navier die Schuld; dieſer aber hat wenigſtens ein Halbdutzend Aufſätze in den Zeitungen geſchrieben, um die Schuld von ſich abzuſchieben und zu beweiſen, daß er Alles wohl berechnet hatte. Allein die Pyramide iſt doch gewichen, und die Unternehmer haben es nicht für gut erachtet, mit demſelben Baumeiſter einen neuen Verſuch zu wagen. Seitdem mag man auch in dem Anlegen der Hängebrücken, worin man in Frankreich keine Erfahrung erworben hatte, etwas geſchickter geworden ſeyn; wenigſtens iſt dießmal von keinem Unfalle die Rede geweſen; die Brücke am Grèveplatze beſteht ſchon ſeit einem Jahre, und ich habe weiter keine Aenderung daran bemerkt, als daß man den rothen Anſtrich des Eiſens mit einem grünen vertauſcht hat; wahrſcheinlich hat die Erfahrung gelehrt, daß letzterer das Eiſen beſſer erhält, als erſterer. Die größere Hängebrücke am Austritte der Seine aus Paris wird erſt im Monat November dem Publikum geöffnet werden, und wahrſcheinlich wird dieſe eben ſo feſt und dauerhaft ſeyn, als die kleine am Grèveplatze. Was ſind aber alle dieſe Brücken gegen die alte, unter dem Namen Pont-neuf bekannte Hauptbrücke in Paris, die nun bereits ſeit fünf bis ſechs Jahrhunderten die beyden Seineufer mitten in der Stadt miteinander verbindet, und worüber den Tag hindurch beſtändig tauſende von Menſchen einherwandeln, und zwanzig Fuhrwerke jedweder Art hin und her fahren. Solch eine Brücke iſt ſeit dem Mittelalter in Paris nicht wieder gebaut worden, und wahrſcheinlich wird ſie auch noch Jahrhunderte lang die erſte und Hauptbrücke dieſer Königsſtadt ſeyn.

(Die Fortſetzung folgt.)

München, Oktober.

(Fortſetzung.)

Man glaubte hier, dieſem neuen Ballet den Vorwurf machen zu können, daß es durch allzu viele Pantomime unterbrochen werde; allein wir finden darin gerade einen Vorzug deſſelben vor dem gewöhnlichen franzöſiſchen Ballet, das, von Anfang bis zu Ende mit Tanz überfüllt, natürlich in Wiederholungen verfallen und den Zuſchauer, der in nur geringen pantomimiſchen Zwiſchenräumen einen kurzen Ruhepunkt findet, ermüden muß. Hat man doch bey der deutſchen und franzöſiſchen Oper in der Unterbrechung der Muſikſtücke durch Dialog eine glücklichere Einrichtung gefunden, als bey der italieniſchen, welche durch die ewige Wiederkehr des Rezitativs und die ununterbrochene Muſik die Aufmerkſamkeit zu ſehr in Anſpruch nimmt und zuletzt ermüdet, und das nicht mit Unrecht, da wir Deutſche es uns zum Grundſatz gemacht haben, für unſer Geld etwas haben zu wollen, und daher bey theuren Gaſtmahlen keine Speiſe unbenaſcht vorbeygehen laſſen, und im Theater mit einer unerſättlichen Geduld aufpaſſen, damit uns weder in Handlung, noch in Muſik das Geringſte ungenoſſen entſchlüpfe. Die Italiener ſind auf Genuß bey weitem nicht ſo erpicht und betrachten das Rezitativ, die minder wichtigen Geſangſtücke und die Handlung überhaupt als Zwiſchenakte, in denen man mit Gemächlichkeit in einer ordentlichen Converſation wieder Athem ſchöpft. Nur bey den Glanzpunkten der Oper wendet das italieniſche Publikum der Bühne wieder Geſicht und Aufmerkſamkeit zu. Wenn wir nun ſo ein proſaiſches Intermezzo in der Oper für die Behaglichkeit unſers Ohrenſchmauſes ſo zweckdienlich finden, warum ſollten wir uns nicht auch im Ballete der durch dazwiſchentretende Pantomime gegebenen Ruhepunkte für unſer Auge erfreuen? Ich ſehe in dieſer Einrichtung ſogar den Weg zu einem eigentlich deutſchen Ballete, wozu Horſchelt, beſonders durch ſeine volle Benutzung deutſcher Mährchenſtoffe, wie in ſeinem Berggeiſt, einen vielverſprechenden Anfang gemacht hat.

Der erſte Akt unſerer Eliſene beſteht ganz aus Pantomime; er enthält die ſehr ſchwierige Einleitung. Das Gefolge der Prinzeſſin wird überfallen, ermordet und in Waldſchluchten hinabgeſtürzt, der Kanzler der Prinzeſſin wird in einem Bergſtrome von einem Fiſcher aufgefangen und gerettet. Der verrätheriſche Dobroslaw nöthigt Eliſenen, mit ſeiner Schweſter Gewand und Rolle zu tauſchen, und überläßt ſie zweyen ſeiner Raubgeſellen zur Ermordung. Dieſe, menſchlicher Rührung zugänglicher, als ihr Gebieter, ſchonen des Lebens der unglücklichen Fürſtin, die in der Hütte eines Landmanns gaſtliche Aufnahme findet. Im zweyten Akte finden wir Eliſenen unter den Bewohnern eines Dorfes, die durch die Ankunft des Herzogs von Siebenbürgen, welcher bis hierher ſeiner Braut entgegengeeilt iſt, überraſcht ſind, in der Schnelligkeit einige ländliche Feſte veranſtalten. Dieſe Gelegenheit benutzte Horſchelt, uns einen ungariſchen Nationaltanz vorzuführen, der in einem glänzenden Reichthum von Figuren und maleriſchen Gruppirungen ganz die wilde Gluth und den kriegeriſchen Stolz des feurigen Magyarenvolkes athmet, das, mit dem heißen Blute ſeiner kriegeriſchen Vorfahren in den Adern, noch mit dem Säbel an der Seite mitten im Frieden ſein Feld beſtellt. Wenn der Tanz im Verfolgen und Fliehen und in der endlichen Vereinigung ſeiner Geſtalten eine ſymboliſche Feyer der Liebe zwiſchen den Geſchlechtern iſt, ſo erſcheint die Liebe jenes kühnen und heftigen Volkes faſt als ein in Begeiſterung trunkenen Muthes verſuchter Sturm, und der Tanz ſelbſt als ein wüthendes Gefecht von Mann an Mann. Das heiße Magyarenblut ſchien, im Tanz erhitzt, noch glühender zu rollen, die Fröhlichkeit wurde zur wild-aufjauchzenden Luſt, die Geſtalten verſchlangen ſich in immer heftigern und tobenderen Wendungen, die Figuren wurden zu einem Brillantfeuerwerk voll blitzender, durcheinander fahrender Flammen, die ſich mit einem Schlage in einer gewaltigen Exploſion endigten. (Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 277.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 19. November 1829.

— Im Kampf mit Gefahr
Erhebt ſich, wie machtvoll zur Sonne der Aar,
Der Geiſt aus kerkernden Schranken.

Matthiſſon.

Die Beſteigung des Elbrus, des höchſten Gipfels des Kaukaſus.

Der folgende Brief des Reiſenden Kupffer an den Akademiker Arago ward in der lezten Septemberſitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris vorgelegt, und es ſind davon fehlerhafte Erzählungen in die Tageblätter übergegangen, die am beſten durch ſeine vollſtändige Bekanntmachung berichtigt werden.

* * *

Mein Herr, ich hatte Ihnen vor nicht langer Zeit meine Abſicht gemeldet, mich einem Militärzug anzuſchließen, den der General Emanuel dieſen Sommer in die Umgegend vom Elbrus (Elbrouts) vorzunehmen gedachte. Dieſer Zug hat im Monat Julius ſtattgefunden, und wir haben nicht nur den merkwürdigſten Theil vom Kaukaſus beſucht, den vor uns Niemand betreten hatte, ſondern wir waren auch ſo glücklich, den Elbrus zu beſteigen, der gegen eintauſend Fuß höher als der Montblanc iſt, und den bisher ſelbſt die Landeseinwohner für unerſteiglich hielten.

Verſchiedene Reiſende, welche über die Umgebungen des Elbrus Nachrichten geſammelt haben, behaupten, er ſey von Sumpfland umringt. Der General Emanuel ward auf ſeinen ſiegreichen Zügen gegen die Caratchai, eine Tſcherkeſſen-Völkerſchaft, deren Wohnſitz dem Elbrus am nächſten gelegen iſt, von der Unrichtigkeit dieſer Angabe überzeugt, und faßte hierauf den Entſchluß, die Gegend zu beſuchen und ſich dabey durch einige gelehrte Naturforſcher begleiten zu laſſen, um die noch völlig unbekannten geologiſchen Verhältniſſe zu unterſuchen und die Höhe des Elbrus zu beſtimmen, wofern ſeine Beſteigung möglich wäre. Die Akademie der Wiſſenſchaften in St. Petersburg, an welche der General ſich deßhalb gewendet hatte, ergriff begierig die ſchöne Gelegenheit zu Erweiterung unſerer geographiſchen und phyſikaliſchen Kenntniſſe. Sie übertrug mir die Leitung der Arbeiten und ordnete mir für die Zoologie den Herrn Menetrier, für die Botanik den Herrn Meyer von Dorpat, und für phyſiſche Beobachtungen den Herrn Zenz bey. Nachdem wir uns bey den Thermalquellen von Konſtantinogorsk, als dem vom General bezeichneten Verſammlungsort der Reiſegeſellſchaft, eingefunden hatten, ſtiegen wir am 8ten Julius Nachmittags zu Pferde. Obgleich gegenwärtig die meiſten Tſcherkeſſen-Völker, die den Kaukaſus bewohnen, dem ruſſiſchen Scepter unterworfen ſind, ſo darf man ſich doch in dieſes Bergland nur unter ſicherem Geleite wagen. Unſere Bedeckung beſtand aus ſechshundert Mann Infanterie, dreyhundert und fünfzig Koſaken, zwey Kanonen, ſechs Kameelen für den Transport der Zelte; mehrere mit Ochſen beſpannte zweyrädrige Wagen folgten uns mit dem Gepäcke. Nachdem etliche Meilen zurückgelegt waren, wurde ein Platz ausgewählt, der Waſſer, Holz und gute Weide für die Pferde darbot, um das Lager aufzuſchlagen; die Anhöhen ringsherum wurden mit Schild-

Digitized by Google

machen beſezt, und man lagerte ſich auf dem Raſen. Dieſes Nomadenleben haben wir einen Monat lang geführt, und während dieſer ganzen Zeit bekamen wir weder eine menſchliche Wohnung noch irgend ein bebautes Stück Land zu ſehen. Der wiederholten friedlichen Zuſicherungen von unſerer Seite ungeachtet, wurden von den Tſcherkeſſen-Wegweiſern immer nur ſolche Wege eingeſchlagen, die ihre Wohnſitze unberührt ließen. Erſt gegen Ende des Zugs trafen wir auf einige Schaafheerden, welche nebſt den Pferden den Hauptreichthum dieſer Völkerſchaften ausmachen. Nach zwölf Tagmärſchen und auf mancherley Umwegen gelangten wir an den Fuß des Elbrus, wo wir dann unſer Lager an den Ufern der Malka aufſchlugen, deren Quellen, am Fuße dieſes Gebirges befindlich ſind. Tags darauf, am 21ten Julius, (neuen Styls) beſtieg der General eine der Anhöhen um unſer Lager, in der Abſicht, den Weg auszumitteln, welchen wir zum Behuf der Erſteigung des Berges einzuſchlagen hätten. Gleich nach ſeiner Rückkehr verſammelte er die Koſaken und Tſcherkeſſen, welche uns begleiten ſollten, und verhieß denjenigen, die zuerſt den Gipfel erreichen würden, anſehnliche Belohnungen. Um zehn Uhr Vormittags verließen wir unſere Lagerſtätte; nachdem wir über die Malka geſetzt hatten, mußten ſehr bald unſere Pferde zurückgeſandt werden, indem wir über Steintrümmer zu wandern hatten, wo man nur zu Fuß fortkommen konnte, indem man von Felsblock zu Felsblock klimmte oder ſprang. Die Infanteriſten und Koſacken unſeres Gefolges waren mit den Geräthſchaften und einem kleinen Holzvorrath beladen, damit wir uns Nachts wärmen könnten; nach ſechs Stunden Weges, das heißt um vier Uhr, hatten wir die Schneegrenze erreicht.

Die Centralkette des Kaukaſus beſteht einzig aus Porphyr. Denken Sie ſich ein Plateau von acht bis zehntauſend Fuß Erhöhung, welches, in der Richtung von Oſt nach Weſt ſtreichend, durch enge und tiefe Thalgründe nach allen Seiten zerriſſen, und der Länge nach von einem Felſenkamm durchzogen iſt, deſſen ſteile Gipfel von maleriſchen Formen mit ewigem Schnee bedeckt ſind; denken Sie ſich ungefähr mitten auf dieſer langen Kammgräte eine ſehr breite, aber nicht tiefe Aushöhlung, aus deren Mitte ſich ein kühner Kegel erhebt, von dem man glauben könnte, er beſtehe aus lauter Schnee, käme nicht hin und wieder ſein Felſengerippe zu Tag; dieß iſt der Elbrus, deſſen Höhe die aller umliegenden Berge bey 3 bis 4000 Fuß übertrifft. Wir brachten die Nacht am Fuß dieſes Kegels in einer kleinen Vertiefung zu, die von gewaltigen Blöcken eines ſchwarzen, weißgefleckten Porphyrs einigermaßen geſchüzt war; von Vegetation war kaum eine Spur in ſparſam den Fels überziehenden Flechten ſichtbar. Am folgenden Morgen, 22. Juli, machten wir uns um 3 Uhr früh auf den Weg. Der Thermometer war bis zum Gefrierpunkt gefallen, der Himmel ſtellte ſich vollkommen hell dar, was in dieſen Gegenden nur ſelten der Fall zu ſeyn ſcheint, denn auf unſerer ganzen Reiſe haben wir die Centralkette beynahe immer in Nebel gehüllt geſehen. Nach einer Viertelſtunde befanden wir uns auf Schneeboden. Anfänglich war der Abhang nicht ſehr ſteil und mittelſt eiſenbeſchlagener Alpenſtöcke ſtiegen wir ihn ziemlich leicht hinan; bald aber ward das Steigen dermaßen ſchwierig, daß wir Stufen in den Schnee graben mußten, der noch feſt genug war, um uns zu tragen.

Die Erſcheinungen, welche in dieſen Höhen vor die Phantaſie des Reiſenden treten, ſind allzu bekannt, als daß ich ſie hier ſchildern ſollte. Es verſteht ſich, daß bey einem erſten Verſuche, wo man zum voraus nicht weiß, ob man den Gipfel zu erreichen und da etliche Stunden zu verweilen im Stande ſeyn wird, nur wenige Werkzeuge mitgeführt werden können. Wir waren auf einen Barometer, einen Thermometer und einen Apparat für Ausmitteinng der Stärke des Erdmagnetismus beſchränkt, von welch lezterem wir wenig Gebrauch machen konnten. Wer immer große Höhen erſtiegen hat, der weiß, wie entkräftend die Müdigkeit iſt, welche man der dünnen Luft wegen erleidet; nach jedem Schritte beynahe muß man ausruhen; unſere Augen waren entzündet, Geſicht und Lippen brennend heiß, ſo daß wir nach der Rückkehr mehrere Tage bedurften, um uns zu erholen. Allerdings wurden wir dafür reichlich belohnt durch die Fernſicht über das Thal, als die Sonne die Wolken zertheilt hatte und das Himmelsgewölbe in tief dunkelblauer Farbe ſich hell und klar darſtellte.

Gegen den Gipfel hin beſteht der Elbrus aus einer Art nackter Felſen, die gewiſſermaßen eine Treppe bilden, wodurch das Anſteigen ausnehmend erleichtert wird. Die Herren Menetrier, Meyer, Bernadazzi (ein gegenwärtig bey den Thermalquellen ſich aufhaltender Architekt, der unſer Begleiter bey allen Ausflügen geweſen iſt) und ich ſelbſt fühlten uns dermaßen erſchöpft, daß wir den Entſchluß faßten, etliche Stunden auszuruhen, um alsdann neu geſtärkt den Weg fortzuſetzen; inzwiſchen aber ward durch die ſenkrecht auf ſeine Fläche niederfallenden Sonnenſtrahlen der Schnee dermaßen erweicht, daß bey verzögerter Rückkehr wir Gefahr liefen, in Abgründe zu ſtürzen, die der gefrorne Schnee nur mit einer leichten Decke überzog. Herr Lenz, welcher ohne Aufenthalt weiter gewandert war, erreichte die lezte Stufe der Felſen, von denen ich ſprach. Vom Gipfel ſah er ſich nur noch durch ein Schneefeld getrennt. Die nämlichen Gründe, welche uns zur Rückkehr beſtimmten, hielten auch ihn vom weiteren Vorſchreiten ab, und von fünfzehn bis zwanzig Perſonen (die Koſaken und Tſcherkeſſen, welche uns begleiteten, mitgerechnet), welche die Beſteigung verſucht hatten, gelang es nur einem Einzigen den Gipfel zu erreichen: es war dieſes ein Tſcherkeſſe, Namens Krillar,

Digitized by Google

der den Weg früher angetreten und den Morgenfroſt beſſer benutzt hatte.

Unſere Tſcherkeſſen, die zur Rückkehr mahnten, hatten wahrgeſprochen: das Niederſteigen war überaus beſchwerlich; wir ſanken mit jedem Schritte ein; man durfte nur mit der größten Behutſamkeit vorſchreiten, um die Stellen ausfindig zu machen, wo der Schnee noch feſt genug war, uns zu tragen; jeden Augenblick drohte die Gefahr des Verſinkens. Um ſieben Uhr Abends trafen wir, auf kürzerm Weg als der geſtrige geweſen war, in unſerm Lager am Ufer der Malka ein.

Herr Zenz, welcher die barometriſchen und thermometriſchen Beobachtungen übernommen hatte, fand folgende Höhen:

Erhöhung der Thermalwaſſer von Konſtantinogorß . . .	1,500	franz. Fuß.
" " " Schneegrenze . . .	10,400	" "
" " " erſten Felſenſtation .	13,600	" "
" " " Station des Herrn Zenz	14,800	" "

Die Vergleichung der Erhöhung der oberhalb der Station des Herrn Zenz gelegenen Bergſpitzen, mit der Erhöhung dieſer letzteren Station über der erſten Felſenſtation, welche mit einer guten mikrometriſchen Lunette angeſtellt wurde, ließ uns jene auf 600 Fuß berechnen, ſo daß die Geſammthöhe des Elbrus auf 15,400 Fuß angeſchlagen werden darf. Die Temperatur der Luft war bei der Schneegrenze 9°, 6 R.; bei der Station des Herrn Zenz 1°, 5, während ſie bei den Thermalwaſſern in der Stunde der erſten Beobachtung 23°, und in der Stunde der zweiten 24° R. betrug. Die erſte dieſer Beobachtungen gibt 680 Fuß Unterſchied des Niveau für jeden Octogeſimal-Grad, die zweite nur 630.

Eines der bedeutendſten Ergebniſſe, die wir auf unſerer Reiſe erhalten zu haben glauben, bezieht ſich auf die Abnahme der Intenſität des Erdmagnetismus nach der Höhe. Sehr genaue, mit einer Nadel für die Tages-Variationen von Gambey angeſtellte Beobachtungen haben uns eine Abnahme von 0'', 01 auf 24'' für jede Tauſend Fuß Erhöhung gezeigt. Das Reſultat trifft zuſammen mit demjenigen, welches Gay Luſſac auf ſeiner äroſtatiſchen Fahrt erhalten hatte. Es iſt dies Reſultat um ſo merkwürdiger, weil es mit der Hypotheſe eines magnetiſchen Kerns im Mittelpunkt der Erde unvereinbar iſt. Dieſe Hypotheſe giebt eine ungleich geringere Abnahme.

Bey den Thermalquellen des Kaukaſus, am 29. Juli (10. Auguſt) 1829.

Der Gadmen.

(Fortſetzung.)

Der Mönch, der an der Spitze eines fanatiſchen Haufens ſtand, hatte, von Einwohnern des Dorfes geführt, Antonio's Poſten überrumpelt und den größten Theil ſeiner Schaar gefangen genommen. Die meiſten Bewohner des Orts ſchloſſen ſich jetzt lärmend an ihn und die Seinigen an. „Nieder mit dem hölliſchen Baum!" ertönte es aus Aller Munde. Der Mönch gebot Stille, legte Flinte und Wehrgehäng ab und zog ein Crucifix aus ſeinem Buſen. Die Landleute entblößten fromm ihre Häupter und knieten auf die Erde nieder. Hierauf begann der Mönch mit gewaltiger Stimme eine Art Predigt, welche die Zuhörer unter großer Andacht und zum Theil mit Thränen vernahmen. Als er geendigt hatte, ſagte er: „Laßt uns jezt zur Vernichtung dieſes hölliſchen Baumes ſchreiten! Wer ein wahrer Gläubiger iſt, lege die Hand an." Der ganze Haufen ſtrömte tumultuariſch an den Freiheitsbaum. „Halt!" rief plötzlich eine Stimme dazwiſchen. „Die ihn gepflanzt haben, ſollen zuerſt die Axt an ihn legen." Der Vorſchlag fand allgemeinen Beyfall. Die Gefangenen wurden herbeygeführt, und ein Landmann bot Antonio eine Axt dar. Er ſtieß ſie ſchweigend zurück. „Nieder, nieder mit ihm!" tönte es aus dem fanatiſchen Haufen. „Kennſt Du mich?" fragte der Mönch bedeutungsvoll und trat vor den Gefangenen. „Ich ſah Dich auf dem Gotthard," erwiederte der Jüngling mit Ruhe. „Ja," ſagte der Mönch mit furchtbarem Ernſt, „ich bin der Pater Cyrillo, den der Herr berufen hat, das Heiligthum zu reinigen, das die Abtrünnigen geſchändet haben, und dießmal wirſt Du mir nicht entgehen." Zum zweytenmale bot ihm der Landmann die Axt dar. Der Jüngling ſtreckte keine Hand aus, ſie zu empfangen. „Nieder, nieder mit ihm!" brüllte der ganze Haufen. Ruhig ſtand Antonio; der Landmann ſchwang die Axt über ſeinem Haupte. Er beugte es nicht und blickte ihm feſt in die Augen. „Halt!" rief der Mönch; „er ſoll nicht alſo dahin fahren in ſeinen Sünden. Thue unſern Willen, oder Du mußt ſterben," wendete er ſich an den Jüngling. Antonio warf einen Blick der Verachtung auf ihn und ſchwieg. Drohend erhob der Landmann die Axt und ſah den Mönch mit fragenden Blicken an, ſtets bereit, ſie auf das Haupt des Gefangenen fallen zu laſſen. In dieſem Augenblicke fielen mehrere Schüſſe. Einzelne Flüchtlinge ſtürzten in den Kreis. Das Dorf war von Guilielmo's rückkehrender Schaar umringt; der Haufen ſtiebte auseinander. Raſch, durch die Verwirrung begünſtigt, ergriffen die Gefangenen wieder ihre Waffen; die Flucht der Ueberraſchten wurde allgemein; Antonio packte den Mönch an der Bruſt und hielt ihn feſt; mehrere andere wurden ergriffen. „Prieſter," ſagte Guilielmo, in den Kreis tretend, und betrachtete den Mönch mit finſtern Blicken, „wer gab Dir das Schwerdt in die Hand?" — „Die heilige Kirche, um ſie zu rächen an ihren Widerſachern und Verächtern," erwiederte der Mönch unerſchrocken. „Wer das Schwerdt führt, ſoll durch das Schwerdt umkommen!"

Digitized by Google

entgegnete Guilielmo mit furchtbarem Ernſt. Der Mönch ſchlug ein Kreuz, blickte feſt und ruhig ſeinem Gegner in die Augen und murmelte ein Gebet vor ſich hin. „Willſt Du dich an dieſem Fanatiker vergreifen?“ fragte Antonio. „Ich bewundere ihn,“ erwiderte Guilielmo mit Würde; „ſolcher Muth wäre werth, einer beſſeren Sache zu dienen.“

Die ganze Schaar ſezte ſich in Bewegung und zog rückwärts gegen die Gebirge; die Gefangenen führte ſie in ihrer Mitte. — „Du haſt deinen Irrthum eingeſehen und Deinen Entſchluß geändert?“ fragte, freudig überraſcht, Antonio. — „Bald wirſt Du ſehen“, antwortete Guilielmo ausweichend. Als ſie den Gotthard hinaufſtiegen, gewahrten ſie einzelne bewaffnete Haufen, die ſich bei ihrer Annäherung von Höhe zu Höhe zurückzogen. Guilielmo ordnete ſeine Schaar zum Angriff. Ein Engpaß und die Felſen umher waren von den Feinden beſezt. In Maſſe drang Guilielmo vor, um ſich mitten durch den feindlichen Haufen einen Weg zu bahnen. Schon hatte er ihn durchbrochen und beinahe die Höhe erreicht, als ſich ihm eine neue Schaar entgegen ſtellte. Entſchloſſen ſtürzte er auf ſie los — da faßte er ihren Anführer ins Geſicht und taumelte erſchrocken zurück. „Ich bins“! rief dieſer mit furchtbarer Stimme, „vom Grabe erſtanden!“ In einem Augenblicke waren Guilielmo und Antonio entwaffnet und gefangen; ihr Haufen floh auseinander.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, Oktober.

(Fortſezung.)

Dem ungariſchen Volkstanze ſtellte ſich im dritten Akte bey der Vermählungsfeyerlichkeit des Herzogs ein Tanz der höhern Stände gegenüber, in welchem die wilde Begeiſterung der Luſt jenes, wenn ich ſo ſagen darf, bacchantiſchen Taumels, von dem Zauber des Anſtandes gebändigt, ſich wie ein raſcher Strom zwiſchen gefälligen Uferwindungen bewegte. Die ungeſtüme Luſt erſchien hier als feurige Beweglichkeit, der ſtürmiſche Uebermuth ward zum kräftigen Ausdruck männlichen Stolzes, die kecke Verwirrung zu reizend verſchlungenen Figuren, der Lärm eines tobenden Gefechtes gleichſam zum anmuthigen Turnier; kurz, *Horſchelt* erhob ſich durch das Ganze zum Dichter, er gab ein ſchönes poetiſches Gemälde des ungariſchen Volkes in beweglichen Figuren, eine ungariſche Idylle. Unſer treffliches Corps de Ballet leiſtete in beyden Tänzen Erſtaunenswürdiges. Herr *Laroche*, der Humoriſt unſeres Ballets, war von einer unvergleichlichen Lebendigkeit ſowohl in der Pantomime, als im Grotesktanze; in lezterem beſonders ſchien er oft einen Ueberfluß von Gliedmaßen zu haben und jeden Augenblick einige wegwerfen zu wollen, um ſich noch leichter und kühner bewegen zu können. In ſeinen Pirouetten glaubte man oft, ihn verdoppelt und verdreyfacht zu ſehen. Herr *Rozier* und Madame *Thoms* entwickelten eben ſo viel Kraft und Kühnheit, als Anmuth in einem Pas de deux; indeß können wir nicht umhin, hier, wo wir dieſem trefflichen Künſtlerpaar unſere völlige Bewunderung ausdrücken, uns gegen den Mißbrauch der allzu oft wiederholten Pirouetten zu erklären, die, zur Unzeit angebracht, an bizarre Tollheit ſtreifen und an wahnſinnige Derwiſche oder Schwindel und Ekel erregende Drillmaſchinen erinnern. Die Pirouette kann und darf nur in der höchſten Luſt des Tanzes angewendet werden, wo der Körper, in die trunkenſte Begeiſterung hineingeriſſen, ſich nicht mehr zu halten weiß und wie beſeſſen auf *einem* Fuße herumkreiſelt. Die Pirouette trifft darin mit dem Tuſch in der Muſik zuſammen, wo die Inſtrumente in tobſüchtigen Jubel ausbrechen und, außer ſich gerathen, wild durcheinander fahren. Es läßt ſich aber mit Recht behaupten, daß ein Tanz von unausgeſezten Kreiſelſchwingungen eben ſo unerträglich werden muß, als eine Muſik, die uns mit lauter Tuſchtumulten und Janitſcharengetümmel entzücken wollte. Es iſt wahr, dem Künſtler entgeht niemals der rauſchende Beyfall der Gallerie-Bevölkerung, wenn er wie ein heulender Kinderkreiſel ſich ein Duzendmal auf den Fußſpitzen herumgequirlt hat und zulezt, ohne im eilfertigen Umſchwung erſtickt zu ſeyn, wieder wohlbehalten auf ſeinen Sohlen angelangt iſt. Allein der künſtleriſche Derwiſch ſollte nur bedenken, daß dieſelben Hände, welche einem ſeiltanzenden Affen oder einem exerzirenden Pudel gleichen Beyfall zuklatſchen würden, ſich ſeines Kunſtſtückes, nicht ſeiner Kunſt halber in Unkoſten geſezt haben.

(Der Beſchluß folgt.)

Paris, Oktober.

(Fortſezung.)

Als eine neue Zierde der Stadt müſſen die Bildſäulen angeſehen werden, die man ſeit einem Jahre auf der Brücke Ludwigs XVI. zwiſchen dem Ludwigsplaze und dem Palais Bourbon angebracht hat. Das Palais Bourbon, worin die Deputirtenkammer ihre Sizungen hält, iſt an derjenigen Seite, welche der Brücke zugekehrt iſt, mit einer hohen Treppe, einer Säulenordnung und einem Giebelfelde verziert, welche Façade mit einer ähnlichen, jenſeits des Ludwigsplazes, gerade gegenüberſtehenden an der neuen Magdalenenkirche übereinſtimmt; man hat gedacht, eine mit Bildſäulen auf beyden Seiten beſezte Brücke würde einen pomphaften Zugang zu dem Pallaſte des geſezgebenden Korps bilden, und ſchon unter Napoleon war beſchloſſen worden, die Bildſäulen zu errichten. Auch die Wahl der Ehrenmänner, denen man Bildſäulen errichten wollte, und der Künſtler, die ſie verfertigen ſollten, war getroffen worden. Da zu jener Zeit Kriegseigenſchaften alles galten, ſo hatte Napoleon lauter Generale aufſtellen wollen. Zweckmäßiger iſt dieſes von der königlichen Regierung dahin abgeändert worden, daß die Ehre der Bildſäule nicht allein einigen großen Feldherrn, ſondern auch Staatsmännern und Magiſtratsperſonen zuerkannt worden iſt. Meiſtens ſind nur geſchichtliche Perſonen gewählt worden, und daran hat man wohl gethan; denn von den Generalen, denen Napoleon Bildſäulen errichten wollte, und die zu ſeiner Zeit auch wirklich ſehr ausgezeichnet waren, ſind einige beinahe ſchon in Vergeſſenheit geſunken; wie ſollte die Nachkommenſchaft auch die Hunderte von Helden, die damals in den großen Armeen ſich hervorthaten, im Gedächtniſſe behalten können? Beſſer alſo war es, wie geſagt, daß man geſchichtliche Namen wählte, Bayard, den Prinzen von Condé, den Abt Suger, Duguesclin u. a. Einzeln genommen, wären dieſe Bildſäulen meiſtens gut; allein es ſcheint, man hat das Maaß der Brücke nicht berückſichtigt; ſo hat es ſich denn ereignet, daß die Bildſäulen viel zu groß für die eben nicht ſehr breite und ſtarke Brücke ſind, und dem Zuſchauer daher eine Art von Furcht einflößen, ſie möchten die Brücke zulezt erdrücken und mit derſelben ins Waſſer ſtürzen, was auch noch wohl geſchehen kann.

(Die Fortſezung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 278.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 20. November 1829.

Du ſiehſt die Liebe aus des Haſſes Flammen
Wie einen neu verjüngten Phönix ſteigen.

Schiller.

Der Gadmen.

(Beſchluß.)

In der einſamen Hütte am Gadmen ſaßen die beyden Gefangenen, mit Stricken gebunden, auf einem ärmlichen Strohlager. Vor der offenen Thüre ging eine Wache auf und ab. „Mit dem Grauen der Morgenröthe,“ begann Guilielmo, „iſt meine Uhr abgelaufen. Das Leben iſt mir eine Laſt, und mein Tod nicht unverdient.“ — „O, gewiß,“ tröſtete ihn Antonio, „wird er ſeine Rache nicht ſo weit treiben, wie ſchwer Du ihn auch beleidigt haben magſt.“ — „Du kennſt ihn nicht,“ erwiederte Guilielmo mit ruhiger Ergebung; „er wird halten, was er geſchworen hat, und wenn auch Himmel und Hölle dazwiſchen träten. Eines nur macht mir den Tod bitter, daß ich von Dir ſcheiden muß, dem Einzigen, was ich auf Erden zurück laſſe.“ Er umarmte den Jüngling mit Wehmuth. „Bin ich Dir ſo theuer?“ fragt Antonio gerührt. „Das Schickſal hat meine Bruſt geſtählt,“ ſagte, ſchnell geſammelt, Guilielmo; „ich will nicht wieder weinen lernen, jezt, da ich zu Grabe gehe. Höre meine Geſchichte: Du weißt, daß Philippo Cajetani, mein Vater, von einer Reiſe, die er in Handelsgeſchäften nach Deutſchland unternahm, nicht wiederkehrte. Nie konnten wir die mindeſte Nachricht von ſeinem Leben oder Tode erlangen. Sein bedeutendes Vermögen fiel mir, als ſeinem einzigen Erben, zu. Ich war damals noch ein Knabe. Meine Erziehung, elterlicher Aufſicht ermangelnd, wurde vernachläßigt; ich wuchs wild auf in den romantiſchen Thälern, welche die Adda und der Ticino beſpülen, ohne Achtung für die Rechte Anderer, ohne Sinn für die Geſetze der Sittlichkeit; mit mir wuchſen meine Leidenſchaften. Als ich zum Jüngling herangereift war, kannte ich keinen Zügel meiner Begierden mehr. Weit umher durchſtreifte ich das Land, oft allein, oft in Begleitung eines Dieners, keine Luſt verſchmähend, die mir der Augenblick bot. Auf einer dieſer Fahrten kam ich in das Mühlithal, in die Wohnung des alten Ruodi von der Hintermatt; er übte Gaſtfreundſchaft an mir, wie die Bewohner des Gebirgs pflegen. Ich ſah ſeine Tochter Käthi; ſie war ein reizendes Geſchöpf in der Blüthe der Jahre. Ihre Unſchuld widerſtand den Schlingen nicht, die ich ihr legte. Leichtſinnig verließ ich die Betrogene; ſie erfuhr nie wieder etwas von mir, da ſie mich nur unter dem falſchen Namen Matheo Giovanni kannte. Bald darauf lernte ich die Tochter einer angeſehenen Familie in Bellinzona kennen, und liebte ſie. Sie vereinte mit den Reizen des Körpers alle Gaben eines, von der Natur reich ausgeſtatteten und durch die Erziehung gebildeten Geiſtes. Ihr richtiger Blick belehrte ſie, daß unter einem rohen Aeußern gute Eigenſchaften in mir ſchlummerten, welche eine ſchlechte Erziehung verſäumt hatte, an das Licht zu ziehen. Sie bildete mich zum Menſchen und gab mir ihre Hand; ich fühlte ein Glück, wie ich es noch nie gekannt hatte. Es war nur von kurzer Dauer; die Hand der Rache fiel ſchwer auf den Schuldigen. Nach einem Jahre gebar mir mein Weib einen Sohn und ſtarb.“

Digitized by Google

Guilielmo hielt inne, in düſteres Sinnen verloren; aber ſein Auge blieb thränenleer. Antonio drückte ihm die Hand in ſchweigendem Mitgefühl. Jener ſtieß einen tiefen Seufzer aus und ſagte mit faſt erſtickter Stimme: „Dieſer Sohn biſt Du!“ — Hinweg über das Wiedererkennen von Vater und Sohn, in der Stunde hoffnungsloſer Verzweiflung! „Mein Gram,“ erzählte Guilielmo weiter, „trieb mich fort von der Stätte meiner Heimath; unſtät und flüchtig durchzog ich das Land. Eine dieſer Wanderungen führte mich eines Tages, faſt unwillkührlich, in die Nähe des Mühlithals. Von einem Felſen erblickte ich die Wohnung meiner verlaſſenen Geliebten. Das ganze Bewußtſeyn meiner Schuld ſtand jezt vor meiner Seele; ich betrachtete den Tod meiner heißgeliebten Gattin als die Strafe für frühere Verbrechen. Ich wollte fliehen und mein Fuß war wie feſtgebannt an den Boden. „Was macht Käthi, Ruodis von der Hintermatt Tochter?“ fragte ich, mit klopfendem Herzen, einen vorübergehenden Landmann. Er ſah mich verwundert an und erwiederte: „Seyd Ihr ein Fremdling, daß Ihr die Geſchichte nicht wißt? Sie liegt im Gadmen ſammt dem Kindlein, das ſie unter ihrem Herzen trug, und ihr alter Vater auch.“ Verzweiflungsvoll floh ich, und ſeit dieſem Tage habe ich die Ruhe nimmer gefunden.“ Der Unglückliche hielt einen Augenblick inne, und fuhr dann mit einem unterdrückten Seufzer fort: „Das Einzige, was mir auf der Erde übrig blieb, warſt Du, mein Sohn. Deine Erziehung ſollte Dich vor den Leidenſchaften und Verbrechen Deines Vaters bewahren. Ich gab Dich, unter fremdem Namen, in die Hände eines trefflichen Mannes. Ich ſelbſt ſtürzte mich in den Strudel der Welt; ihre Zerſtreuungen konnten mich nur auf Augenblicke betäuben; ich war unglücklich mitten unter ihren Freuden. Ich warf mich in den Strom der franzöſiſchen Revolution; ich wollte an dem Glück des Menſchengeſchlechts arbeiten helfen, um den Himmel mit meinem Verbrechen zu verſöhnen. Meine Geſinnung war aufrichtig, aber ich fühle jezt, in meiner lezten Stunde, daß ich auch hier, wie in meinem ganzen Leben, das Maaß überſchritten habe. Ich beſuchte Dich von Zeit zu Zeit; Du lernteſt mich lieben, ohne zu wiſſen, wie nahe Du mir angehörteſt. Dieſes Geheimniß ſollteſt Du erſt in der entſcheidendſten Stunde Deines Lebens erfahren. Ich hatte öfters, heimlich und verkleidet, das Mühlithal beſucht. Ich ſah Elſi, Kuonis Tochter, lieblich heranblühen. Es wurde mein Lieblingsgedanke, ſie mit Dir zu verbinden, um dadurch vielleicht die Schatten der Geopferten zu verſöhnen. Darum führte ich Dich über den Gotthard in das Mühlithal. Das Schickſal hatte es anders beſchloſſen. Dein Dolch traf Elſis Vater und wir flohen, da wir ihn für ermordet hielten.“ — Der Jüngling ſeufzte tief auf. „O, mein Sohn!“ rief der Vater bewegt aus, „Dein Schickſal allein iſt es, was mich betrübt. Für mich iſt nur Ruhe im Grabe.“ — „Ich theile Dein Loos,“ ſagte Antonio, ſich ermannend, „mag es fallen, wie es will.“ Beyde ſchwiegen in tiefem Grame.

Kuoni trat unter die Thür der Hütte. Er warf finſtere Blicke auf Guilielmo und ſagte kalt: M a t h e o G i o v a n n i, Deine Uhr iſt abgelaufen. Der Morgen graut, bereite Dich zum Tode.“ — „Ich bin des Lebens müde,“ erwiederte Guilielmo ruhig; „doch möchte ich die Geiſter der Ermordeten verſöhnen, bevor ich ſterbe. Dieſer Jüngling iſt mein Sohn. Mein Beſitzthum iſt groß an Geld und Gut. Gieb ihm Deine Tochter zum Weibe, er liebt ſie.“ — „Keiner Deines Namens wird mein Eidam,“ entgegnete Kuoni kurz und beſtimmt. „Ich denke nicht an Liebe und Ehe in der Stunde, da mein Vater ſtirbt,“ fiel der Jüngling ein. „Das Einzige, um was ich Dich bitte, iſt, daß Du mich ſein Schickſal theilen laſſeſt.“ — „Du haſt nicht an mir und den Meinigen gefrevelt; ich tödte Dich nicht,“ verſezte Kuoni kalt. „Habe ich Dir nicht den Dolch in die Bruſt geſtoßen?“ ſagte der Jüngling. „Das thateſt Du ohne Abſicht,“ erwiederte jener gelaſſen; „von meiner Hand ſtirbſt Du nicht.“ — „Wohl,“ entgegnete Antonio; „der Ausgang aus dem Leben ſteht offen.“ „Thue, wie Du willſt,“ ſagte Kuoni; „ich bin nicht der Hüter Deiner Tage.“ — „Umſonſt, mein Sohn,“ fiel Guilielmo ein, „ſuchſt Du dieſes eiſerne Herz zu bewegen. Du biſt jung, Dein Herz iſt rein, ein Leben liegt vor Dir, reich an guten Thaten. Ich bin Dein Vater und befehle Dir zu leben.“

Elſi ſtürzte athemlos in die Hütte. „Vater,“ rief ſie, „Du haſt Gefangene hier, und willſt ſie ermorden!“ — „Wer ſagte Dir . . .“ fragte der Vater. Die Jungfrau blickte ſcheu um ſich und ſtieß einen lauten Schrey aus, als ſie Antonio in Banden erkannte. Sie fiel zu ihres Vaters Füßen nieder und rief mit flehend erhobenen Händen: „Schone ihn! Schone ihn!“ Mit Wonne betrachtete Antonio das liebliche Mädchen, und die Luſt des Lebens regte ſich in ihm. „Dieſer Jüngling wird nicht ſterben,“ ſagte Kuoni unbewegt. „Elſi,“ rief Antonio ſchmerzlich, „dieſer Mann iſt mein Vater, wenn er ſtirbt, ſterbe ich mit ihm.“ — „Vater! Vater!“ bat die Jungfrau in rührenden Tönen; „ſchone, ſchone die Beyden!“ Einen Augenblick ſchwieg Kuoni, dann ſagte er entſchloſſen: „Matheo Giovanni ſtirbt, ſo wahr ich lebe. Tief unten im Gadmen iſt ſein Grab, wo die Vorangegangenen ſeiner harren. Bald werde auch ich ihm folgen.“ — Bewußtlos ſank Elſi zuſammen, denn ſie kannte ihres Vaters eiſernen Sinn. „Kuoni,“ begann Guilielmo ruhig, „Dein Opfer iſt bereit. Ich will mein Verbrechen gut machen, ſo viel ich vermag. Nimm dieſes Papier; es enthält meinen lezten Willen und iſt von Werth für Dich und die Deinigen.“ — „Ich begehre nichts von dem Mörder meiner Schweſter,“ erwiederte Kuoni mit Verachtung; doch warf er einen Blick auf das Papier,

Digitized by Google

das ihm jener aufgedrungen hatte, und fuhr mit Entſetzen zurück. „Iſt das Deines Namens Unterſchrift?“ fragte er mit bebender Stimme. — „Sie iſt's,“ verſezte Guilielmo; „ich heiße Guilielmo Cajetani; Matheo Giovanni war ein angenommener Name.“ — „Wie heißt Dein Vater?“ fragte Kuoni haſtig. — „Lodovico Cajetani aus Giornico.“ „O, unbegreiflicher Finger des Schickſals!“ rief Kuoni bewegt aus. „Du wirſt nicht ſterben, die Rachegöttin iſt verſöhnt, und der Untergang von meinem Hauſe gewendet! Der da unten liegt im Gadmen, von meines Vaters Hand erſchlagen, war Dein Vater.“ Raſch zog er den Dolch, durchſchnitt die Bande der Gefangenen, ergriff des Jünglings Hand und führte ihn zu ſeiner Tochter. Er warf einen fragenden Blick auf Guilielmo, und als dieſer freudig bejahend winkte, legte er die Hände der Ueberraſchten in einander. „Des heiligen Mannes Wort iſt in Erfüllung gegangen. Das Schickſal iſt verſöhnt, ehe die Zeit umgelaufen,“ ſagte Kuoni tief bewegt und ſchloß Guilielmo herzlich in die Arme.

Gemälde des römiſchen Volkscharakters.

Die Adventspfeifer.

Eine der auffallendſten Erſcheinungen ſind die Bergbewohner aus den Abruzzen, welche zu Anfang der Adventszeit nach Rom kommen und hier bis zum Heiligendreykönigstage in den Straßen auf dem Dudelſacke mit Begleitung der Schalmey ſpielen, und dabey ein auf die Geburt des Heilandes Bezug habendes Lied abſingen. Der Urſprung dieſes Gebrauchs, ſo wie ſeine Bedeutung, ſind nicht zu verkennen: es iſt eine Anſpielung auf die Hirten, welche zur Mutter Maria kamen, um das Jesuskind anzubeten. Ihre Kleidung iſt vollkommen ſo, wie man ſie an dieſen Hirten auf den ältern chriſtlichen Gemälden ſieht: Mantel, Jacke, kurze Beinkleider, Bänderſchuhe und runder, platter Hut mit breitem Rande, jedes Stück von einer beſondern Farbe, wobey jedoch die ſchwarze ausgeſchloſſen iſt. Die Farben ſind nicht beſtimmt; doch tragen ſie meiſtens rothe Mäntel, gelbe Jacken und grüne Beinkleider. Ihrer ſind gewöhnlich zwey, ſeltener drey; der eine ſpielt den Dudelſack, auf welchem der aushaltende Grundton und die Terz der Melodie ertönt, der zweyte die Oberſtimme auf der Schalmey und der dritte ſingt das Lied. Sind ihrer nur zwey, ſo muß der Schalmeybläſer abwechſelnd ſpielen und ſingen. Ihre Umzüge beginnen ſie meiſt ſchon in der Nacht, immer aber mit Anbruch des Tages; kein Wind und Wetter, oft ſelbſt nicht der heftigſte Regen, verſcheucht ſie aus den Gaſſen. Werden ſie gerufen, was hin und wieder von Leuten aus der untern Klaſſe geſchieht, ſo treten ſie in die Hausflur oder in die Bontiken und ſpielen dort ihr Stück ab; in der Regel aber geſchieht dieß im Gehen auf der Gaſſe ſelbſt. Wo ſich ein Marienbild befindet, wird vorzugsweiſe Halt gemacht und auf die Leiſtung mehr Kunſt verwendet. Nachdem ſie die Hüte abgenommen und auf die Ecken des Dudelſacks gehangen, auch ſich die ſtruppig herabhängenden, rundgeſchnittenen Haare aus der Stirn gewiſcht und mit den fünf Fingern glatt gekämmt haben, beten ſie mit wahrhaft erbaulicher Andacht einige Minuten. Dann greifen ſie zu den Inſtrumenten und beginnen, mit den Geſichtern nach der Mauer und zu dem Bilde hingewandt, ihr Lied. Dieß klingt eigentlich weder geiſtlich, noch weltlich, ſondern, nach Schäferart, in einer einfachen Weiſe, welche weder dem Paleſtrina, noch Hrn. Roſſini geſtohlen iſt. Der Baſſo continuo des Dudelſacks gibt dem Liede eine gewiſſe Solidität, welche am Herumſpringen in den verſchiedenen Tonarten verhindert; daher ſchreitet die Melodie in der Tonica fort, enthält jedoch auch hin und wieder durchgehende Töne durch die Dominante. Künſtler ſind die Leute freylich nicht, wohl aber Naturaliſten; kein kleines Lob für ſie zu einer Zeit, wo es weltberühmte Artiſten gibt, welche keines von beyden ſind, ſondern nur Maſchinen. Die Schalmey hat insbeſondere einen ſo keken und kräftigen Ton, daß einem die Ohren zerſpringen möchten, ſteht man in der Nähe; aber zwanzig Schritte davon nimmt ſich der Vortrag recht grandios aus, und zwar faſt ſo, wie zu ſeiner Zeit der Ton des genialen Oboenbläſers Thurner. Der Sänger läßt zu wünſchen übrig, beſonders wenn er zugleich die Schalmey ſpielen muß. Wen mag das wundern? Ließe ſich doch mehr als ein großer Virtuoſe im Auslande nennen (denn die italieniſchen dürfen, in Italien wenigſtens, keine dergleichen Grillen haben), welcher, nachdem er einen einzigen Abend geſungen hat, für einen ganzen Monat nachher krank wird; und unſer Schalmeybläſer muß gar zwey Monate lang Tag und Nacht ſingen und dazu blaſen.

Ich habe nicht erfahren können, was dieſe guten Menſchen außer der Adventszeit treiben. Offenbar iſt ihre äußere Haltung zu ſittlich, zu religiös, ohne Gleisnerey, welche überhaupt allen Römern, ich möchte ſagen allen Italienern fremd iſt, ja ſelbſt ihre muſikaliſche Bildung, ſo wenig dieſe auch zu bedeuten hat, zu handwerksmäßig, als daß ihre eigentliche Beſchäftigung darin beſtehen ſollte, Kühe und Schweine auf die Weide zu treiben. Sie miſchen ſich nie unter das Volk, reden mit Niemanden; noch weniger ſieht man ſie Weinſchenken oder Gaſthäuſer beſuchen. Ihre Bedürfniſſe ſcheinen überhaupt ſehr gering zu ſeyn; ſelbſt der Schlaf ſcheint ihnen weniger nöthig zu ſeyn als andern Menſchen, denn oft hört man ſie, wie geſagt, ſchon nach Mitternacht in den Straßen. Wo ſie ins Haus gerufen werden, reicht man ihnen entweder eine kleine Gabe, oder ladt ſie ein, wieder zu kommen. Im lezten Falle ſtellen ſie ſich jeden Tag zu derſelben Stunde ein und levern ihr Lied ab. Was ihnen am Tage vor Heiligendreykönig aus freyem Willen gegeben wird, nehmen ſie, ohne jedoch ſelbſt

Digitized by Google

etwas zu fordern, oder wohl gar mit dem Erhaltenen nicht zufrieden zu ſeyn. Da ſie aber ſelten in einem Hauſe ſpielen, ſo dürfte ihr Gewinn ſchwerlich die Koſten ihres Unterhalts decken. Mir ſcheint daher, daß ſie in einem hieſigen Hoſpitale beherbergt und verpflegt werden, und daß ſie die Regierung eigens anſtellt, um durch ihren Geſang während der Adventszeit eine gewiſſe religiöſe Stimmung im Volke zu erregen und zu unterhalten. Wenn ich hierüber nichts ſagen kann, ſo liegt die Schuld nicht an mir. Denn ſo oft ich mich nach den näheren Umſtänden dieſer Leute erkundigt habe, bin ich ſtets mit der, in Rom mehr als in jeder andern großen Stadt, gäng und geben Antwort: „Non so, cuor mio,“ abgeſpeiſt worden. So ſchwer hält es (im Vorbeygehen bemerkt), hier ſelbſt von ſolchen Dingen, welche, ſo zu ſagen, auf der Hand liegen, eine genaue Kenntniß zu erhalten.

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, Oktober.

(Beſchluß.)

Madame Horſchelt gab die durchaus nur pantomimiſche Rolle der Eliſene. So ungern Jedermann in einem Ballete dieſe ausgezeichnete Künſtlerin vermiſſen mag, die durch ihre angeborne Grazie allein (denn anders können wir die Anmuth, die, wie eine durch ihre Adern ſtrömende Muſik, allen ihren Bewegungen den richtigſten Ausdruck ertheilt, nicht nennen) ſich wohl mit den erſten Künſtlerinnen ihres Faches meſſen darf, ſo wurden wir doch durch ihr meiſterhaftes Spiel mehr als ſchadlos gehalten. Die Rolle der Eliſene würde ſelbſt für eine vollendete Schauſpielerin keine leichte Aufgabe ſeyn. Damokles mit dem Schwerdt am Pferdehaar über dem Kopfe befindet ſich, im Vergleich zu ihr, in der behaglichen Lage einer Katze im Speck oder eines Prälaten in einer fetten Pfründe. Der Dolch ſizt ihr jeden Augenblick an der Kehle; ſie darf, ſo zu ſagen, kaum Athem holen, ohne Arſenikpillen einzuſchlucken, und keinen Schritt thun, ohne zwiſchen zerfleiſchende Barbiermeſſer zu gerathen. Ihre ganze Rolle beſteht darin, nicht umgebracht zu werden. Wie leicht ermüdet eine ſolche Rolle das Gefühl des Zuſchauers! Wenn wir ewige Todesgefahren vor Augen ſehen, ſo werden ſie uns am Ende gleichgültig, eben ſo derjenige, der ſie in einem fort zu beſtehen hat, und wir denken in der That nur deßwegen ſo wenig an den Tod, weil unſer Leben eine fortgeſezte Todesangſt iſt. Um ſo größer iſt daher das Verdienſt der Künſtlerin, welche ihren einförmigen Situationen einen ſo mannichfaltigen und lebendigen Ausdruck zu geben wußte, daß der Zuſchauer ununterbrochen in angſtvoller Spannung erhalten wurde.

Der Schluß des Balletes drängte ſich, wie ein Epigramm, in die Spitze einer ſchlagenden Wirkung zuſammen. Eliſene, am Hofe des Herzogs, dem ſie ſich entdecken will, von Dobrosiaws Gehülfen erkannt und gefangen, wird von ihm in ein unterirdiſches Gewölbe geſchleppt. Hier iſt ſie völlig in die Hand des grimmigen Feindes gegeben; er öffnet eine Fallthüre, die in ein noch tiefer gelegenes Verlies führt, wo er um ſo unentdeckter den Mord vollführen kann. In demſelben Augenblicke, wo der Mörder mit ſeiner Beute hinabgeſtiegen iſt, hebt ſich der Hintergrund empor und man erblickt auf einer, von der ganzen Höhe des Theaters herabreichenden Wendeltreppe die eben erſt verſchwundenen Figuren, im Begriff, in die Mordhöhle hinabzuſteigen. Dieſe ſchon früher in Balleten, namentlich in Italien, benuzte Taſchenſpielerey, die an ſich wirklich von ſehr überraſchender Wirkung iſt, verfehlte auch ihren Eindruck auf das Publikum nicht und fand vielleicht einen lebhaftern Beyfall, als andere bey weitem impoſantere Schönheiten des Balletes. Doch wer wollte darüber mit dem Publikum rechten? Sind wir doch Alle, wir ſündigen Menſchen, gewiſſermaßen wie Inſekten, die weniger mit den Augen, als mit den Fühlhörnern ſehen. Wir prallen erſtaunter vor demjenigen zurück, woran wir uns mit der Naſe ſtoßen, als vor dem Wunderbarſten, das in gehöriger Entfernung uns vor Augen liegt. Indeß zur Ehre unſers Publikums glauben wir, daß Horſchelts Verdienſt auch ohne Schneckenſtiege ſich den gebührenden Beyfall erklommen hätte, der ihm am Schluſſe einſtimmig zu Theil wurde. Hr. Horſchelt wurde herausgerufen; freylich verlangten auch mehrere Stimmen den wunderthätigen Maſchiniſten, der eine ſo unglaubliche Schneckenſtiege gebaut hatte, und er erſchien auch in ſeiner ganzen Glorie, der treppenzaubernde Magier. Und das war billig. Aber warum nicht an ſeiner Hand auch die Schreinergeſellen, die ihm geholfen hatten? Das war unbillig. Vielleicht erleben wir es noch, ſagte ein Feind der hieſigen Bühne auf dem Heimwege, daß bey der künftigen Aufführung der Zauberflöte ein dankbares Publikum, wie in Shakespeare's Sommernachtstraum, dem Löwen begeiſtert zuruft: „Gut gebrüllt, Löwe! Heraus Löwe!“

Unſere zweyte Novität iſt die Oper Untersberg, Muſik von Poiſl, worüber ich mir das Nähere vorbehalte.

Paris, Oktober.

(Fortſetzung.)

Man hat gedacht, da man die Bildſäulen den ganzen Strom entlang ſehen könne, ſo müſſe man ſie groß genug machen, damit ſie in der Ferne nicht wie Puppen ausſähen; allein aus Furcht, ins Kleinliche zu fallen, hat man den entgegengeſezten Fehler begangen, und die Statüen zu groß und ſchwer für die ziemlich leichte Brücke gemacht; auf dem Pont-neuf wären ſolche rieſenhafte Statüen beſſer angebracht geweſen. Die Bildſäulen ſind von verſchiedenen Meiſtern, und folglich auch von verſchiedenem Werthe. Eins der kleinern Journale, die oft ſehr witzige Einfälle haben, hatte nemlich einen komiſchen Gedanken, um die Fehler jener Statüen herauszuheben. Es erzählte nämlich, der Dr. Portal, Arzt des Königs, ſey vor einiger Zeit um Mitternacht langſam über die Brücke gefahren, und habe ſehr geſtaunt, als ihn die erſte Bildſäule um ſeine Hülfe angefleht und die andern auch nach einander, ſo wie er vor ihnen vorbeygekommen, ihm ihre Noth geklagt hätten: Bayard habe ſich über ſein ſteifes Bein beklagt, ein anderer über die Verdrehung des Halſes, ein dritter über die Schmerzen, die ihm das gezwungene widernatürliche Emporheben ſeines Armes verurſache u. ſ. w.; der Doctor habe ihre Klagen ruhig angehört, und ſie leider für incurabel erklären müſſen. Bald wird es nun an das Verſchönern des Ludwigsplatzes gehen, da endlich eine Entſcheidung über den Konkurs der zwanzig oder fünfundzwanzig von allerley Baumeiſtern eingeſandten Plane erfolgt iſt. Die Schiedsrichter haben dem Plane des Hrn. Destouches den Verzug zuerkannt; folglich ſoll er mit anderthalb Millionen den Platz einrichten, wie er es in ſeinem Plane vorgeſchlagen hat; aber zu gleicher Zeit hat man die nach einem andern Plane vorgeſchlagenen Springbrunnen zur Verzierung des Platzes ſo ſchön gefunden, daß man beſchloſſen hat, dieſe Springbrunnen in den Destoucheſchen Plan zu verſetzen und ihre Ausführung dem Erfinder zu übertragen. Dieß ſcheint klug, vorausgeſezt, daß die Springbrunnen des einen Baumeiſters mit den Anlagen des andern übereinſtimmen. Und wenn nun noch jenſeits des Platzes die ſchöne, bereits weit vorgerückte Façade der Magdalenenkirche hinzukommt, ſo wird man eine Reihe von prächtigen, geſchmackvollen Kunſtwerken bekommen, wie ſie in den übrigen Stadtrevieren nicht angetroffen werden.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 279.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 21. November 1829.

Mit dieſer Welt iſt's keiner Wege richtig;
Vergebens biſt du brav, vergebens tüchtig,
Sie will uns zahm, ſie will ſogar uns nichtig!

Goethe.

Aus dem Journal eines Leſers.

Als Platens Poeſien der deutſchen Kritik bekannt wurden, war es für den Beobachter ein komiſches Schauſpiel, das Staunen anzuſehen, mit welchem ihr offener Mund Verſe begrüßte, welche dieſen gemißbrauchten Namen verdienten. Und freylich war die Verwunderung bey einer in Deutſchland ſo ſeltenen Erſcheinung ſehr natürlich, wenn auch weder für die Staunenden, noch für ihr Vaterland beſonders ehrenvoll. Es war zu erwarten, daß die Hervorhebung dieſes Umſtands, der Korrektheit und Schönheit der Verſe, zu einem ſtehenden Artikel in den Zeitſchriften, die von dem Dichter Notiz nahmen, werden, und daß man es bequem finden würde, den Inhalt zu überſehen oder mit gewiſſen allgemeinen Phraſen abzuthun. Endlich, als die dem heutigen Sängerchor nicht homogene Erſcheinung ihn aufforderte, pro aris et focis zu ſtreiten (denn wenn ſich das deutſche Publikum in Platens Dichtungen zufällig verliebt hätte — wie mancher Kranz, obwohl von derbem, ſelbſtgewirktem Stoff, wäre vor der Zeit zu nichte geworden), wie nahe lag es dem Chor, bey ungemeſſenem Lob der Form, den Inhalt zu verdächtigen! Vor allem wurde moraliſche Verdächtigung als Peſtkordon gegen poetiſche Anſteckung gebraucht; über Selbſtliebe in allen Nuancen: Selbſtgefälligkeit, Eitelkeit, Ehrgeiz, Stolz, Hochmuth, wurden tugendhaft die Achſeln gezuckt, ja eine Kritik im „hegeliſchen Wochenblatt" ging ſo weit, ein geheimes Laſter ſchändlichſter Art aus den Gedichten auszuziehen, und in lächerlichem Pathos mehr ausdrücklich zu nennen, als verſteckt anzudeuten. Lächerlich indeſſen kann dieß nur einen Augenblick unterrichteten Perſonen vorkommen, beſonders weil die feine Naſe des Kritikers an den Sonetten an F. v. B. derley Anſtoß genommen hat; wahrlich, ich wünſchte, der Kritiker möchte dieſem F. v. B. einmal begegnen, um von ihm in irgend einer, jedoch deutlichen Weiſe, von der Abſurdität ſeiner Vermuthung überzeugt zu werden. Sonſt aber iſt die Seite, von welcher dieß Verfahren angeſehen werden muß, eigentlich eine andere, und in dieſem Falle ſcheint es wünſchenswerther, auf der Seite des Angeklagten, als desjenigen zu ſtehen, der ein ſolches Verbrechen aus ſolchen Indicien herauszufinden den Sinn, und dieſe Anklage mit dieſen Gründen vorzubringen den Muth hat. Doch ſehen wir ab von dieſem, und noch einmal zurück auf jene laute und breite Anerkennung der Korrektheit: welch ein Zuſtand der Dichtkunſt, wo es ein Lob für einen Dichter iſt, daß er Verſe fehlerfrey zu bilden verſteht, und wo es eine Schaar anerkannter Poeten gibt, denen weder Vers noch Reim erträglich gelingt! und welch eine Verantwortung für die Meiſter, welche, leichtſinnig in der Form, die lezten Schranken um den Parnaß niedergeriſſen, und ihn zum Tummelplatz unwiſſender Barbaren gemacht haben!

*

Ein Gemüth, glühend für die Kunſt in einem Grade, den unſere gewöhnlichen Poeten nicht einmal zu denken im

Digitized by Google

Stande ſind, ein Geiſt, berührt von der himmliſchen Flamme, ein auf das Tiefe und Ernſte gerichteter Sinn, dem jeder Gedanke in poetiſche Verbindung tritt, und der die Bahn ſtrenger Wiſſenſchaft zur Ehre und zum Schmuck der Kunſt zu durchwandern die Kraft hat — ein Jüngling, der in ſich nur den Dichter fühlt, der nur dem Ruf der Poeſie gehorcht, und der alles andere, was ihm die Welt beut, hintanſezt, um dieſer ſeiner erſten und lezten Liebe willen, ein ſolcher trat auf voll Vertrauen, voll Liebe zur Mitwelt, welcher ihn das Geſchick beſtimmt; und was ſollte er, kindlichen Sinns, und ſeiner Gewiſſenhaftigkeit in der Ausübung ſeines Talents ſich bewußt, anderes erwarten, als gleiche Liebe, gleiches Vertrauen, nicht von Einzelnen, denn dieſe können dem Dichter nicht genügen, ſondern von dem Volk? Nennt es Ehrgeiz, ja, er hofft Ruhm, denn er will ein Dichter ſeines Volkes ſeyn, aber es iſt ein verklärter, der Liebe eng verwandter Ruhm, den er erſtrebt, und welches Volk wäre es, welches dem alſo Strebenden dieſe anerkennende, den Starken nicht verwöhnende, ſondern zu immer größeren Thaten ſtärkende Liebe verſagte?

Es ſoll ein Volk der Art geben. —

*

Das deutſche Publikum und ſeine zeitigen Stimmführer ſind nicht ſo grauſam geweſen, den Dichter auf einmal und geradezu abzuweiſen, ſie haben die Vorſicht gebraucht, ſein, für einen Deutſchen allzuheißes Herz, durch einzelne Eistropfen abzukühlen. Aber dieſe Tropfen wurden zum Eymer durch die fade Bewunderung, welche Pfuſcher einernteten, durch die Lorbeerkronen, welche die geſchmackloſe Unwiſſenheit Individuen in die Hand gab (denn die Köpfe waren meiſtens zu klein), die in beſſeren Zeiten mit Strohkränzen ſich noch ungemein geſchmückt geglaubt hätten. — Wäre die Seele unſeres Dichters der Verachtung fähig geweſen, die ein berühmter Dichter dieſes Volks von Anfang an gegen ſein Publikum empfand, wie vieler Schmerzen würde ſie ledig geblieben ſeyn!

*

Ein Kommentar zu dem romantiſchen Oedipus möchte nicht ohne Nutzen ſeyn, und vielleicht entſchließt ſich eine Anzahl Gelehrter dazu. Eine Vorarbeit dazu hat Immermann in ſeiner „literariſchen Tragödie“ geliefert, durch den Verſuch, Beweisſtellen zu einigen Stellen der Komödie zu geben. Nur iſt derſelbe, freylich ein leichter Fehler, nicht frey von Uebertreibung geblieben, denn ſo erſtaunlich gemein, platt und geiſtlos war der Nimmermann, welchen der Dichter vor Augen gehabt hat, doch kaum, wie ihn der Herausgeber jener Piece in den darin geſammelten Sonetten und ſogenannten Parabaſen aufſtellt. Treuer iſt faſt das Supplement, welches das Berliner Konverſationsblatt durch eine Anzeige der literariſchen Tragödie geliefert hat, als Beweisſtelle zu S. 82 des Oedipus: „ein Exilirter aus Berlin, er heißt Verſtand.“

*

Mehrere Perſonen meiner Bekanntſchaft betrachten jene „literariſche Tragödie“ oder den „taumelnden Kavalier“ als eine Gegenſchrift gegen den romantiſchen Oedipus. Dieß ſcheint mir eine boshafte Behauptung. Denn ſie könnte doch wohl nur unter der Vorausſetzung wahr ſeyn, daß der Schluß der Komödie S. 97. keine bloße poetiſche Fiktion wäre. Immerhin aber wäre es bey dieſer Differenz der Meynungen intereſſant, die Sache aufgeklärt zu ſehen.

*

Nach der Vorrede zu dem „taumelnden Kavalier“ hat Immermann die Meynung, ſein Epigramm auf die Ghaſelendichter habe den Oedipus veranlaßt. Sollte er deßhalb ſich, etwa als dem eigentlichen Urheber dieſer fürchterlichen Komödie, geheime Vorwürfe machen, ſo wird ihm die Notiz zum Troſt gereichen, daß wenigſtens die vier erſten Akte ſchon vollendet und theilweiſe unter Freunden bekannt waren, ehe dem mörderiſchen Dichter jener unglückliche Ausfall bekannt wurde, ja der Plan der Komödie ſchon geboren war, als der Verfaſſer vielleicht ſelbſt noch nicht an ſein Epigramm gedacht hatte. Auch hat Nimmermann ſich ohnehin keine Sorge zu machen, denn in jedem Falle hatte er dadurch, daß er dem Epitaphium, welches er vor Kurzem dem Kaiſer Friedrich II. ſezte, ein Motto aus Platens Gedichten beygab, alles mögliche zur Verſöhnung des beleidigten Dichters gethan. Ich nehme freylich nicht als gewiß an, daß dieſe Troſtgründe auf ſein zartes Gewiſſen den erwünſchten Eindruck machen werden. Hat er ſich ja ſelbſt durch die ausdrückliche Verſicherung des Dichters: er ſey dießmal nicht der Eſel, nicht abhalten laſſen, breit vorzudringen, und die Streiche, als ob er ſie alle und allein empfangen, großmüthig zu quittiren. Ich fürchte, ein künftiger Kommentator, der z. B. behauptete, in Zelinde ſey eine nicht geringe Klaſſe des deutſchen Volks vorgeſtellt, ein Lajus wer weiß wer? u. ſ. f. möchte mit dem Verfaſſer des taumelnden Kavaliers einen ſchweren Stand haben. Es hat ganz den Anſchein, als wenn er das Beyſpiel Zettels des Webers nachahmen und bey jeder Perſon ſagen werde: ich will der Lajus, ich will auch die Zelinde ſeyn. Und was das Schlimmſte für die Sache des Kommentators iſt, es wird ihm ſo wenig als ſeinem Vorbild an einigen Gründen fehlen, die ihm vielleicht beyfällige Stimmen verſchaffen.

Aldinis feuerfeſte Kleider.

Der Italiener Aldini, der Erfinder der feuerfeſten Kleider zur Rettung aus Feuersgefahr, eine Erfindung,

Digitized by Google

die im Allgemeinen ſchon ſeit längerer Zeit aus den öffentlichen Blättern bekannt iſt, hat vor Kurzem ſeine Methode der Prüfung der Pariſer Akademie unterworfen, und dieſe hat einſtimmig ihren großen Nutzen anerkannt.

Der Apparat beſteht, der Hauptſache nach, aus einer doppelten Bekleidung: aus einer äußern von Metalldrath und einer innern von Asbeſt. Der Gedanke, Metallnetze gegen die Wirkung der Flamme anzuwenden, iſt nicht neu; die Davyſche Sicherheitslampe beruht bekanntlich auf der Entdeckung, daß die Flamme ein Metallnetz, das übrigens weit genug iſt, um die Luft durchzulaſſen, nicht durchdringt, weßhalb Davy das Grubenlicht mit einem ſolchen Netz umgab, und dadurch die ſo gefährliche Entzündung der brennbaren Gaſe verhütete, die ſich häufig in den Minen entwickeln. Wenn Aldini den Löſcharbeiter in ein Metallgewebe hüllt, ſo verfährt er ganz nach demſelben Grundſatz, wie Davy bey ſeiner Lampe; jener umgibt damit den Arbeiter, um ihn vor der äußern Flamme zu ſchützen, dieſer ſchließt ſeine Lampe darin ein, um die Entzündung, welche aus der Berührung der brennbaren Gaſe mit der Flamme entſteht, auf den Raum der Lampe zu beſchränken.

Die bloſe metalliſche Bekleidung vermöchte indeſſen den Pompier nicht hinreichend zu ſchützen. Denn das Netz läßt zwar keine Flamme durch, wird aber ſelbſt heiß, ja glühend, wenn es ſich lange in der Nähe einer ſtarken Flamme befindet. Man mußte alſo dem Pompier unter dem Metallnetz noch eine andere Bekleidung geben, die ihn vor der läſtigen Hitze bewahrte, die ihm von ſeinem äußern Schutzkleide mitgetheilt wurde. Dazu dienen die Asbeſtkleider, und bey den von Aldini angeſtellten Verſuchen trug wirklich jeder Arbeiter Strumpfhoſen, Bruſttuch, Wamms, Kapuze und Larve von grobem Asbeſttuch. Indeſſen ſcheint Wollenzeug, dem man durch Alaun oder jede andere Salzauflöſung ſeine Brennbarkeit benommen hat, dem Asbeſt in jeder Hinſicht vorzuziehen. Wolle iſt ein ſchlechterer Wärmeleiter als Asbeſt, und man kann einen Finger länger dem Feuer ausſetzen, wenn man ihn mit ſalzgetränktem Wollenzeug, als wenn man ihn mit Asbeſt umwickelt hat.

Der Hauptverſuch war folgender: Man hatte aus ſehr brennbaren Materialien zwey Wände, zehn Fuß hoch und zehn Metres lang, mit einem Zwiſchenraum von einem einzigen Meter, errichtet; man ſteckte ſie an, und als das Feuer am ſtärkſten loderte, gingen zehn mit Aldini's Kleidern verſehene Pompiers langſam mitten durch die Flamme; keiner wurde verlezt; ja einer trug auf dem Rücken in einem durch iſolirendes Gewebe gehörig geſchützten Korbe ein Kind, und dieſes litt ſo wenig als die Arbeiter.

In einem andern Verſuch hielt ein Mann, zur Verwunderung vieler Zuſchauer, den Kopf ziemlich lange über ein ſtarkes Feuer. Man fragte ſich, wie es möglich ſey, daß ein Menſch ohne Gefahr eine ſo unmäßig erhizte Luft athmen könne. Gay-Luſſac glaubte, die Sache einfach damit erklären zu können, daß ein Strom friſcher Luft unter den ſchützenden Kleidern heraufgehe und dem Manne, der den Verſuch anſtellt, zum Athmen diene.

Das Doppelmädchen Chriſtina Ritta.

In einer der lezten Sitzungen der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris legte Geoffroy St. Hilaire ein gelungenes Bildniß des doppelten Mädchens, Chriſtina Ritta, vor, welches den Leſern bereits aus den öffentlichen Blättern bekannt iſt. Dieſes getreue Conterfei iſt deſto ſchätzbarer, da der Polizeypräfekt von Paris jezt wirklich verboten hat, die Mißgeburt öffentlich zu zeigen und ſich ihr Vater daher genöthigt ſieht, mit ihr nach London zu gehen.

Die beyden Hälften dieſes Doppelweſens, das zwey Köpfe, zwey Rümpfe, aber nur Ein Becken und zwey Füße hat, ſind nicht in gleichem Grade entwickelt; die rechte Hälfte, Chriſtina, iſt ſichtbar ſtärker als die linke, Ritta; die Füße ſind beyde ſchmächtig; indeſſen iſt der rechte doch ſtärker als der linke. Jedes der Mädchen hat einen beſondern Magen, und der Darmkanal ſcheint erſt jenſeits der dünnen Gedärme in Eins zu verſchmelzen, von wo an er einfach iſt; aber ſie haben blos Ein Herz mit einander, ſo viel wenigſtens durch die genaueſte Unterſuchung auszumitteln war, und zwar gehört es der linken Ritta an. Hinten ſcheinen die Mädchen weiter herab doppelt zu ſeyn, als vorne; ſie haben zwey Wirbelſäulen, die bis an das unterſte Ende, wo ſie zuſammenſtoßen, getrennt verlaufen.

Wie Schade iſt es, daß wir auf der Straße der Myſtik und der Wunder noch nicht weit genug zurückgegangen ſind, um über die Siameſen Chang-Eng und die Franzöſin Chriſtina Ritta bedenklich die Köpfe ſchütteln zu können, wie unſere guten Urgroßväter gethan haben würden. Im ſiebzehnten Jahrhundert verkündete, verſteht ſich nachher, ein ſechsfüßiges Kalb die Einäſcherung Magdeburgs, und ein rothes Kreuz am neblichten Himmel den Türkenkrieg; könnte nicht im neunzehnten eine Mißgeburt, die am einen Pole Aſiens das Licht der Welt erblickte, den Untergang eines großen Reichs verkündet haben?

Morgens.

Wie? hab' ich ſchon die ganze Nacht
Mit lauter Träumen zugebracht?
Und ach! mir war ſo wohl dabey,
Und iſt dieß ſchon der Hahnenſchrey?

Digitized by Google

Da wartet drauſſen vor der Thür
Ein langer Tag und klopft bey mir,
Und ich muß wohl, zu meiner Pein,
Ganz höflich ſagen: Nur herein!

O ſüße, träumeriſche Nacht,
Wie hat der Tag dich umgebracht!
Und du, der wohl im Schlaf noch ruht,
Du Lieber, biſt du mir auch gut?

Rochholz.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Beſchluß.)

Auch an hiſtoriſcher Bedeutſamkeit wird es dieſer Reihe von Bildſäulen nicht fehlen. In dem Palais Bourbon, deſſen Vorderſeite ſich am Ende der Brücke erhebt, berathen ſich ſeit der Revolution die Volksrepräſentanten der franzöſiſchen Nation; ſtumm und ſchmeichelnd waren ſie unter der deſpotiſchen Militärregierung, in Partheyen getrennt ſeit der Wiederherſtellung des königlichen Thrones. Auf dem Ludwigsplatze hat ein König für die Fehler ſeiner Vorgänger ſein Leben opfern müſſen; in der rue royale, welche von dem Ludwigsplatze zur Magdalenenkirche führt, wurden Hunderte von Menſchen bey den Hochzeitfeyerlichkeiten Ludwigs XVI. und Marie Antoinettens erſtickt; die Magdalenenkirche, die ſich am Ende derſelben ſtolz erhebt, war ſchon vor der Revolution begonnen worden; Napoleon wollte ſie als Tempel des Ruhms vollenden; allein die Zeit des Kriegsruhms iſt vorübergegangen, ohne daß der Bau vollendet worden wäre, und nun wird ſie als Magdalenenkirche, wie es Anfangs beſtimmt war, bald eingeweiht werden können, als ob die Republik und das Kaiſerthum von der Anlage bis zur Vollendung des Gebäudes gar keinen Zwiſchenraum bildeten! Es wäre intereſſant, zu erfahren, was dieſes Gebäude mag gekoſtet haben, ſeitdem der Grund dazu gelegt worden iſt. Gewiß ſind manche Millionen damit aufgegangen, wie mit ſo manchen andern Bauanſtalten in Paris; dieſe Stadt iſt das Eldorado der Architekten, wenn ſie nur einmal ſo glücklich ſind und das Zutrauen der Regierung beſitzen; dann kommen ihnen die großen Arbeiten wie zugeregnet, und wo Millionen verſchwendet werden, bleibt für den Baumeiſter immer ein ſchönes Stück Geldes hängen. Es gibt Baumeiſter, wie z. B. der Hr. Uvé, welche ſo geſchickt ſind, daß ſie ſich ein Halbdutzend großer Bauten auf einmal aufbürden laſſen. Dieſe Herren würden mit keinem Staatsrathe hinſichtlich ihrer Einkünfte tauſchen, und können eine anſehnliche Figur in der großen Stadt ſpielen. — Bey der dießjährigen Kunſtausſtellung der Zöglinge der Malerſchule trat der Umſtand ein, daß eines der Gemälde nicht mit den Händen, ſondern mit den Füßen gemalt war. Der Schüler Ducornet hat, wie aus den Zeitungen ſchon bekannt iſt, keine Arme und ſich daher von Jugend auf angewöhnt, ſeine Füße den Dienſt der Hände verrichten zu laſſen, wodurch er denn eine gewiſſe Geſchicklichkeit erworben hat, ſo daß er mit den Füßen jezt nicht ſchlechter malt, wie mancher andere Maler mit den Händen; ein Raphael wird Ducornet wohl niemals werden, und einen hohen Kunſtwerth haben ſeine Stücke auch wohl nicht; ſie ſind aber deutliche Beweiſe, welch erſtaunliche Dinge die Beharrlichkeit des Menſchen zuwege bringen kann, auch dann, wenn unüberſteigliche Hinderniſſe ſich ihm entgegen zu ſtellen ſcheinen. Um ihn aufzumuntern, hat die Regierung bey ihm ein Gemälde beſtellt; die Zeitungen haben über ihn verſchiedene Hiſtörchen, zum Beyſpiele, daß ein Engländer, der ſich bey der Ausſtellung habe herumführen laſſen, mit ſeinem Führer Händel bekommen habe, weil dieſer ihn verſichert, ein Gemälde, das er ihm gezeigt, ſey mit den Füßen gemalt, was der Engländer als eine grobe Erdichtung und als eine ſeinem geſunden Verſtande angethane Beleidigung angeſehen habe; ja er ſey ſo erboßt geweſen, daß man viele Mühe gehabt habe, ihn zu beſänftigen. Jener Ducornet iſt von der Natur recht ſtiefmütterlich behandelt, und hat ein ganz krüppelhaftes Anſehen und dabey ein Satyrgeſicht; ſeine Mitſchüler haben ihn auf eine poſſierliche Art karrikirt, indem ſie ihn wie einen leibhaftigen Satyr mit ſeinem breiten, faſt bis an die Ohren gehenden Munde in Gips abgeformt haben; es läßt ſich kein burleskeres Weſen denken, und man kann das Figürchen nicht anſehen, ohne zu lachen. Unter dem neuen Miniſterium werden die Künſtler mit Unterbrechung der bisher erhaltenen Unterſtützungen bedroht. Graf Labourdonnaye, meynt man, werde vielmehr der Geiſtlichkeit und der verborgenen Kongregation die von den geſetzgebenden Kammern bewilligten Gelder zukommen laſſen; dieß iſt auch leicht möglich; ſchon Graf Corbière hatte den Künſtlern und Gelehrten manche Unterſtützung weggeſchnitten, beſonders wenn ſie ſo kühn waren, freyſinnige Meynungen zu äußern. Indeſſen können die Miniſter nicht Alles thun, nicht Alles verſehen; ſo Manches geſchieht durch ihre Untergeordneten, von dem ſie nicht das Mindeſte ahnden, und dieſe ſind manchmal ſehr zugänglich, beſonders wenn man die Wege kennt, wie ihnen beyzukommen iſt. Es gibt in allen Ständen, folglich auch in dem Künſtler- und Gelehrtenſtande, gewandte Leute, welche dieſe Wege kennen und alſo zu ihrem Zwecke gelangen, ohne daß die Miniſter, die ſich zuweilen wunderweiſe dünken, es gewahr werden. Alſo auch unter dem Labourdonnayeſchen Miniſterium wird für Künſte und Wiſſenſchaften viel Geld geſpendet werden; ob dieß aber den Würdigſten in die Hände fallen und am zweckmäßigſten verwendet werden wird, daran iſt es erlaubt zu zweifeln, bis die Erfahrung eines Beſſern belehren wird.

Dg.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 273:

Wetterglas.

Dreyſylbige Charade.

Die Erſte, ein ſolides Wort,
Iſt bald ein Großes, bald ein Kleines,
Und doch ein ungeheuer Eines,
Läuft es am großen Waſſer fort.

Die beyden lezten ſind Papier,
Und zwar Papier von jeder Sorte,
Bald führt es dich von Ort zu Orte,
Bald öffnet es dir Thor und Thür,

Bald fegt es dir den Beutel leer;
Das iſt das Schlimmſte der Papiere;
Sieh zu, daß es dich nicht verführe,
Ihm zu entſagen iſt ſo ſchwer.

Das Ganze iſt, bald groß, bald klein,
Des Erſten Bildniß ſtets im Kleinen,
Mit groben Strichen und mit feinen.
Was mag das für ein Bildniß ſeyn?

B.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 280.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 23. November 1829.

Der Geiſt erhebt ſich, das Herz erwärmt ſich bey der Betrachtung dieſer göttlichen Vorbilder; je mehr man ſie anſieht, deſto mehr ſtrebt man, ihnen ähnlich zu werden, und etwas Mittelmäßiges erträgt man nur mit dem größten Widerwillen.

Rouſſeau.

Klaſſiker und klaſſiſche Bildung.

In einer Zeit, wo die klaſſiſche Bildung, wenn auch nicht theoretiſch in ihrem Werthe herabgeſezt, doch vielfältig in der Praxis beſchränkt wird, verdienen wohl ein Paar Worte über die Bedeutung dieſer Bildung auch von Seiten derjenigen einige Aufmerkſamkeit, denen ſonſt Gegenſtände der Art ferner liegen.

* * *

Wenn wir uns blos deßwegen die Spielzeit unſers Lebens mit der Grammatik verkümmern, und zehn unſrer ſchönſten Jahre der Erlernung des Lateiniſchen und Griechiſchen aufopfern müßten, weil dadurch unſer Gedächtniß geübt, der Sinn für Regeln in uns geweckt, und ein Fleiß uns angewöhnt werde, der das Mühſame überwindet und vor dem Trocknen nicht zurückſchreckt: ſo dürften wir uns mit Grund über eine ſo grauſame Zumuthung beklagen. Dieſe Vortheile würden wir während unſrer Lebzeit noch nicht einmal gewahr werden, und wenn auch, wir würden ſie wenig zu ſchätzen wiſſen. Das Lob des Docenten, oder unſer Platz in der Schule wäre etwa noch das Einzige, was uns einen Antrieb zum Lernen geben könnte. Alles, was mit Erfolg betrieben werden ſoll, muß auch mit Eifer betrieben werden können. Aber ein anhaltender Eifer entzündet ſich nur an Gegenſtänden, die nicht blos zu Zwecken *führen*, ſondern ſelbſt ſchon Zwecke *gewähren*. Entweder hat man alſo ein durchaus verkehrtes Mittel zu unſerer Bildung gewählt und ſchwebt in großem Irrthume, wenn man ſogar erwartet, die Beſchäftigung mit den alten Sprachen ſoll uns die Weihe für künftige Studien ertheilen und im Voraus mit Liebe zu den Wiſſenſchaften erfüllen: oder muß das Klaſſiſche ganz *eigenthümliche* Reize, und einen *unmittelbaren, innern* Werth haben, und einen Preis verſprechen, den man uns nur vorhalten darf, um uns für ſeinen Beſitz zu entflammen.

Von dieſer Seite wollen wir jezt das Studium der alten Sprachen betrachten.

Der Schüler lernt Wörter *auswendig*, aber er lernt ſie zugleich auch *beugen*, zum Beweiſe, daß er ſie nicht ſowohl in ſeinem Gedächtniſſe anhäufen, ſondern vielmehr ſammeln ſoll, um ſie ſpäter in Verhältniſſe zu bringen und bey ihnen zu denken. Sobald er komponirt, hat er etwas von dieſem Zwecke erreicht. Denn die wenigſten Sätze laſſen ſich unverändert in den alten Sprachen wiedergeben. Er muß alſo denſelben Gedanken in verſchiedene Formen werfen, und das Weſentliche des Inhalts von dem Zufälligen des Ausdrucks ſcheiden lernen. Doch wenn dieß allein bezweckt würde, ſo könnte man einen beſchwerlichen Umweg durch das einfache Mittel abſchneiden, daß man eine ſolche Umſetzung des Ausdrucks in der deutſchen Sprache ſelbſt vornehmen, daß man zuerſt mit Redensarten, ſpäter mit Sätzen, endlich mit der ganzen Darſtellungsweiſe wechſeln, eine didaktiſche Abhandlung in eine Rede, einen Vortrag in ein Geſpräch verwandeln ließe.

Digitized by Google

Es ſcheint daher, das Komponiren ſoll uns nur den Weg zum Leſen der alten Schriftſteller bahnen. Allein wozu nun dieſe? Vielleicht, weil aus ihnen Kenntniſſe geſchöpft werden können, die bey neuern Schriftſtellern nicht einmal zu erwarten ſind? Aber wir haben die Alten in jeder Wiſſenſchaft hinter uns gelaſſen, wir werden in der Politik den Ariſtoteles, in der Naturgeſchichte den Plinius, in der Lehre von der Vorſehung den Seneca ſchwerlich vermiſſen. Oder weil es nothwendig iſt, die Sitten und Verhältniſſe des Alterthums ſchon in der Jugend gründlich kennen zu lernen? Aber eben dieſe gründliche Kenntniß, wenn ſie in den Autoren ſelbſt geſucht werden ſoll, erfordert Kombinationen, die in dieſem Alter noch Keiner anſtellen kann, und würde aus einigen deutſchen Werken über das Alterthum ſicherer entnommen werden, als aus den zerſtreuten Erklärungsbemerkungen des Docenten. Uebrigens lehre man uns ſtatt der ſoloniſchen die würtembergiſchen Geſetze, ſtatt der abgekommenen die herrſchenden Sitten kennen: Verhältniſſe, die uns vor Augen liegen, in denen wir unſre Eltern leben ſahen, werden uns begreiflicher ſeyn; erſt, wenn wir einmal die Gegenwart begriffen haben, werden wir daran denken dürfen, die Vorzeit mit Urtheil und Umſicht zu betrachten. Und ſollte auch umgekehrt die Kenntniß der Vorzeit zu dem Verſtändniſſe der Gegenwart erforderlich ſeyn, und ſich nicht aus neueren Werken über das Alterthum, ſondern nur aus den Autoren ſelbſt ſchöpfen laſſen, müſſen wir denn erſt Römer und Griechen werden, um die Schriftſteller dieſer Nationen leſen zu können? Oder ſind ſie nicht längſt, und werden immer noch mehr auf deutſchen Boden verpflanzt, und zwar in ſo gelungenen, korrekten Ueberſetzungen, daß wenigſtens der Inhalt derſelben ohne alle Schwierigkeit ermittelt werden kann? Doch hier liegt es eben. Es iſt uns, wenn wir die Klaſſiker ſtudieren, zunächſt nicht um den Inhalt zu thun: was ſie dachten, iſt uns in vielen Fällen ſogar gleichgültig; aber die Weiſe ihres Denkens, und die Art, wie ſie ihre Gedanken bezeichneten, dieß iſt es, was ſchon die entfernteſte Bekanntſchaft mit ihnen ſo reitzend und das fortgeſezte Studium derſelben ſo fruchtbar macht, was den halb gereiften Lehrling mit den Qualen der Grammatik ausſöhnt, und den Eingeweihten unter dem Schutte der Regeln einen Born der Begeiſterung entdecken läßt. Gerade in ihrem eigenthümlichſten Gewande wollen wir die Alten erſcheinen ſehen, und während es den Pedanten nach Phraſen gelüſtet, mit welchen er ſein ſeichtes Deutſch aufzuputzen vermeynt, dürſtet der Vernünftige nach jener Bildung, welche deßwegen die klaſſiſche genannt wird, weil ſie nur aus den Klaſſikern gewonnen werden kann.

Um den Einfluß einer ſolchen Bildung zu beſtimmen, müſſen wir vor allen Dingen den Begriff des Klaſſiſchen ſelbſt ſorgfältig entwickeln.

Das Bücherſchreiben war bey den Alten weder Mode, noch Sache der Spekulation. Daher ſchrieben meiſtens nur ſolche, welche den Beruf dazu hatten. Und ſelbſt aus dieſer geringeren Anzahl von Schriften ſind uns gerade die vorzüglichſten erhalten worden. Kein Wunder alſo, wenn wir gewohnt ſind, mit dem Klaſſiſchen den Begriff der Gediegenheit zu verbinden. Obgleich damals eine Blüthezeit der Wiſſenſchaften und Künſte war, ſo gab es doch keinen abgeſonderten Stand der Gelehrten. Man bildete ſich in der Jugend, um ſpäter verwickelte Rechtshändel zu leiten, um die Menge durch Beredſamkeit zu bezaubern, um an den Staatsangelegenheiten Theil zu nehmen. Statt daß bey uns Tauſende leben, um zu ſtudieren, ſtudierte man damals, um zu leben. Und wenn ſich hie und da ein Einzelner in einer geräuſchloſen Villa den Muſen ausſchließend widmete, ſo geſchah es bey hereinbrechendem Alter, nachdem er alle Stufen durchlaufen, oder ſeine Plane hatte ſcheitern ſehen, in jedem Falle nach gemachten Erfahrungen. Nachdem ſie gelebt hatten, dachten ſie über das Leben. Deßwegen entfernten ſie ſich bey aller wiſſenſchaftlichen Tiefe nie von der Erfahrung, und ſelbſt ihre erhabenſten Ideen ſind in Sentenzen ausgedrückt, deren Anwendbarkeit uns noch heute überraſcht. Hiezu kommt, daß ſie alle, mehr oder weniger, vom Ehrgeize bewegt wurden. Der Ehrgeiz ſucht ſich ein Publikum: wer dieſes finden will, muß ſo ſchreiben, daß er jedem wenigſtens etwas bietet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Heirath aus einer Anklage wegen Mords *).

Vor den Aſſiſen zu Bury St. Edmunds (Grafſchaft Norfolk) kam am 10ten Auguſt d. J. ein Kriminalfall vor, der, wenn nicht die Oeffentlichkeit des Verfahrens in England Bürge für die Wahrheit der Berichte wäre, geradezu einem Romane entnommen zu ſeyn ſchiene. Auch endet er, was bey einem Romane nichts unerhörtes, deſto ſeltener aber wohl bey einer Anklage auf Tod und Leben der Fall iſt, mit einer Heirath. William Buckle, 21 Jahre alt, wurde angeklagt, die Leah Warren mit einem Raſiermeſſer angefallen zu haben, in der Abſicht, ſie umzubringen. Das Aeußere des Angeklagten hatte etwas ſehr Einnehmendes, und ſeine Jugend wie ſein ganzes Weſen erregten ungemeine Theilnahme. Das Frauenzimmer, das er mörderiſch angefallen zu haben beſchuldigt war, war ein bildſchönes Mädchen von achtzehn Jahren. Die Anklage ſelbſt ergab Folgendes:

Der Angeklagte war im Dienſt des Vaters der Leah Warren, eines Baumeiſters und Maurers zu Bradwell

*) Aus der Allgemeinen Juſtiz-, Cameral- und Polizeyfama.

Aſh. Er hatte früher die Gunſt des Mädchens zu gewinnen geſucht, aber ſchon gegen Michaelis des vorigen Jahres hatten die Verwandten ihr zugeredet, ihm keine Aufmunterung zu geben, und als ſie ihm das mitgetheilt, war er in ſolche Verzweiflung gerathen, daß er einen Verſuch machte, ſich zu entleiben. Am 7ten Juni d. J. ſah er ſie wieder in ihres Vaters Hauſe, er erneuerte ſeine Anträge, die ſie jedoch ablehnte, und am 9ten Juni bemerkte er ſie in Geſellſchaft eines andern jungen Mannes. Höchſtwahrſcheinlich war es dieſer Anblick, welcher zuerſt den verbrecheriſchen Gedanken in ihm rege machte. An demſelben Abend begegnete ihm das junge Mädchen, und er bat ſie, mit ihm nach einem Orte auf den Markt zu gehen, der etwa eine Stunde Weges entfernt war; ſie ſchlug es jedoch ab, worauf er ſie zu einem Spaziergange in das nächſte Feld einlud; als ſie aber auch das verweigerte, ergriff er ſie beym Kopfe, warf ſie nieder und ſchnitt ihr mit einem Meſſer über den Hals. Sobald er die That vollbracht hatte, ſprang er auf und lief fort; das Mädchen aber raffte ſich auf und eilte zu einer Tante, die in der Nähe wohnte und ſogleich ärztliche Hülfe herbeyſchaffte. Sie theilte ihren Verwandten den Vorfall mit, und als man nachſuchte, fand man das blutige Meſſer, mit welchem die That begangen worden war. Vor dem Friedensrichter geſtand der Angeklagte ſogleich die That. Als Grund des Verbrechens gab er Eiferſucht und Verdruß über die Zurückweiſung ſeiner Bewerbung an. Es wurden Zeugen vorgeführt, und zwar zuerſt Leah Warren. Sie ſchien ſehr angegriffen zu ſeyn, als ſie vortreten mußte, erzählte aber nun mit den kleinſten Umſtänden alles, was vom 7ten Juni an zwiſchen ihnen vorgefallen war, wie er wiederholt in ſie gedrungen, ſeiner Liebe Gehör zu geben, und ſie den Antrag blos um ihres Vaters und ihrer Geſchwiſter willen abgewieſen. Sie fuhr fort: „Ich war den ganzen Montag Morgen mit ihm zuſammen; dieſes geſchah nicht mit Vorwiſſen meiner Verwandten; wir gingen den ganzen Vormittag umher, und ſeine Unterredung ging meiſt darauf, daß er hoffe, wir würden Mann und Frau werden; ich wünſchte bey ihm zu ſeyn, ich wünſchte ſeine Frau zu werden, wenn es meinen Verwandten nur recht wäre, und ich ſagte ihm das; ich war ihm ſehr zugethan und ich ſagte ihm, daß ich ihn liebte, und daß, wenn unſere Verwandten nicht in die Heirath willigen wollten, ich ihn über kurz oder lang doch heirathen würde; ich weiß, daß er mich ſehr lieb hat, und daß er mir von jeher gut war.“ (Hier wurde das junge Mädchen ſo ergriffen, daß ſie nicht länger ſtehen konnte und ihr ein Stuhl gereicht werden mußte; dem Angeklagten ſtürzten Thränen aus den Augen).

Präſident (Hr. Garrow): Was ſagt Ihr da, liebes Kind?

Leah (weinend): Ich ſagte, ich ſey überzeugt, daß er mich liebt.

Dieſes Geſtändniß erregte eine ungemeine Senſation in der ganzen Verſammlung. Endlich erhob ſich der Anwalt, welcher die Anklage leitete, und ſagte: Nach dem, was ſo eben vorgefallen ſey, und nachdem er mit ſeiner Parthey conſultirt habe, könne er nicht anders glauben, als daß den Zwecken der öffentlichen Gerechtigkeit genügt worden, und die gegenwärtige Unterſuchung als geſchloſſen betrachtet werden könne. Der Vater des jungen Mädchens habe, da er ſehe, mit welcher Zärtlichkeit und Treue ſie an dem Angeklagten hänge, in ihre Vereinigung gewilligt, und mit Erlaubniß des Präſidenten werde er daher von Seiten des Anklägers jeden ferneren Beweis fallen laſſen. Der Anwalt des Angeklagten bat hierauf um Erlaubniß, in ſeines Clienten und ſeinem eigenen Namen ihre Dankbarkeit für dieſe menſchenfreundliche Handlung ausdrücken zu dürfen. Gewiß ſey keiner in der Verſammlung, der ſich dieſes rührenden Auftrittes nicht Zeitlebens erinnern werde; aber auf Niemanden könne es einen ſo unauslöſchlichen Eindruck machen, als auf den, der mit einem Male der Gefahr entgehend, mit der das unerbittliche Geſetz ihn bedrohe, der Gatte eines ihm mit ſolcher Liebe ergebenen Weibes werden ſolle. Gewiß werde es auch nicht erſt einer Ermahnung bedürfen, daß er durch ſein künftiges Betragen ihr die treue Liebe lohne.

Hierauf wendete ſich der Präſident, der von dieſem ungewöhnlichen Auftritte augenſcheinlich gerührt war, an die Geſchwornen. Er erklärte, es ſey dieſes die erſchütterndſte Scene geweſen, der er je beygewohnt, und er leſe es auf den Geſichtern der Geſchwornen, daß ſie nicht minder als er davon ergriffen ſeyen. Er ſelbſt ſey gewiß nicht der Lezte, der ſich zum Dank für einen ſolchen Ausgang verpflichtet fühle; denn wenn ſie, die Geſchworenen, den Angeklagten ſchuldig gefunden hätten, ſo würde ſeine Pflicht als Richter, die ihm unbedingte und unpartheyiſche Vollſtreckung des Geſetzes gebiete, ihm keine Wahl gelaſſen haben. Nie habe er einen jungen Mann wegen eines ſolchen Verbrechens angeklagt geſehen, deſſen Aeußeres ſo ſehr gegen die Anklage gezeugt habe; auf der andern Seite ſtehe hier ein junges Mädchen, das bey allen Gefühlen der Liebe und Zuneigung doch, ihrem Zeugeneide gemäß, die ungeſchminkte Wahrheit gegen ihn auszuſagen im Begriffe geweſen ſey. Jezt ſeyen die Hinderniſſe gehoben, welche die Verwandten ihrer Verbindung entgegengeſtellt hätten; wenn aber irgend etwas, ſo müſſe die Scene des heutigen Tages den Angeklagten erinnern, was er dieſem Mädchen ſchuldig ſey; hoffentlich werde er es daher auch als Aufgabe ſeines Lebens betrachten, ſie glücklich zu machen. Die Geſchworenen werden ihn in Ermangelung von Beweiſen freyſprechen.

Digitized by Google

Als der Angeklagte hierauf wirklich freygeſprochen wurde, ſchlug das junge Mädchen die Hände zuſammen, und lächelnd unter Thränen der Freude und Dankbarkeit, ſank ſie einer der Umſtehenden halb ohnmächtig in die Arme. Der Präſident befahl, den Gefangenen loszugeben, der ſogleich auf das Mädchen zueilte und ſie herzlich umarmte und küßte; als ſie aus dem Gerichtshofe traten, wurden ſie von der verſammelten Menge mit einem freudigen Hurrahruf empfangen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

Auf unſerm Hoftheater regt und bewegt ſich viel; es wird noch mehr geſprochen von nöthigen, von wohlthätigen Reformen; im Grunde aber bleibt Alles beym Alten, und durch dieß Gerede weiß man nur die einſchlafende Aufmerkſamkeit und Theilnahme am Inſtitute wach zu erhalten. Das heutige Zwitterverhältniß des Schauſpiels und ſeiner Angehörigen zum öffentlichen, geſelligen Leben auf der einen, auf der andern Seite zu den Künſten und Vergnügungen, welche, aus ihm hervorgehend, auf denſelben Brettern getrieben werden, macht ſich nirgends mehr geltend, als hier auf dem königlichen Theater. Man hat die hier engagirten Schauſpieler durch ihr bedeutendes Gehalt, durch den Schutz, den man ihnen dann und wann als „königlichen Beamten“ gegen zu ſcharfe Angriffe der Kritik, wenn auch nur unter der Hand, gewährte, durch die beſondere, „unmittelbare“ Berückſichtigung ihrer Beſchwerden, durch die Stellung, die ihnen das gebildete Publikum gern in allen Kreiſen der Geſelligkeit einräumte, durch die große Theilnahme, weniger an den eigentlichen Kunſtleiſtungen, als an ihrem perſönlichen Auftreten, die ſich alljährlich, oft ſehr wunderbar, zeigte — durch alles dieß hat man ſie auf einen andern Standpunkt geſtellt, als irgendwo ſonſt in einer großen Stadt und Reſidenz. Es iſt Berlin oft genug zum Vorwurf gemacht worden, daß ſein öffentliches Leben und Intereſſe ſich nur um Schauſpieler, deren Anſtellung, Abſetzung, ja ihre kleinen Intriguen drehe. Das iſt leider nur zu wahr, aber die Schauſpieler ſelbſt ſind nicht daran ſchuld, daß man ſolche Spielpuppen der öffentlichen Unterhaltung aus ihnen gemacht hat. Sie ſind es nun einmal, ſie können jezt verlangen, ſo angeſehen zu werden, wie man ſie ſeit ſo lange angeſehen hat. Sie haben einen eigenen Inſtanzengang ihrer Beſchwerden, und Bitten and Klagen, über die eigentlich ein Garderobier ohne Appell entſcheiden ſollte, gehen oft direkt an die höchſten Behörden, und eine Spezialordre muß einer gekränkten Sängerin eine entzogene Rolle reſtituiren! Auf der andern Seite ſieht ſich aber das einſt ſo begünſtigte, das noch immer durch die Umſtände hochgeſtellte, eigentliche Schauſpiel beeinträchtigt durch alle Nebenkünſte, welche zur Unterhaltung des wechſelnden Zeitgeſchmacks dienen ſollen. Die große Oper ſteht längſt mit einer tödtenden Wucht auf dem Theater und drückt das beſcheidenere Schauſpiel zuſammen. In allen Colliſionsfällen muß das leztere zurückſtehen; dieß ging vor Kurzem ſo weit, daß, während z. B. eine große Oper von Spontini probirt wurde oder im Gange war, kein Platz und keine Menſchen da waren, um größere Stücke des recitirenden Schauſpiels zu probiren. Vor Allem leidet dadurch das große Trauerſpiel. Unter den ſtehenden deutſchen Theatern iſt die Berliner Hofbühne jezt wohl diejenige, wo am ſeltenſten neue große Arbeiten deutſcher oder fremder Dichter in Scene geſezt werden, und das Publikum, deſſen frivolem Geſchmack man wohl gern die Schuld aufbürdete, trägt ſie wirklich nicht allein. Die Luſt am Trauerſpiel in einer großen, von einer verhältnißmäßig noch größeren Anzahl Gebildeter bewohnten Stadt wäre da, wenn man der Luſt nur entgegenkommen wollte oder könnte. Neben der großen Oper drückt weniger, als daß es die Mittel ausſaugt, das Ballet. Ein eigentlicher Geſchmack dafür wird ſich hier nie fixiren. Berlin kann nie Paris werden. Man intereſſirt ſich für dieſe oder jene Tänzerin, und dabey läßt man ſich das Andere gefallen. Aber es bleibt im Durchſchnitt mehr Sache des Hofes, als des Publikums. Auch die Konzerte, die gelegentlich, beſonders unter Mitwirkung durchreiſender Virtuoſen, auf dem Theater veranſtaltet werden, ſchränken das deutſche Schauſpiel ein, welches in dieſem Augenblicke keinen herberen Stoß erhalten konnte, als durch die Fixirung einer franzöſiſchen Truppe, die recht leidlich iſt, aber keinesweges Auſſerordentliches leiſtet. Es ſeufzt nun und macht ſich Luſt in kleinen Piecen, die eigentlich ein Bekenntniß der Ohnmacht, des Fortvegetirens ſind, aber nicht der Lebenskraft, die ſich in einem Inſtitute, wie die Berliner Hofbühne, entwickeln könnte. Was ſollen wöchentlich zwey, drey kleine, aus dem Franzöſiſchen überſezte Luſtſpiele? Nur Raupach tritt dann und wann mit dem, was gerade für die Umſtände fertig geworden, dazwiſchen. Vieles davon vergeht, es bleibt aber doch noch ſo Vieles, und mit Recht, daß Raupach faſt jezt, wie ehemals Kotzebue, das Repertoire macht. Das iſt an ſich nicht verwerflich, allein wo bleibt Zeit und Kraft für eine andere Thätigkeit? Raupachs tragiſcher und humoriſtiſcher Kothurn hat ſchon einen ſo feſten Tritt gewonnen, daß man daraus ein altpreußiſches Exerzierreglement entwerfen könnte. Das bekommt aber nicht der freyen Kunſt, und ſelbſt die Schauſpieler und Schauſpielerinnen, welche am glänzendſten von ihm beſchäftigt werden, ſehnen ſich hinaus, ſie verlangen nach friſcher Luft, nach einer andern Diktion, andern Charakteren, einer andern Poeſie, wäre auch alles das ſchülerhafter.

So iſt der Mißmuth beym Theaterperſonal hier ausgeſprochener und mehr erklärlich, als an andern Orten, wo freylich dieſelben Grundübel drücken. Trauriger fällt er hier ins Auge, weil wirklich bey den Einzelnen Luſt und noch viele beſſere Kraft, aber wenig Ausſicht da iſt, daß es beſſer wird. Denn die unmittelbare Einmiſchung ins Theater wirkt nicht ermunternd. Für das Aufkommen der Tragödie, an die ſich doch eigentlich Studium und Hoffnung jedes Mimen knüpfen, die es mit Kunſt und Wiſſenſchaft verbindet und das Gefühl der Würde gibt, iſt die Ausſicht am allerdunkelſten. Das fühlen ſelbſt die, welche im Theater nur Unterhaltung ſuchen, es fehlt der Hebel, der Nerv, das Salz des Theaters. Das eigentliche Luſtſpiel, was man ſonſt darunter verſtand, iſt, wie überall, auch hier zu Grabe getragen. Die Poſſen, Singſpiele, die in Scene geſezten Anekdoten, die ganz an ihrer Stelle wären, wenn ſie als Zwiſchenſpiele, als Intermezzo's erheiterten, bilden den Stamm des Repertoirs; zu ihrem Schaden gewiß, denn nun macht man Anforderungen, welche ſie nie befriedigen können.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 94.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Nº. 281.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 24. November 1829.

Wohl dem, dem die Geburt den Bruder gab!
Ihn kann das Glück nicht geben; anerſchaffen
Iſt ihm der Freund, und gegen eine Welt
Voll Kriegs und Truges ſteht er zweyfach da.

Schiller.

Die Brüder.

An einem ſchönen Septembermorgen im Jahre 1813, während des franzöſiſch-ſpaniſchen Feldzugs, ſchickte ich mich an, mit einem Freunde einen gemeinſchaftlichen Bekannten aufzuſuchen, den ſeine Dienſtpflichten immer noch in der unmittelbaren Nähe von St. Sebaſtian hielten. Die Gezelte des 58ſten Regiments waren in einem Wäldchen von Zwergeichen auf dem Rücken einer mäßigen Anhöhe, unfern der Bidaſſoa und am Fuße des Gebirgs Quatracone, aufgeſchlagen. Die Bidaſſoa liegt volle fünf Stunden von dem Punkte, den wir erreichen wollten; es wäre daher nicht rathſam geweſen, die Nacht außerhalb der Quartiere zuzubringen, zu einer Zeit, da man jeden Tag eine Aktion erwartete. Je früher wir aufbrachen, um ſo beſſer war es für Pferde und Reiter. Wir ſtiegen alſo ſogleich nach der Morgenparade zu Pferde; in raſchem Trott hatten wir bald unſer Lager hinter uns, und wir ſprengten auf einem Wege dahin, der ſo einſam und abgeſchieden war, als ob die beyden mächtigen Heere, ſtatt ſich gegenüber zu ſtehen, hundert Meilen von einander entfernt wären.

Nach drey Stunden waren wir vor der Wohnung unſeres Freundes, wo ein nahrhaftes Frühſtück für uns und reichliches Futter für unſere Pferde in Bereitſchaft war. Es war eine Hütte, oder ein kleines Pachthaus, das in Mitte eines ausgedehnten Obſtgartens, etwa eine Stunde von St. Sebaſtian entfernt lag. Einen Büchſenſchuß weit davon ſtand ein anderes Gebäude, von etwas größerem Umfang, aber an Bauart dem erſten vollkommen gleich. Dieſes war, wie wir erfuhren, mit Kranken und Verwundeten angefüllt, deren Beſorgung unſerem Wirthe, der Arzt war, oblag. Es war dieſer Spital für das Belagerungskorps von St. Sebaſtian errichtet worden. Unſer Wirth geſtand uns offen, daß die Ueberfüllung deſſelben und der elende Zuſtand ſo vieler, die ſich daſelbſt befänden, kein ſehr einladendes Bild des Krieges gebe; und doch ſchlug er, ſo inkonſequent iſt der Menſch, vor, uns gleich nach dem Frühſtücke dahin zu führen, und wir nahmen theils aus Neugierde, theils aus beſſeren Regungen ſein Anerbieten an.

Wir fanden es, wie er vorher geſagt hatte; doch ein einziger Blick überzeugte uns, daß zur Erleichterung der Leiden derer, die für ihr Vaterland gekämpft hatten, keine Koſten geſpart wurden, und daß hier wenigſtens der Spital ein Ort war, vor dem ſich kein Soldat fürchten durfte.

Wir hatten mehrere der Gemächer beſehen, und ſchickten uns eben an, den Platz zu verlaſſen, als die Geſtalt eines großen Mannes, der mit auf die Bruſt geſenktem Haupte in der Ecke ſaß, meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Es lag in dem Weſen und in der ganzen Erſcheinung des Unglücklichen etwas, das, ich wußte nicht warum, aufs lebhafteſte mein Mitgefühl erregte; ich ging auf ihn zu, um über ſeine Wunden und die Gelegenheit, bey welcher er ſie erhalten, einige Fragen an ihn zu richten. Aber der Soldat nahm, obgleich ich ihn in freundlichem, vertraulichem Ton anredete, erſt keine Notiz von

mir. Einmal doch ſchlug er die Augen auf und blickte mir ins Geſicht; da ſah ich, daß ſeine Wangen bleich und eingefallen waren, und die tiefſte Niedergeſchlagenheit auf ſeinem ganzen Geſichte lag; allein ohne ein Wort zu ſprechen, kehrte er ſeinen Blick von mir ab und ſenkte den Kopf wieder. Sehr ergriffen von dem Anblick des Mannes, wendete ich mich an meinen Wirth, mit der Bitte, mir die Auskunft zu geben, die mir ſein Patient verweigerte. Allein auch er ſchüttelte den Kopf und ging weiter. Wir waren jedoch kaum eine Weile in ſeinem Quartier, als er aus freyen Stücken auf meine Frage zurückkam. „Sie befragten mich," ſprach er, „über das Schickſal des armen Burſchen in der Ecke; das iſt einer der unglücklichſten Fälle, die mir je in meinem Berufe vorgekommen ſind, und da ich zufällig mit der Geſchichte des jungen Mannes bekannt bin, will ich ſie Ihnen, falls ſie es wünſchen, erzählen." Wir rückten unſere Stühle an ein offenes Fenſter, aus dem ſich eine herrliche Ausſicht auf die Stadt und den Ocean hinter ihr öffnete, und hörten mit größter Theilnahme und Aufmerkſamkeit folgende Geſchichte:

„Es ſind jezt ſechs Jahre, daß das Regiment, dem ich zugetheilt bin, in der Citadelle von Plymouth einquartirt war; da ſtieß eines Tags ein Trupp Rekruten aus Schottland zu ihm, und unter dieſen ein Brüderpaar, aus der Stadt Fort-William gebürtig, von dem nur noch der Aeltere, der arme Schelm, den Sie in dem Spital bemerkten, am Leben iſt. Da ich ſelbſt aus dieſer Stadt bin, erfuhr ich bald, daß ſie Söhne der Wittwe eines alten Penſionärs ſeyen, der, nachdem er ſeinem Vaterland über dreyßig Jahre gedient hatte, dem Herkommen gemäß ein junges Mädchen heirathete und wenige Tage nach der Geburt ſeines jüngſten Sohnes ſtarb. Der Name ihres Vaters war Cameron, ein alter, angeſehener Klansname, in früheren Jahren ſehr berühmt wegen ſeiner Kriegsthaten, und ſtets noch geachtet wegen der Menge tapferer Männer, welche er ſtellt; Donald und Allan, die beyden Jünglinge, von denen ich ſpreche, ſtanden in keiner Hinſicht ihren Klansgenoſſen nach.

Aus welchem Grunde ſie eigentlich Dienſt in dem Heere nahmen, erfuhr ich nicht genau, hörte aber, daß Donald, ein unternehmender, etwas wilder Burſche, ſich mit dem Zollamt etwas abgeworfen, und um den Folgen zu entgehen, insgeheim ſeine Heimath verlaſſen habe, um bey dem Heer Dienſt zu nehmen. Was ſeinen jungen Bruder Allan betrifft, ſo hatte er ohne Zweifel keinen weitern Grund dazu, als daß Donald vor ihm das Gleiche gethan hatt:. Ihre gegenſeitige Anhänglichkeit ging über allen Begriff, und machte ſie zum Gegenſtand allgemeiner Theilnahme bey Gemeinen und Offizieren im Korps. Die Jünglinge waren indeſſen an Gemüthsart, Anlagen, Benehmen, ja an körperlicher Beſchaffenheit einander durchaus unähnlich. Der Aeltere war ein kühner, trotziger, leidenſchaftlicher Burſche, von hoher Geſtalt und kräftigem Körperbau, ein vorzüglicher Schütze, ein geübter Schwimmer, ein unübertrefflicher Läufer und geſchickter Ringer. Allan war ein hübſcher, ſanftmüthiger Junge — als er zu uns ſtieß, war er kaum ſiebzehn Jahre alt — ſchlank, aber zart gebaut; er haßte, obgleich es ihm weder an Herzhaftigkeit noch an moraliſchem Muthe gebrach, alle rohen Zeitvertreibe, und ließ ſich nicht leicht in Händel ein. Allans Konſtitution war nicht die beſte; ſein zarter Körper und ſeine enge Bruſt zeigten an, daß der Keim der traurigſten aller Krankheiten in ihm liege. Er war aber lebhaft und thätig. Wie groß auch immer ſeine körperliche Schwäche ſeyn mochte, man konnte ſtets mit Recht von ihm ſagen: der Geiſt läßt den Körper nicht ſinken.

Sie werden ſich nach dem bisherigen nicht wundern, daß, obgleich der ältere Bruder dem jüngern für ein Weſen höherer Art galt, lezterer dennoch einen Einfluß auf erſteren ausübte, deſſen ſich wahrſcheinlich weder der eine noch der andere bewußt war. Dieſen Einfluß benuzte Allan beſtändig, um ſeinen hitzigern Bruder aus den vielen Klemmen und Verlegenheiten zu ziehen, in welche ihn ſeine natürliche Reizbarkeit verwickelte; während auf der andern Seite der Aeltere Allan mehr als ein feinfühlendes, zartes weibliches Weſen betrachtete. Selbſt ſeine Stimme nahm, wenn er mit ihm ſprach, einen ſanftern Ton an, und ſo heftig auch ſeine Leidenſchaft ſeyn mochte, ein einziges Wort von dieſem ſanften Mahner beſchwichtigte ſie im Augenblick. Beyde ſchienen einer für des andern Bedürfniſſe geſchaffen, und ſie fühlten ſich nicht behaglich, weder im Dienſt noch in den Stunden der Erholung, ſo lang ſie nicht beyſammen waren.

(Die Fortſetzung folgt.)

Klaſſiker und klaſſiſche Bildung.

(Fortſetzung.)

Während der Gelehrte vor der Tiefe der Klaſſiker ſchwindelt, findet ſie der Geſchäftsmann wahr, und der Oberflächliche anziehend. Und doch weicht ihre Weiſe zu denken, und noch mehr ihre Weiſe zu empfinden, auffallend von der unſrigen ab. Der S i n n für das Romantiſche war ihnen ſo fremd, als der N a m e dafür. Bey Gegenſtänden, die uns weich ſtimmen, konnten ſie lächeln. Der Grundſatz: „nil admirari", ſo ſehr wir ihm beypflichten müſſen, wäre von uns wohl nie aufgeſtellt worden. Dem allgemeinen Wohle ſich aufzuopfern, der Gefahr entgegenzutreten, den Widerſtand zu beſiegen, vor der Ueberlegenheit ſich nicht zu beugen, im Glück ſeine Kraft, und im Unglück ſeinen Muth zu behaupten, und ein unwürdiges Daſeyn freywillig zu verlaſſen, dieß ſchien ihnen groß, bey dieſen Gedanken glühten ſie auf. Sie

Digitized by Google

waren geſchmackvoll ohne Weichheit, und bey allem Heroismus gebildet.

Dieſe Bemerkungen mußten vorausgeſchickt werden, um die Unterſuchung über die klaſſiſche Diktion vorzubereiten.

Es gibt eine Sprache des Umgangs, und eine Sprache der Wiſſenſchaft. Die letztere wird durch die Geſetze des Denkens, die erſtere durch den Zufall beſtimmt. Den Philoſophen leitet die Folgerichtigkeit, den guten Geſellſchafter die Veranlaſſung. Wo jener verkettet, da knüpft dieſer an. Zwiſchen beyden, behaupte ich, liegt die klaſſiſche in der Mitte. Sie iſt folgerichtig, ohne diskurſiv, und frey, ohne ungebunden zu werden. Der Entwurf ſticht nirgends hervor, und doch iſt er unverkennbar vorhanden. Das Einzelne ſcheint ein geiſtreicher Zufall an einander gereiht zu haben, und das Ganze befriedigt den Logiker. Der Plan iſt an jedem Punkte verſteckt, und kündigt ſich doch überall gerade in ſo weit an, daß wir uns verſucht fühlen, ihm nachzuſpüren. Unſere Einbildungskraft erfreut ſich an dem unerwarteten Zuſammentreffen ſo mannichfaltiger Gegenſtände, und unſer Verſtand iſt beſchäftigt, ihr Zuſammentreffen zu rechtfertigen. Jene bewundert den ſcheinbar regelloſen Erguß der Gedanken, und dieſer ſchlägt Brücken, um ſie von Krümmung zu Krümmung verfolgen zu können. Keinem Seelenvermögen iſt ausſchließend geſchmeichelt, und doch glaubt jedes das begünſtigte zu ſeyn. Wer Zerſtreuung ſucht, leſe die Klaſſiker nicht; denn ſie laſſen uns bey'm erſten Leſen oft ſogar kalt, eben weil ſie der Leidenſchaft vorbeugen. Sie unterbrechen jede ausſchweifende Thätigkeit eines einzelnen Seelenvermögens und ſetzen alle in ein harmoniſches Spiel. Vor ihnen hört jede Grenzſtreitigkeit der Geiſteskräfte auf, weil bey ihnen keine Befriedigung findet, ſobald ſie ihre natürlichen Grenzen überſchreitet. Ein klaſſiſches Werk bezwingt, wenigſtens für den Augenblick, unſern Geiſt, ohne irgend einen Zwang auf uns ausgeübt zu haben. Da ſind keine Schlüſſe, die unſern Verſtand nöthigten, keine Bilder, die unſre Einbildungskraft hinriſſen, keine Süßigkeiten, die unſer Gefühl betäubten, keine Ideen, die unſre Vernunft beſtürmten. Und doch ſind Verſtand, Einbildungskraft, Gefühl und Vernunft gleichmäßig in dem Grade intereſſirt, daß ſie genug zu thun haben, um das Ihrige zu thun.

Von der wiſſenſchaftlichen unterſcheidet ſich ferner die dichteriſche Sprache. Der Gelehrte bekümmert ſich einzig um ſeinen Stoff. Dieſen will er uns, abgeſondert von allem Fremdartigen, gerade ſo geben, wie er iſt. Der Dichter iſt weniger an irgend einen beſtimmten Gegenſtand gebunden: welcher es auch ſeyn, und wie er ſich in der Wirklichkeit verhalten möge, ſein Zweck beſchränkt ſich darauf, ihn in der ſchönſten Form darzuſtellen. Man kann alſo ſagen: der Gelehrte und der Dichter theilen ſich in den Stoff und in die Form. Die Sprache des Leztern iſt blühend, die des Erſtern oft ſogar trocken, weil er lieber zu wenig, als etwas Unbegründetes ſagen will, und durch das Blendende des Ausdrucks der Unterſuchung an ihrer Schärfe zu benehmen fürchtet. Die klaſſiſche Sprache hält auch in dieſer Beziehung die Mitte. Sie gewinnt vorerſt durch den Stoff an Form, oder vielmehr, ſie vergrößigt den Stoff zur Form. Dieß geſchieht dadurch, daß ſie beziehungsreich iſt. In der modernen Diktion iſt man gewohnt, da, wo die Gedanken ſich drängen, die Worte zu häufen. Es hat, je nachdem es gelingt, einen verſchiedenen Erfolg. Entweder wird der Sinn durch den Wortreichthum verdeckt werden, oder troß deſſelben klar bleiben. In lezterem Falle kann man auch bey geringer Aufmerkſamkeit den gedrängteſten Satz auf das erſte Leſen erſchöpfen; im andern iſt dieß kaum möglich; aber man erhält nicht den Eindruck eines verdeckten Gedankenreichthums, ſondern man fühlt ſogleich das Unvermögen des Schriftſtellers, ſich auszudrücken. Denn dieſer ſuchte, um ja nichts von ſeinen Gedanken zurückzubehalten, Alles herbey, was ihn ſeiner Meynung nach bezeichnen mochte. Aber es ging ihm wie einem Feldherrn, der aus übertriebener Sorgfalt einen allzugroßen Troß mitführt, durch welchen er in ſeinem Marſche nur aufgehalten wird. Ganz anders bey den Klaſſikern. Die meiſten ihrer Sätze ſind für das erſte Leſen undurchdringlich. Aber weit entfernt, ihnen eine Unbehülflichkeit beyzumeſſen, empfinden wir vielmehr ſogleich, daß nur von unſerer Seite eine verdoppelte oder wiederholte Aufmerkſamkeit erforderlich ſey. Und wer hätte je dieſe Anſtrengung unbelohnt gefunden? So oft nämlich viele Gedanken mit einander ausgedrückt werden mußten, vermieden ſie das Schleppende und die Verwirrung dadurch, daß ſie einen Theil derſelben gar nicht als Stoff erſcheinen ließen. Statt dieſen oder jenen Nebengedanken wirklich auszudrücken, wußten ſie eine ſolche Wendung zu finden, daß wir uns nothwendig gereizt fühlen, denſelben ſelbſt zu produziren. Sie geben jedem einzelnen Worte eine Stellung, deren Abſichtlichkeit ſich nicht verkennen läßt. Sie ordnen dieſelben nicht mechaniſch, den Geſetzen der Konſtruktion gemäß, ſondern organiſch: nicht in langer Aufeinanderfolge, ſondern gruppenweiſe.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Beſchluß.)

Wenn ſich der Mißmuth auch nur ſeltener beym Einzelſpiel kund gibt, wirkt er doch beym Zuſammenſpiel. Es ſind

Digitized by Google

jezt zwey in ihrem Felde thätige und unterrichtete Regiſſeure, Hr. Weiß und Stewinsky, beſchäftigt; aber der beſſere Wille allein ſchafft noch nicht das Beſte. Obgleich der Graf Redern ſchon ſeit Jahr und Tag die Verwaltung der Direktion übernommen, iſt er doch noch immer nicht Direktor. Man weiß nicht, in welchem Verhältniß er zu dem ihm bisher koordinirten Generalmuſikdirektor und zu der die Theaterverwaltung beaufſichtigenden Behörde ſtehen wird. Nur das zu ſeinen Untergebenen ſcheint ausgeſprochener zu ſeyn. Man verſucht, ob Ernſt und Strenge nach der Milde, welche unter der vorigen Verwaltung an Schwäche grenzte, mehr effektuiren wird. Eben dieſes Durchgreifen, dem man von einigen Seiten vorwerfen will, daß es rückſichtslos ſey, das jedoch Andern nur zweckmäßig und gerecht, wiewohl drückend erſcheint, weil es ſo plötzlich kommt, paßt aber wenig zu der Berückſichtigung von bisher. Daher Aufruhr und Entrüſtung. Jeder Schauſpieler, der darunter leidet, ſucht ſeine Sache zu der des ganzen Inſtituts, des Publikums zu machen, und die Beſchwerden und Vorſtellungen häufen ſich zu Aktenſtößen. Den Schauſpielern kann man es nicht verdenken; ſie ſind an dieſe Berückſichtigung gewöhnt, ſie ſind unter der Vorſtellung aufgewachſen und eingetreten, daß das Wohl von Staat und Reſidenz mit dem ihrigen zuſammenhängt, und nun faßt man ſie mit einem Male mit rauher Hand an, und ſie haben nicht den Troſt, den die Kunſt ihren verkannten oder gemißhandelten Prieſtern anderwärts gewährt, ſich, ganz dem Dienſt ihres Heiligthums lebend, vor den Augen des Pöbels zu verbergen. Sich verbergen kann kein Schauſpieler, und dieß Heiligthum der Kunſt iſt ſo verbaut mit Boutiken, Springerbuden, Leyerkaſten u. ſ. w., daß das Auge des Laien gar nicht bis dahin dringt.

So ſind in dieſem Augenblicke unangenehme Händel zwiſchen Madame Crelinger (Stich) und der Verwaltung laut geworden. Die Veranlaſſung iſt gering, Mißverſtändniſſe und gereizte Stimmung von beyden Seiten ſind hinzugekommen, und ein offener Bruch läßt befürchten, daß wir dieſe bedeutende Künſtlerin verlieren werden, welche bekanntlich vor Kurzem in Wien ſo großen Triumph erlebte. Mit ihr ſänke hier die lezte Stütze der Tragödie. Eine junge ausgezeichnete Schauſpielerin aus Dresden, Dlle. Gley, welche vor einem Monat auf der königlichen Bühne gaſtirte und, ein ſeltenes Beyſpiel, ebenſo den ungetheilten Beyfall des ganzen Publikums, wie die Zuſtimmung und die Hoffnungen der Kritik für ſich hatte, ſoll engagirt werden. Sie thut als Liebhaberin für das Trauerſpiel wie für das Luſtſpiel dem Theater ſo Noth, wie nach dem Sprüchwort das liebe Brod; ſie würde auch die leeren Häuſer durch ihre Kunſt und die Friſche und Wärme ihres Talents wieder füllen, uns aber doch nicht die Crelinger erſetzen. Sie iſt keine Heroine, würde aber neben der Crelinger die rechte Stelle einnehmen, welche ihr beym ſchon hohen Grade ihrer künſtleriſchen Ausbildung und dem noch höhern ihres Talentes zukommt. Eben ſo nöthig iſt dem Schauſpiel ein jugendlicher Liebhaber im tragiſchen Felde. Es ſcheint aber entweder, als beſitze Deutſchland keinen ſolchen, oder als habe man beſondere Rückſichten, das Engagement eines ſolchen zu verſchieben. Mehrere junge, auch ſchon namhafte Männer haben gefallen, ohne daß der Wunſch des Publikums ihre Annahme bewirkte. Ihr Referent behält ſich eine gelegentliche Bemerkung vor, nach welchen mangelhaften Grundſätzen ſeit lange unſer Schauſpielerperſonal, ſehr oft gegen die Wünſche des Publikums, rekrutirt wurde. Mit aus dieſer Nichtberückſichtigung ſchrieb ſich die einſt ſo unverkennbare Oppoſitionstheilnahme für das Königsſtädtiſche Theater her. Wenn Graf Redern zu einer feſtern Stellung gekommen iſt, läßt ſich von ſeinem ernſtern Willen, verbunden mit der kuratoriſchen Leitung, erwarten, daß dieſem Unweſen geſteuert werden und unſer Theater nicht mit talentloſen Anfängern und Anfängerinnen gefüllt bleiben wird. Der zufällige Abgang der Dlle. Bauer iſt nur ein Gewinn für das Theater, wie für die Kunſt, denn, bey aller Anmuth dieſer lieblichen Erſcheinung, und wie ſehr ſie auch allen Anforderungen in gewiſſen Converſationsrollen genügte, muß doch jeder aufrichtige Theaterfreund geſtehen, daß nur die Umſtände ſie zu dem künſtleriſchen Rufe gehoben haben und daß, ſeit man etwas vom deutſchen Theater weiß, nie eine ſo glänzende Talentloſigkeit brillirt hat. Schon fängt man wirklich an, zu penſioniren und abzuſetzen, und es läßt ſich hoffen, daß, wenn Luft gemacht iſt, man auch anfangen wird, zu engagiren.

Immermanns „Kaiſer Friedrich der Zweyte“ iſt ſeit ſehr lange das einzige Stück von Bedeutung, und wurde zuerſt zur Feyer des Geburtstages unſers Kronprinzen gegeben. Es hat den Erwartungen der Schauſpieler, welche ihre ganzen Kräfte darauf verwandten, nicht entſprochen. Hatten ſie die Hoffnung, daß es ein Kaſſen- und Zugſtück werden könnte, ſo war dieſe wohl thöricht. Der Hiſtoriker, wie der Aeſthetiker, der die Schwierigkeiten abwägt, vor einem ganz unvorbereiteten Publikum ein hiſtoriſches Drama aus der Geſchichte der Hohenſtaufen auf die Bühne zu bringen, muß mit dem Erfolge zufrieden ſeyn. Bey mehreren Wiederholungen vor freylich nicht gefüllten Häuſern erndete das Trauerſpiel unverkennbare Zeichen der Theilnahme und Aufmerkſamkeit, welche in den mittlern Akten beſonders ſtiegen. Das Stillleben und das Hinziehen des lezten wollte nicht gefallen; dem für die Bühne nach gewöhnlichen Anſichten nicht gerechten Kampfe der beyden feindlichen Mächte, Kirche und Staat (hier leider nur Kardinal und Kaiſer), folgte man mit ernſter Aufmerkſamkeit. Die Leſer dieſer Blätter kennen die Mängel und Vorzüge der längſt gedruckten Tragödie, ſo daß eine Kritik derſelben hier nicht an ihrer Stelle wäre. Der Gewinn iſt, daß wir jezt wirklich einen Hohenſtaufen auf der realen Bühne geſehen haben, denn den in der Spontini-Raupach'ſchen Oper: „Agnes von Hohenſtaufen.“ kann man nicht wohl dahin rechnen. Es iſt doch ein Anfang gemacht, wenigſtens zur Verſtändniß für das größere Publikum, und wenn man ſich erinnert, daß ſelbſt Kotzebue's „Schutzgeiſt“ etwas gethan hat, für die lombardiſch-italieniſchen Irrungen zwiſchen den Berengars und Lothars Intereſſe zu erregen, ſo iſt Immermanns Arbeit ein größeres Verdienſt nicht abzuſtreiten. Hr. Lemm that ſehr viel in der Rolle des Kaiſer Friedrich.

Noch ungewiſſer, ſchwankender als das königliche, ſteht das Königsſtädtiſche Theater da. Hr. Cerf, Inhaber der Conceſſion, ſteht noch immer, ob für eigene Rechnung oder für fremde, iſt ein Problem, über das man ſich viel quält, an der Spitze der Geſchäfte. In dieſem Augenblicke reiſt er umher, um Talente für das Theater aufzuſuchen. Dieß iſt doch wenigſtens eine Aufmerkſamkeit auf das Bedürfniß, die beym Hoftheater ſeit Jahren nicht vorgekommen iſt. Im Uebrigen iſt auch hier ſeit ſehr langer Zeit nichts von irgend einiger Bedeutung zum Vorſchein gekommen. Eine Dlle. Greis aus Wien, die früher mit der Aachener Geſellſchaft in Paris ſich verſucht hat, gibt Gaſtrollen, und mehrere Tyroler Natur- und Kunſtſänger entzücken, weil es für die Königsſtadt etwas Neues iſt, das Publikum.

Beylage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 282.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 25. November 1829.

Thränen nach beſſerem Ruhm werden Unſterblichen,
Jenen alten Unſterblichen,
Deren dauernder Werth, wachſenden Strömen gleich,
Jedes lange Jahrhundert füllt,
Ihn geſellen. —

Klopſtock.
Der Lehrling der Griechen.

Klaſſiker und klaſſiſche Bildung.

(Fortſetzung.)

Alle Theile des Satzes verwandeln ſich unter der Hand der Klaſſiker in belebte Weſen, die bald in die Nähe, bald in die Ferne eine Anziehungskraft ausüben, oder auch dem, was mit ihnen kontraſtirt, keck entgegentreten. Daher die vielen, bald ſchroffen, bald bis in's Subtile feinen Gegenſätze, die wie einzelne kräftigere Pinſelſtriche aus den abgerundeten Perioden der Klaſſiker hervorſtechen. Bei genauerer Betrachtung klaſſiſcher Werke wiſſen wir daher oft nicht, was wir mehr bewundern ſollen, ihren geſchmeidigen Bau, oder die Fülle der Gedanken, die in ihnen verborgen liegt. Es iſt uns, als ſtänden wir vor einem ſchlank gezimmerten Pallaſte, den man erſt nach allen Seiten durchwandern muß, um ſich einen Begriff von ſeiner Maſſe zu machen.

Der Gelehrte ſucht *Gedanken*, der Dichter *Gefühle* in uns zu wecken: der klaſſiſche Schriftſteller vereinigt beydes, indem er das Umfaſſende des Gedankens mit der Beſtimmtheit einer Anſchauung bezeichnet, oder mit andern Worten, indem er *treffend* darſtellt. In der Sprache des Gelehrten kann der Ausdruck von dem Gedanken abgelöst werden; denn er iſt nichts, als das Zeichen des Begriffs, und dieſer ſteht ſchon für ſich ſelbſt und in der ganzen Schlußreihe feſt: der Klaſſiker gibt uns *in* dem Ausdrucke den Gedanken, jener iſt mit dieſem verwachſen. Der Gelehrte *wählt* aus mehreren Zeichen dasjenige, welches dem Begriffe am angemeſſenſten iſt: der Ausdruck des Klaſſikers iſt *mit* dem Gedanken geboren, er iſt gleichſam nur die hörbare Hälfte deſſelben. Mit Einem Schlage abgerundet und unabänderlich beſtimmt, ſpringt der Gedanke vor unſere Augen. Was hier vom Ausdruck geſagt iſt, gilt von der Darſtellung überhaupt. Der Gelehrte ſchreitet auf der geraden Bahn der Begriffe unverrückt fort: der Klaſſiker führt uns oft auf Seitenwege, zeigt uns die Gegenſtände bald von dieſer, bald von jener Seite, je nachdem ihre Geſtalten am *ſchärfſten* hervortreten. Wo jener zergliedert, faßt dieſer oft ganze Gruppen zuſammen, und wo dieſer eine unbeſtimmte Fläche vor uns ausbreitet, beleuchtet dieſer einen einzigen hervorragenden Punkt. Jener ſchlingt immer nur das Verwandte und zunächſt Liegende an einander: dieſer faßt oft mit Einem kühnen Griffe die äußerſten Endpunkte zuſammen, und bringt Begriffe, die außer aller Berührung zu ſeyn ſchienen, in ein überraſchendes Wechſelſpiel. — Der Gelehrte *ſichert* unſere Kenntniſſe, indem er ſie begründet; der Dichter *erhöht* unſern Gemüthszuſtand, indem er uns in Spannung ſetzt; der Klaſſiker *belebt* uns, indem er uns zur Thätigkeit ſtimmt. Er bringt uns ſeine Gedanken nicht auf, denn er beweist ſie nicht; aber er macht ſie uns *einleuchtend*, weil er ſie auf eine Weiſe darſtellt, daß wir ihm mit Luſt und Intereſſe zuhören müſſen.

Ueberhaupt — und hieran können wir die Klaſſicität eines Werkes am ſicherſten erproben — wenn wir ein klaſſi-

Digitized by Google

ſches Werk aufmerkſam durchleſen haben, ſo müſſen wir das volle Gefühl unſrer geiſtigen Freiheit haben, und gerade ſo weit für den abgehandelten Gegenſtand eingenommen ſeyn, daß wir uns gedrungen fühlen, nun auch ſelbſt über ihn nachzudenken. Treffend ohne Witzeley, einnehmend, ohne uns zu binden, lebendig und doch nicht ſprudelnd, beziehungsreich und doch geſchmeidig, ſo iſt die Sprache der Klaſſiker. Sie weiter entwickeln wollen, hieße nach den Beſtandtheilen der Schönheit und nach der Quelle des Genie's fragen.

Aus dem bisher Geſagten läßt ſich der Einfluß des Studiums der Alten mit Leichtigkeit beſtimmen. Dieſes Studium füllt nicht blos die Zeit aus; es iſt eine Beſchäftigung im edelſten Sinne des Wortes. Es rüttelt den Trägen auf, es kräftigt den Schwachen, es ermuthigt den Zagenden, es fordert den Strebenden heraus. Und wie heilſam, daß dieß unſre hauptſächliche Beſchäftigung gerade in den Jahren iſt, wo der Wille ſeinen Charakter zu gründen, der Verſtand ſeine Grundſätze aufzubauen, das Herz ſeine Neigungen zu entfalten, der Menſch eine Perſon zu werden beginnt! Wer ſich in dieſer entſcheidenden Zeit an eine ſolche Beſchäftigung gewöhnt hat, wie könnte der in reiferen Jahren auf dem Ruhebette, oder in dumpfem Dahinbrüten, oder in zweckloſen Träumereyen ſich glücklich fühlen? Er hat aus den Alten ein Selbſtgefühl geſchöpft, das ihm die Ruhe unerträglich macht und ihm verbietet, ſich zu einem Geſchöpfe des Glückes herzugeben. Verſprecht ihm Reichthümer, er wird ſie erſt erwerben, zeigt ihm Ehrenſtellen, er wird ſie erſt verdienen wollen. Sie haben ihn zu einer Vaterlandsliebe begeiſtert, welche ihn verpflichtet, immer ſeinem Berufe das Gleichgewicht zu halten. In welche Sphäre er verſetzt werden mag, er wird ſie auszufüllen ſtreben. Der Staub des Amtes wird ihn nicht beflecken; denn er erhebt ſich über daſſelbe, weil ſein Gemeingeiſt die höhern Triebräder, in welche ſein Wirken eingreift, nicht aus dem Auge verliert. Mitten unter Idioten wird er ihre Einſeitigkeit nicht theilen; denn ehe er in ſeinem Wohnorte eingebürgert ward, hat er ſich das Bürgerrecht in Athen erworben. Seine Kenntniſſe, wenn auch hie und da unvollſtändig, ſind vortheilhafter angelegt, weil ſie anwendbar ſind. Denn er hat von den Alten nicht nur denken, ſondern auch ſeine Begriffe treffend bezeichnen und in ſchnellen Umſatz bringen gelernt; ſie haben nicht etwa nur einzelne Punkte, ſondern das ganze Gebiet ſeines Geiſtes in Bewegung geſetzt, zwiſchen entlegenen Vorſtellungen eine Kommunikation hergeſtellt und Alles durch gangbare Wege verbunden. Daher finden auch neuerworbene Kenntniſſe bey ihm leicht ihre Stelle, weil er die frühern nicht willkührlich angehäuft, ſondern nach ihrer natürlichen Verwandtſchaft vertheilt hat. Er beobachtet die Grundſätze der Logik, ohne ſich ihrer bey der Anwendung bewußt zu werden, gleichwie man in einem wohlregierten Staate die Geſetze nicht jedesmal wieder verlieſt, ſo oft ſie in Ausübung kommen ſollen. Vor allen Dingen beſitzt er etwas, das ſo häufig dem blos wiſſenſchaftlich Gebildeten mangelt, ich meyne einen richtigen und feinen Geſchmack. Das Mittelmäßige ſpricht ihn nicht an, und das Schlechte iſt ihm zuwider. Nachdem er einmal vom lautern Weine gekoſtet hat, ſträubt ſich ſein Gaumen gegen jede Miſchung.

(Der Beſchluß folgt.)

Die Brüder.

(Fortſetzung.)

Die Rekruten waren über ein Jahr bey uns geweſen, als die Ordre an das Regiment kam, ſich einzuſchiffen und zu einem bedeutenden Korps zu ſtoßen, das unter Sir Arthur Wellesley bey Cork geſammelt ward. Sie wiſſen, daß in Fällen, wo man eine unmittelbare Verwendung vor dem Feinde erwarten muß, die jüngſten und ſchwächſten ausgeſchieden und zurückgelaſſen werden, um ein Depot zu bilden. Auch im gegenwärtigen Fall ward dieſe Regel befolgt, und Allan Cameron auf meinen Rath und auf die Weiſung des inſpicirenden Generals für letzteren Dienſt bezeichnet. Der junge Mann wollte ſich aber dieſem Befehl nicht fügen: „er ſey ſeines Bruders Kamerad, ſie ſeyen Beyde Grenadiere, Donald ſtehe in der Fronte und decke ihn; er ſey blos deßhalb beim Regiment eingeſtanden, um ſich nicht von ihm zu trennen, und wo Donald hingehe, da wolle auch er hingehen.“ Dieſelbe Sprache, obgleich mit mehr Heftigkeit, führte auch Donald: „warum ſollte ſeinem Bruder nicht willfahrt werden können? Gebe es einen wackerern Soldaten in dem Korps? Und wenn er nicht ſo kräftig, wie Andere ſey, habe er (Donald) nicht Kraft genug, auch ſeine Laſt für ihn zu tragen?“ Endlich warfen ſich beyde Brüder, aller Disziplin vergeſſend, einander in die Arme, und weinten bitterlich. Gegen eine ſolche Appellation war nichts einzuwenden; der Obriſt, ſelbſt beinahe bis zu Thränen gerührt, verfügte, Allan ſolle von der Stelle, die er gewöhnlich auf der Parade einnahm, nicht weggeſprochen werden.

Höchſt unerwartet traf uns die Nachricht, daß daſſelbe Volk, wider das wir kämpfen zu müſſen glaubten, mit einem Mal unſer Verbündeter geworden ſey. Wir ſchifften uns ein. Selten gibt es wohl ein impoſanteres Schauſpiel, als da an jenem glänzenden Sommernachmittag über hundert und fünfzig Fahrzeuge, Linienſchiffe, Fregatten, Kriegsſchaluppen und Transportſchiffe die Anker lichteten und, die Segel von friſchem Winde geſchwellt, in die See ſtachen. Das Ufer war dicht mit Zuſchauern bedeckt, die alte Stadt Cove ergoß tauſende von Menſchen, Spikeisland, die Forts Carlisle und Camden wimmelten von

Digitized by Google

Männern, Weibern und Kindern, deren Segenswünſche die Brandung der Waſſer übertäubten und noch ertönten, als das letzte Schiff am Horizont verſchwand.

Unſere Fahrt war trotz des langweiligen Einerlei erträglich; wir hatten gutes Wetter und kein Unfall ſtieß uns zu. In kurzer Zeit ſahen wir die Küſten Spaniens vor uns emporſteigen, und bald lagen wir auf der Höhe von Mondego vor Anker; unſer Regiment betrat am zweiten Auguſt den Boden von Portugal, wo es mehrere Tage und Nächte beſchäftigt war, das Landen der Truppen und der Vorräthe zu decken. Endlich war Alles beyſammen, und am Morgen des neunten, gleich nach Aufgang der Sonne, brach unſere kleine Kolonne auf dem Wege nach Leyria auf.

Sie kennen die Begebenheiten zwiſchen dieſem Datum und dem ſiebzehnten. Die Märſche, weder lang noch beſchwerlich, wurden ſelbſt von den ſchwächſten der jungen Soldaten ohne Mühe und Anſtrengung zurückgelegt, und Allan Cameron ſtand weder an Eifer noch körperlicher Ausdauer, dem Anſchein nach, hinter den beſten ſeiner Kameraden zurück. Indeſſen ließ ihn nach den erſten paar Stunden Donald durchaus nicht mehr ſeine Flinte tragen, ja mehr denn einmal, wenn die Hitze zu drückend ward, nöthigte er ihn, ſeinen Torniſter abzuſchnallen, und trug ihn ſelbſt. Obgleich aber Allan den Vorſtellungen des Bruders nachgab, behauptete er immer, ſolche Unterſtützung nicht nöthig zu haben, und nie ließ er es auf ſeinem Poſten an etwas fehlen. Endlich bekam man immer mehr Spuren, daß der Feind nicht mehr ferne ſey. Zu Leyria kam das Gerücht, daß das franzöſiſche Heer unmittelbar vor uns ſtehe, während ihm andere Corps von Liſſabon und Thomar her in Eilmärſchen zuziehen. Endlich traf man auf ihre Vorpoſten ſelbſt, und alsbald ward Sir Arthur Welleſley's Abſicht kund, ſie zu forçiren. Letzteres fand, mit geringem Verluſt von unſrer Seite, am fünfzehnten ſtatt. Am Morgen des ſiebzehnten rückten wir aus, General Laborde in ſeiner furchtbaren Stellung über Roliça anzugreifen. Unſer Regiment gehörte zu denjenigen, welche bey Laborde's Rückzug auf ſeine zweite Poſition jenen ſchwierigen Punkt nahmen, der das Centrum der franzöſiſchen Diviſion deckte. In einem engen Defilé ſahen ſich die beiden Brüder mit dem Reſt ihrer Compagnie plötzlich von einer weit überlegenen Macht angegriffen. Die Franzoſen hatten durch ein gut gerichtetes Feuer ihre Reihen gelichtet und drangen hitzig ein; obgleich unſere wackern Burſche tapfer fochten, halfen ihre größten Anſtrengungen doch nur wenig. Als endlich die Unſern wider Willen allmälig wichen, ſprangen zwey franzöſiſche Soldaten auf Donald Cameron los; ſein Fuß glitt im ſelben Augenblick aus, und er ſtürzte zu Boden. Allein ſein Bruder eilte ihm zur Hülfe herbei. Schon hatten die Franzoſen ihre Waffen gegen ſeine Bruſt gezückt, als Allan, deſſen Muskete zufällig geladen war, ſchoß. Einer der Gegner ſtürzte im Augenblick, und ehe der andere bey Seite weichen, oder den Stoß pariren konnte, ſtieß ihm der junge Hochländer das Bajonnet in die Bruſt. Alles dieß war das Werk eines Augenblicks; denn neue Truppen kamen und die Unſern ergriffen wieder die Offenſive; in kurzer Zeit war der erſte von Sir Arthur Welleſleys Siegen in Europa, die Schlacht von Vimeira, gewonnen. Wenn die Brüder ſich vor dieſem Vorfalle liebten, ſo ſtieg ihre Zärtlichkeit durch ihn ums Doppelte. Donald verehrte ſeinen muthigen, ſanftmüthigen Bruder wie ein höheres Weſen, während Allan ſich wie die Epheuranke um die Eiche ſchlang.

Die Schlacht bey Vimeira führte eine Unterhandlung herbey, in Folge deren Portugal zur Zeit von den Franzoſen gereinigt ward, und uns freyſtand, ſobald ſelbſtgeſchaffene Schwierigkeiten beſeitigt waren, den Spaniern zu Hülfe zu ziehen. Dieß thaten wir endlich, und auf unſerm Zuge durch eine der anziehendſten Provinzen der Halbinſel befanden wir uns im Dezember in behaglichen Winterquartieren in der Stadt Salamanca. Hier blieben wir lange Zeit in Unthätigkeit; es kam Gerücht auf Gerücht, um uns irre zu machen, bis der Geiſt der Unzufriedenheit ſich durch alle Klaſſen zu verbreiten anfing. Doch ſchien endlich die Urſache dieſer Zögerungen gehoben, und zur unausſprechlichen Freude unſerer Truppen brachen unſere Kolonnen auf, um, wie man allgemein wußte, Soult anzugreifen. Es kommt mir nicht zu, die Zweckmäßigkeit des Entſchluſſes zu erörtern, plötzlich jeden Gedanken an die Offenſive aufzugeben, und zwar in einem Augenblick, wo die Gemüther den höchſten Grad von Begeiſterung erreicht hatten. Sir John Moore hatte ohne Zweifel ſeine weiſen Gründe dafür, die Schlacht, zu welcher alle Vorbereitungen getroffen waren, abzulehnen und ſich hinter Eſla zurückzuziehen; aber dieſer Rückzug vernichtete den moraliſchen Muth ſelbſt der Soldaten, welche niemals ihre Korps verließen, und brachte uns einen größern Verluſt bey, als zwey verlorne Hauptſchlachten gethan haben würden.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, November.

Es werden jezt in jedem Zweige der Dampfmaſchinen Verbeſſerungen gemacht; in dieſem Augenblicke ſind zehn bis zwölf Maſchiniſten mit dem Bau von Dampfkutſchen beſchäftigt, welche alle älteren an Stärke, Schnelligkeit, Sicherheit und allgemeiner Brauchbarkeit übertreffen ſollen; und man erwartet, daß in drey bis vier Jahren die Briefpoſt im ganzen Lande und die meiſten Landkutſchen, wo nicht auch die Privatreiſewagen, durch Dampfmaſchinen werden gezogen werden. Man wird in Kurzem eine Menge eiſerne Wege anlegen; aber man hofft, daß auch auf den gewöhnlichen Wegen

beſſere Dampfwagen eine doppelt ſo ſchwere Laſt, als die jezigen Landkutſchen, zum wenigſten zwölf Meilen in der Stunde werden ziehen können, während jezt die ſchnellſten Kutſchen kaum eilf Meilen die Stunde zurücklegen, und zwar mit einem mehrere hundert Mal größeren Koſtenaufwand. Der bekannte Ingenieur Perkins hat auch eine neue Verbeſſerung an den Schaufeln der Dampfboote angebracht, wodurch ein Fünftel Brennmaterial erſpart und neun Minuten in der Stunde gewonnen werden.

Ein Journal gibt die Geſchichte einer der merkwürdigſten Injurienklagen, welche wohl je vorgekommen ſind. Ein Frauenzimmer von guter Erziehung, bekannt als Dichterin, ließ ſich vor einiger Zeit in einer entlegenen Gegend Irlands bey einer jüngeren Schweſter nieder. Nicht lange, ſo erſchien ein junger, ſchöner Polizeyhauptmann in der Gegend, welcher beyden Frauenzimmern ſo wohl gefiel, daß ſie es ihm ziemlich deutlich zu verſtehen gaben, ein Heirathsantrag von ſeiner Seite würde einer jeden willkommen ſeyn. Der Hauptmann entſchuldigte ſich höflich mit der Verſicherung, daß ſeine Mittel nicht hinreichend ſeyen, eine Heirath einzugehen. Dieſe Antwort ſchien der Dichterin eine bloße Ausflucht; ſie beredete ſich, daß eine Nebenbuhlerin ihrem Glücke im Wege ſtehe, und bald glaubte ſie auch, dieſelbe entdeckt zu haben. Es war eine Miß Anthony, ein junges, hübſches Mädchen, Tochter eines unbemittelten Gentlemans, welcher in einem einſamen Häuschen wohnte, wo der ſchöne Kapitän zuweilen die Gaſtfreyheit genoß, welche ihm eben ſo häufig in andern Häuſern zu Theil ward, ohne daß darum von einer Liebſchaft oder gar von beabſichtigter Heirath die Rede geweſen wäre. Die Dichterin aber, vom Dämon der Eiferſucht beſeſſen, ſah weit mehr: Miß Anthony's bewunderte ſchlanke Geſtalt ſchien ihr an Fülle zu gewinnen, und zwar, ihrer Meynung nach, aus ganz andern Urſachen, als aus Fülle der Geſundheit. Kurz, ſie beredete ſich, Miß A. ſey ſchwanger, und nachdem ſie das arme Mädchen oft perſönlich beſchimpft und ihre Muthmaßungen ziemlich unverblümt Andern mitgetheilt hatte, ging ſie ſo weit, daß ſie den Kapitän zur Rede ſtellte und ihn beſchuldigte, das Mädchen verführt zu haben. Dieſer wandte ihr mit Verachtung den Rücken, und das wüthende Weib beſchloß nun, die vermeinte Nebenbuhlerin gänzlich zu verderben; aber zu feige, ſie mit ihren eigenen Händen aus dem Wege zu räumen, wollte ſie das Geſez zu Hülfe nehmen, welches der Schuz der Unſchuldigen ſeyn ſollte, das aber zuweilen die Bosheit zu ihren teufliſchen Zwecken zu mißbrauchen weiß. Die Dichterin ſchrieb an den Chef der Polizey nach Dublin und beſchuldigte Miß A. des Kindsmords; ein Beamter erſchien, die Sache wurde aufs Genaueſte unterſucht und das arme Mädchen vollkommen unſchuldig befunden, indem es bewieſen ward, daß zur Zeit, wo die Klägerin behauptete, den Schrey und das Todesröcheln eines Kindes in der Wohnung des Hrn. Anthony gehört zu haben, in welcher ſich ihrer Angabe nach Niemand befand, als Miß A. und eine Magd, Miß A. viele Meilen von Hauſe entfernt war und ihren Vater auf dem Todenbette pflegte. Wegen dieſer boshaften Verſuche, ſie nicht des Lebens, ſondern ihres guten Namens zu berauben, ſuchte Miß A. um Entſchädigung an, und die Geſchworenen erkannten, nach dem Verhältniß der Vermögensumſtände der Verläumderin, auf 500 Pf. Sterl.

Das United Service Journal gibt die Geſchichte der von Lord Byron verewigten Bande Chriſtians und ſeiner Gefährten, welche eine ſchreckliche Lehre für Obere und Untergebene enthält; denn bekanntlich war es die Grauſamkeit des Kapitäns Bligh, welche die Mannſchaft des Schiffes Bounty zur Rebellion trieb. Von dem Augenblicke, wo wir dieſelbe der Aufſicht eines Obern entzogen ſehen, iſt ihre Geſchichte eine faſt ununterbrochene Reihe der fürchterlichſten Laſter und Gewaltthaten. Mit Flinte und Beil wüthen ſie bald gegen die Eingeborenen der Freundſchaftsinſeln, bald gegen einander ſelbſt; bald fallen ſie als Opfer der erſteren, bald ihrer eigenen Wuth; von einem wird ſogar erzählt, er habe ſich in einer durch den übermäßigen Genuß ſelbſtverfertigter geiſtiger Getränke erzeugten Raſerey Hände und Füße gebunden und ſich ins Meer geſtürzt.

Paris, November.

Scribe ſcheint ein wenig auszuruhen, wofern er nicht irgend eine große Arbeit unter den Händen hat. Seit zwey Monaten iſt nichts Neues von ihm geſpielt worden, als ein kleines Vaudeville die Actionnairs, das er, wie immer, mit einem Gehülfen gedichtet oder wozu er vielleicht nur einiges Wenige geliefert hat, das aber nichtsdeſtoweniger unter ſeinem Namen erſcheint. Die komiſche Seite, welche die vielen, oft gewagten Unternehmungen auf Aktien darbieten, konnte einem ſo gewandten und geiſtreichen Sittenſchilderer, wie Scribe, nicht entgehen, und da nun vor Kurzem mit den Aktiengeſellſchaften viel Unfug getrieben worden iſt, ſo kam die Geißel des Vaudeville, womit in Paris ſeit länger als einem Jahrhunderte Mißbräuche und Thorheiten aller Art gezüchtigt werden, zur rechten Zeit, um dem Unfuge Einhalt zu thun. Scribe hat ſich einen Spekulanten ausgedacht, der allerley abentheuerliche Unternehmungen ausheckt und den Leuten dadurch das Geld aus der Taſche lockt. Dieſe Unternehmungen ſind jedoch nicht abentheuerlicher als diejenigen, die man bereits wirklich in Vorſchlag gebracht hat, z. B. die Grenelle-Ebene neben Paris zu einem Hafen auszugraben, die großen Haiden in der Bretagne zu Ackerfeld umzuſchaffen u. ſ. w.; denn zu dieſen großartigen Unternehmungen haben ſich wirklich Liebhaber und ſogar Geſellſchaften gefunden, und es iſt ſchon manche Schrift darüber erſchienen. Scribe hat ſeine Skizze flüchtig hingeworfen, und ſeine Actionnairs gehören nicht zu ſeinen beſten Stücken; indeſſen herrſcht doch, wie in allen andern, Wiz und Heiterkeit darin, und als ein drittes oder viertes Schauſtück läßt es ſich bey den Vorſtellungen des Théâtre de Madame wohl mitgenießen, daher es auch ziemlich häufig gegeben wird, bis eine andere Neuigkeit des unerſchöpflichen Verfaſſers dieſe Kleinigkeit in den Hintergrund ſchiebt. So manche Menſchen, die in gewagten Spekulationen ihr Geld verloren haben, mögen es wohl gar nicht luſtig finden, daß man über die Unternehmungen ſpaßt, wodurch ſie um ihr Vermögen gekommen und ſogar arm geworden ſind. Es hat eine eigene Bewandtniß mit den Unternehmungen in einer Stadt wie Paris; ſelten kann man dem Dinge gleich Anfangs auf den Grund ſchauen; der glänzende Schein trügt und zulezt findet ſich, daß ſogar diejenigen Unternehmungen, welche den nüzlichſten Zweck hatten und den größten Vortheil verſprachen, in Stocken gerathen ſind und die Kapitalien verſchlungen haben, ohne den Theilnehmern etwas einzubringen. So iſt es mit den Anſtalten zur Gasbeleuchtung gegangen. Es ſind deren zwey große in Paris, nämlich eine auf jedem Ufer der Seine; ſie verſehen manche Straßen und Häuſer mit Gas; auch Theater werden von ihnen mit Licht verſehen. Wer ſollte nun nicht glauben, dieſe mit Recht ſo geprieſenen Anſtalten müßten die darauf verwandten Kapitalien mit großem Gewinne wieder einbringen? und dennoch iſt eine dieſer Anſtalten, wo nicht gar alle beyde, bankerott geworden.

(Die Fortſezung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 283.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 26. November 1829.

— Wie geſchieht mir? iſt's ein Gott,
Der mir das Herz im tiefſten Buſen wendet?

Schiller.

Bertran de Born.

Von L. Uhland.

Droben auf dem ſchroffen Steine
Raucht in Trümmern Autafort,
Und der Burgherr ſteht gefeſſelt
Vor des Königs Zelte dort:
„Kamſt Du, der mit Schwert und Liedern
Aufruhr trug von Ort zu Ort,
Der die Kinder aufgewiegelt
Gegen ihres Vaters Wort?

Steht vor mir, der ſich gerühmet
In vermeßner Prahlerey:
Daß ihm nie mehr, als die Hälfte
Seines Geiſtes nöthig ſey?
Nun der halbe dich nicht rettet,
Ruf' den ganzen doch herbey,
Daß er neu dein Schloß dir baue,
Deine Ketten brech' entzwey!“

„Wie Du ſagſt, mein Herr und König!
Steht vor dir Bertran de Born,
Der mit einem Lied entflammte
Perigord und Ventadorn,
Der dem mächtigen Gebieter
Stets im Auge war ein Dorn,
Dem zu Liebe Königskinder
Trugen ihres Vaters Zorn.

Deine Tochter ſaß im Saale,
Feſtlich, eines Herzogs Braut,
Und da ſang von ihr mein Bote,
Dem ein Lied ich anvertraut,
Sang, was einſt ihr Stolz geweſen,
Ihres Dichters Sehnſucht laut,
Bis ihr leuchtend Brautgeſchmeide
Ganz von Thränen war bethaut.

Aus des Oelbaums Schlummerſchatten
Fuhr dein beſter Sohn empor,
Als mit zorn'gen Schlachtgeſängen
Ich beſtürmen ließ ſein Ohr.
Schnell war ihm das Roß gegürtet,
Und ich trug das Banner vor,
Jenem Todespfeil entgegen,
Der ihn traf vor Monforts Thor.

Blutend lag er mir im Arme,
Nicht der ſcharfe, kalte Stahl —
Daß er ſterb' in deinem Fluche,
Das war ſeines Sterbens Qual.
Strecken wollt' er dir die Rechte
Ueber Meer, Gebirg und Thal,
Als er deine nicht erreichet,
Drückt' er meine noch einmal.

Da, wie Autafort dort oben,
Ward gebrochen meine Kraft;

Digitized by Google

Nicht die ganze, nicht die halbe
Blieb mir, Saite nicht, noch Schaft.
Leicht haſt du den Arm gebunden,
Seit der Geiſt mir liegt in Haſt;
Nur zu einem Trauerliede
Hatt' er noch ſich aufgerafft."

Und der König ſenkt die Stirne:
„Meinen Sohn haſt du verführt,
Haſt der Tochter Herz verzaubert,
Haſt auch meines nun gerührt.
Nimm die Hand, du Freund des Todten!
Die, verzeihend, ihm gebührt.
Weg die Feſſeln! Deines Geiſtes
Hab' ich einen Hauch verſpürt."

Klaſſiker und klaſſiſche Bildung.

(Beſchluß.)

Wie mancher Jüngling läßt ſeine köſtlichſten Stunden über der Wuth, alles Neue zu leſen, nutzlos dahinſchwinden! Gutes und Schlechtes, Wahrheit und Trug rafft ſein Gedächtniß mit gleicher Unerſättlichkeit auf. Beſtrebt, in die Vorſtellungsweiſe jedes Skriblers einzugehen, knickt er ſeinem eigenen Urtheil die Spitze und raubt ſeinem Geiſte die Spannkraft. Sein Kopf verwandelt ſich in den Tummelplatz herrenloſer Begriffe, ſein Herz in das Spielzeug fremder Empfindungen. Und doch, wer dürfte es wagen, ihn auf ſeinen Zuſtand aufmerkſam zu machen? Sogar für ſein eigenes Elend hat er den Sinn verloren: er hat über der Menge der Darleiher ihre Namen, und über der Maſſe des Erborgten ſeine Armuth vergeſſen. Zu allen dieſen Verirrungen beſchleicht den klaſſiſch Gebildeten nicht einmal die Verſuchung. Gleich beim Eintritt in die Jugend lernte er das Vortreffliche kennen: dieſes ſucht er daher überall auf. Ein einziges Original erſetzt ihm tauſend Kopien. Er lieſt wenig, aber immer das Beſte, und ſolche gediegene Schriften lieſt er nicht nur, er ſtudiert, er durchdringt ſie, er legt ſie nicht früher weg, als bis er ſich zu ihrem Standpunkte aufgeſchwungen und den erbeuteten Gewinn für immer zu ſeinem Gedankenſchatze geſchlagen hat. Der Vielwiſſer hat für Alles Namen, und für nichts Gründe in Bereitſchaft; ſeine Begriffe gedeihen nicht, ſie ſind welk, weil er ſie nur abgepflückt hat: bey dem klaſſiſch Gebildeten behalten auch fremde Gedanken ihre Zeugungskraft, weil er ſie mit ſammt den Wurzeln auf ſein Gebiet verpflanzt. Nichts iſt ihm verhaßter als empfindſame oder üppige Schriften, denn er will eben ſo wenig träumen, als berauſcht ſeyn. Romane, welche die Wirklichkeit des Unmöglichen ſchildern, ſogenannte Philoſophieen, in denen es immer dämmert und nie Tag wird, haben für ihn nicht einmal die Wirkung der Neuheit. Er weiß, daß die Verwirrung ſchwerer zu heben iſt, als die Unwiſſenheit, und daß uns durch den Schein die Wahrheit nicht nur vorenthalten, ſondern oft ſogar der Sinn für die Wahrheit benommen wird. Durch alles Zweckloſe, Unklare, Weichliche oder Uebertriebene ſieht ſich die Vernunft in ihrer Thätigkeit unterbrochen: es erhitzt, und begeiſtert nicht; wir erſchlaffen in ſeinem Genuſſe; es wiegt uns in unfruchtbare Phantaſieen; Gedanken, die eben hervorkeimen wollten, werden dadurch zurückgehalten und erſtickt: während die Donner einer demoſtheniſchen Beredſamkeit auch den Stumpfſinnigen aufmerkſam machen und ſelbſt den ſprödeſten Boden auflockern. — Zu dieſen vielen unſchätzbaren Vortheilen, welche uns die klaſſiſche Bildung gewährt, dürfen wir wohl auch noch einen andern, nicht minder wichtigen, zählen. Wenn eine Fülle ſchlagfertiger Begriffe und Gewandtheit im Ausdrucke, verbunden mit lebendiger Darſtellung und geſchmackvoller Behandlung des Stoffes, die ſchönſten Anlagen zur Beredſamkeit ſind, ſo kann es dem klaſſiſch Gebildeten nicht ſchwer fallen, ein guter Redner zu werden, ſobald nur Neigung oder Beruf ihn dazu veranlaſſen.

Die klaſſiſche Bildung wirkt alſo unmittelbar und weſentlich darauf hin, um uns ſelbſtſtändig im Denken, brauchbar für das Leben, und für alles Menſchliche empfänglich zu machen. Die Geſchichte zeugt für dieſe Behauptung. Aufklärung, Wiſſenſchaften und Künſte waren immer in ihrem Gefolge. Ganze Völker ſanken, wenn ſie vernachläſſigt, und hoben ſich wieder, ſobald ſie gepflegt wurde. Man müßte die Schriften eines Gibbons und Robertſons, eines Montesquieu's und Mignets, eines Leſſings, Lichtenbergs, Johannes von Müller, Friedrichs II., Schillers, Heerens, Poſſelts und anderer Neueren nicht einmal aus Beurtheilungen kennen, wenn man läugnen wollte, daß ſie ſich theils der Linie des Klaſſiſchen genähert, theils dieſe wirklich erreicht haben. Aber ſie alle haben zuvor aus der lautern Quelle des Alterthums geſchöpft und an griechiſchen und römiſchen Muſtern ſich zur Gediegenheit herangebildet. Freilich, Tauſende betreten, wie ſie, den Boden der Vorzeit, und kommen leer zurück; aber die Schuld liegt an ihnen: ſie haben nicht tief genug geſucht, oder nicht einmal den Werth des Gefundenen zu ſchätzen gewußt. Uebrigens mechaniſche Vortheile wird ſelbſt der Unfähigſte aus den Klaſſikern ziehen, und Einzelnen, welche tiefer eindringen, tragen ſie tauſendfältige Früchte. Und wie viel oder wie wenig auch jedem Einzelnen gelungen ſeyn mag, bereuen wird es gewiß Keiner, ſich mit jenen Erzeugniſſen des Genie's befreundet zu haben, welche ſo lange gefallen werden, als die Geſetze der Schönheit beſtehen, und welche auf die Ausbildung unſers Geſchmackes einen eben ſo entſcheidenden Einfluß äußern, als die Religion auf die Veredlung unſers Herzens.

Digitized by Google

Die Brüder.

(Beſchluß.)

Unſere Arriergarde ward den ganzen Tag von der Avantgarde von Soults Armee hitzig verfolgt, und nachdem wir ſie augenblicklich zurückgeſchlagen, bekamen wir Nachts eilf Uhr Befehl, den Rückzug wieder anzutreten. Wir thaten es; allein auf dieſem langen und beſchwerlichen Zuge erlagen die Kräfte Allan Camerons, die er bisher durch eine mehr als natürliche Anſtrengung ſeines moraliſchen Muthes gefriſtet hatte. Er ſank an dem Wege nieder und erklärte ſich unfähig, weiter zu gehen. Umſonſt nahm Donald ihm Alles, ſelbſt Patrontaſche und Bajonnet ab; der Junge vermochte nicht mehr aufzuſtehen, und es war klar, daß man ihn zurücklaſſen mußte. Ich bin unfähig, mit Worten die Gefühle Donalds zu ſchildern, als die ſchreckliche Alternative in ihm kämpfte, entweder den Bruder ſeinem Schickſal zu überlaſſen, oder ſelbſt aus den Reihen zu treten. Aber die Natur war ſtärker, als das Pflichtgefühl des Militärs. Er beſchloß, auf jeden Fall bey Allan zu bleiben; ſein Entſchluß ward von den Offizieren mehr überſehen, als gebilligt; das Korps zog weiter. Niemand erwartete, die Brüder wieder zu ſehen.

Es war ein Glück für ſie, daß das ganze Heer in Folge dieſes nächtlichen Marſches ſo gänzlich erſchöpft war, daß Sir John Moore genöthigt ward, den größten Theil des folgenden Tages zu Valmuda Halt zu machen. Zum größten Erſtaunen, ſo wie zur Freude Aller holten ſie uns hier ein; Donald hatte ſeinen Bruder die drey lezten Meilen auf dem Rücken getragen; und da zufällig ein Maulthier zur Hand war, ward der arme Junge ſogleich darauf geſezt und zum Nachtrab geſchickt. Donald nahm wieder ſeine Stelle in der Fronte ein und erreichte, obgleich er in den lezten drey Tagen kein Auge geſchloſſen hatte, die Stellung vor Corunna mit ſo gutem Muthe, als einer ſeiner Kameraden. Donald machte das folgende Gefecht mit, wo er eine bedeutende Verwundung an beyden Schenkeln erhielt, und als hätte die Vorſehung beſchloſſen, daß beyde Brüder ſich wenigſtens für einige Zeit nicht mehr trennen ſollten, geſchah es, daß er in daſſelbe Fahrzeug, auf welchem ſich Allan eingeſchifft hatte, als Verwundeter gebracht ward.

Obgleich das Regiment bald nachher auf die Halbinſel zurückkehrte, wurde Donald in Folge ſeiner Wunden, und Allan wegen ſeiner Erſchöpfung für unfähig erklärt, daſſelbe zu begleiten; ſie wurden in das zweyte Bataillon verſezt, das damals in Ireland lag. Hier lebten die Brüder froh zuſammen, bis ſie vor einiger Zeit wieder auf dem Kriegsſchauplatze erſchienen. Sie rückten mit uns nach Spanien, mit der alten zärtlichen, ja romantiſchen Zuneigung für einander. Sie machten die Schlacht bey Vittoria mit, aus der ſie beyde unverſehrt entkamen, und wurden endlich der Abtheilung der brittiſchen Armee zugetheilt, welche für die Belagerung von St. Sebaſtian beſtimmt war.

Sie erinnern ſich des in Trümmern liegenden Kloſters von St. Bartholomeo, das auf der Spitze eines der Hügel liegt, von welchen die Stadt St. Sebaſtian eingeſchloſſen iſt. Als wir vor den Platz rückten, war dieß ein furchtbarer Poſten, da ihn die Franzoſen mit Gräben und Wällen ſtark befeſtigt und mit einem Kreis von Feldſchanzen umgeben hatten. Weil er aber einen Punkt beſtrich, von dem unſere Laufgräben beginnen mußten, war das erſte, was wir zu thun hatten, uns deſſelben zu bemächtigen. Unſer Belagerungsgeſchütz war noch weit zurück, aber der General beſchloß, mit dem natürlichen Muth ſeiner Leute die Kunſt zu erſetzen. Zu dem Ende ward eine Batterie von Feldſtücken dagegen aufgeführt, und als ein Theil der Mauer eingeſchoſſen war, erging die Ordre, den Platz nach Einbruch der Nacht mit Sturm zu nehmen.

Es traf ſich, daß auch unſere Grenadierkompagnie zu der Ausführung dieſes wichtigen, aber gefährlichen Unternehmens auserſehen wurde, und Donald und Allan Cameron hatten wieder ihre alten Plätze unter ihren Kameraden eingenommen. Sie erſchienen eine Stunde nach Sonnenuntergang auf dem Muſterungsplatz, wo das Detaſchement in tiefer Stille das Zeichen zum Angriff erwartete. Ich bin oft Zeuge einer ſolchen Scene geweſen, habe oft mit angeſehen, wie ſich Kolonnen zu einem großen Unternehmen anſchickten, aber nie empfand ich größere und peinlichere Aengſtlichkeit, als bey dieſer Gelegenheit. Auf der einen Seite war die zu nehmende Redoute ungewöhnlich ſtark und die Bollwerke des Platzes nur unbedeutend beſchädigt, während auf der andern die zum Sturm beſtimmte Mannſchaft aus einem ſehr kleinen Theil der Belagerungsarmee beſtand. Wir waren bloße Zuſchauer, aber es fragt ſich, ob unſere Gefühle nicht noch lebhafter und noch peinlicher bewegt waren, als ſelbſt die der Handelnden. Die zum Sturm beſtimmte Mannſchaft umgab ein dichter Kreis von Kameraden, deren innige Wünſche für ihre Rettung keine Worte fanden, deren Lippen ſich feſt zuſammenpreßten, als ob ſie kaum zu athmen wagten. Unterdeſſen erſtarb das Zwielicht und völlige Nacht deckte den Himmel. Da lief ein leiſer Laut von der Nachhut des Corps allmälig nach der Fronte zu, und die Loſung „vorwärts!“ ward hörbar. Die kleine Kolonne ſetzte ſich raſchen, aber leiſen Schritts in Bewegung. Der Plan war ſo gut angelegt, daß viele Minuten verſtrichen, ehe die Bewegung dem Feinde kund wurde, und wir gaben uns ſchon der Hoffnung hin, daß die Redoute überrumpelt werden könnte. Allein dieſe Hoffnung war nicht von Dauer. Ein Flintenſchuß, dann ein zweiter, dann eine furchtbare Ladung, das Geſchrey der Unſrigen, das in den Intervallen des

Feuers gehört wurde, verkündeten, daß ſie nicht dem Glück, ſondern ihrer Tapferkeit den Sieg zu danken haben ſollten. Troz einem heftigen, gut gerichteten Feuer drangen die Angriffskolonnen unaufhaltſam nicht nur über den äuſſern Graben, ſondern auch über den Wall mitten in den Plaz. Hier ſtießen ſie auf eine Abtheilung franzöſiſcher Grenadiere, und manches Bajonnet war in wenigen Augenblicken bis an den Lauf mit Blut gefärbt. Unſre Avantgarde, in der auch die beiden Brüder ſtanden, hielt den Anlauf wacker aus, die Tapfern wurden aber, nachdem ſie ſchon den großen Kloſterhof erreicht hatten, zurückgedrängt, und der Plaz konnte erſt, nachdem manches theure Leben zum Opfer gebracht war, wieder genommen werden.

In dieſem Augenblick, als die Mannſchaft, von der Ueberzahl übermannt, ſich zurückzog, geſchah es, daß Donald, der wie ein Verzweifelter focht, zurückweichend ſeinen Fuß auf etwas Weiches ſezte, das, wie ihm vorkam, unter ſeinem Tritte zuckte. Ein furchtbarer Gedanke ſchoß ihm durch den Sinn, ein Stöhnen drang von dem Gegenſtand, auf dem er ſtand, in ſein Ohr. Er ſprang bey Seite, und da ein Lichtſtrahl von dem Holzwerk, das Feuer gefangen hatte, in dem Augenblick auf die Stelle fiel, ſah er ſich ängſtlich nach ſeinem Bruder um. Sein Bruder war nirgends zu ſehen. Aber der Leichnam eines engliſchen Soldaten lag neben ihm; alles vergeſſend ſtürzte er auf ihn zu. Was weiter geſchah, kann Niemand ſagen, weil die Franzoſen ſo ungeſtüm vordrangen, daß unſere Truppen plözlich zurückgeworfen wurden; und als man ſich auf dem äuſſern Wall wieder ſammelte, wurden Donald und Allan vermißt.

Die Avantgarde ward ſogleich durch friſche Truppen verſtärkt und kehrte zum Angriff zurück; die Franzoſen wurden aus dem Hof in die Halle, und von der Halle durch die brennenden Corridors getrieben. Sie flohen nach allen Seiten, und von Zelle zu Zelle, von Verſteck zu Verſteck verfolgt, wurden viele getödtet und die Uebrigen gefangen genommen. Aber das ganze Kloſter war jezt eine Flammenmaſſe. Das Feuer, in der Hitze des Kampfes angelegt, hatte ſich furchtbar durch das ganze Gebäude verbreitet, und die Sieger mußten den gewonnenen Plaz ſogleich wieder verlaſſen. Hierzu ſchickten ſie ſich an, ſuchten aber vorher ihre Verwundeten und Gefangenen fortzuſchaffen, und da man ſich nach erſteren umſah, entdeckte man Donalds und Allans trauriges Geſchick. Man ſah erſteren mitten in Feuer und Rauch daſitzen und das Haupt des lezteren auf ſeinen Knieen halten. Es war das Haupt eines Todten, der vor ihm lag. Auf der zarten Wange hatten ſich tiefe Spuren, wie von den Schuhnägeln eines ſchweren Fußes, der lange unſanft aufgetreten, eingedrückt. Wie dieſes kam, unterliegt keinem Zweifel. Donald Cameron war ſeit dieſem Augenblick ſeiner Sinne nicht mehr mächtig geworden; er verfiel immer mehr in Stumpfſinn, und wird wahrſcheinlich ein Opfer des ſchrecklichſten Unglücks bleiben, das die gebrechliche Menſchheit befallen kann.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortſezung.)

Es wird behauptet, die Schuld des Bankerotts der Gasbeleuchtungsanſtalt liege an der ſchlechten Leitung derſelben; und ich glaube auch gern, daß ſich bey einer Unternehmung neuer Art mancher Handgriff nud Vortheil nur auf Koſten des Beutels erlernen läßt; es iſt daher kein leeres Verſprechen, wenn die neue Geſellſchaft, die ſich bildet, um die Anſtalt zu übernehmen, es beſſer machen will; dieß wird ihr nicht ſchwer fallen, denn ſie kann die theuer erkaufte Erfahrung ihrer Vorgänger dabey bequem benutzen, und eine Beleuchtungsanſtalt iſt ein allzu weſentliches Bedürfniß in einer Hauptſtadt, als daß ſie, wenn mit Umſicht geleitet, nicht zulezt Vortheil abwerfen ſollte. Nicht beſſer iſt es den vielen Bauunternehmern in Paris gegangen, welche ſich beeilt haben, zur Verſchönerung der Stadt ihre Kapitalien herzugeben. Man hatte die Bemerkung gemacht, daß ſich ſeit dem Frieden die Volksmenge in Paris außerordentlich ſchnell vermehre, und daß man in den ältern Stadtrevieren enge und ſchlecht wohne. Nun dachten die Spekulanten: wenn wir neue Straßen und Reviere anlegen, wenn wir die Häuſer ſchön und angenehm einrichten, ſo kann es gar nicht fehlen, daß wir dieſelben theuer und ſchnell vermiethen oder verkaufen; wir erweiſen der Stadt einen Dienſt und legen unſer Geld auf eine vortheilhafte Art an. Sie bauten alſo um die Wette; es entſtanden neue Straßen und Reviere; öde liegende Pläze wurden zu Quartieren umgeſchaffen und mit hohen Häuſern bebaut; die Baumaterialien ſtiegen beträchtlich im Preiſe; dieß ſchreckte aber die Unternehmer nicht ab; denn ſie nahmen ſich vor, den Miethzins oder den Verkaufspreis nach den Auslagen zu berechnen. Allein der Erfolg fiel ganz anders aus, als ſie gehofft hatten. Der hohe Miethzins ſchreckte die Miethsleute ab, die neuen Häuſer zu beziehen; manche Anlagen befanden ſich in Gegenden, die erſt bewohnt ſeyn mußten, um die Reichern herbeyzuziehen. Somit blieben viele neuen Häuſer leer ſtehen; unterdeſſen kamen die Zahlungstermine heran, die Unternehmer waren nicht im Stande, ihre Verpflichtungen zu erfüllen und wurden bankerott; einige entflohen, andere wurden von ihren Gläubigern nach St. Pelagie geſezt und die meiſten neuen Bauanſtalten wurden wieder verkauft, und ſind in die zweyte oder dritte Hand gerathen. Einige Bauten ſind auch mit einer ſolchen Schnelligkeit aufgeführt worden, daß die Feſtigkeit dabey hat aufgeopfert werden müſſen. Dieſe Gebäude ſind ſchon jezt baufällig und müſſen wieder ausgebeſſert werden. Hernach verfiel man auf das Anlegen von Landkutſchen. Bey dem häufigen Verkehr zwiſchen den Städten in einem ſo bevölkerten Lande, als Frankreich iſt, ſind die Mittel der Zufuhr und des Reiſens unentbehrlich, und da in Frankreich Jeder das Recht hat, öffentliche Fuhrwerke gegen Erlegung der Fuhrſteuer einzurichten, ſo wurden bald auf allen Landſtraßen Fuhren aller Art angelegt.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 284.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 27. November 1829.

Umſchwebet mich, ihr Muſen!
Ihr Charitinnen!

Goethe.

Der Mohn.

Von L. Uhland.

Wie dort, gewiegt von Weſten,
Des Mohnes Blüthe glänzt!
Die Blume, die am beſten
Des Traumgotts Schläfe kränzt;
Bald purpurhell, als ſpiele
Der Abendröthe Schein,
Bald weiß und bleich, als fiele
Des Mondes Schimmer ein.

Zur Warnung hört' ich ſagen,
Daß, der im Mohne ſchlief,
Hinunter ward getragen
In Träume, ſchwer und tief;
Dem Wachen ſelbſt geblieben
Sey irren Wahnes Spur,
Die Nahen und die Lieben
Halt' er für Schemen nur.

In meiner Tage Morgen,
Da lag auch ich einmal,
Von Blumen ganz verborgen,
In einem ſchönen Thal.
Sie dufteten ſo milde!
Da ward, ich fühlt' es kaum,
Das Leben mir zum Bilde,
Das Wirkliche zum Traum.

Seitdem iſt mir beſtändig,
Als wär' es ſo nur recht,
Mein Bild der Welt lebendig,
Mein Traum nur wahr und ächt;
Die Schatten, die ich ſehe,
Sie ſind, wie Sterne, klar.
O Mohn der Dichtung! wehe
Um's Haupt mir immerdar!

Italieniſche Fragmente.

Von H. Heine.

Verona.

Die bunte Gewalt der neuen Erſcheinungen bewegte mich in Trient nur dämmernd und ahnungsvoll, wie Mährchenſchauer; in Verona aber erfaßte ſie mich wie ein mächtiger Fiebertraum voll heißer Farben, ſcharfbeſtimmter Formen, geſpenſtiſcher Trompetenklänge und fernen Waffengeräuſches. Da war manch verwitterter Palaſt, der mich ſo ſtier anſah, als wollte er mir ein altes Geheimniß anvertrauen, und er ſcheuete ſich nur vor dem Gewühl der zudringlichen Tagsmenſchen, und bäte mich, zur Nachtzeit wieder zu kommen. Jedoch troß dem Gelärm des Volkes und troß der wilden Sonne, die ihr rothes Licht hineingoß, hat doch hie und da ein alter dunkler Thurm mir ein bedeutendes Wort zugeworfen, hie und da vernahm ich das Geflüſter gebrochener Bildſäulen,

Digitized by Google

und als ich gar über eine kleine Treppe ging, die nach der Piazza de' Signori führte, da erzählten mir die Steine eine furchtbar blutige Geſchichte, und ich las an der Ecke die Worte: Scala mazzati.

Verona, die uralte, weltberühmte Stadt, gelegen auf beiden Seiten der Etſch, war immer gleichſam die erſte Station für die germaniſchen Wandervölker, die ihre kaltnordiſchen Wälder verließen und über die Alpen ſtiegen, um ſich im güldenen Sonnenſchein des lieblichen Italiens zu erluſtigen. Einige zogen weiter hinab, andern gefiel es ſchon gut genug am Orte ſelbſt, und ſie machten es ſich heimathlich bequem, und zogen ſeidene Hausgewänder an, und ergingen ſich friedlich unter Blumen und Zypreſſen, bis neue Ankömmlinge, die noch ihre friſchen Eiſenkleider anhatten, aus dem Norden kamen und ſie verdrängten, — eine Geſchichte, die ſich oft wiederholte, und von den Hiſtorikern die Völkerwanderung genannt wird. Wandelt man jetzt durch das Weichbild Verona's, ſo findet man überall die abentheuerlichen Spuren jener Tage, ſo wie auch die Spuren der älteren und der ſpäteren Zeiten. An die Römer mahnt beſonders das Amphitheater und der Triumphbogen; an die Zeit des Theodorichs, des Ditrichs von Bern, von dem die Deutſchen noch ſingen und ſagen, erinnern die fabelhaften Reſte ſo mancher byzantiniſch vorgothiſchen Bauwerke; tolle Trümmer erinnern an König Alboin und ſeine wüthenden Longobarden; ſagenreiche Denkmale mahnen an Carolum Magnum, deſſen Paladine an der Pforte des Doms eben ſo fränkiſch roh gemeißelt ſind, wie ſie gewiß im Leben geweſen — es will uns bedünken, als ſey die Stadt eine große Völkerherberge, und gleichwie man in Wirthshäuſern ſeinen Namen auf Wand und Fenſter zu ſchreiben pflegt, ſo habe dort jedes Volk die Spuren ſeiner Anweſenheit zurückgelaſſen, freylich oft nicht in der leſerlichſten Schrift, da mancher deutſche Stamm noch nicht ſchreiben konnte, und ſich damit behelfen mußte, zum Andenken etwas zu zertrümmern, welches auch hinreichend war, da dieſe Trümmer noch deutlicher ſprechen, als zierliche Buchſtaben.

Ich blieb nur einen Tag in Verona, in beſtändiger Verwunderung ob des nie Geſehenen, anſtarrend jetzt die alterthümlichen Gebäude, dann die Menſchen, die in geheimnißvoller Haſt dazwiſchen wimmelten, und endlich wieder den gottblauen Himmel, der das ſeltſame Ganze wie ein koſtbarer Rahmen umſchloß, und dadurch gleichſam zu einem Gemälde erhob. Es iſt aber eigen, wenn man in dem Gemälde, das man eben betrachtet hat, ſelbſt ſteckt, und hie und da von den Figuren deſſelben angelächelt wird, und gar von den weiblichen, wie's mir auf der Piazza delle Erbe ſo lieblich geſchah. Das iſt nämlich der Gemüſemarkt, und da gab es vollauf ergötzliche Geſtalten, Frauen und Mädchen, ſchmachtend großäugige Geſichter, reizend gelb, naiv ſchmutzig. Der weiße oder ſchwarze Schleyer, den die Stadtfrauen auf dem Haupte tragen, war ſo liſtig um den Buſen geſchlagen, daß er die ſchönen Formen mehr verrieth als verbarg. Die Mägde trugen Chignons, durchſtochen mit einem oder mehreren goldenen Pfeilen, auch wohl mit einem eichelköpfigen Silberſtäbchen. Die Bäurinnen hatten meiſt kleine, tellerartige Strohhütchen mit kokettirenden Blumen an die eine Seite des Kopfes gebunden. Die Tracht der Männer war minder abweichend von der unſrigen, und nur die ungeheuern ſchwarzen Backenbärte, die aus der Cravatte hervorbuſchten, waren mir hier, wo ich dieſe Mode zuerſt bemerkte, etwas auffallend.

Betrachtete man aber genauer dieſe Menſchen, die Männer wie die Frauen, ſo entdeckte man, in ihren Geſichtern und in ihrem ganzen Weſen, die Spuren einer Civiliſation, die ſich von der unſrigen in ſofern unterſcheidet, daß ſie nicht aus der Mittelalter-Barbarey hervorgegangen, ſondern noch aus der Römerzeit herrührt, nie ganz vertilgt worden iſt, und ſich nur nach dem jedesmaligen Charakter der Landesherrſcher modifizirt hat. Die Civiliſation hat bey dieſen Menſchen keine ſo auffallend neue Politur wie bey uns, wo die Eichenſtämme erſt geſtern gehobelt worden ſind und alles noch nach Firniß riecht. Es ſcheint uns, als habe dieſes Menſchengewühl auf der Piazza delle Erbe im Laufe der Zeiten nur allmählig Röcke und Redensarten gewechſelt, und der Geiſt der Geſittung habe ſich dort wenig verändert. Die Gebäude aber, die dieſen Platz umgeben, mögen nicht ſo leicht im Stande geweſen ſeyn mit der Zeit fortzuſchreiten; doch ſchauen ſie darum nicht minder anmuthig, und ihr Anblick bewegt wunderbar unſre Seele. Da ſtehen hohe Paläſte im venezianiſch-lombardiſchen Styl, mit unzähligen Balkonen und lachenden Freskobildern; in der Mitte erhebt ſich eine einzelne Denkſäule, ein Springbrunnen und eine ſteinerne Heilige; hier ſchaut man den launig roth- und weißgeſtreiften Podeſta, der hinter einem mächtigen Pfeilerthor emporragt; dort wieder erblickt man einen altviereckigen Kirchthurm, woran oben der Zeiger und das Zifferblatt der Uhr zur Hälfte zerſtört iſt, ſo daß es ausſieht, als wolle die Zeit ſich ſelber vernichten — über dem ganzen Platz liegt derſelbe romantiſche Zauber, der uns ſo lieblich anweht aus den phantaſtiſchen Dichtungen des Ludovico Arioſto oder des Ludovico Tieck.

Nahe bey dieſem Platze ſteht ein Haus, das man, wegen eines Hutes, der über dem inneren Thor in Stein gemeißelt iſt, für den Palaſt der Capulets hält. Es iſt jetzt eine ſchmutzige Kneipe für Fuhrleute und Kutſcher, und als Herbergeſchild hängt davor ein rother, durchlöcherter Blechhut. Unfern, in einer Kirche, zeigt man auch die Kapelle, worin, der Sage nach, das unglückliche Liebespaar getraut worden. Ein Dichter beſucht gern ſolche Orte, wenn er auch ſelbſt lächelt über die Leichtgläubigkeit ſeines Herzens. Ich fand in dieſer Kapelle ein

Digitized by Google

einſames Frauenzimmer, ein kümmerlich verblichenes Weſen, das, nach langem Knieen und Beten, ſeufzend aufſtand, aus kranken, ſtillen Augen mich befremdet anſah, und endlich, wie mit gebrochenen Gliedern, fortſchwankte.

Auch die Grabmäler der Scaliger ſind unſern der Piazza delle Erbe. Sie ſind ſo wunderſam prächtig wie dieſes ſtolze Geſchlecht ſelbſt, und es iſt Schade, daß ſie in einem engen Winkel ſtehen, wo ſie ſich gleichſam zuſammendrängen müſſen, um ſo wenig Raum als möglich einzunehmen, und wo auch dem Beſchauer nicht viel Platz bleibt, um ſie ordentlich zu betrachten. Es iſt, als ſähen wir hier die geſchichtliche Erſcheinung dieſes Geſchlechtes vergleichnißt; dieſe füllt ebenfalls nur einen kleinen Winkel in der allgemeinen italieniſchen Geſchichte, aber dieſer Winkel iſt gedrängt voll von Thatenglanz, Geſinnungspracht und Uebermuthsherrlichkeit. Wie in der Geſchichte, ſo ſieht man ſie auch auf ihren Monumenten, ſtolze, eiſerne Ritter auf eiſernen Roſſen, vor allen herrlich Can Grande, der Oheim, und Maſtino, der Neffe.

* * *

Ueber das Amphitheater von Verona haben viele geſprochen; man hat dort Platz genug zu Betrachtungen, die ſich nicht in den Kreis dieſes berühmten Bauwerks einfangen ließen. Es iſt ganz in jenem ernſten, thatſächlichen Styl gebaut, deſſen Schönheit in der vollendeten Solidität beſteht, und, wie alle öffentlichen Gebäude der Römer, einen Geiſt ausſpricht, der nichts anders iſt, als der Geiſt von Rom ſelbſt. Und Rom? Wer iſt ſo geſund unwiſſend, daß nicht heimlich bey dieſem Namen ſein Herz erbebte, und nicht wenigſtens eine traditionelle Furcht ſeine Denkkraft aufrüttelte? Was mich betrifft, ſo geſtehe ich, daß mein Gefühl mehr Angſt als Freude enthielt, wenn ich daran dachte, bald umherzuwandeln auf dem Boden der alten Roma. Die alte Roma iſt ja jezt todt, beſchwichtigte ich die zagende Seele, und du haſt die Freude, ihre ſchöne Leiche ganz ohne Gefahr zu betrachten. Aber dann ſtieg wieder das Falſtaffſche Bedenken in mir auf: wenn ſie aber doch nicht ganz todt wäre, und ſich nur verſtellt hätte, und ſie ſtände plötzlich wieder auf — es wäre entſetzlich!

Als ich das Amphitheater beſuchte, wurde juſt Comödie darin geſpielt; eine kleine Holzbude war nämlich in der Mitte errichtet, darauf ward eine italieniſche Poſſe aufgeführt, und die Zuſchauer ſaßen unter freyem Himmel, theils auf kleinen Stühlchen, theils auf den hohen Steinbänken des alten Amphitheaters. Da ſaß ich nun, und ſah Brighellas und Tartaglios Spiegelfechtereyen auf derſelben Stelle, wo der Römer einſt ſaß und ſeinen Gladiatorien und Thierhetzen zuſah. Der Himmel über mir, die blaue Kryſtallſchale, war noch dieſelbe wie damals. Es dunkelte allmählig, die Sterne ſchimmerten hervor, Truffaldino lachte, Smeraldina jammerte, endlich kam Pantalone und legte ihre Hände ineinander. Das Volk klatſchte Beifall und zog jubelnd von dannen. Das ganze Spiel hatte keinen Tropfen Blut gekoſtet. Es war aber nur ein Spiel. Die Spiele der Römer hingegen waren keine Spiele, dieſe Männer konnten ſich nimmermehr am bloßen Schein ergötzen, es fehlte ihnen dazu die kindliche Seelenheiterkeit, und ernſthaft wie ſie waren, zeigte ſich auch in ihren Spielen der barſte, blutigſte Ernſt. Sie waren keine große Menſchen, aber durch ihre Stellung waren ſie größer als alle andre Erdenkinder, denn ſie ſtanden auf Rom. So wie ſie von den ſieben Hügeln herabſtiegen, waren ſie klein. Daher die Kleinlichkeit, die wir da entdecken, wo ihr Privatleben ſich ausſpricht; und Herkulanum und Pompeji, jene Palimpſeſten der Natur, wo jetzt wieder der alte Steintext hervorgegraben wird, zeigen dem Reiſenden das römiſche Privatleben in kleinen Häuschen mit winzigen Stübchen, welche ſo auffallend kontraſtiren gegen jene koloſſalen Bauwerke, die das öffentliche Leben ausſprachen, jene Theater, Waſſerleitungen, Brunnen, Landſtraßen, Brücken, deren Ruinen noch jezt unſer Staunen erregen. Aber das iſt es ja eben; wie der Grieche groß iſt durch die Idee der Kunſt, der Hebräer durch die Idee eines heiligſten Gottes, ſo ſind die Römer groß durch die Idee ihrer ewigen Roma, groß überall, wo ſie in der Begeiſterung dieſer Idee gefochten, geſchrieben und gebaut haben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Statiſtik der Narren in England.

Der Doktor Andreas Halliday erſtattete vor Kurzem nach amtlichen Urkunden einen Bericht über die Wahnſinnigen und Blödſinnigen in Großbritannien. Das Ergebniß iſt folgendes:

In England: 6,806 Wahnſinnige, 5,741 Blödſinnige, zuſammen	12,547
In Wales: 133 Wahnſinnige, 763 Blödſinnige, zuſammen	896
In Schottland: zuſammen	3,652
	17,095

Da die einzelnen Berichte, welche jene Zahlen ergeben, nicht ganz vollſtändig ſind, ſo nimmt man an:

In England:	14,000 Narren,	oder	1	auf	1000 Einw.
In Wales:	1,000	„	1	„	800 „
In Schottland:	3,652	„	1	„	574 „

Aus den einzelnen Tabellen ergibt ſich: daß in zwölf Grafſchaften Englands, in denen vorzüglich Ackerbau getrieben wird, auf 820 Menſchen 1 Narr kommt, in zwölf andern Grafſchaften, wo Manufakturen vorherrſchen, 1 auf 1200; in jenen verhalten ſich die Wahnſinnigen zu den Blödſinnigen wie 5 zu 7, in lezteren gibt es weit mehr Wahnſinnige als Blödſinnige. In den andern Theilen Großbritanniens

Digitized by Google

bleibt ſich dieſes Verhältniß gleich; ſo hat Schottland, wo die ackerbauende Bevölkerung weit zahlreicher iſt, als in England, bey weitem mehr Wahnſinnige als England.

In den Binnenprovinzen iſt der Wahnſinn verbreiteter, als in den Seeprovinzen, und die Leute, die in den Minen arbeiten, ſind ihm weniger ausgeſezt, als die über der Erde arbeiten.

Das Hauptreſultat dieſer Forſchungen iſt, daß Wahnſinn und Blödſinn in furchtbaren Verhältniſſen zunehmen; es gibt jezt in England dreimal mehr Kranke der Art, als vor etlichen und zwanzig Jahren.

Wenn ſich ſo die Zahl der Narren alle zwanzig Jahre verdreifacht, in welchem Verhältniß werden nach hundert Jahren Narren und verſtändige Leute zu einander ſtehen?

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Beſchluß.)

Die Anlegung von Landkutſchen ſchien eine ſo gute Spekulation, daß auf manchen Landſtraßen ein Halbdutzend Landkutſchen von verſchiedenen Anſtalten zu gleicher Stunde fuhren. Die häufige Konkurrenz gewährte dem Publikum großen Nutzen, die Wagen wurden beſſer und bequemer, die Bedienung vorzüglicher, und die Schnelligkeit des Reiſens, was die Hauptſache iſt, ward dadurch ausnehmend befördert; allein die vielen Unternehmer konnten unmöglich alle ſich aufrecht halten; mehrere gingen zu Grunde und mußten ihr Unternehmen aufgeben. Nicht beſſer geht es jezt den vielen Fuhrwerken, die in Paris ſeit achtzehn Monaten unter dem Namen Omnibus, Dames blanches, Favorites, Diligentes u. ſ. w. aufgekommen ſind. Anfangs war nur eine einzige Anſtalt vorhanden, diejenige der Omnibus, welche in allen Stadtrevieren Wagen anlegen wollte, und bereits 300 Pferde angeſchafft hatte, die, beyläufig geſagt, großentheils in Deutſchland angekauft worden ſind. Um die Koſten des in Paris ſo theuren Futters zu vermindern, waren die Ställe für dieſe 300 Pferde außerhalb der Stadt angelegt, und überhaupt war das Unternehmen ſehr klug berechnet, daher auch bey der erſten Abrechnung den Theilhabern beträchtliche Prozente zufielen. Allein das Glück, das die Omnibus machten, hatte eine Menge Spekulanten rege gemacht, die auch Stadtdiligencen anlegen wollten. Sie fingen ſchnell an, in denjenigen Stadtgegenden zu fahren, wo noch keine Omnibus waren; einige fuhren mit den mächtigen Omnibus in die Wette, die meiſten aber beſchränkten ihre Anſtalt und begnügten ſich mit einem einzigen Quartiere. Die Omnibus ſahen ſich nun von Konkurrenten umringt, ihr Gewinnſt fiel immer mehr und mehr, und in gegenwärtigem Augenblicke ſollen ſie mehr Verluſt als Gewinnſt haben. Vermuthlich werden von den vielen Fuhrwerken dieſer Art einige eingehen; allein die Anſtalt ſelbſt iſt zu nützlich, als daß ſie nicht künftighin fortdauern ſollte; auch hat man ſie in London eingeführt, und wahrſcheinlich wird bald keine große Hauptſtadt ohne ſolche Omnibus bleiben. Eben ſo haben manche Kapitaliſten, ſeitdem völlige Preßfreyheit eingeführt iſt, ihre Gelder in Journalunternehmungen geſteckt und es ſind eine Menge Aktiengeſellſchaften entſtanden zur Herausgabe von Tagesblättern, Wochen- und Monatsſchriften u. ſ. w. Ein Tagesblatt zu unternehmen, iſt heut zu Tage ein ſehr bedeutendes und gewagtes Geſchäft, erſtlich wegen der ſtarken Gewährleiſtung, welche das Geſetz erfordert, dann wegen der Abfaſſung und des Druckes der nunmehr ſämmtlich in großem Folioformate erſcheinenden Blätter, ferner wegen der Stempelauflage und des Papiers, das auch für Zeitungen vervollkommnet worden iſt und zugleich ſtark und weiß ſeyn muß. Die Redaktionskoſten ſind äußerſt beträchtlich, beſonders wenn Gelehrte von großem Rufe daran arbeiten ſollen. Ein Kapital von einer halben Million Franken iſt nicht genug, um ein Tagesblatt in Gang zu bringen; im erſten Jahre dringt nämlich das neue Blatt noch nicht durch, hat beſtändig ungeheure Auslagen und wenig Einnahme, und muß auf gut Glück immer darauf losgehen. Zudem ſind die beyden Hauptpartheyen in Frankreich mit guten Tagesblättern hinreichend verſehen; die Gazette de France und die Quotidienne bringen den Ultras, der Geiſtlichkeit, dem alten Adel und den Ausländern, denen ihre Regierungen den Genuß liberaler Blätter verſagen, die Tagesneuigkeiten mit den politiſchen Betrachtungen dieſer Parthey; ein neues Blatt im gleichen Sinne würde ſchwerlich viel Eingang finden, wofern es in den politiſchen Aeußerungen nicht noch viel weiter ginge, als jene, wie dies mit dem Journale l'Apostolique der Fall iſt, in Vergleich mit welchem die Gazette de France und die Quotidienne beynahe liberal ſind. Die drey Viertheile der franzöſiſchen Nation aber erquicken ſich an den im Constitutionnel, im Journal des Débats, im Courrier français und in einigen andern berühmten liberalen Blättern geäußerten Geſinnungen. Nichts bezeichnet mehr die allgemeine Stimmung in Frankreich, als der große Abſatz und das Anſehen dieſer Tagesblätter. Unter dieſer beym Volke, wiewohl nicht bey der Regierung, ſiegreichen Fahne ſuchen denn auch von Zeit zu Zeit neue Fechter zu ſtreiten; ſo war vor einiger Zeit die Tribune des Départemens entſtanden, die vorzüglich zum Zweck haben ſollte, die Bedürfniſſe und Ereigniſſe in der Provinz zu beachten. Allein der Wendepunkt der franzöſiſchen Politik iſt doch immer in Paris, und was in den Provinzen vorgeht, iſt nur Nebenſache, ſo lange kein gutes Munizipalſyſtem vorhanden iſt. Die Herausgeber waren ſo klug, daß ſie bald einſahen, ſie würden vieles Geld vergeblich verſchwenden, und hielten daher nach einem Verſuche von einigen Monaten inne. Wahrſcheinlich haben ſie dabey eine bedeutende Summe eingebüßt. Dies Beyſpiel hat jedoch einen neuen Unternehmer nicht abgehalten, ein ſchön gedrucktes Tageblatt in liberalem Sinne zu unternehmen, le Temps, beynahe in dem großen Formate der engliſchen Times; Deputirte, Bankiers und andere begüterte Männer haben Aktien in dieſer Unternehmung gekauft, und ſo wetteifert es nun täglich mit den berühmten liberalen Blättern. Gewiß iſt die Herausgabe dieſes Blattes noch koſtſpieliger als bey den andern, wegen des großen Formats und des ſchönen Drucks; wenn ſich daſſelbe nur ſo lange halten kann, bis es durchdringt und durch Abonnements unterſtützt wird. Auch ein nicht politiſches Blatt in ſo großem Formate, le Cabinet de Lecture, iſt von Einigen angefangen worden. Die armſeligen Tagesblättchen, welche in Ländern erſcheinen, wo das Zenſurjoch auf den Tagesblättern laſtet, und wo alles Zeitungsweſen den Regierenden verdächtig iſt und von ihnen als verdächtig behandelt, d. h. unterdrückt wird, erſcheinen wie Zwerge gegen dieſe rieſenhaften Journale. Der nicht politiſchen Blätter werden eine ſehr große Menge gedruckt; ſo viele entſtehen und verſchwinden, ohne daß das Publikum auch nur Notiz von ihnen nimmt.

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 285.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 28. November 1829.

Laß deine Männer, hohen Ruhmes voll,
Laß deine Thaten, aller Zeiten
Lebend'ge Bilder in mir um den Zoll
Der Wehmuth und Bewundrung ſtreiten.

Delavigne
nouvelles Messéniennes.

Italieniſche Fragmente.

Von H. Heine.

Verona.

(Fortſetzung.)

Je größer Rom wurde, je mehr erweiterte ſich die Idee des ewigen Roms, der Einzelne verlor ſich darin, die Großen, die noch hervorragen, ſind nur getragen von dieſee Idee, und ſie macht die Kleinheit der Kleinen noch bemerkbarer. Die Römer ſind deßhalb zugleich die größten Helden und die größten Satyriker geweſen, Helden, wenn ſie handelten, während ſie an Rom dachten, Satyriker wenn ſie an Rom dachten, während ſie die Handlungen ihrer Genoſſen beurtheilten. Gemeſſen mit ſolchem ungeheuren Maßſtab, der Idee Rom, mußte ſelbſt die größte Perſönlichkeit zwerghaft erſcheinen und ſomit der Spottſucht anheimfallen. Tacitus iſt der grauſamſte Meiſter in dieſer Satyre, eben weil er die Größe Roms und die Kleinheit der Menſchen am tiefſten fühlte. Recht in ſeinem Elemente iſt er jedesmal, wenn er berichten kann, was die maliziöſen Zungen auf dem Foeum über irgend eine imperiale Schandthat raiſonnirten; recht ingrimmig glücklich iſt er, wenn er irgend eine ſenatoriſche Blamage, etwa eine verfehlte Schmeicheley, zu erzählen hat.

Ich ging noch lange umher ſpazieren auf den höheren Bänken des Amphitheaters, zurückſinnend in die Vergangenheit. Wie alle Gebäude im Abendlicht ihren inwohnenden Geiſt am anſchaulichſten offenbaren, ſo ſprachen auch dieſe Mauern zu mir, in ihrem fragmentariſchen Lapidarſtyl, tiefernſte Dinge; ſie ſprachen von den Männern des alten Roms, und mir war dabey, als ſähe ich ſie ſelber umher wandeln, weiße Schatten unter mir im dunkeln Cirkus. Mir wae, als ſähe ich die Grachen, mit ihren begeiſterten Märtyreraugen. Tiberius Sempronius, rief ich hinab, ich weede mit dir ſtimmen für das Agrariſche Geſetz! Auch Cäſae ſah ich, Arm in Arm wandelte er mit Marcus Brutus. — Seyd Ihr wieder verſöhnt? rief ich. Wie glaubten Beyde Recht zu haben — lachte Cäſar zu mir herauf — ich wußte nicht, daß es noch einen Römer gab, und hielt mich deßhalb für berechtigt, Rom in die Taſche zu ſtecken, und weil mein Sohn Marcus eben dieſee Römer war, ſo glaubte er ſich beeechtigt, mich deßhalb umzubringen. Hinter dieſen beyden ſchlich Tiberius Nero, mit Nebelbeinen und unbeſtimmten Mienen. Auch Weiber ſah ich dort wandeln, darunter Agrippina, mit ihrem ſchönen, herrſchſüchtigen Geſichte, das wunderſam rührend anzuſehen war, wie ein altes Marmoebild, in deſſen Zügen der Schmerz wie verſteinert erſcheint. Wen ſuchſt du, Tochter des Germanicus? Schon hörte ich ſie klagen — da plötzlich erſcholl das Geläute einer Betglocke und das Getrommel des Zapfenſtreichs. Die ſtolzen römiſchen Geiſter verſchwanden, und ich war wieder ganz in der chriſtlich öſtreichiſchen Gegenwart.

Digitized by Google

Auf dem Platze La Bra ſpaziert, ſobald es dunkel wird, die ſchöne Welt von Verona, oder ſizt dort auf kleinen Stühlchen vor den Kaffeebuden, und ſchlürft Sorbet und Abendkühle und Muſik. Da läßt ſich gut ſitzen, das träumende Herz wiegt ſich auf ſüßen Tönen und erklingt im Wiederhall. Manchmal, wie ſchlaftrunken, taumelt es auf, wenn die Trompeten erſchallen, und es ſtimmt ein mit vollem Orcheſter. Dann iſt der Geiſt wieder ſonnig ermuntert, großblumige Gefühle und Erinnerungen mit tiefen ſchwarzen Augen blühen hervor, und drüber hin ziehen die Gedanken, wie Wolkenzüge, ſtolz und langſam und ewig.

Ich wandelte noch bis ſpät nach Mitternacht durch die Straßen Veronas, die allmählig menſchenleerer wurden und wunderbar wiederhallten. Im halben Mondlicht dämmerten die Gebäude und ihre Bildwerke, und bleich und ſchmerzhaft ſah mich an manch' marmornes Geſicht. Ich eilte ſchnell den Grabmälern der Scaliger vorüber; denn mir ſchien, als wolle Can Grande, artig wie er immer gegen Dichter war, von ſeinem Roſſe herabſteigen und mich als Wegweiſer begleiten. Bleib du nur ſitzen, rief ich ihm zu, ich bedarf deiner nicht, mein Herz iſt der beſte Cicerone und erzählt mir überall die Geſchichten, die in den Häuſern paſſirt ſind, und bis auf Namen und Jahrzahl erzählt es ſie treu genug.

Als ich an den römiſchen Triumphbogen kam, huſchte eben ein ſchwarzer Mönch hindurch, und fernher erſcholl ein deutſch brummendes Werda? Gut Freund! greinte ein vergnügter Diſkant.

Welchem Weibe aber gehörte die Stimme, die mir ſo ſüß unheimlich in die Seele drang, als ich über die Scala Mazzati ſtieg? Es war Geſang wie aus der Bruſt einer ſterbenden Nachtigall, todtzärtlich, und wie hülferufend an den ſteinernen Häuſern wiederhallend. Auf dieſer Stelle hat Antonio della Scala ſeinen Bruder Bartholomeo umgebracht, als dieſer eben zur Geliebten gehen wollte. Mein Herz ſagte mir, ſie ſäße noch immer in ihrer Kammer, und erwarte den Geliebten, und ſänge nur, um ihre ahnende Angſt zu überſtimmen. Aber bald ſchienen mir Lied und Stimme ſo wohlbekannt, ich hatte dieſe ſeidnen, ſchaurigen, verblutenden Töne ſchon früher gehört, ſie umſtrickten mich wie weiche flehende Erinnerungen, und — O du dummes Herz, ſprach ich zu mir ſelber, kennſt du denn nicht mehr das Lied vom kranken Mohrenkönig, das die todte Maria ſo oft geſungen? Und die Stimme ſelbſt — kennſt du denn nicht mehr die Stimme der todten Maria?

Die langen Töne verfolgten mich durch alle Straßen, bis zum Gaſthof Due Torre, bis ins Schlafgemach, bis in den Traum — Und da ſah ich wieder mein ſüßes geſtorbenes Leben ſchön und regungslos liegen, die alte Wachfrau entfernte ſich wieder mit räthſelhaftem Seitenblick, die Nachtviole duftete, ich küßte wieder die lieblichen Lippen, und die holde Leiche erhob ſich langſam um mir den Gegenkuß zu bieten.

Wüßte ich nur, wer das Licht ausgelöſcht hat.

Ungedruckte Briefe von Johann Georg Zimmermann.

Unter der großen Menge freundſchaftlicher und vertrauter Briefe des hannöveriſchen Leibarztes und berühmten Schriftſtellers, Ritters Johann Georg von Zimmermann aus Brugg (geboren 1728, geſtorben 1795), die ſich in der Schweiz zerſtreut befinden, verdienen beſonders zwey Sammlungen Beachtung. Die erſtere enthält Zimmermanns Briefe an den Zürcherſchen Archiater und Rathsherrn Johann Caſpar Hirzel, den Verfaſſer des philoſophiſchen Bauers, die zweyte die an einen ausgezeichneten und einſichtsvollen Mitbürger, den Rathsherrn Schmid in Brugg, geſchriebenen Briefe. Eine Bekanntmachung dieſer Briefſammlungen durch vollſtändigen Abdruck kann weder gewünſcht, noch erwartet werden; ſie enthalten eine Menge Dinge, die kein Menſch mehr zu leſen oder zu wiſſen Verlangen tragen wird. Aber zu einem mit Umſicht und ſorgſamer Wahl zu veranſtaltenden Auszuge beyder, Zimmermanns ganzes Leben umfaſſender Briefſammlungen möchte man wohl gerne die Beſitzer derſelben veranlaſſen. Die Auswahl würde ein mannigfaches pſychologiſches und hiſtoriſches Intereſſe darbieten, zu merkwürdigen Vergleichungen Stoff geben und auch wohl über manche unbekannte oder vergeſſene Ereigniſſe ſowohl als Menſchen, die der zweyten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts angehören, werthvolle Aufſchlüſſe gewähren. Die zufällige Anſicht der Briefe an Schmid veranlaßt die Aeußerung dieſes Wunſches, und zur näheren Begründung oder Unterſtützung deſſelben theilen wir hier einige ihnen enthobene Brieffragmente mit.

Hannover, 27. Nov. 1769.

Mit meiner Geſundheit geht es ungleich beſſer als noch im lezten Sommer. Dieſes macht mich freudig und zuweilen ſo muthwillig, als ich es jemalen in Brugg geweſen bin. Ich habe daher jezt ſehr vielen Umgang mit Frauenzimmern, ich beſuche des Abends ihre Aſſemblees, ſobald meine Geſchäfte abgethan ſind, oder ich ſuche die Geſellſchaft einzelner Damen, von denen ich weiß, daß ſie an dieſem Abend nur ihre Männer in die Aſſemblee ſchicken. Dieſe Aſſembleen ſind alles, was Sie ſich Fröhliches denken können. Lezten Freitag kam ich in eine ſolche Geſellſchaft von achtzig Perſonen, die jede Woche gehalten wird und wohin ich nebſt meiner Frau für immer eingeladen bin. Man verſammelt ſich da in vier großen und prächtigen Zimmern, die in einer Reihe nach einander folgen und mit einigen hundert Wachslichtern erleuchtet ſind. Von

Digitized by Google

dieſen achtzig Perſonen ſpielen zwanzig, dreyßig bis vierzig; die übrigen ſitzen und machen Entoilages und Reſeaux, indeß ſie ſich von uns andern ſchöne Sachen vorplaudern laſſen, oder man geht Hand in Hand und Arm in Arm von einem Zimmer ins andere und von einem Sopha zum andern. Am Ende dieſes Zimmers iſt ein Vorzimmer, wo ſich insgemein eine Muſik findet. Herrn und Damen erſcheinen da in der äußerſten Pracht, die Damen jezt alle in Kleidern von Atlas, die über und über mit Blonden und Spitzen beſezt ſind, und in Mantilles von flandriſchen Spitzen, die aber von einer Achſel zur andern und von dem Knie bis an das Herzgrüblein offen ſind; in den Haaren, an den Ohren und am Halſe tragen ſie alle Diamanten; alle ſind nach der neueſten Pariſer Art friſirt, keine trägt ein Kleid, das nicht nach dem neueſten, aus Paris gekommenen Muſter geſchnitten iſt. Kein anderes Wort wird geſprochen als franzöſiſch, und auf franzöſiſch wird koquettirt, auf franzöſiſch geſcherzt und auf franzöſiſch geküßt. Unmöglich würden Sie ſich, mein lieber Herr Rathsherr Schmid, in einer ſolchen Aſſemblee einbilden können, daß wir alle zuſammen Unterthanen des Königs von England ſind. Ich (erlauben Sie, daß ich auch etwas von mir ſage) ſehe bey dieſen Leuten ſo aus, daß ſicherlich keine unſerer ſchönen Damen in Brugg mir das Glück ausſchlagen würde, ihr die Hände zu küſſen. Eine Pariſer Perrücke mit einem äußerſt petitmaitriſchen Toupé, ein Kleid von ſchwarzem Sammt mit einem Unterfutter von weißem Atlas, eine Weſte von Silberſtoff, Schnallen von falſchen Diamanten, ein langer Pariſer Degen mit einer weißen Scheide, Manſchetten von franzöſiſchen Spitzen, ein ſeidenes, durch und durch parfümirtes Schnupftuch und in der Hand die Tabatiere von Braunſchweig (er hatte ſie kurz zuvor für einen Krankenbeſuch bey Hof geſchenkt bekommen) mit ihren 57 Diamanten.

Der wohlgeborne Herr Leibmedikus iſt ein Narr geworden, werden Sie ſagen. Ach nein, meine guten Freunde, ich bin des Morgens (ein paar Dutzend Oerter ausgenommen) ſo weiſe und ſo ernſthaft, als ein Schultheiß in Brugg; ſelten, äußerſt ſelten küſſe ich (des Morgens) eine ſchöne Hand; ich bin ſchlecht gekleidet, trage meinen Hut auf dem Kopfe und mache mit nichts den geringſten Staat, als mit meiner Portechaiſe, die auswendig etwas vergoldet und inwendig mit rothem Sammt ausgeſchlagen iſt. Aber Langeweile habe ich in meinem Leben genug gehabt, und hier habe ich wichtige Geſchäfte genug, um jezt meine kurzen Abende auf eine angenehme Art vertändeln zu dürfen.

Im Ganzen betrachtet, findet man in Hannover gewiß ein freundſchaftlicheres, gütigeres, liebreicheres und insbeſondere auch höflicheres Weſen, als bey der größern Anzahl in der Schweiz. Dieſe allgemein herrſchende Sittlichkeit wird aber hauptſächlich nicht durch mehr Tugend, ſondern durch das Exempel der Großen bewirkt, die man zwar auswärtig als ſtolz beſchreibt, die es aber anders nicht, als auf eine edle und geziemende Art ſind, und mit denen der Umgang unendlich leichter, angenehmer und freudiger iſt, als mit Leuten vom Mittelſtande in den Hauptſtädten der Schweiz.

Die Nachrichten von Ihrer gegenwärtigen politiſchen Verfaſſung in Brugg ſind merkwürdig; ich bitte, damit fortzufahren. Es geht nun freylich ſo, wie es gehen mußte; aber im Ganzen kenne ich doch kein unglücklicheres Schickſal, als genöthigt ſeyn, in einer kleinen Stadt zu leben. Gewiß, ganz gewiß werden die Menſchen da ſchlimmer, als ſie es insgemein ſind; ob ſie gleich nicht ſtehlen und morden, ſo macht doch (die braven Leute ausgenommen) einer dem andern ſein Leben ſo betrübt, als es nur immer möglich iſt. Ich war doch in Brugg kein Monſtrum, kein Verbrecher, kein Scheuſal in der menſchlichen Geſellſchaft, und doch haßten mich meine meiſten Mitbürger vierzehn Jahre lang; hier bin ich der nämliche Menſch, und doch macht mir (Gott weiß es) kein Menſch den geringſten Verdruß; im Gegentheil, ich überfließe mit Thränen der Dankbarkeit gegen den Vater im Himmel, wenn ich betrachte, wie menſchenfreundlich hier von allen Seiten gegen mich gehandelt wird, wie liebreich Vornehme und Geringe mit mir und meiner ganzen Familie umgeben. Für Alles, was ich etwa Gutes an mir hatte, ward ich in Brugg von Allen, die nicht zu meinen wenigen Freunden gehörten, ausgeſchimpft; hier bleibt mir auch die allergleichgültigſte gute That, die geringſte gute Geſinnung nicht unbelohnt. Meine Frau war in Brugg von vielen vernachläſſigt, von den meiſten Geſellſchaften ausgeſchloſſen; hier kam neulich (wider die Etikette des Adels) die Frau Premierminiſterin von Münchhauſen zu meiner Frau, nachdem ſie mir des Morgens ausdrücklich befohlen hatte, daß man ihr ja die Viſite nicht abſchlagen ſolle (welches ſonſt gegen große Damen geſchieht, wenn ſie vor unſer Haus gefahren kommen). Sie brachte zwey ganze Stunden bey meiner Frau zu, fragte ſie in dem äußerſten Detail nach allen unſern häuslichen Umſtänden, ließ meine Kinder zu ſich kommen, beſah unſer Logement, die Arbeiten meiner Frau, ihre Bücher, ſprach eine halbe Stunde mit meiner Frau über Lavaters Ausſichten in die Ewigkeit, die ſie geleſen hatte, und beurtheilte ſie wie der größte Gelehrte, ſah Lavaters Porträt mit Entzücken an, küßte meine Schwieger und meine Frau beym Abſchied, und gab ihnen einen Verweis, daß ſie ſich vor ihr nicht in ihren alltäglichen Hauskleidern gezeigt hätten. Nun iſt dieſe Dame die vornehmſte in Hannover. Schließen Sie von dieſer auf die Uebrigen und auf unſer ganzes Schickſal.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aachen, November.

Von einer geweſenen Reichsſtadt läßt ſich kein reicher Bericht erwarten. Napoleon zählte Aachen zu ſeinen trente bonnes villes, und zum Theil daher iſt der Bewohner dieſer Stadt noch immer bon homme geblieben, obgleich er in vieler Rückſicht von Bonhommie, dem Zuckerguß der Bildung, noch ſehr entfernt iſt. Mit wenigen Ausnahmen ſind Städte, in denen Fabriken blühen und Maſchinen ihr hölzernes Weſen treiben, dem Geiſte und dem Umſchwunge der Ideen nicht ſehr förderlich, und die Kunſt ſinkt vor dem ſchweren Keſſeldampfe, der Alles umnebelt. In England bricht freylich oft das Genie aus dieſem Dunſte, wie der Schmetterling aus der Puppe hervor, aber dort dreht ſich Alles in gewaltigeren Kreiſen und ſchlendert den armen Eſquire auf die Miniſterleiter und wieder zurück, und der Wollſack iſt der Thron des Landmanns und des Kanzlers. In unſerm Deutſchland kriecht Gottlob Alles im tiefen Geleiſe des Jahrhunderts und es iſt weniger Gefahr, daß einer etwas ſchwindlicht, als daß er in der ſtockenden Luft etwas engbrüſtig werde. Unſere Regierung läßt ſich's wohl oft angelegen ſeyn, wo etwas niederliegt, Hebel unterzulegen und die Schlacken hervorzuwinden und zu ſcheiden; aber es geht langſam und das Geld iſt rar. Zum Glück haben wir eine Saiſon und bekommen Menſchen hieher in den Sommermonaten, aber dann ziehen wir die Fühlhörner ein, treten unſere Stadt ab und laſſen die Fremden ihr Weſen darin treiben. Es iſt ein vergnüglicher Anblick, ein Paar Hundert Menſchen auf und ab laufen zu ſehen, wie aufgezogene Uhrwerke, die mit Geſichtern, auf denen das Waſſerzeichen der Becher zu leſen iſt, die ſie ſo eben verſchluckt haben, die wunderſchöne Gegend, die herrlichen Anlagen und Wege nur inſofern genießen, als ſie erſprießlich auf die erſten Wege ihrer Leichname wirken. Während deß ziehen Paſſagiere von allen inbaltichen Thespiskarren ein und ſuchen durch ihre Kunſtſtücke die kranken Mylords und Mynheeren an ſich zu ziehen, die für die Kunſt nicht ſowohl eingenommen ſind, als ſie vielmehr einnehmen, wie Glauberſalz zur Verdauung. Zu gleicher Zeit iſt die Bank die Schlachtbank der Narren, die ruhig ſtill halten, während ihnen das Fell über die Ohren gezogen wird. Beyläufig geſagt: Aachen iſt die einzige Stadt in Preußen, der der König das Recht der Hazardſpiele gelaſſen hat, und auch hier ſind, um den Koth wenigſtens durch reine Abzugskanäle minder anſtößig zu machen, die Pachtgelder nicht für das Aerar, ſondern zum Beſten der Armen angewieſen worden. Es iſt freylich nicht mehr als billig, daß, wer ſich arm geſpielt hat, für ſeine Niete wenigſtens einen Freyplatz im Hoſpitale erhalten kann. Spiel bleibt das Loſungswort; hört die Bank auf, fängt das Schauſpiel an, und ſo geht es in ewigem Kreiſe. Daß wir ein Theater haben, und ein gutes ſogar, bedarf wohl ſeit der weltbekannten großen Wanderung von Aachen nach Paris keiner Erwähnung. Das ſchöne Haus, das den Muſen vor mehreren Jahren gebaut worden iſt, fällt überraſchend in das Auge und freut Jeden, der es ſieht. Der Director Röckel hat für das künftige Jahr neue Engagements mit der Direktion des italieniſchen Theaters in Paris getroffen, und es ſteht zu erwarten, daß er, durch Erfahrung belehrt, beſſer fahren wird, als das erſtemal.

Zwey neue Erſcheinungen, die an dem theatraliſchen Horizonte aufgeſtiegen ſind, verdienen hier wohl einiger Erwähnung. „Die Räuberbraut“ erſtlich, von Ries, die hier vom Komponiſten ſelbſt einſtudiert und dirigirt, und mit dem größten Beyfall aufgenommen wurde. Vortreffliche Inſtrumentation, die den Nachbeiferer Beethovens bekundet, ausgezeichnet ſchöne Chöre verrathen die Arbeit eines Meiſters; aber man ſieht die Arbeit, man ſieht durch, wie das Werk gefertigt worden, und das iſt nicht gut. Fülle von Ideen, Originalität, Reichthum an Melodie blickt aus dem Ganzen hervor, und doch iſt die Kompoſition im Einzelnen weder durchaus melodiös, noch originell. Schöne Bilder blitzen aus jedem Muſikſtücke wie Kobolde heraus, lachen den Zuhörer aus und tauchen im Nu wieder unter; der Meiſter ſchlägt ſeine Melodien todt, ehe ſie noch recht lebendig werden. Dieſe Oper iſt das Erſtgeborne des Komponiſten, und er hat ihm aus übergroßer Liebe ſo viel Kleider angezogen, daß es unförmlich geworden iſt. Gewinnt er es erſt über ſich, ruhiger zu werden, ſeinen Gegenſtand im Ganzen, ſo wie im Einzelnen, in ſeinen richtigen Beziehungen und Verhältniſſen zu betrachten, Amoretten nicht in Rieſengeſtalt zu gießen und mit Keulen tändeln zu laſſen, ſo hat das Publikum ſich zu freuen.

Vor wenigen Tagen wurde ferner die neue Oper „Viviana, oder die Kapelle im Walde,“ von L. Lax, Muſik von Pixis, hier zum erſtenmale aufgeführet und mit dem glänzendſten Erfolge gekrönt. Pixis war von Paris, ſeinem jetzigen Aufenthalte, eigends nach Aachen gekommen, um mit dem hier lebenden Dichter in näherem Rapport zu bleiben und ſich die Rahmen eben ſo ſchneiden laſſen zu können, daß ſeine Tongemälde gerade hineinpaſſen mußten. Da das Buch gedruckt in der J. A. Mayerſchen Buchhandlung erſchienen iſt, ſo bedarf es um ſo weniger hier einer näheren Erörterung, und es bleibt daher nur noch Einiges über die Muſik zu ſagen. Bey den Vorzügen, die Pixis mit Ries theilt, zeichnet er ſich doch ſehr vor ihm durch ſeine größere Theaterkenntniß, durch ſeine innere Sicherheit aus. Ries feſſelt in ſeinem erſten Werke das Publikum, aber zulezt läßt es ermüdet den Arm ſinken, Pixis bezaubert es, weil er gefallen will, ohne doch in den Fehler eines ununterbrochenen Notenkitzels zu verfallen; der erſte hat eine Studie gemacht, in der Stoff zu zehn Opern liegt für jeden haushälteriſchen Menſchen, der lezte hat ein Bild gemalt, das Jeder gern in ſeinem Zimmer haben möchte, weil es Jeden ergötzen wird, den Kenner, wie den Layen. Aachen kann immer ſtolz darauf ſeyn, daß es in ſeinen Mauern ein Produkt hat keimen und reifen ſehen, das gewiß in wenigen Monden auf alle Bühnen Deutſchlands einwandern und auch überall ſtines Erfolges ſicher ſeyn wird.

Auflöſung der Charade in Nr. 279:

Landkarte.

Räthſel.

Wer iſt der reichſte aller Herrn,
Der Oekonom, der nah und fern,
In jedem Dorf, in jeder Stadt
Hof, Acker oder Garten hat?
Er macht die Rund' Jahr ein, Jahr aus,
Geht pochend um von Haus zu Haus.
Was mag wohl ſein Begehren ſeyn?
Er treibt als Zins ſein Saatkorn ein,
Er ſteht am Pflug an jedem Ort,
Streut Korn um Körnchen fort und fort;
Greift dann nach ſeiner Egge munter,
Und ackert Korn um Körnchen unter.
Er ſchafft bey Tag, er ſchafft bey Nacht,
Hat nie das Feld zu Stand gebracht;
's iſt gut, doch nimmer ganz beſtellt,
Die Saat ſprießt nicht in dieſer Welt.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 286.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 30. November 1829.

Ergebſt du dich im Abendlicht, —
Das iſt die Zeit der Dichterwonne, —
So wende ſtets dein Angeſicht
Zum Glanze der geſunknen Sonne.

Uhland.

Italieniſche Fragmente.

Von H. Heine.

Genua.

Während der Mittagshitze ſuchten wir Obdach in einem Franziskanerkloſter, das auf einer bedeutenden Anhöhe lag, und mit ſeinen düſtern Zypreſſen und weißen Mönchen, wie ein Jagdſchloß des Glaubens, hinabſchaute in die heiter grünen Thäler des Appenins. Es war ein ſchöner Bau; wie ich denn, außer der Karthauſe zu Monza, die ich nur von außen ſah, noch an ſehr merkwürdigen Klöſtern und Kirchen vorbey gekommen bin. Ich wußte oft nicht, ſollte ich mehr die Schönheit der Gegend bewundern, oder die Größe der alten Kirchen, oder die eben ſo große, ſteinfeſte Geſinnung ihrer Erbauer, die wohl vorausſehen konnten, daß erſt ſpäte Urenkel im Stande ſeyn würden, ſolch ein Bauwerk zu vollenden, und die deſſen ohngeachtet ganz ruhig den Grundſtein legten, und Stein auf Stein trugen, bis der Tod ſie von der Arbeit abrief, und andere Baumeiſter das Werk fortſetzten, und ſich nachher ebenfalls zur Ruhe begaben — alle im feſten Glauben an die Ewigkeit der katholiſchen Religion, und im feſten Vertrauen auf die gleiche Denkweiſe der folgenden Geſchlechter, die weiter bauen würden, wo die Vorfahren aufgehört.

Es war der Glaube der Zeit, und die alten Baumeiſter lebten und entſchliefen in dieſem Glauben. Da liegen ſie nun vor den Thüren jener alten Kirchen, und es iſt zu wünſchen, daß ihr Schlaf recht feſt ſey, und das Treiben der neuen Zeit ſie nicht erwecke. Abſonderlich für ſolche, die vor einem von den alten Domen liegen, die nicht fertig geworden ſind, für ſolche wäre es ſehr ſchlimm, wenn ſie des Nachts plötzlich erwachten, und im ſchmerzlichen Mondſchein ihr unvollendetes Tagwerk ſähen, und bald merkten, daß die Zeit des Weiterbauens aufgehört hat.

Ich hörte einſt in Kölln, wie ein kleiner Bube ſeine Mutter fragte: warum man die halben Dome nicht fertig baue? Es war ein ſchöner Bube, und ich küßte ihm die klugen Augen, und da die Mutter ihm keine rechte Antwort geben konnte, ſo ſagte ich ihm: daß jezt die Menſchen ganz etwas anderes zu thun hätten.

Unfern von Genua, auf der Spitze der Appeninen, ſieht man das Meer; zwiſchen den grünen Gebirgsgipfeln kommt die blaue Fluth zum Vorſchein, und Schiffe, die man hie und da erblickt, ſcheinen mit vollen Segeln über die Berge zu fahren. Hat man aber dieſen Anblick zur Zeit der Dämmerung, wo die lezten Sonnenlichter mit den erſten Abendſchatten ihr wunderliches Spiel beginnen, und alle Farben und Formen ſich nebelhaft verweben: dann wird einem ordentlich mährchenhaft zu Muthe, der Wagen raſſelt bergab, die ſchläfrig ſüßeſten Bilder der Seele werden aufgerüttelt und nicken wieder ein, und es träumt einem endlich, man ſey in Genua.

*

Dieſe Stadt iſt alt ohne Alterthümlichkeit, eng ohne Traulichkeit, und häßlich über alle Maßen. Sie iſt auf einen Felſen gebaut, am Fuße von amphitheatraliſchen Ber-

Digitized by Google

gen, die den ſchönſten Meerbuſen gleichſam umarmen. Die Genueſer erhielten daher von der Natur den beſten und ſicherſten Hafen. Da, wie geſagt, die ganze Stadt auf einem einzigen Felſen ſteht, ſo mußten, der Raumerſparniß wegen, die Häuſer ſehr hoch und die Straßen ſehr eng gebaut werden, ſo daß dieſe faſt alle dunkel ſind, und nur auf zweyen derſelben ein Wagen fahren kann. Aber die Häuſer dienen hier den Einwohnern, die meiſtens Kaufleute ſind, faſt nur zu Waarenlagern, und des Nachts zu Schlafſtellen; den ſchachernden Tag über laufen ſie umher in der Stadt oder ſitzen vor ihrer Hausthüre, oder vielmehr in der Hausthüre, denn ſonſt würden ſich die Gegenüberwohnenden einander mit den Knieen berühren.

Von der Seeſeite, beſonders gegen Abend, gewährt die Stadt einen beſſern Anblick. Da liegt ſie am Meere, wie das gebleichte Skelett eines ausgeworfenen Rieſenthiers, dunkle Ameiſen, die ſich Genueſer nennen, kriechen darin herum, die blauen Meereswellen beſpülen es plätſchernd wie ein Ammenlied, der Mond, das blaſſe Auge der Nacht, ſchaut mit Wehmuth darauf hinab.

Im Garten des Pallazzo Doria ſteht der alte Seeheld als Neptun in einem großen Waſſerbaſſin. Aber die Statue iſt verwittert und verſtümmelt, das Waſſer ausgetrocknet, und die Möven niſten in den ſchwarzen Zypreſſen. Wie ein Knabe, der immer ſeine Komödien im Kopf hat, dachte ich bey dem Namen Doria gleich an Friedrich Schiller, den edelſten, wenn auch nicht größten Dichter der Deutſchen.

Obgleich meiſtens im Verfall, ſind die Palläſte der ehemaligen Machthaber von Genua, der Nobili, dennoch ſehr ſchön und mit Pracht überladen. Sie ſtehen meiſtens auf den zwey großen Straßen, genannt Strada nuova und Balbi. Der Pallaſt Durazzo iſt der merkwürdigſte. Hier ſind gute Bilder, und darunter Paul Veroneſe's Chriſtus, dem Magdalena die gewaſchenen Füße abtrocknet. Dieſe iſt ſo ſchön, daß man fürchten ſollte, ſie werde gewiß noch einmal verführt werden. Ich ſtand lange vor ihr — ach, ſie ſchaute nicht auf! Hier fand ich auch einige Holländer und vorzügliche Bilder von Rubens; leztere ganz durchdrungen von der koloſſalen Heiterkeit dieſes niederländiſchen Titanen, deſſen Geiſtesflügel ſo ſtark waren, daß er bis zur Sonne emporflog, obgleich hundert Centner holländiſcher Käſe an ſeinen Beinen hingen. Ich kann an dem kleinſten Bilde dieſes großen Malers nicht vorübergehen, ohne den Zoll meiner Bewunderung zu entrichten. Um ſo mehr, da es jezt Mode wird, ihn, ob ſeines Mangels an Idealität, nur mit Achſelzucken zu betrachten. Die hiſtoriſche Schule zu München zeigt ſich beſonders groß in ſolcher Betrachtung. Man ſehe nur, mit welcher vornehmen Geringſchätzung der langhaarige Cornelianer durch den Rubensſaal wandelt! Vielleicht aber iſt der Irrthum der Jünger erklärlich, wenn man den großen Gegenſatz betrachtet, den Peter Cornelius zu Peter Paul Rubens bildet. Es läßt ſich faſt kein größerer Gegenſatz erſinnen — und doch nichts deſtoweniger iſt mir bisweilen zu Sinn, als hätten beyde dennoch Aehnlichkeiten, die ich mehr ahnen als anſchauen könne. Vielleicht ſind landsmannſchaftliche Eigenheiten in ihnen verborgen, die den dritten Landsmann, nämlich mich, wie leiſe heimiſche Laute anſprechen. Dieſe geheime Verwandtſchaft beſteht aber nimmermehr in der niederländiſchen Heiterkeit und Farbenluſt, die uns aus allen Bildern des Rubens entgegenlacht, ſo daß man meynen ſollte, er habe ſie im freudigen Rheinweinrauſch gemalt, während tanzende Kirmesmuſik um ihn her jubelte. Wahrlich die Bilder des Cornelius ſcheinen eher am Charfreytage gemalt zu ſeyn, während die ſchwermüthigen Leidenslieder der Prozeſſion durch die Straßen zogen, und im Atelier und Herzen des Malers wiederhallten. In der Produktivität, in der Schöpfungskühnheit, in der genialen Urſprünglichkeit, ſind ſich beyde ähnlicher, beyde ſind geborne Maler, und gehören zu dem Cyklus großer Meiſter, die größtentheils zur Zeit des Raphael blühten, einer Zeit, die auf Rubens noch ihren unmittelbaren Einfluß üben konnte, die aber von der unſrigen ſo abgeſchieden iſt, daß wir ob der Erſcheinung des Peter Cornelius faſt erſchrecken, daß er uns manchmal vorkommt wie der Geiſt eines jener großen Maler aus raphaeliſcher Zeit, der aus dem Grabe hervorſteige, um noch einige Bilder zu malen, ein todter Schöpfer, ſelbſtbeſchworen durch das mitbegrabende, inwohnende Lebenswort. Betrachten wir ſeine Bilder, ſo ſehen ſie uns an, wie mit Augen des fünfzehnten Jahrhunderts, geſpenſtiſch ſind die Gewänder, als rauſchten ſie uns vorbey um Mitternacht, zauberkräftig ſind die Leiber, traumrichtig gezeichnet, gewaltſam wahr, nur das Blut fehlt ihnen, das pulſirende Leben, die Farbe. Ja, Cornelius iſt ein Schöpfer, doch betrachten wir ſeine Geſchöpfe, ſo will es uns bedünken, als könnten ſie alle nicht lange leben, als ſeyen ſie alle eine Stunde vor ihrem Tode gemalt, als trügen ſie alle die wehmüthige Ahnung des Sterbens. Trotz ihrer Heiterkeit erregen die Geſtalten des Rubens ein ähnliches Gefühl in unſerer Seele, dieſe ſcheinen ebenfalls den Todeskeim in ſich zu tragen, und es iſt uns, als müßten ſie eben durch ihre Lebensüberfülle, durch ihre rothe Vollblütigkeit, plötzlich vom Schlage gerührt werden. Das iſt vielleicht die geheime Verwandtſchaft, die wir in der Vergleichung beyder Meiſter ſo wunderſam ahnen. Die höchſte Luſt in einigen Bildern des Rubens, und der tiefſte Trübſinn in denen des Cornelius, erregen in uns vielleicht daſſelbe Gefühl. Woher aber dieſer Trübſinn bey einem Niederländer? Es iſt vielleicht eben das ſchaurige Bewußtſeyn, daß er einer längſt verklungenen Zeit angehört, und ſein Leben eine myſtiſche Nachſendung iſt — denn ach! er iſt nicht blos der einzige große Maler, der jezt lebt, ſondern vielleicht auch der lezte, der auf dieſer Erde malen wird. Vor ihm, bis zur Zeit der Carraccis, iſt ein langes Dunkel, und hinter ihm ſchlagen

Digitized by Google

wieder die Schatten zuſammen, ſeine Hand iſt eine lichte, einſame Geiſterhand in der Nacht der Kunſt, und die Bilder, die ſie malt, tragen die unheimliche Trauer ſolcher ernſten, ſchroffen Abgeſchiedenheit. Ich habe dieſe lezte Malerhand nie ohne geheimen Schauer betrachten können, wenn ich den Mann ſelbſt ſah, den kleinen, ſcharfen Mann mit den heißen Augen; und doch wieder erregte dieſe Hand in mir das Gefühl der traulichſten Pietät, da ich mich erinnerte, daß ſie mir einſt liebreich auf den kleinen Fingern lag, und mir einige Geſichtskontueren ziehen half, als ich, ein kleines Bübchen, auf der Akademie zu Düſſeldorf zeichnen lernte.

Ungedruckte Briefe von Johann Georg Zimmermann.

2.)

Hannover, 13. April 1772.

Seit meiner Rückkunft von Berlin habe ich das Unglück gehabt, in eine ſolche Arbeit hineingeſtürzt zu werden, daß mir an manchen Tagen Hören und Sehen dabey verging. Die Anzahl der Kranken iſt dieſen Winter ganz ungewöhnlich groß, nicht nur in Hannover, ſondern in dem ganzen Churfürſtenthum, im Hildesheimiſchen, Braunſchweigiſchen, Brandenburgiſchen, Mecklenburgiſchen, in Heſſen, Sachſen und Franken. Der ganze Morgen, bis um zwey Uhr und manchmal bis um halb drey Uhr, und den ganzen Abend, habe ich dieſe Zeit über täglich bey Kranken zugebracht. Ob ich gleich auf den Gaſſen ſelbſt keinen Fuß auf die Erde geſezt und mich allenthalben, nach der hieſigen Gewohnheit, habe herum tragen laſſen, ſo kam ich doch immer mit zerſchlagenen Gliedern nach Hauſe, wo ich alsdann eine weit ſchwerere Arbeit vor mir fand. Ein Platzregen von Briefen der rathfragenden Kranken befiel mich dieſen Winter jeden Poſttag, und ſezte mich beynahe in Verzweiflung, weil ich ſchlechterdings alle nicht beantworten konnte, und doch jedesmal ſehr ängſtlich auf die Antwort gedrungen ward. Ich ſtrengte meinen ermüdeten Körper übernatürlich an, und verfiel bey dem, dieſen ganzen Winter täglich fortgedauerten, Regenwetter und dem nächtlichen Sitzen nach und nach in mancherley Nervenzufälle, Hämorrhoidalbeſchwerden und Anfechtungen der leidigen Hypochondrie, daß mir zulezt das Schreiben eines einzigen Briefes ſo beſchwerlich ward, als wenn ich einen Berg auf dem Rücken wegtragen ſollte. Doch ſchrieb ich und that alles, was ich konnte. Aber oft habe ich nicht den zehnten Theil der von mir aus ſo vielen Ländern verlangten Conſultationen beantwortet. Vor langen Briefen entſetze ich mich bey dem bloßen Gedanken, und deßhalb bin ich in das Unglück verfallen, daß ich weder an Sie, noch an meine Herzensfreunde, Herrn Rathſchreiber Iſelin und Herrn Dr. Hirzel, dieſen ganzen Winter hindurch hätte ſchreiben können; denn an ſolche Freunde darf ich nicht kurz ſchreiben.

Und dieß iſt alſo das in Hannover ſo theuer erkaufte Glück! O ihr ſchönen Tage, da ich zu Brugg auf meinem Kabinette im Umgange mit den beſten Köpfen aller Zeiten und mit der Verfertigung meiner ſeitdem in unzählige Hände gekommenen Schriften zugebracht, indeß da ſo viele meiner hoch- und wohlgeehrten Mitbürger mich für einen Thoren hielten, weil ich das Leben nicht zu genießen wußte und mein Kabinet dem Rathhaus und dem Schützenhaus vorzog. O ihr ſchönen Tage! ihr ſeyd verſchwunden und mit euch alles Gefühl der Freude! — Glücklicher als ich iſt jeder Handwerksmann in Brugg, jeder Tagelöhner; jener hat wenigſtens am Sonntag Ruhe und trinkt mit unendlich größerem Vergnügen alsdann ſeinen Eſſig, als ich meinen Portwein; dieſer ſieht mit jedem frohen Abend auch die Ruhe in ſeine Glieder kommen, und den folgenden Morgen ſteht er wie neugeboren wieder auf. Mit allem Gelde in der Welt kann ich meinen Zuſtand nicht verbeſſern; aller Gewinn hilft mir nichts, weil ich verdammt bin und bleibe, über Vermögen zu arbeiten und keiner Ruhe, keines Schattens der Ruhe (die ich Jahre hindurch in Brugg hatte) zu genießen. Geld und Ehre ſind die Güter, wornach beynahe ganz Brugg ringet und die beynahe ganz Brugg für das einzige höchſte und wahre Gut hält. Geld habe ich mehr als genug und Ehre zum Eckel; aber mit beyden bin ich nicht ſo glücklich, als der dürre Rüdi bey einer Schüſſel voll Erdäpfel, oder ein Kleinglöggler, wenn er ſeine Meynung geſagt hat.

Dieß war die kurze Antwort auf den Brief vom 15. December; nun folgt die Antwort auf den Brief vom 16. Januar. Aber nunmehr iſt es drey Viertel auf neun Uhr, nun muß ich mich ankleiden, mich in meine Chaiſe ſetzen, von neun bis zwey Uhr Kranke beſuchen, von zwey bis ein Viertel auf drey Uhr werde ich eſſen, bis drey Uhr wieder an Kranke ſchreiben, von drey bis vier Uhr Beſuche von Kranken in meinem Hauſe annehmen, von vier bis ſieben Uhr wieder Kranke beſuchen, von ſieben bis acht Uhr in Geſellſchaft der Dame gehen, die Ihr Porträt ſo gut beurtheilt hat, ſodann bey ihr eſſen und annoch zu Hauſe wieder an Kranke ſchreiben. O mein lieber Herr Stadtſchreiber (deſſen gedenkt der Briefſteller öfters als eines ihm früher abholden Mitbürgers)! um das Publikum zu der Ankunft des Herrn Johannes Wetzel gehörig vorzubereiten, ſagten Sie: der Dr. Zimmermann iſt zwar ein großer Theoretikus, aber es wäre zu wünſchen, daß wir für die Praxis einen guten Apotheker hätten. Allerliebſter Apotheker Wetzel, unendlich glücklich wäre ich, wenn Du jezt hier wäreſt und mit eben den unendlichen Vorzügen, die Dir Dein Herr Vetter Stadtſchreiber in Brugg über mich gab, würdeſt heute und jeden Tag in Hannover die Hälfte meiner Kranken beſuchen und die Hälfte meiner Briefe beantworten! Jedes Amt hat zwar ſeine Plage, aber es wäre doch gewiß Deinem Ruhme und Deinem Beutel zuträglicher, Praktikus in Hannover zu ſeyn, als Großweibel in Brugg.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., November.

Die in meinem lezten Schreiben erwähnte Verlegung der Sizungen unſers Muſeums in ein geräumigeres Lokal iſt glücklich bewirkt worden. Am 6. dieſes Monats hielt daſſelbe ſeine erſte Sizung in dem neu gemietheten groſſen Saale des rothen Hauſes, woſelbſt nunmehr alle ſeine Sammlungen, die bisher im engliſchen Hofe und in den Gemächern des Städelſchen Kunſtinſtituts zerſtreut waren, in einem Raum ſich beyſammen befinden. Auch die nicht unbeträchtliche Bibliothek der Geſellſchaft, die bis jezt noch in dem ſo eben genannten Inſtitute aufbewahrt wird, ſoll in Kurzem nach dem rothen Hauſe verpflanzt und in einem der Nebenzimmer des Sizungsſaales aufgeſtellt werden. Jezt erſt hatte man Gelegenheit, den bedeutenden Reichthum der Geſellſchaft an Kunſtwerken, vorzüglich an altdeutſchen Bildern, wahrzunehmen. — Unter den an dieſem Abende zur Beſchauung neu ausgeſtellten Gegenſtänden zeichneten ſich beſonders die großartigen Cartons des Hrn. Jacobi von Gotha aus. Sie betreffen ein großes Kirchengemälde, die Kreuzigung Chriſti darſtellend, das früher für die Hauptkirche der Vaterſtadt dieſes Künſtlers beſtimmt war. Dlle. Lindner trug mit der ihr eigenen ſinnigen Zartheit, als Einleitung zum Ganzen, Goethe's Zueignung vor, ſpäterhin aber, unter der Collectiv-Benennung Sängerruhm, einen Romanzen-Cyclus aus den Schriften Schillers, Schlegels, Tiecks und Uhlands. Auch die Leiſtungen der muſikaliſchen Klaſſe des Muſeums verdienen mit Auszeichnung erwähnt zu werden.

Im phyſikaliſchen Vereine kamen im Verlaufe der jüngſt verfloſſenen vier Wochen mehrere ſehr intereſſante Gegenſtände zum Vortrag. So theilte Hr. Albert jun., welcher der zu Heidelberg ſtattgehabten Verſammlung der Naturforſcher und Aerzte beygewohnt hatte, der Geſellſchaft unter mehreren neuen Entdeckungen, die dort zur Sprache gekommen waren, Dr. Browns bewegliche Atome mit, die gegenwärtig bey den Phyſikern ſo viel Aufſehen erregen. Hr. A. deutete in Kürze das Geſchichtliche dieſer Entdeckung an, zu welcher Brown die Wahrnehmung geführt, die er an dem Saamenſtaub verſchiedener Pflanzen, mit Waſſer gemiſcht und unter das Mikroskop gebracht, machte. Aus jedem einzelnen Körnchen entwickelten ſich lange Ausläufer, gleich den Fangarmen der Polypen. Dieß veranlaßte ihn zur Unterſuchung unorganiſcher Körper nach derſelben Methode, wo ſich bey allen Produkten der Naturreiche ebenfalls Bewegung zeigte. Die vorzüglichen Mikroskope unſers Vereins ließen dieſe Bewegung ſehr deutlich ſehen. Vornämlich aber glückte der Verſuch mit einem ganz neuen Mikroskop, das Dr. Fitten aus London in der Sizung dieſes Tages vorzeigte. Dieſes Inſtrument wurde von dem berühmten Wollaſton in ſeiner lezten Krankheit angegeben. Er erlebte jedoch deſſen Vollendung nicht; das uns vorgezeigte Mikroskop aber war das erſte nach Wollaſtons Angabe verfertigte Exemplar. Es unterſcheidet ſich von allen andern Werkzeugen der Art durch ſeine Einfachheit und Wohlfeilheit, durch die Klarheit, womit es die Umriſſe der Objekte darſtellt, und endlich durch den Grad der Vergrößerung, der 7 bis 800fach iſt. Es beſteht nämlich aus zwey plan-konvexen Linſen, die ein Spiegel beleuchtet, und iſt ſehr klein und niedlich. In London kommt daſſelbe auf etwa 4 Pf. Sterl. zu ſtehen; in Deutſchland würde man es vielleicht um die Hälfte billiger verfertigen können. — Wir vernahmen ferner von dem um die Beſtrebungen des Vereins ſehr verdienten Pharmaceuten, Hrn. Schweinsberg, einen Vortrag über die Verbindungen der Kieſelerde, mit Hinſicht ſowohl auf techniſche Zwecke im Allgemeinen, wie auch auf die Darſtellung des von Hofrath Fuchs zu München erfundenen, ſogenannten Waſſerglaſes, das in ſeiner Anwendung die Körper vor dem Verbrennen ſchüzt und beſonders für alle Theaterunternehmungen von hoher Wichtigkeit iſt. Auch Hr. Hofrath Döbereiner aus Jena hatte ſeine Methode, eben dieſelbe Maſſe darzuſtellen, dem Vereine mitgetheilt. — Endlich wurde noch ein Vortrag des Dr. Med. Bögner über die weinige Gährung und ihre Produkte mit groſſer Aufmerkſamkeit angehört. Es handelte ſich in dieſem Vortrage unter andern darum, zu zeigen, wie mittelſt der Gährung auch aus ſchlechten Trauben ein leidlicher, trinkbarer und unſchädlicher Wein hervorgebracht werden könne. — Bey dieſer Gelegenheit theilte B. der Geſellſchaft verſchiedene Proben von Weinen aus Jahrgängen mit, die am reichſten an Säure waren, und zugleich auch das Produkt der Verbeſſerungen, die er mit dieſen Weinen nach Döbereiners Angabe vorgenommen hatte. Dieſer geſchickte Chemiker nämlich hatte kürzlich bey ſeiner Anweſenheit in Frankfurt den Verein von ſeiner Erfindung in Kenntniß geſezt, innerhalb weniger Augenblicke aus ganz geringen und herben Weinen ein genießbares, dem Champagner ähnliches, mouſſirendes Getränk zu verfertigen. Der nach Döbereiners Methode angeſtellte Verſuch lieferte ein ſehr befriedigendes Reſultat; auch ward bemerkt, daß durch eben daſſelbe Verfahren der Saalwein nunmehr ſchon ſeit einigen Jahren trinkbar gemacht worden, ſo wie ſchließlich, daß der Verein ermächtigt und bereit ſey, die Methode denjenigen, die ſich deßhalb an ihn wenden würden, mitzutheilen. — Die in meinem lezten Berichte angezeigte, unſere Bühnendirektion betreffende Veränderung hat bereits ihre guten Früchte getragen. Wir ſahen ſeitdem öfters jene Stücke wiedergeben, die freylich heute nicht mehr den Effekt, wie in früherer Zeit, machen, die aber dennoch immer, beſonders im Vergleiche mit den meiſten neuern Produkten der dramatiſchen Dichtkunſt, die bekanntlich eben nicht ſehr reich an vorzüglichen Schöpfungen iſt, einen bleibenden Werth behalten.

Die Bauluſt der Privaten hat hier ſeit mehreren Jahren merklich nachgelaſſen, ſey es nun, weil das Bedürfniß neuer und bequemerer Wohnung bereits hinlänglich befriedigt iſt, oder auch, weil Spekulationsbauten ihren Zweck nicht mehr erfüllen, da die Miethen, eben der Konkurrenz wegen, bedeutend gewichen ſind. Dagegen ſind kürzlich von Staatswegen mehrere, nicht weniger zur Verſchönerung unſerer Stadt, als zum Nutzen des Gemeinweſens erreichende Bauten beſchloſſen worden. Es gehört dahin namentlich die Erbauung eines neuen Gerichtshauſes, eines neuen Gymnaſial-Lokals und einer neuen Senioratswohnung. Auch wird der ſo viel beſprochene Thurmbau bey der Barfüßerkirche nunmehr nicht auf Subſcription, ſondern auf Koſten des Aerars ausgeführt, und durch Abbruch der der Stadt als Eigenthum gehörigen Gebäude in der Umgegend dieſes herrlichen Tempels bewirkt, daß derſelbe nach zwey Seiten hin völlig frey zu ſtehen kommt. Aus demſelben Geſichtspunkte der Verſchönerung wie des Nutzens müſſen auch die Quaibauten betrachtet werden, die unterhalb der Mainbrücke ſchon begonnen haben. Mittelſt derſelben wird der vor einigen Jahren auf dieſer Seite angefangene Quai um etwa 40 Schuh weiter fortgerückt, das Ufer aber um 5 Schuh erhöhet, ſo daß dadurch den Ueberſchwemmungen vorgebeugt wird, denen die angrenzenden Straſſen der Stadt bey etwas hohem Waſſerſtande ſeither bloß geſtellt waren.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 285:

Der Tod.

Beylagen: Kunſtblatt Nr. 96. u. Monatsreg. November.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Drei und zwanzigſter Jahrgang.

1 8 2 9.

December.

Wenn Geiſt mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie ſchlummernde Funken nährt,
Dann werden ſelbſt der Apollonia
Eifrigſte Prieſter euch nicht verkennen.

Klopſtock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1 8 2 9.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Ueberſicht des Zuſtandes derſelben in Deutſchland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufſätze über ſchöne Wiſſenſchaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neueſten belletriſtiſchen Schriften: der Romane, Schauſpiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus ſeltenen intereſſanten Werken. — Reviſion einzelner Recenſionen aus den beſten kritiſchen Blättern. — Nachricht vom Zuſtande der ausländiſchen ſchönen Literatur, beſonders der Franzöſiſchen, Engliſchen, Italieniſchen, Holländiſchen, ꝛc. — Ueberſetzungen als Proben.

II. Kunſt. Kurze Abhandlungen über Gegenſtände der Kunſt. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunſt, Gartenkunſt ꝛc., Auszüge. — Kunſtnachrichten: Theater. Periodiſche Ueberſicht des Zuſtandes der vorzüglichſten Schaubühnen in Deutſchland, Frankreich u. ſ. w. Scenen aus ungedruckten Schauſpielen. Muſik. Nachricht von neuen muſikaliſchen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geſchichte einzelner Städte und Völker. Geſelliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Univerſitäten, Meſſen, Bäder, Carnevals; zuweilen intereſſante topographiſche Schilderungen.

IV. Biographiſche Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben intereſſanter Menſchen. — Beyträge zur Bildungs-Geſchichte vorzüglicher Schriftſteller, Künſtler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handſchrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beſchäftigungen der Gelehrten, ihren Reiſen ꝛc.

V. Kleine Reiſebeſchreibungen. Auszüge aus intereſſanten größern Werken dieſer Art; kleinere Original-Aufſätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländiſchen und deutſchen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyriſche Aufſätze. Kleine leichte Erzählungen in Proſa und Verſen; Räthſel, Charaden und dergleichen.

VIII. Beſondere Beylagen enthalten die Ueberſicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erſcheint ein Blatt. In beſondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte ſo wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren ſind im „Morgenblatt“ Aufſätze und Nachrichten über Gegenſtände der bildenden Künſte geliefert worden. Zur beſſeren Ueberſicht für Kunſtfreunde wurde ſpäter eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunſtblatts“ für dieſen Zweck beſtimmt, die jedoch in ungleichen Friſten erſchien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote ſtand.

Die Liebe zur Kunſt hat ſich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politiſchen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und geſteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen ſich davon bedeutende Wirkungen, und laſſen den erfreulichſten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitſchrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erſcheinungen im Gebiete der bildenden Kunſt gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn ſie unternimmt, das „Kunſtblatt“ in ſolcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erſcheinen zu laſſen, daß es, dieſem Bedürfniß entſprechend, den Leſern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und intereſſante Zugabe ſey, für Künſtler und Kunſtfreunde aber auch abgeſondert eine ſelbſtſtändige Zeitſchrift bilde.

Man wird zu dem Ende ſich beſtreben, zunächſt in zwey, wöchentlich erſcheinenden Blättern ſo viel möglich vollſtändige Nachrichten über das Merkwürdigſte zu ertheilen, was in Deutſchland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunſt, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur ſich ereignet, Beurtheilungen von Kunſtwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunſtgegenſtände zu liefern, und Beyträge zur Geſchichte der ältern und neuern Kunſt zu ſammeln. Hiermit ſollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunſt betreffenden Werken, ſo wie eine Ueberſicht der neueſten artiſtiſchen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendſten Schriften dieſes Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht ſeyn, das Blatt mit Umriſſen in Kupferſtich oder Steindruck befriedigend auszuſtatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfaſſer der Schrift über die Studien der griechiſchen Künſtler, übernommen.

Wir ſtellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunſt die Bitte, unſer Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufſätzen und Nachrichten kräftigſt zu unterſtützen. Beſonders erſuchen wir auch Künſtler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entſtehenden Kunſtwerken Notizen einzuſenden, damit die Ueberſicht möglichſt vollſtändig werde. In allen Beziehungen wird man ſtets den Grundſatz ſtrenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendſten kritiſchen Zeitſchriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterſchrift oder anerkannter Chiffre zu verſehen, auch für unſer Blatt feſtſtellen zu müſſen. Dies wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemeſſenen Lobes oder Tadels ſchützen, und dazu beytragen, unſrer Zeitſchrift den edlen und anſtändigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und beſonders, wo von den höchſten Fähigkeiten und Gütern des menſchlichen Geiſtes die Rede iſt, beobachtet werden ſollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunſt-Blatt“ beſtimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieſes ſo intereſſante Fach dasjenige geleiſtet werden ſoll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben ſo iſt es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum iſt zu beengt. — Wir ſehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch dieſem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unſere Leſer mit den neueſten Erſcheinungen der Literatur, die, ohne zu den ſtrengwiſſenſchaftlichen zu gehören, von allgemeinem Intereſſe ſind, bekannt machen zu können.

Dieſe gedoppelte Ausdehnnng, zu der wir genöthigt ſind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabſichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheiſcht natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, dieſem Zweig beſtimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichſt bereit ſind, ſo können wir dieſes bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweiſen, daß wir blos auf die Hälfte deſſen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anſpruch machen, und für dieſe Ausdehnung mit dem kleinen Aufſchlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künſtler und Kunſtfreunde das „Kunſt-Blatt“ einzeln halten wollen, ſo wird dieſen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlaſſen. Das Gleiche gilt für einzelne Beſtellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunſt-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünſchen, koſtet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einſchluß des „Literatur-“ und „Kunſt-Blatts“, würde alſo koſten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunſt-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunſt-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunſt mit dem Löbl. Haupt-Poſtamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Gretchens Roſe, von Immermann. 289.
Diſſonanz und Auflöſung, von L. Robert. 291.
Vergißmeinnicht, von Immermann. 293.
Münſterſage, von L. Uhland. 295.
Lieder von Th. v. Sacken. 303.
An Ritter Paganini. 304.
Uhlands friſche Lieder, von Juſt. Kerner. 307.
Lieder von A. Sibber. 310.
Die Puppe, von Juſt. Kerner. 312.
Räthſel: Mörſer. 291. — Bart und Schnurbart. 297. — Perrücke. 303. — Handel. Händel. 309.

Romane und Erzählungen.

Peter Staroffky. 287 — 294.
Der neue Pygmalion, von Immermann. 298 — 311.

Länder- und Völkerkunde.

Skizzen aus dem Kafferland. 291.
Die Schamane im nordöſtlichen Sibirien. 294. 265. 296. 297.
Skizzen aus Nubien. 308. 309.

Naturgeſchichtliches.

Nachrichten über das Himalayagebirge. 287.
Ueber den Salzgehalt des mittelländiſchen Meeres. 290.
Beobachtung einer allmähligen Zerſtörung der Sinne. 310.
Ueber die Bildung der Alpenpflanzen und die Schneelinie in der Schweiz. 312. 313.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Didaskalien von L. Robert. 288. 289. 290. 305.
Ungedruckte Briefe von J. G. Zimmermann. 290. 292. 293.
Einige Beyträge zu Jean Pauls Biographie. 295.
Geſchichte der Moden, vom Jahr 1785 — 1829. 296. 297. 298. 299. 300. 301. 302.
Statiſtik der Stadt Paris. 302.
Eine indiſche Anecdote. 303.
Der älteſte Eſel und die älteſte Gans. 304.
Etwas über den Einfluß der Civiliſation auf phyſiſche Beſchaffenheit. 306.
Die 32 Zähne des Menſchen 307.
Schiffbruch der genueſiſchen Brigg Stephano. 311. 312. 313.

Korreſpondenz.

Lyon. 287. 288. 289. 290. 291. — London. 289. 290. 291. 303. 304. 305. — Solothurn. 292. — Stockholm. 293. — Berlin. 294. 295. 296. 310. 311. 312. — Rom. 296. 299. 300. — Stuttgart. 287. 298. 299. — Paris. 300. 301. 305. 306. 307. 308. 311. 312. 313. — Heidelberg. 302. — Leipzig. 307. 308. 309.

Kunſt-Blatt.

Nro. 97.

Betrachtungen über die Kunſtausſtellung in München, im Okt. 1829. (Fortſ.) — Neue Kupferſtiche.

Nro. 98.

Betrachtungen über die Kunſtausſtellung in München. (Fortſ.) — Rom, September.

Digitized by Google

Nro. 99.

Betrachtungen über die Kunſtausſtellung in München. (Fortſ.) Lithographie. Luther am Abend vor dem Reichstage in Worms, von Carol. Meyger. — Paris.

Nro. 100.

Betrachtungen über die Kunſtausſtellung in München. (Beſchl.) — Muſeum in Leiden. — Archäologie. Catalogo di scelte antichità etrusche trovate negli scavi del Princ. di Canino. 1828 — 29. — Bemerkung.

Nro. 101.

Der königl. Bilderſaal in der St. Morizkapelle zu Nürnberg. (Fortſ. v. 81.) — Kathedrale von York. — Anzeige.

Nro. 102.

Kunſtausſtellung in Genf. — Der königl. Bilderſaal in der St. Morizkapelle zu Nürnberg. (Fortſ.)

Nro. 103.

Hagen. Volker und Dankwart, nebſt Lithographie. — Kunſtausſtellung in Genf. (Fortſ.)

Nro. 104.

Kunſtausſtellung in Genf. (Beſchluß.) — Neue Kupferſtiche.

Nro. 105.

Der königl. Bilderſaal in der St. Morizkapelle zu Nürnberg. (Beſchluß.) — Berichtigung.

Literatur-Blatt.

Nr. 96.

Biographiſche Literatur. J. G. Forſters Briefwechſel, herausgegeben von Th. v. H. — Taſchenbücher auf 1830. Spindlers Vergißmeinnicht.

Nro. 97.

Statiſtik. Economie politique ou principes de la science des richesses, par J. Droz. — Géographie de l'empire de Russie, par A. Rabbe. — Monarchie française comparée aux principaux états du globe, par A. Balbi. — Taſchenbücher auf 1830. Berliner Muſenalmanach.

Nro. 98.

Naturkunde. Ueber die Geſtalt und die Urgeſchichte der Erde, von K. F. Klöden.

Nro. 99.

Länderkunde. Bericht über eine Reiſe nach den weſtlichen Staaten Nordamerikas in Bezug auf Auswanderung und Uebervölkerung, von G. Duden. — Geſchichte. Geſchichte der Eidgenoſſen während der Zeiten der Kirchentrennung, von J. J. Hottinger.

Nro. 100.

Länderkunde. Bericht über eine Reiſe nach den weſtlichen Staaten Nordamerikas ꝛc. (Beſchluß.) — Biographie. J. H. Lambert nach ſeinem Leben und Wirken, von Daniel Huber von Baſel. — Taſchenbücher auf 1830. Almanach für Geſchichte des Zeitgeiſts von Wilhelm Schulz.

Nro. 101.

Armeniſche Dichtkunſt. — Länderkunde. Skizzen von der Inſel Java und derſelben verſchiedenen Bewohnern, von J. J. Pfyffer zu Neueck. 1ſtes Heft. — Biographie. Paul Gerhardt, von E. G. Roth.

Nro. 102.

Armeniſche Dichtkunſt. (Beſchluß.) — Taſchenbücher auf 1830. Hiſtoriſches Taſchenbuch, herausgegeben von Fr. v. Raumer. Taſchenbuch ohne Titel. — Geographie. Gemälde Griechenlands und der europäiſchen Türkey, aus dem Franzöſiſchen.

Nro. 103.

Vermiſchte Schriften. Sämmtliche Schriften von A. W. Rehberg. — Philoſophie. Handbuch der Geſchichte der Philoſophie, von Th. A. Rixner.

Nro. 104.

Literargeſchichte. Darſtellungen aus dem Leben und der Literatur der Römer, von K. Zell. — Dichtkunſt. 1) Kränze um Urnen preußiſcher Vorzeit, von E. Heinel. 2) Siona, der Weg zu Gott. Ein chriſtliches Erbauungsbuch in Geſängen von K. Grumbach.

Anzeige.

[658] Subſcriptions-Anzeige.

Ramiro.

Ein romantiſches Epos in zwölf Geſängen

von

Anton Auguſt Sarrazin.

Zwey Bände in Oktav. 32½ Bogen.

Subſcriptions-Preis für beyde Bände auf Druckpapier 1 Rthlr. 8 gGr.; auf ſtärkerem Velinp. 1 Rthlr. 13 gGr.

Zur gefälligen Subſcription auf vorgedachtes Werk, welches wo möglich im Laufe des künftigen Jahrs erſcheinen wird, lade ich die Freunde der Poeſie hiedurch gehorſamſt ein. — Der Subſcriptionstermin dauert bis zum 1. April k. J., bis wohin ich die Beſtellungen zu machen bitte, um danach die Stärke der Auflage beſtimmen zu können. — Die Nummern der geehrten Subſcribenten werden dem Werke vorgedruckt. — Subſcribentenſammler erhalten auf 9 Exemplare ein 10tes frey.

Man ſubſcribirt in allen Buchhandlungen, welche ſich deßhalb an die Hahn'ſche Hofbuchhandlung in Hannover zu wenden haben, wo auch eine beſonders gedruckte Ankündigung nebſt einer Probe des Gedichts gratis zu bekommen iſt. —

Gifhorn, im Königreich Hannover, den 25. Nov. 1829.

A. A. Sarrazin.

Digitized by Google

Nº. 287.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 1. December 1829.

Ob er für Recht mag oder Unrecht ſtreben,
Das weiß der Kühne nicht, und hat allein
Aus Edelmuth ſich in Gefahr begeben,
Um ſolchen Reiz vom Tode zu befreyn.

Arioſto.

Peter Staroſsky.

Ein Abentheuer aus dem lezten ruſſiſch-perſiſchen Kriege.

Peter Staroſsky, ein geborner Ruſſe, ward mit vielen ſeiner Jugendgenoſſen von einer Militärkolonie an den Ufern des Dnieper zu dem ruſſiſchen Heere in Georgien geſendet. Er war ein kräftiger, rüſtiger junger Mann, mit regelmäßigern Zügen, als gewöhnlich die Geſichtsbildung ſeiner Landsleute aufzuweiſen hat. Ueberdieß war Peter ein munterer, lebendiger Burſche; und wenn er ſo luſtig, ſeine ſchmucke Mütze auf *ein* Ohr gedrückt, und ein Liedchen aus der Heimath ſingend, an den Bazars von Tiflis hinſtrich, war es nicht zu verwundern, daß manche ſchwarzäugige Georgerin ihn mit Wohlgefallen betrachtete. Er war nicht blos ein guter Soldat, geordnet in ſeinen Sitten und den Befehlen ſeiner Obern gehorſam, ſondern auch ein trefflicher Zimmermann und ein erfinderiſcher Kopf, der mit allem umzuſpringen wußte, ſo daß er bald den Offizieren ſeiner Kompagnie vertrauter ward, als die ruſſiſche Kriegsetikette ſonſt wohl erlaubt.

Als Peter eines Abends von ſeiner Arbeit zurückkehrend, durch einen in Trümmern liegenden Theil von Tiflis zwiſchen den Häuſern hinging, welche in dem obern Theile der Stadt terraſſenförmig über einander emporſteigen, fiel ſein Auge auf eine weibliche Geſtalt, die vor ihm dahineilte. Sie war allein, und ihr ſchlanker Wuchs, ihr weißes Gewand, ihr geiſterartiges Dahinſchweben zwiſchen den Trümmern hatten eben den jungen Soldaten aufmerkſam gemacht, als er bemerkte, wie ſie plötzlich aufſchrack, ein Angſtgeſchrey ihren Lippen entfuhr und ſie in ſichtbarer Beſtürzung noch ſchneller davon eilte, während aus dem Schwibbogen einer Ruine zur Linken ein junger Mann in georgiſcher Tracht ſie verfolgte, ergriff und nach dem Orte ſeines Verſtecks zu ſchleppen ſuchte.

Peter, deſſen gerader, biederer Sinn ſich hierüber empörte, verlor keinen Augenblick, der bedrängten Schönen zu Hülfe zu eilen und kam eben zur Stelle, als der Schurke, ein kräftiger Burſche, mit dem ſchreyenden Mädchen durch eine Thüre eilen wollte, hinter welcher ein anderer zu warten ſchien. „Elender!“ rief Staroſsky, „laß das Mädchen los!“ Allein der Räuber verdoppelte ſeine Anſtrengungen, ihr Geſchrey zu erſticken und den Thorweg zu erreichen. Peter aber griff ihn beym Gürtel und zog ihn mit Gewalt zurück. „Laß das Mädchen los, wenn Dir Dein Leben lieb iſt! Wer biſt Du, daß Du es wagſt, auf den Straßen von Tiflis Weiber anzugreifen, gleich dem wilden Räuber Tſcherkaſſiens?“ Mit dieſen Worten griff er zu dem Beil, das er nebſt andern Werkzeugen auf der Schulter trug. „Wer ich bin? am beſten iſt es, Du machſt Dich davon, oder Du ſollſt es zu Deinem Verderben erfahren,“ entgegnete der Räuber, indem er mit der einen Hand an den Griff ſeines Kummah (Dolchs) fuhr und mit der andern das ſträubende, hülferufende Mädchen an die Bruſt drückte. Peter, welcher nahende Fußtritte hörte, durfte keine Zeit verlieren; er machte ſich fertig, auf den Räuber loszuſchlagen; in demſelben An-

Digitized by Google

genblick blinkte ihm der Stahl vor den Augen, aber ehe er traf, ſchlug Staroſsky den Räuber mit ſeinem Beil vor die Stirn, daß er ſtöhnend zur Erde fiel.

Das Mädchen ſprang auf und klammerte ſich mit krampfhaftem Ungeſtüm an ihren Befreyer an, während Staroſsky mit blutiger Waffe bereit ſtand, den nächſten, der ſich nahen würde, zu empfangen. Aber der einzige Diener, welcher jezt vorſprang, floh, durch das Schickſal ſeines Gebieters geſchreckt, eilig davon und überließ unſern Soldaten mit dem Mädchen dem ſchauerlichen Anblick des Räubers. Die georgiſche Pelzmütze, welche bisher ſein Geſicht verdeckt hatte, war ihm vom Kopfe gefallen, und das Geſicht, jugendlich ſchön, aber verzerrt und todtenbleich, mit einer furchtbaren blutigen Wunde über dem linken Auge, lag frey da, von dem glänzenden Mondlicht beſchienen. Ein flüchtiger Blick auf das blaſſe Geſicht, mit dem Ausdrucke von Troz und Bosheit, die im Augenblick ſeines Falles die Seele des Räubers erfüllt hatten, prägte daſſelbe tief in die Seele Staroſskys ein; lang noch ſtarrte ihn das kalte, rachedürſtende Auge in ſeinen Träumen an; ſein Gewiſſen ſprach ihn von aller Schuld frey, allein die Erinnerung an das geiſterhafte Geſicht lag viele Tage wie eine ſchlimme Vorbedeutung in ſeinem Sinn. Die Stimmen und Fußtritte von Menſchen, welche ſich näherten, weckten Staroſsky aus ſeinen Betrachtungen. „Dieß iſt kein Ort zu längerem Verweilen für uns, Mädchen,“ ſprach er. „Sag mir, wer Du biſt und wo Du wohnſt. Wir müſſen den Elenden ſeinem Schickſal überlaſſen, komm!“ — „Gott ſey mir gnädig!“ rief eine ſanfte, bebende Stimme. „Ich bin verloren, ich weiß nicht, wohin ich ſoll. Mein Vater und meine Mutter haben mich verlaſſen! Ich ging eine Strecke hinter ihnen her durch dieſe Ruinen und verlor ſie aus dem Geſicht!“ „Wie kommt das? Wann verließen ſie Dich?“ — „Dieſen Augenblick, gerade ehe der Elende auf mich zuſtürzte, und jezt weiß ich nicht, welchen Weg ſie genommen haben. — Wir ſind fremd in Tiflis. Ich kann Dir nicht ſagen, wo wir wohnen; aber gebenedeit ſey St. Gregor! was hör' ich! dieß iſt meines Vaters Stimme!“ Ein ältlicher Mann und eine Frau bogen im Augenblick um eine Ecke und riefen: „Schuſchan! liebe Schuſchan! wo biſt Du?“ — „Hier, theuerſter Vater, hier!“ rief das Mädchen, mit der Leichtigkeit eines Rehes auf ſie zuſpringend. „Wer iſt dieß? hat er Dir was zu Leid gethan, Kind?“ „O Vater, er hat mich gerettet, Eure Tochter aus den Händen eines Böſewichts gerettet, der mich rauben wollte!“ — „Dich rauben wollte, Kind! Wer wagte ſolchen Frevel?“ — „Ich kenn' ihn nicht.“ entgegnete das Mädchen; „aber ich fürchte, er iſt todt, dieſer gute Mann ſchlug ihn zu Boden.“ — „Kommt, kommt, Freund,“ fiel Peter ein; „wir dürfen hier nicht verweilen, um weiter zu forſchen; es droht Gefahr. Nehmt Eure Tochter heim. Ich will Euch begleiten und Euch den Vorgang erzählen.“ — „So gehen wir denn in Gottes Namen!“ verſezte der Vater. „Ich bin ein Fremdling in Tiflis, und wohne bey Khodſcha Schatur, dem Seidenhändler, nächſt der großen Karavanſerai. Kommt mit mir, wenn Ihr meiner Tochter Ehre gerettet, Ihr ſollt mich nicht undankbar finden!“ Er ſchien mit der vorſichtigen Bedenklichkeit des Alters und der Erfahrung immer noch zu zweifeln, als ihm aber ſeine Tochter alles erzählte, wie ſie, einen Theil ihrer Kleidung zu ordnen, zurückgeblieben, wie der Räuber auf ſie losgeſtürzt und ſie ergriffen, und wie Peter ſein eigenes Leben an ihre Rettung gewagt habe, da wich allmählig ſeine Kälte, und er ſegnete den wackern Burſchen, der ſeine einzige Tochter gerettet. Zu dem Hauſe des Seidenhändlers angekommen, wollten ſie den ruſſiſchen Soldaten mit einer großen Summe Geldes und mit Koſtbarkeiten beſchenken. Aber Peter ſprach: „Nein, Vater, es iſt Pflicht jedes Chriſten, den Frauen im Unglücke beyzuſpringen. Ich verlange keinen Lohn dafür; wenn Ihr aber darauf beſteht, ſo nehm' ich mit Dank dieſe ſchöne Jarpuntſchi *) an. Eures Geldes bedarf ich nicht. Es würde mich nur in ſchlimme Händel bringen und verführen, mit Eurem georgiſchen Wein und Weibervolk den Narren zu ſpielen. Gott behüte, daß ich mich an dem Zehrpfennig der Armen vergreifen ſollte.“ — „Mein Sohn,“ verſezte der Vater, „ich bin blos ein armeniſcher Pachter; obgleich wir nicht Luſt haben, jeden Khan oder Statthalter unſeren Börſen auf den Boden blicken zu laſſen, ſo darfſt Du doch verſichert ſeyn, daß wir auf den Fall der Noth immer ein Sümmchen im Hinterhalt haben. Nimm dieſe zehn Dukaten, ich kann ihrer wohl entbehren, wenn Du ſie nicht annimmſt, wirſt Du mich ſehr betrüben. Ich wohne weit von hier. Mein Dorf liegt in einem kleinen Thal, unfern Kar Ekliſia, und wenn das Kriegsglück es fügen ſollte, daß Du zu Deinen Kameraden auf jenen Poſten kommſt, ſo findeſt Du Gurgin Burdick in Khoſchanlu und biſt einer freundlichen Aufnahme gewiß. Ich bleibe nicht lang in Tiflis, aber beſuche den Khodſcha und mich, ſo oft es Dir Dein Dienſt erlaubt.“ — „Gut, Vater, das iſt mehr, als ich mit meinem Tagwerk verdienen kann; da Ihrs ſo haben wollt, ſo dank ich ſchön. Gott ſegne Euch und Eure ſchöne Tochter! Möget Ihr in glücklicher Ruhe in Khoſchanlu leben! Die Leute ſagen, Ihr habet dort einen ſchweren Stand; ſollte ich aber je zu den Truppen daſelbſt ſtoßen, ſo ſeht Ihr Peter Staroſsky wieder.“

Peter Staroſsky verſäumte nicht, ſeinen Freund Gurgin und den Kaufmann Schatur öfters zu beſuchen; dabey ermangelte er nicht, die liebliche kleine Schuſchan zu betrachten, deren leichte Feengeſtalt, große, ſchwarzfunkelnde Augen, kleiner Rubinenmund und pfirſichfarbnes Geſicht-

*) Ein grober Mantel, der in Georgien von allen Ständen getragen wird.

Digitized by Google

chen, welches er flüchtig angeſchaut hatte, als ſie den von dem Räuber verſchobenen Schleyer wieder ordnete, einen tiefern Eindruck auf das Herz des lebhaften Soldaten gemacht hatten, als er ſelbſt noch wußte; und das kleine Mädchen ſchaute, zu ſchuldiger Dankbarkeit, mit nicht geringerem Intereſſe durch die Oeffnungen ihres Schleyers auf die männliche Geſtalt ihres Retters; ja ſie war zuweilen ſo vergeßlich, daß ſie, nach der Sitte ihrer Genoſſinnen auf dem Lande, ohne jene neidiſche Hülle erſchien, und in einem Winkel ſitzend, auf den guten Peter ſchaute, bis ihre Augen ſich zufällig begegneten; worauf ſie aufſuhr, erröthend davon trippelte und im Augenblicke verſchwunden war.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nachrichten über das Himalayagebirge.

Der engliſche Reiſende Gerard hat in vorigem Jahre das Thal Sulei im Himalayagebirge beſucht und intereſſante Beobachtungen über dieſen Landſtrich geſammelt, der in der Nähe der höchſten Gebirge liegt und ſelbſt die höchſte bewohnte Gegend der Erde iſt. Der Hauptzweck ſeiner Reiſe war die Einführung der Kuhpocken in Tibet; aber die Vorurtheile eines Raja's ſcheinen dieſes ſchöne Vorhaben vereitelt zu haben. Nach genauen barometriſchen Meſſungen liegt ein Dorf, in dem er ſich aufhielt, 14,700 Fuß über dem Meer. Im Monat Oktober fiel daſelbſt der Thermometer Morgens nur auf 8° unter 0 der hunderttheiliger Skale; in der Sonne war es den Tag über läſtig heiß und die Seen und Bäche, die ſich Nachts mit Eis bedeckten, waren um 2 Uhr Nachmittags völlig frey davon. Mittelſt künſtlicher Bewäſſerung erhält man in dieſer ungeheuern Höhe recht ſchöne Roggenerndten; die höchſten Felder liegen 14,900 Fuß hoch, und Gerard hält es für ganz möglich, daß noch in der Höhe von 16 — 17,000 Fuß Ackerbau getrieben werden könnte. Die Ziegen, die man hier hält, ſind die ſchönſten im Lande; ſie gehören der Art an, deren Wolle zu Shawls verarbeitet wird. 15,000 Fuß hoch fand der Reiſende eine Menge foſſiler Konchylien neben Kalkſtein, auf Granit und Schiefer gelagert. Nordöſtlich von der Grenze von Kounaouar, nahe bey einer ſteinernen Brücke, gelangte Gerard zu der Höhe von 20,000 Fuß, ohne auf ewigen Schnee zu ſtoßen. Um 1 Uhr Mittags ſtand der Thermometer 2° 78′ unter 0 und der Barometer 15 Zoll 4 L. hoch. Trotz der großen Höhe war es in der Sonne kaum auszuhalten, während die Luft im Schatten eiskalt war. Die Ausſicht von dieſem Punkt war furchtbar erhaben, unbeſchreiblich. Der Reiſende hatte gehofft, bis in das chineſiſche Gebiet ſehen zu können; er ſah aber blos die hohe, dürre und kahle Grenzmark, eine Reihe nackter, ſteiler Gipfel, auf denen kaum ein Schneeſtreifen bemerklich war; jede Spitze hatte aber einen Höhewinkel von mehreren Minuten, was auf eine Höhe von wenigſtens 20,000 Fuß ſchließen läßt.

Dieſes Land bleibt indeſſen von den Plackereyen der chineſiſchen, mit Regierungsvollmachten verſehenen Beamten nicht verſchont; mehrere Mandarine bereisten gerade die Grenze, um Taxen einzutreiben, und ſie hatten, damit ihnen Niemand entgehe, alle Bergpäſſe mit Wachen beſezt. Einer derſelben, der den Auftrag zu haben ſchien, den engliſchen Reiſenden zu beobachten, bewies ſich ſehr wohlwollend gegen ihn; er machte ihm eine verſteinerte Meduſe vom Ufer des Sees Manſaraomor zum Geſchenk, und verabredete mit ihm auf den kommenden Frühling eine Zuſammenkunft an dieſem berühmten heiligen Orte.

In dieſem fernen, den europäiſchen Naturforſchern ſo lange unzugänglichen Lande, traf Gerard ſeltſamer Weiſe mit einem der unermüdlichſten Sprachforſcher zuſammen, welche die Geſchichte kennt, nämlich mit einem Ungar, Namens Csomo von Koros. Dieſer verließ im Jahr 1819 Siebenbürgen, reiſte durch die Wallachei, Bulgarien und Rumelien, ging zur See nach Egypten, von da nach Syrien und über Bagdad nach Perſien. Nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt zu Teheran drang er weiter nach Mittelaſien vor, über Khoraſan, Bokhara, Kabul, Kaſchmir und Ladak, woſelbſt er im Jahr 1822 ankam. Er hatte ſich jezt in Kounaouar in Tibet im Kloſter Kanam niedergelaſſen, und lebt hier unter den Mönchen von Lamas Religion. Der Zweck dieſes unermüdlichen Strebens iſt die Erlernung der tibetaniſchen Sprache und die Unterſuchung der Kloſterbibliotheken dieſes Landes. Er hat bereits unter der Leitung eines gelehrten Lamas große Fortſchritte im Studium der tibetaniſchen Literatur gemacht. Vor einem Jahr war er mit einer Grammatik und einem Wörterbuch der Sprache dieſes Landes, das für die Wiege des Menſchengeſchlechts gilt, beynahe fertig. Er hat eine Encyklopädie der Künſte und Wiſſenſchaften in vier-und-vierzig Bänden entdeckt; der mediziniſche Theil allein umfaßt fünf Bände. Eine unermeßliche Menge gedruckter Urkunden in den Archiven der Klöſter verſprechen neue, reiche Aufſchlüße für Geſchichte und Erdkunde. Es iſt bekannt, daß die Lithographie ſeit undenklicher Zeit in der Hauptſtadt von Tibet blüht, und die verſchiedenen Theile des menſchlichen Körpers finden ſich auf sechszig Steintafeln dargeſtellt.

Es ſcheint, als ob ſich die Wiſſenſchaften vor der Tyrannei der Braminenkaſte aus den Ebenen Indoſtans zurückgezogen und in die rauhen Gebirge Tibets geflüchtet hätten, wo ihre Werke bisher, der übrigen Welt gänzlich unbekannt, vergraben lagen.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lyon, November.

Nichts, ſelbſt die Herzogin von Berry und die für ſie angeſtellten Feyerlichkeiten und Ausſtellungen nicht ausgenommen, beſchäftigte uns vorigen Monat ſo ſehr, als unſer ſtädtiſches Budget für 1829, das wohl auch außerhalb Lyon Intereſſe hat und im Allgemeinen den deutlichſten Begriff von der ſtädtiſchen Finanzwirthſchaft in Frankreich gibt. Unſere ordentlichen und außerordentlichen Einnahmen betragen 5.074.714 Fr., die ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben aber 5.070.360 Fr. Zu dieſer enormen, alle unſere Hülfsquellen verſchlingenden Ausgabe ſind wir durch eine unverſtändige Adminiſtration gekommen, die alle Jahre wie krebsartig und in einer erſchreckenden Progreſſion um ſich greift. Denn 1826 betrug die Ausgabe etwas über 3 Millionen, 1829 aber ſchon über 5 Millionen. Wir ſagen nichts über die Einnahmen, wie wohl ſich wünſchen ließe, daß die Stadt weniger von den Patenten einnähme. Der Pacht der Abtritte betrug 1828 ſchon 28.200 Fr., dieſes Jahr gar 40.500 Fr. Die Verwaltungskoſten der ſtädtiſchen Octroy für 2.600.000 Fr. betrugen 280.000 Fr., alſo 11 pCt., während ſie in Paris, wo ihre Perception weit ſchwieriger als in Lyon iſt, ſich nur auf 9 pCt. belaufen. Bey den Ausgaben iſt gar Vieles zu bemerken. Für die katholiſchen Schulen ſind 42.900 Fr. ausgeworfen, für die ſo nützlichen und ſich auf die ganze Population erſtreckenden Schulen des wechſelſeitigen Unterrichts — kein Heller. Wir werden es nie dahin bringen, daß die Verwalter unſers Guts Verwalter und Diener der Gemeinde ſind. Sie gehören nicht Lyon und ſeinen Einwohnern, ſondern einer Parthey an. Dagegen werden Millionen für unſer neues Theater verſchwendet. Sollten Sie glauben, daß der Ankauf des alten Theaters, ſein Abreißen, die Errichtung des proviſoriſchen Theaters und die Erbauung des großen neuen ſchon jezt 2.586.014 Fr. koſtet und noch wenigſtens eine Million, alſo zuſammen 3.586.014 Fr. koſten wird? Wir verfallen bey unſern Bauten in dieſelben Mißgriffe, die auch anderwärts begangen werden. Hier bauen wir mit faſt vier Millionen ein Theater, das in zwanzig Jahren wahrſcheinlich abgebrannt ſeyn wird. Auf einer andern Stelle erhebt ſich mit ſchwerem Geld eine Kaſerne für die Gensd'armerie. Iſt es denn ſo gewiß, daß wir in dreißig Jahren noch Gensd'armen in Frankreich haben werden, daß dann ein ſtehendes Heer vorhanden ſeyn wird? Wir hoffen, dieſes gefährliche Werkzeug in der Hand eines eroberungs- und herrſchſüchtigen Monarchen wird dann nicht mehr beſtehen, und unſere Söhne werden verſtändiger und glücklicher ſeyn, als wir. Ihnen wird der weiße oder ſchwarze Stab eines Conſtabels genügen, wenn das Geſez ſpricht oder wenn Ordnung und Ruhe hergeſtellt werden ſollen. Nun vollends das ungeheure, prächtige Salzmagazin! dieß Ehrenmonument der Salzſteuer, aus großen Quadern aufgebaut, unten mit gewaltigen Säulen und Portiken, und darüber kleine Fenſter, um dem Salz Luft zu laſſen. Schon jezt koſtet das Gebäude doppelt ſo viel, als dafür beſtimmt war. Ich möchte wiſſen, wozu es einmal dienen ſoll, wenn, wie es nicht ausbleiben kann, die Salzſteuer abgeſchafft wird, die ſo drückend auf dem armen Manne und auf dem Ackerbau laſtet. Es iſt kein Grund vorhanden, warum ſie ewig dauern ſoll, denn ihre Legitimität kann noch nicht viele Jahrhunderte zählen. Im Jahr 1286 wurde ſie als freye Gabe bewilligt, was auch ihr Name ſagt, denn gabelle heißt ſo viel als don. Philipp von Valois legte 1331 die erſten Salzmagazine an, und deßhalb ſagte Eduard III. von ihm, er ſey der Urheber des Saliſchen Geſezes. — Die Eßſäle der hohen Staatsbeamten in Frankreich haben dieſes Jahr ein eigenes Unglück. Sie wiſſen, wie es dem Miniſter Peyronnet damit ging. Für die Einrichtung des Eßſaals in dem erzbiſchöflichen Pallaſt hatte unſer gefälliger Maire die Summe von 3000 Fr. angeſezt; der vorige Miniſter Martignac ſtrich die Summe; darum fiel er auch, und Monſeigneur d'Amaſſe, einer der fünf katatoniſchen Barone, iſt Erzbiſchof von Lyon. Unſere ſtädtiſchen Schulden ſind in der neueſten Zeit furchtbar angewachſen. Man ſieht wohl, daß unſere Verwaltungsbeamten keiner Verantwortlichkeit unterworfen ſind. Wenn ſie nun vollends die Preßfreyheit nicht zügelte! Wir gehen mit ſtarken Schritten auf unſern Finanzzuſtand vor der Revolution zu. Im Jahr 1778 ſchuldete Lyon 29.175.940 Livres und außerdem noch 268.624 L. an Leibrenten oder Penſionen. Die Intereſſen dieſer Schuld betrugen 2.411.030 L., die ſtädtiſche Einnahme aber nur 2.118.142 L.; es mangelten daher 292.887 L., um die jährlichen Zinſen dieſer Schuld zu zahlen. Dem Allen konnte nur ein Bankerott folgen, und dem gehen wir wieder entgegen. Die Stadt ward im Jahr 1821 von der Regierung zu einem Anlehen von 600.000 Fr., und 1827 zu einem Anlehen von 3.400.000 Fr. autoriſirt, um damit viele öffentliche Bauten zu beſtreiten; nun ſind aber mehrere von dieſen beſtimmten Arbeiten noch gar nicht angefangen. Von den angeliehenen 4.000.000 Fr. ſind indeſſen ſchon 3.864.508 Fr. 11 C. ausgegeben; womit nun weiter bauen? womit die Interreſſen der großen Schuld, womit ſie ſelbſt heimzahlen? Dieſe Wirthſchaft, dieſe enormen Ausgaben und unverhältnißmäßigen Bauten werden mit der ſaubern Auskunft beſchönigt: Wir arbeiten, bauen und verſchönern für die Nachwelt, es iſt billig, daß ſie auch etwas von den Koſten der neuen, ihr nützlichen oder ſie zierenden Anſtalten trage. Wie, wenn ſich nun die Nachwelt für dieſe Großmuth bedankte und, ſtatt die Schulden zu zahlen, neue für die weitere Nachwelt machte? Aus dem Allen geht hervor, daß Ihre Städte in Deutſchland bey größerer finanzieller Ordnung und größerer Rechtlichkeit der Beamten viel glücklicher ſind.

Wir ſehen hier, aller Eitelkeit ungeachtet, mit ſtillem Neid auf manches deutſche Land und was da geſchieht. So ſprach neulich unſer Lyoner Journal von den trefflichen, wahrhaft freyſinnigen Verordnungen, die für die Organiſation der Landeskollegien in Gotha und Koburg, ſo wie für das dortige Oberkonſiſtorium erlaſſen worden, und ſchloß ſeinen Artikel mit der Bemerkung: „Da ſehen wir einen kleinen Fürſten und eine kleine Regierung, die doch vielen großen Fürſten und großen und theuren Regierungen ein ſchönes Beyſpiel geben.“ Ein andersmal ward gerühmt, wie man in Deutſchland nicht von Douaniers, Gensd'armen und dergleichen geplagt werde, wie man dort nicht nach Päſſen frage und ſich frey begeben könne, wohin man wolle. Wieder ein andersmal wurde die religiöſe Toleranz in Deutſchland, die würdige Geſinnung ſeiner Bewohner in dieſer Beziehung, die erfreuliche Brüderlichkeit der proteſtantiſchen und katholiſchen Konfeſſion, die gegenſeitige Theilnahme an religiöſen Feyerlichkeiten, der gemeinſchaftliche Gebrauch der Kirchen u. ſ. w. ehrend erwähnt und Frankreich zum Muſter dargeſtellt, wo von allem dem das Gegentheil zu bemerken iſt. Es wurden dabey, was nie in hieſigem Lande geſchehen, in Ueberſezung paſſende Stellen aus Luthers Schriften angeführt, vieles gegen die Eheloſigkeit der katholiſchen Prieſter aus Deutſchland wiederholt, des großen und heilſamen Einfluſſes der „Stunden der Andacht“ erwähnt u. ſ. w.

(Die Fortſezung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 288.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 2. December 1829.

> Wird vieles vor den Augen abgeſponnen,
> So daß die Menge ſtaunend gaffen kann,
> So habt ihr in der Breite gleich gewonnen,
> Ihr ſeyd ein vielgeliebter Mann.
>
> Goethe.

Didaskalien

von

Ludwig Robert.

Dritter Artikel.

Woran unſere heutige Bühne krankt, und was dagegen Noth thut.

Ueberall vernimmt man heut von den älteren Freunden und Kennern des Schauſpiels Klagen über rückſchreitenden Geſchmack und Verfall der einfach edeln Bühnenkunſt. Man beſchuldigt die Augenluſt, daß ſie nur prunkendes und flitterndes Nebenwerk, den abgeſtumpften Sinn, daß er nur Gräuelſcenen, und die überſättigte Ungeduld, daß ſie ſchon am Anfang das Ende des Stücks verlangt. Schon darf, ſo ſagt man, ſchon darf kein älteres, einfaches Meiſterwerk des dramatiſchen Dialogs, kein talentvoller Verſuch eines jüngeren Künſtlers auf den Antheil des Publikums hoffen, deſſen Gunſt ſich ausſchließlich den muſikaliſchen Vorſtellungen zugewendet hat. Wie das Publikum, ſo wenden ſich auch die aufblühenden Talente zu dieſen allein beliebten und belohnten Gattungen; und das nicht geſungene, das eigentliche Schauſpiel, krank und in ſeiner Krankheit verlaſſen, ſchleicht ſeiner nahen Auflöſung entgegen. Der Sinn für das Weſentliche: für innere dramatiſche Schönheit, wird immer ſeltener geübt und geſchärft, und die Sucht nach Augenluſt und Ohrenkitzel ſo allgemein, daß auch der kleinſte Theaterunternehmer für Muſik und Geſang, für Pomp- und Prachtſtücke ſein leztes, unzulängliches Reſtchen Kraft aufwendet, und ſo ſein Scherflein beyträgt zur allgemeinen Verwirrung des überreizten und überſättigten Geſchmacks. — Ob dieſe Klagen übertrieben ſind, ſoll hier nicht ermittelt werden; doch ertönen die Beſchwerden von zu vielen und verſchiedenen Seiten, als daß man ſie grundlos nennen und durchaus nicht beachten dürfte. Dennoch thut man dieß, und Troß dieſem „Dennoch“ will ich hier — wenn auch vergebens — ſagen, was Noth thut.

Nach vieljähriger Erfahrung vor und hinter den Kuliſſen, nach mannigfachen Beſprechungen mit Künſtlern und mit Adminiſtratoren, haben wir, hinſchauend auf die muſterhafte Reinheit, auf die ächte Vornehmheit des Wiener Burgtheaters, haben wir uns ſämmtlich dahin geeinigt, daß es zur Rettung des deutſchen Schauſpiels nur ein einziges, zuerſt zu ergreifendes Radikalmittel gibt — nämlich: Die Trennung der eigentlichen Oper von den übrigen Gattungen der dramatiſchen Kunſt. Dieſe Behauptung möge zuerſt durch Beantwortung folgender Frage begründet werden: Welchen Nachtheil bewirkt die jezt allgemeine Verbindung aller möglichen Gattungen auf einem und demſelben Theater? — Man denke ſich eine Bühne, die unter Einer Direktion, mit Ein und demſelben Perſonal, und in Einem und demſelben Hauſe alles das bunt durch einander gibt, was in Paris auf dem théâtre français, Feydeau, Vaudeville,

Digitized by Google

gymnase, gaîté, porte St. Martin, italiens und überdieß in dem großen Operntheater dargeſtellt wird. Man denke ſich dieß, und wende ſeinen Blick nur zuerſt auf das rein Mechaniſche hin! Welch eine unüberſehbare Menge von Werkſtätten! Welch komplizirte Maſchine! Wie viele verſchiedene Bewegkräfte! Werden ſie nicht ſtörend gegen einander wirken, ſich hemmen, das Räderwerk in Stocken bringen? Können ſie zu allen beabſichtigten Reſultaten, oder auch nur zu einem einzigen derſelben führen? — Nun, und bey weitem die meiſten großen und kleinen Theater Deutſchlands ſind in dieſer verderblichen Lage. Jede einzelne derſelben will allein alles das thun und treiben, was nur alle franzöſiſchen Bühnen in Summe vermögen; ſtatt dem Naturgeſetze der Schwerkraft zu folgen, ſtatt ſich zu koncentriren, gibt ſie ſich drehend und ſchwindelnd der Cetrifugalkraft Preis, und fliegt nach unendlichen Richtungen auseinander. Es fehlt an Raum, an Zeit, und — wohl zu merken! weil der Bewegkräfte zu viele, zu diſparate ſind, heben ſie einander auf. Daher, ſelbſt bey dem beſten Willen der Geſchäftsführer, die ſteten materiellen Hinderniſſe, die bey der Entwerfung des Repertoriums beginnen, und in dem bodenloſen Deficit der Kaſſe kein Ende finden. Und wie ſollte es anders möglich ſeyn? — Welches Reſultat kann eine Kunſtanſtalt erzielen, die ſich nach Richtungen bewegt, die ſich ſo entgegenſtreben, wie die großartige Prachtoper und die Poſſe, die Tragödie und Roſſini, Shakeſpeare und das Vaudeville, und manches gediegene Alte und alles luſtige Neue? Zwey Fälle ſind nur möglich: entweder verſucht es die Bühnenleitung, ohne Vorliebe und mit gleichem Maße, den widerſtrebenden Forderungen ſo vieler Gattungen zu genügen — und dann werden ſie alle leiden, weil auf jede derſelben nur ſehr kleine Bruchtheilchen von Zeit und Kraft und Antheil und Gunſt kommen; oder man neigt ſich vorzugsweiſe zu irgend einer Gattung hin, und dann dürften alle andern ſchon deßhalb immer mehr zurückkommen, weil die ausübenden Künſtler dieſer vernachläßigten Gattungen, durch den peinlichen Gedanken ihrer Zurückſetzung erſt gekränkt, dann lau, und endlich aufhören würden, Künſtler zu ſeyn. — So tritt neben das *materielle* auch ein *geiſtiges* Hinderniß, nämlich: die *Unmöglichkeit* eines Prinzips, nach welchem in dieſe Anhäufung des Widerſtrebenden weiſe Ordnung, kunſtgemäßes Verhältniß, Harmonie gebracht werden könnte. Wo aber ein *inneres*, bewußtes Prinzip, wie hier ein äſthetiſches, in ſeiner Anwendung unmöglich wird, da tritt *von außen* eine blind zwingende Naturkraft ein: das Materielle, das Maſſenhafte wird das Uebergewicht behaupten. Und ſo iſt es gekommen! Die Poeſie muß dem in die Sinne fallenden weichen, und nur bey Pomp- und Pracht- und Lärm- und Gräuelſtücken füllen ſich die Häuſer, aus welchen die Muſen erröthend fliehen. „Die Muſen ziehen nicht mehr,“ ſagt der Theaterdirektor Caſſius; „das iſt freylich ſchlimm, jedoch was kümmert mich die Kunſt, wenn ich nur gute Einnahmen habe!“ Der gute Mann iſt ein ſchlechter Kalkulator. Solche große Einnahmen ſind, wenn man die Koſtſpieligkeit der Darſtellungen berechnet, nur ſcheinbare, nur trügeriſche, und ein mäßig beſuchtes Stück, das keine Unkoſten verurſacht, trägt der Kaſſe bey weitem mehr ein. Ueberdieß, ſo wie die Raſchheit eines fallenden Körpers ſich im Quadrat vermehrt, ſo ſteigern ſich die Anforderungen des ſchauluſtigen Publikums an unerſchwinglichen Glanz, und indem die Bühne dieſem Begehren nachgibt, entſteht eine Wechſelwirkung von Ueberbietung und Ueberſättigung, die erſt in *artiſtiſcher* und dann in *finanzieller* Hinſicht Zerſtörung herbeyführt. — Das allererſte Erforderniß nun, um in das wirbelnde Chaos der heutigen Anforderungen ein erſtes Prinzip der Ordnung zu bringen, iſt jene Trennung der großen Oper von dem ſogenannten rezitirenden Schauſpiele. Dieſe Trennung ſoll auf eine doppelte Weiſe ſtattfinden. Kleinere Bühnen ſollen die große Oper den großen, vom Staate unterſtützten Kunſtanſtalten ausſchließlich überlaſſen, und ſich lediglich auf das Schauſpiel beſchränken, in welchen Kreis ſich allenfalls auch das Luſtſpiel mit Geſang ziehen läßt, d. h. nicht nur das Liederſpiel, ſondern auch jede Operette, in welcher man eher mittelmäßigen Geſang als linkiſches Spiel erträgt. Die Bühne einer Provinzſtadt oder einer kleineren Reſidenz, die den Muth und die Ausdauer hätte, ſich alſo weiſe zu beſchränken, würde eine äſthetiſche Muſteranſtalt gründen, würde eine neue Aera der deutſchen Bühnenkunſt herbeyführen und ſich den Ruhm eines andern Weimars erwerben. Möchte doch nur Eine derſelben zu dem Bewußtſeyn kommen, wie ungenügend ihre Mittel zu jenen muſikaliſchen Prachtdarſtellungen ſind, wie ſchwach ſich immer, wie lächerlich ſie zuweilen ausfallen, gewiß ſie würde weder Zeit, noch Kräfte, noch Geld für ungenügende Halbheiten verſchwenden, und ſich lieber auf das, was ſie würdig vermag, beſchränken.

(Die Fortſetzung folgt.)

Peter Starofsky.

(Fortſetzung.)

Endlich verließ Gurgin mit Weib und Tochter die Stadt Tiflis. Khodſchah Schatur zeigte ſich ſehr bereit, auch nach ihrer Abreiſe ſeine Gaſtfreundſchaft fortzuſetzen; aber Starofsky wurde bald darauf, da immer Erſatzmannſchaft in die durch Seuche und Strapazen gelichteten Reihen des ruſſiſchen Heeres zu ſenden war, mit vielen andern nach Schirwan beordert, und kam endlich in die Standquartiere zu Kar Ekkliſia.

Die Länge der Zeit und der harte Dienſt hatten bey unſerem Kriegsmann die Erinnerung an ſein Abentheuer

zu Tiflis etwas verwiſcht. Die furchtbare Kataſtrophe ſeines Zweykampfs war auch aus ſeinen Träumen gewichen, die Erinnerung an Gurgin und ſeinen Freund Schatur trat mehr in den Hintergrund, und ſelbſt die feenhafte Lieblichkeit der jungen Schuſchan erſchien ihm nach drey wechſelvollen Kriegsjahren ſeltener als lichte Viſion auf ſeiner einſamen Wache oder ſeinem einſamen Lager. Er war aber nicht lange in Kar Ekkliſia, als die häufige Erwähnung des Dorfs Khoſchanlu das Andenken an ſeine Freunde wieder lebhafter hervorrief. „Jezt iſt es Zeit,“ dachte er bey ſich, „meinen alten Freund Gurgin wieder aufzuſuchen; ich will ſehen, ob er auch zu Hauſe der freundliche Alte iſt, wie in Tiflis. Und Schuſchan, welch ein lieblich[illegible] war ſie! Wie muß jezt die Kleine zur Jungfr[illegible]gewachſen ſeyn! Es ſollte mich wundern, wenn“ — [illegible] der Trommelſchlag, der den jungen Soldaten zur Parade ruft, unterbricht dieſe angenehme, gedankenreiche Erinnerungen.

Während das Regiment bey der Abendmuſterung läſſig in Reihen ſtand und die Augen Staroſskys langſam über die Umſtehenden hinſchweiften, fielen ſie zufällig auf eine Geſtalt und ein Geſicht, die alsbald ſeine Aufmerkſamkeit feſſelten. Es war ein großer Mann, in der Hauskleidung eines Offiziers, der die Inſignien mehrerer Orden im Knopfloch trug; ſein Geſicht, ſoweit er es ſehen konnte, war fein gebildet, aber von finſterem Ausdruck, der vielleicht von einer hohen Pelzmütze herrührte, welche einen Theil der Züge beſchattete. Allein troz dieſer halben Vermummung drang ſich dem Geiſte Peters der Gedanke auf, als habe er den Mann ſchon irgendwo geſehen; es war aber nur der dunkle Schatten eines Traums. Er muſterte ſeine Erinnerungen, allein vergeblich; er konnte ſich die Gefühle nicht erklären, die dieſer Anblick in ihm erregte. Plözlich fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf, allein er war zu ausſchweifend. Ein ruſſiſcher Offizier? wie abgeſchmackt! Hätte er das nicht ſehen müſſen? es war unmöglich! Immer aber folgte ſein Blick dieſer geheimnißvollen Geſtalt; und einmal dünkte ihm, als ſey das tiefliegende Auge des Mannes mit forſchendem Ernſt auf ihn ſelbſt gerichtet. Allein ſein Blick hatte ſich ſchnell wieder abgekehrt, und nach der Parade war der Fremde nirgends mehr zu ſehen. Aber der ſeltſame Eindruck haftete in der Seele Staroſskys und weckte eine Reihe von Erinnerungen, die er gerne vergeſſen hätte.

Nach einigen Tagen erhielt unſer Soldat die Erlaubniß, ſeinen Freund Gurgin und deſſen Familie zu Koſchanlu beſuchen zu dürfen. Das Dorf lag gegen acht Stunden von Kar Ekkliſia in einem Thal, durch welches ein klarer, waſſerreicher Fluß in ſtürmiſcher Eile dem Bembeck zuſtrömt. Gebirge von kühnen, majeſtätiſchen Formen, theils bis zur Spitze mit üppigen Waiden, theils mit dichten Forſten bedeckt, erhoben ſich zu beyden Seiten des Thals, das tief in das Gebirge hineinlief. Staroſsky, der Kar Ekkliſia erſt Nachmittags verlaſſen hatte, näherte ſich dem Dorfe in der lieblichſten Herbſtnacht noch bey guter Stunde, während der Mond in vollem Glanze auf die gelbe Aernte ſchien, die theils ſchon geſchnitten, theils ſichelreif in üppiger Fülle ihn umgab. Der Weg, welcher eine Strecke weit dem Lauf des Fluſſes folgt, lief jezt allmählig die Anhöhe hinan, auf welcher das Dorf ſtand. Ein felſiger Pfad führte von der Spitze des Vorbergs hinab zu einem tiefen, mit feinem Sande umrandeten Teiche. Hier ward das Vieh getränkt, und hier wuſchen die jungen Dorf-Mädchen ihre Wäſche oder ſchöpften Waſſer zum Hausbedarf. — Die Dorfbewohner hatten ſich bereits nach der Arbeit des Tages an den gemächlichen Feuerheerd zurückgezogen; doch konnte Staroſsky noch hie und da das weiße Gewand einer Dorfſchönen in dem Mondſchein ſchimmern ſehen. Kein Laut unterbrach die Stille, als etwa das Gebrüll einer Kuh oder das Belfern eines Wachhundes. Alles lag ſchon von der tiefen, erquickenden Ruhe der Nacht umfangen. Selbſt das Herz unſers Kriegers ward von der tiefen Ruhe und Schönheit dieſer Nacht ergriffen, und er ſtand eine Weile ſtille, ſich der ungewohnten Regung zu überlaſſen. Während er ſo ſinnend die Scene betrachtete, unterbrach ein durchdringender Schrey von dem Waſſerteich her die Stille, er wiederholte ſich, plözlich ſchrieen viele Stimmen durcheinander. Staroſsky bemerkte mehrere weibliche Geſtalten, die haſtig den Abhang hin zu dem Dorfe hinaufrannten; Hufſchläge miſchten ſich jezt mit den Stimmen der Rufenden und in wenigen Minuten ſah er mehrere Reiſige ſich eilends durch das Unterholz durcharbeiten. Ueberzeugt, daß hier irgend eine Schurkerey vorgehe, eilte Staroſsky, jedoch mit leiſen Tritten, vorwärts, um den Reitern da, wo ſie in den Hauptweg gelangen mußten, zuvorzukommen. — Die häufigen Einfälle der perſiſchen Reiterey machten es jedem Reiſenden zur Pflicht, ſich wohl zu bewaffnen; Peter hatte alſo ſeine Muskete bey ſich. Das Angſtgeſchrey tönte immer noch, aber gedämpfter durch die Luft, und man gebrauchte, wie es ſchien, Gewalt, um daſſelbe zu unterdrücken. Alsbald ward auch ein flatterndes, weißes Gewand zwiſchen dem Laube ſichtbar.

Es war ein Frauenzimmer, das ein Reiter in den Armen hielt. Das Abentheuer in den Ruinen zu Tiflis trat Staroſsky lebendig wieder vor den Sinn, und er beobachtete ruhig die Bewegungen des Reiters, entſchloſſen, es mit ihm aufzunehmen, als die Gefangene ſich, wie es ſchien, dem Zwange des Reiters etwas entwand und plözlich einen vollen, durchdringenden Schrey ausſtieß, und im Namen aller Heiligen um Hülfe rief. Himmel! dieſe Stimme! war es ein Traum? konnt' er ſich täuſchen? Nein, es war — ſie mußte es ſeyn! „Halt, Böſewicht! Halt Räuber!“ rief er wüthend, auf den Reiter

Digitized by Google

zuſtürzend, deſſen Pferd eben den Hauptweg erreichte. „Laß Deinen Raub, oder ſtirb auf der Stelle!“ — „Ha, zum zweyten Mal Du? Aus dem Wege, oder ich ſchicke Dich in die Hölle! Ho! ho! Eſſuf! Maſſeck! Haut den Schurken zuſammen; auf ihn, Burſche!“ In dieſem Augenblick galopirte einer der beyden Diener auf den Ruf des Gebieters den Berg heran, ſchwang ſein Schwert und ſpornte ſein Roß auf Starofsky; aber die Kugel des Soldaten war ſchneller als ſein Roß, ſie fuhr ihm durch die Bruſt, und er ſtürzte todt zu Boden, während in demſelben Augenblick das Pferd ſeines Herrn, durch den nahen Knall aufgeſchreckt, ſich bäumte, rückwärts überſchlug, und den Reiter mit der Gefangenen zu Boden warf.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lyon, November.

(Fortſetzung.)

Durch die Bemerkungen des Lyoner Journals wäre es beynahe zum Kriege gekommen. Es erhoben ſich Katholiken, die behaupteten, was man in Deutſchland ſehe, ſey nicht Toleranz (ſie ſchleppen ſich immer noch mit dem widrigen Wort), ſondern Gleichgültigkeit, die Proteſtanten hätten ſehr unrecht, katholiſchem Gottesdienſt beyzuwohnen, oder es gehe aus ihrem Betragen hervor, daß ſie ſich dem Katholizismus wieder näherten und dadurch ſtillſchweigend eingeſtänden, daß ſie ſich nie davon hätten trennen ſollen u. ſ. w. Wie es wahren, chriſtlichen Männern in Frankreich geht, wenn ſie ſich frey von aller kirchlichen Partheyung halten, davon nur einen Beweis. Zwey würdige Lyoner Prieſter machten neulich eine Reiſe nach Paris. Dort verfügten ſie ſich in die Sorbonne zum Abbé Guillon, dem Verfaſſer der Bibliothèque des pères de l'église, um ihm für ſich und die Lyoner Geiſtlichkeit ihre Achtung zu bezeigen. Sie waren in der Meynung, die Vorleſungen des Abbé's über kirchliche Beredſamkeit würden von allen jungen Geiſtlichen in Paris ſehr beſucht, und da ſie ihn fragten, ob ſie Platz zum Hoſpitiren finden könnten, verſprach ihnen Guillon, ſie ſelbſt in den Hörſaal zu führen und dicht an den Katheder zu ſetzen. So geſchah es auch. Zur feſtgeſezten Stunde trat der Abbé unter Vortretung ſeines Huiſſiers in den Hörſaal, hinter ihm die beyden Lyoner Geiſtlichen. Der Saal war leer, und auf die Frage der Erſtaunten erwiederte Guillon: „Sie werden wohl die einzigen Zuhörer bleiben, es ſey denn, daß ſich einige Juriſten aus ihren Vorleſungen wegſtehlen, um zu mir zu kommen.“ Dabey muß bemerkt werden, daß unter den ſechs theologiſchen Profeſſoren der Sorbonne der Abbé Guillon allein Vorträge hält, daß aber allen Seminariſten und Geiſtlichen in und um Paris verboten iſt, in dieſelben zu gehen.

Wir haben wieder Briefe von unſerm Landsmann Vietty erhalten, aus denen ich Einiges mittheilen will. Der Brief iſt vom Ende Septembers. „Seit meinem lezten Brief habe ich folgende Excurſionen gemacht. Von Tirvethe ging ich nach Argos, wo ich in dem alten herrlichen Theater die Leute arbeiten ſah, um es für die Sitzungen der Nationalverſammlung einzurichten. Darauf wandte ich mich nach Mycene, Cleonas und Nemaea, deſſen grandioſe Ruinen von den kleinen Hütten und Wohnungen nicht verſtellt werden, die man darum her angelegt hat. In Korinth, dieſem Stein- und Marmorhaufen, auf dem Neſſeln wachſen, blieb ich vierzehn Tage. Sicyon hat mich über das ganz verfallene Korinth getröſtet, denn keine Stadt des Peloponnes beſizt ſo ſchöne antike Trümmer. Auch ihre Lage iſt gar eigen und maleriſch. In vier Tagen konnte ich nicht Alles ſehen, und wenn ich Zeit habe, wandere ich wieder hin. Von hier ging es, immer zu Fuß, über die Scyroniſchen Felſen des Iſthmus. Dieſer Weg wird ſelten eingeſchlagen, wiewohl er einer der reizendſten Griechenlands iſt. Auch das große Megara habe ich beſucht; dann bewohnte ich einige Zeit Ajax Inſel und habe ſie nach allen Seiten durchſtrichen. Der arme Ajax hatte ein gar trockenes Reich. Von Salamis aus, wo einſt die Atheniſche Tapferkeit ſo Großes that, ſah ich zum erſtenmal Athen, vier Lieues weit, durch ein gutes Fernglas. Jezt bin ich wieder im Land der Manen mitten unter Aegina's unzähligen Gräbern. Als ich vom Panhellenion, dem Jupiterstempel zurückkam, wurde ich krank. Mir ging es aber nicht allein ſo; ſeit Kurzem ſind ſieben meiner Kollegen nach Frankreich zurückgekehrt, weil ſie in dieſem fürchterlichen Klima nicht vom Fieber geneſen konnten. Im Allgemeinen ſind die Griechen ziemlich [illegible] ſie eſſen faſt nichts, trinken blos Waſſer, thun nichts [illegible]ſen den halben Tag. Wer ſo lebt, kann dem Klim[illegible]n; zum Schlafen ſind wir aber nicht hierher gekommen. So wie ich wieder gehen kann, denn meine Krankheit endigt mit Beulen an den Füßen, will ich vollends Aegina beſuchen und nach allen Seiten durchwandern; dann kehre ich über Troezene und Epidaurus nach Argos zurück, von da will ich mich zum Stymphaliſchen See und den umliegenden Ortſchaften wenden. Auch nach Patras gedenke ich noch zu kommen, wenn die Regenzeit nicht alles Reiſen im Innern Morea's unmöglich macht. Auf den Cykladen will ich dann den Zug beſchließen. Ich habe Ihnen meine Anſicht über den ſittlichen und phyſiſchen Zuſtand der heutigen Einwohner verſprochen und will Wort halten, wiewohl es nicht leicht iſt, da die Griechen ſo gemiſcht ſind. Im Allgemeinen iſt der Grieche beſſer gebaut, knochiger und muskulöſer als der Franzoſe, der Deutſche und Engländer. Er hat auch viel mehr Gewandtheit. Der Grieche läuft und ſpringt auf Felſen, wo wir mit Händen und Füßen klimmen müſſen, um uns zu halten. Franzöſiſche Marineoffiziere haben mich verſichert, daß unſere beſten Wächter im Maſtkorb den ihrigen nicht gleich kommen; ſie gehen ganz aufrecht auf der Bramſtange ihrer einzigen Fregatte; ſie machen alle Schiffsmanövers mit unbeſchreiblicher Geſchicklichkeit, faſt wie Affen. Ihren Charakter finde ich noch ganz ſo, wie er zu Zeiten des Themiſtokles war. Will man ihn recht erkennen, ſo muß man den Roſt und Schmutz aus langen Jahrhunderten wegdenken und Angewöhnung vom eigenthümlichen Charakter unterſcheiden. Ja, die Griechen ſind heiter, geſchwätzig, aber auch eitel, großſprecheriſch, eiferſüchtig und undankbar. So erſcheinen ſie auch durchaus in der Geſchichte. Sie ſind tapfer auf ihre Weiſe, nicht auf unſere Art; ſie ſind Guerilla's, weil ſie im Gebirg leben, weil ſie die Civiliſation der Abendländer noch nicht berührt hat und weil ſie dem Feinde immer an Kräften und Hülfsmitteln untergeordnet waren. Leonidas ſchlug ſich als wackerer Guerilla bey den Thermopylen. Von der Griechen Geſchicklichkeit in den Künſten darf man nichts ſagen, denn ſeit undenklicher Zeit haben ſie ſie nicht geübt und jezt nicht einmal einen entfernten Begriff davon. In ihrer guten Zeit hatten die Griechen immer genug Feinheit, Liſt und Schlauheit; dieſe Eigenſchaften nahmen bey ihnen in der Sklaverey noch zu. In dieſer Beziehung kann man ſie nicht loben. Wenig Völker haben ihre Eroberer in ihren Sitten ſo nachgeäfft, als die Griechen, und im innern Morea, wo ſie lange faſt frey waren, können ſie den Zwang nicht als Entſchuldigung anführen.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 289.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 3. December 1829.

Und ſank und ſtarb und freut ſich noch:
„Und ſterb' ich auch, ſo ſterb' ich doch
Durch ſie, durch ſie!“

Goethe.

Gretchens Roſe.

Von Immermann.

In Gretchens Kammer an der Wand
Das arme kleine Röslein ſtand,
Und hatte nichts zu trinken.
Im Topfe war kein Waſſer drin,
Ließ fallen ſeine Blätter hin,
Und ließ das Köpfchen ſinken.

„Ach, wie war Gretchen ſonſt mir gut!
Wie hegt' ich, Röslein, friſchen Muth,
Ich hatte ſatt zu trinken.
Und gern reicht' ich ihr Blum' und Reis,
Zu ſchmücken Hals und Buſen weiß,
Weil ſie mir gab zu trinken.“

„Nun leid' ich vierzehn Tage Durſt;
O wüßteſt du um Blumendurſt,
Du gäbeſt mir zu trinken! —“
Im Seufzer hört die Klage auf,
Und ſterbend läßt die Roſe drauf
Ihr leztes Blättchen ſinken.

Und kaum, daß ſie verſchieden war,
Da kam, mit Myrthenzweig im Haar,
Das Gretchen frey gegangen:
„Muß doch an meinem Hochzeittag
Heut einmal wieder ſehen nach,
Wie's meiner Roſ' ergangen.“

Und ſieht's; und ihre Wang erbleicht:
„War ich verliebt, dir konnt' ich leicht
Das bischen Waſſer geben!“
Und ſtreichelt ſie vieltauſendmal,
Und weckt mit Thränen ohne Zahl
Die Roſe nicht zum Leben.

Didaskalien

von

Ludwig Robert.

(Fortſetzung.)

Die Summen, die ein vollſtändig gutes Orcheſter, ein anforderndes Perſonal von Sängern und Sängerinnen, Tänzern und Tänzerinnen, und Dekorationen und Koſtüme, und hundert und aber hundert große und kleine Nothwendigkeiten verſchlingen, vermag kein Privatunternehmer, keine Bühne einer kleinen Reſidenz aufzubringen; man überlaſſe alſo die Oper den größern Kunſtanſtalten, und bilde die Tragödie aus, die Komödie und das Singſpiel, welches Leztere, beyläufig geſagt, ſeit der Opernherrſchaft keine Darſteller hat. Dieſe erſte Abtrennung der auf dem Schauſpiel laſtenden und von ihm zehrenden Oper iſt nicht nur möglich, ſie wird auch bald von der Nothwendigkeit herbeygeführt werden. — Nicht ſo nahe iſt eine andere und eben ſo nothwendige Trennung dieſer bey-

Digitized by Google

den diſparaten Gattungen, die im Schooße ſelbſt jener großen, vom Staate unterſtüzten Kunſtanſtalten ſollte vorgenommen werden. Dort, wo alles großartiger, ja oft gigantiſch iſt, ſind auch die Reibungen und Hemmungen bey weitem gewaltſamer und zerſtörender. Soll dort das Schauſpiel von dem materiellen Uebergewicht der Oper nicht gänzlich erdrückt, ſo müſſen beyde **total** von einander getrennt werden. Dadurch gewänne man ſchon einerſeits die techniſche Erleichterung einer überſehbaren Geſchäftsführung, einer einfachen Gliederung derſelben, und eine wohlthätige Theilung der Kräfte und Gewalten, in ökonomiſcher Hinſicht aber, ohne anderer Vortheile zu gedenken, einen Gewinn an Zeit, die raſch und thätig benuzt, das einträglichſte aller Kapitalien iſt. Dieſe koſtbare Zeit wird aber bey jenen rieſig-komplizirten Bühnen von den verſchiedenſten Seiten her, zugleich von Dieſem und von Jenem in Anſpruch genommen, ſo daß ſie in ſteter Zerſplitterung verloren geht, wenig Neues, weniger Erträgliches, am allerwenigſten Gediegenes erſcheint, und für dieſen Mißſtand kein Verantwortlicher zu finden iſt, indem ſich Oper und Schauſpiel gegenſeitig die Schuld der Verhinderung zuſchieben. Bey getrennten Bühnen nun würde die Zeit benuzt, die Verantwortlichkeit erzielt werden. Aber auch den höheren, den geiſtigen Zwecken der Kunſt und der Bildung würden durch dieſe Trennung die richtigen Wege eröffnet und gezeigt. Denn, ſo wie Naturgegenſtände nur dann erſt, wann die Wiſſenſchaft nach Grundgeſetzen ſie in Klaſſen und Gattungen getheilt hat, nur dann erſt aufhören, eine verwirrende Anhäufung von Erſcheinungen zu ſeyn — ſo auch kann die Bühne nur erſt nach Trennung und Ordnung der dramatiſchen Gattungen ſich rühmen, kein zeitvertreibendes Untereinander, ſondern eine Anſtalt zu ſeyn, die den Geſchmack, den Kunſtſinn und die Anforderungen des Publikums bildet. Fragt man, auf welche Weiſe dieſe Trennung vorzunehmen ſey, ſo lautet die Antwort: nur nicht ſcheinbar, ſondern unbedingt und vollſtändig: zwey von einander unabhängige Direktionen, und alſo getrennte Bühnen, getrenntes Perſonal, getrennte Kaſſen. Wird die Scheidung nicht in allen Theilen bewirkt, findet irgendwo noch Berührung ſtatt, ſo wird, wie bey allen halben Maßregeln, das Uebel nur ſchlimmer werden. Hiemit ſoll aber nicht geſagt ſeyn, daß, in ſofern beyde Bühnen Staats- oder Hofanſtalten wären, nicht auch beyde unter der Oberaufſicht eines Generalintendanten ſtehen könnten; ſo jedoch, wie dieſes in Paris ſich geſtaltet, wo jene Oberaufſicht die innere Machtvollkommenheit der einzelnen Direktoren weder lähmt noch ſtörend durchkreuzt. — Was nun die Ausführbarkeit ſolcher Trennung betrifft, ſo ſtellen die Gegner zwey Gründe der Unthunlichkeit auf, und — ſonderbar! — zwey Gründe, die ſich widerſprechen: bald ſagen ſie, die große Oper könne ſich allein, ohne das Schauſpiel, nicht pekuniär erhalten; bald ſagen ſie, das Schauſpiel könne dieſes nicht ohne die große Oper. — Oder meynt man etwa damit, daß ſie ſich gegenſeitig ſtützen und tragen? — dagegen ſpricht die Erfahrung. Bey allen Theatern, wo dieſe Gattungen alternirten, ſind beyde entweder unzulänglich und verkümmert erſchienen, oder ſie haben — wie an der Wien, in Leipzig und im Pariſer Odeon — die Auflöſung der Anſtalt herbeygeführt. Die unläugbare, thatſächliche, hiſtoriſche Wahrheit iſt aber die: daß zu keiner Zeit und an keinem Orte die eigentliche große Prachtoper ſich durch ſich ſelbſt, ohne Unterſtützung vom Staat erhalten hat. Das ſchlagendſte Beyſpiel gibt die Pariſer große Opera: ſie hat das größte Auditorium, die theuerſten Eintrittspreiſe; das Haus iſt, bey der Menge neugieriger Fremden, in der Regel gepfropft voll, alle andern Theater der Stadt, zehn bis dreyzehn an der Zahl, müſſen ihr von ihren Brutto-Einnahmen bedeutende Prozente zahlen, und dennoch iſt die Regierung genöthigt, dieſe Anſtalt — man ſagt mit zwey Millionen Franks, wir wollen aber nur die Hälfte annehmen — zu unterſtützen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Peter Staroſsky.

(Fortſetzung.)

Alles andere vergeſſend, flog Staroſsky auf das Mädchen zu, welches, von Schreck und dem Falle betäubt, beſinnungslos da lag, ſich zum Glück aber von dem Roſſe und dem Reiter losgemacht hatte. Er hob ſie ſanft in ſeine Arme und ſuchte ſie zu erwecken. Doch ein zweyter Reiter, der herbeyſprengte, erinnerte ihn an ſeine gefährliche Lage. Er legte das immer noch bewußtloſe Mädchen auf die Erde nieder und lud eilig ſein Gewehr, während der Reiter ſeinem Herrn zu Hülfe herbeyflog, ihn von dem gefallenen Roſſe losmachte und aufhob. „Fort, wenn Euer Leben Euch lieb iſt!" rief Staroſsky, jezt zu ihrem Empfange bereit. „Hört! das Dorf iſt in Allarm! Euch wird der Lohn Eurer Thaten!" — „Welcher Teufel treibt Dich," brüllte eine tiefe Stimme, „meine Wege zu durchkreuzen? Zwey Mal biſt Du zwiſchen mich und meine Beute getreten! aber merke Dir! meine Zeit wird kommen!" Während der Räuber dieſe lezten Worte zwiſchen den Zähnen murmelte, und mit entblößtem Haupt, von den Strahlen des Mondlichts beſchienen, ſeinen Blick auf den erſtaunten Staroſsky heftete, erkannte dieſer das Geſicht deſſelben Ruchloſen, den er in den Ruinen zu Tiflis zu Boden geſchlagen hatte, und über der linken Braue noch den Hieb von ſeiner Hand, der, jezt zur breiten Narbe geworden, den boshaften Blick des wilden, aber ſchönen Geſichts noch gräßlicher machte.

Digitized by Google

Jezt nahte der Allarmruf der Dorfbewohner, Lichter flimmerten durch das Geſträuch und das Getöſe der Tritte kam näher und näher. Das Pferd des Räubers war wieder auf den Beinen, und wie er ſich wandte, um aufzuſteigen, bemerkte Staroſsky, daß ſein rechter Arm bewegungslos an der Seite hing; er hatte ihn im Sturze gebrochen. Er griff jedoch mit der Linken das Pferd bey der Mähne und ſchwang ſich in den Sattel, ſaß aber nicht ſo bald feſt, als er eine Piſtole aus der Halfter zog, und ſie mit dem Ruf: „Nimm das zum Lohn!“ auf Staroſsky abfeuerte, und dem Pferde die Sporen in die Seiten ſtoßend, in vollem Galopp dahinſprengte. Der Knall von Staroſskys Flinte folgte ſogleich, aber die Ueberraſchung und das ungewiſſe Licht ließen ihn nicht genau zielen, die beyden Räuber, Herr und Diener, flohen und waren bald aus dem Geſichte verſchwunden; Staroſsky warf jezt ſeine Waffe weg und hob das immer noch beſinnungsloſe Mädchen wieder auf, als mehrere Dorfbewohner aus dem Dickicht hervorſtürzten. „Halt!“ rief Peter; „wenn Gurgin Burdik unter Euch iſt, ſo trete er vor, Peter Staroſsky ruft ihn!“ Bald hörte man eine Stimme, die Peter wohl bekannt war, und die Menge wich zurück, um dem alten Gurgin Plaz zu machen, der mit bebender Stimme fragte, was aus ſeiner Tochter geworden ſey. „Alter Freund,“ ſprach Peter, „empfangt Eure Tochter zum zweyten Male aus Staroſskys Händen.“ Mit dieſen Worten drückte er das jezt wieder auflebende Mädchen ſanft an ſeine Bruſt und legte ſie dem Vater in die Arme.

„Staroſsky!“ rief halblaut das Mädchen; „ſo war es denn kein Traum? es war wirklich ſeine Stimme, die ich hörte — Staroſsky, Ihr alſo habt mich aus den Händen dieſes Furchtbaren errettet?“ — „Ja, liebliche Schuſchan, Euer alter Freund Staroſsky iſt immer ſo glücklich, Euch einen Dienſt zu leiſten.“ — „Glaubte ich doch, vor dem furchtbaren Fall eine bekannte Stimme zu hören, die den Räuber anrief; wo bin ich nun?“ — „In Deines Vaters Armen, theuerſtes Kind,“ rief der alte Gurgin; „und Gott ſegne Dich tapfren Retter, wackerer, treuer Staroſsky!“ Der alte Mann umarmte, während ſeine Tochter ihn immer noch umſchlungen hielt, den Soldaten, und die Dorfbewohner führten ſie im Triumph in ihre Wohnung.

„Gottes Segen und der des heiligen Gregors begleite Dich, theurer Staroſsky!“ ſprach Gurgin, als ſie ihr Haus erreicht hatten; ſey uns zum zweyten Mal willkommen, dem ich zum zweyten Mal das Leben unſrer Tochter verdanke.“ — „Ja, Gott ſegne ihn,“ wiederholte die Mutter, „und möge ihn niemals Herzeleid treffen, der unſere Herzen heute Nacht alſo erfreute!“ — „Aber was ſoll das? Wer von euch iſt verwundet?“ fiel der Vater ein und ſtarrte beſtürzt ſeine blutbefleckten Kleider an. „O Gott, mein Kind, Du biſt verwundet?“ — „Ach, nein doch, Vater,“ erwiederte das Mädchen. — „Gott, nein — Staroſsky,“ rief ſie erblaſſend; „ſie haben ihn getödtet! ſeht, wie er blutet!“ Nun erſt erinnerte ſich Peter, daß er bey dem Abfeuern des Räubers eine leichte Erſchütterung in ſeinem linken Arme gefühlt habe. Zu ihrem Troſte fand ſich jedoch, daß ihm die Kugel blos eine leichte Fleiſchwunde geſchlagen hatte; aber die ängſtliche Sorglichkeit der liebenswürdigen Schuſchan entging unſerm jungen Krieger nicht und erregte die ſüßeſten Gefühle in ſeinem Buſen. Nun ging es an Fragen und Muthmaßungen. Die Dorfbewohner hatten auf den erſten Lärm einen Einfall der Perſer von der nahen Grenze gemuthmaßt; aber einige Mädchen, welche bey Gurgins Tochter waren, als plözlich die Räuber aus dem Dickicht auf ſie losſtürzten, behaupteten, ſie haben nicht perſiſche, ſondern georgiſche Kleidung getragen; auch ſeyen ihrer blos drey geweſen. Dieſe Umſtände machten die Sache nur räthſelhafter, und es gelang Niemanden, eine nur wahrſcheinliche Erklärung zu geben.

Peter brachte die Zeit ſeines Urlaubs bey Gurgin und ſeiner Familie zu, welcher er durch ſeine Offenheit und heitere Laune von Tag zu Tag lieber wurde. Staroſsky, ſeinerſeits, wurde von Stund zu Stunde von der Schönheit der Tochter mehr gefeſſelt, und ſie legte, ſey es aus Dankbarkeit oder einem wärmeren Gefühle, gegen ihren Retter viel von der Sprödigkeit und Schüchternheit ab, welche den jungen Armenierinnen eigen ſind, und behandelte ihn mit offener, unbefangener Vertraulichkeit, wie ein Glied der Familie.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, November.

Das kleine engliſche Fahrzeug, der Chanticleer, das im verfloſſenen Sommer die Auſtralländer beſucht hat, iſt zu Ende Juli's am Cap der guten Hoffnung vor Anker gegangen, und man erhält ſo eben Berichte über ſeine Reiſe. — Die Ausrüſtung blieb zwey Monate lang auf dem Staatenland, an der Südſpitze von Amerika, liegen und benuzte dieſe Zeit zu phyſiſchen und naturhiſtoriſchen Beobachtungen in dieſem faſt noch ganz unbekannten Lande. Die Staateninſel beſteht aus ſteilen, zweytauſend Fuß hohen, bis an den Gipfel mit Wald bewachſenen Bergen. Am Fuß der Berge iſt der Boden ſehr ſumpfig. Die Kälte, welche man gemeiniglich den Südpolländern zuſchreibt, ſcheint ſehr übertrieben angegeben worden zu ſeyn; die mittlere Temperatur der Inſel iſt zwar beſtändig niedrig, aber beynahe unveränderlich; der Unterſchied beträgt in vierundzwanzig Stunden kaum 4 — 5° Fahrenheit. Die Sommer ſind nicht heiß, aber die Winter auch nicht kalt. Dagegen ſcheint es das Land der Winde und Stürme zu ſeyn; es vergeht kein Tag, wo es nicht regnet, und die Windſtöße hören faſt nicht auf. Der Barometer ſteht fortwährend ſehr tief, elektriſche Erſcheinungen ſind ſehr ſelten; der Wind bläſt faſt immer von Weſt. Der Winter dauert nicht ſo lang als in Nordamerika; vom November an, der unſerm Mai ent-

Digitized by Google

ſpricht, entwickelt ſich die Vegetation mit Kraft und ſelten ſieht man noch Schnee in den Niederungen. — Die Expedition beſuchte ſodann die Inſel oder den Kontinent, der vor drey Jahren entdeckt wurde und den Namen Neu-Shetland erhielt. Man ſah im Innern des Landes ſehr hohe Berge, die gegen zwölf geogr. Meilen von der Küſte entfernt ſchienen. Die Küſten zogen ſich ſo weit hin, daß ſich der Flächenraum dieſes Landes durchaus nicht ſchätzen ließ. Bey einem Vorgebirge unter 63° 45′ der Breite und 60° der Länge angelangt, nahm das Fahrzeug im Namen Englands Beſitz vom Lande. Hier wurde es von Eisblöcken umzingelt, die drey- bis vierhundert Fuß hoch und mehr als tauſend Fuß lang waren, und ſah ſich genöthigt, in einer Bucht der Inſel Deception Zuflucht zu ſuchen. Es iſt dieß ein ganz vulkaniſches Eiland, ein Chaos von Aſche, Felſen, Schnee und Eis, ohne eine Spur von Vegetation. Dieſen Ort, wohl einen der furchtbarſten auf der Erde, bewohnen Myriaden von Penguins, die aus Mangel an Nahrung einander ſelbſt auffreſſen. An mehreren Stellen ſieht man den Boden Meilenweit mit dieſen Vögeln bedeckt.

In den ſüdlichen Polarmeeren fand dieſes Jahr ein ungewöhnlich ſtarker Eisgang ſtatt. Schon zu Ende Aprils ſahen engliſche Fahrzeuge 50 geogr. Meilen vom Cap Treibeis von außerordentlicher Größe. Ein Schiff der oſtindiſchen Kompagnie traf unter 39° Breite und 48° Länge zwey 150 Fuß hohe Eisberge, die zwey Meilen im Umfang hatten; ihre Seiten hatten tiefe Spalten und glänzten an einigen Stellen wie raffinirter Zucker, während ſie an andern Kalkſteinfelſen glichen. Dieſe Berge waren von Eisſchollen umgeben, die wohl losgeriſſene Stücke derſelben waren, und an denen die See heftig brandete.

Man hört, die Nordpolexpedition ſey ohne Unfall bis zum 67° der Breite vorgedrungen. Das Dampfſchiff hatte ſich auf dem ſtürmiſchſten Meere der Erde gut gehalten. Nur hatte es, als es bey Spitzbergen anlegte, durch einen Windſtoß ſeinen Hauptmaſt verloren, und der Kapitän wäre ſehr in Verlegenheit geweſen, wie er ihn in einem Lande, wo man nicht Holz zu einem Hackenſtiel findet, erſetzen ſollte, hätte es nicht der Zufall, gleich ſeltſam und glücklich, gefügt, daß man juſt zur rechten Zeit auf ein engliſches Fahrzeug ſtieß, das vom Eis eingeſchloſſen und von der Mannſchaft verlaſſen worden war. Man nahm nun von dieſem Schiffe nicht allein einen Maſt und Lebensmittel, ſondern machte ſogar ein Eskorteſchiff daraus.

Zu Liverpool iſt ein eiſernes Schiff gebaut und vom Stapel gelaſſen worden. Es iſt 60 Fuß lang, 13 breit; es trägt 90 Tonnen. Außen iſt es überall mit einem feſt haftenden Firniß überzogen, der das Roſten verhindern ſoll. Man bemerkte mit Erſtaunen, daß dieſes Fahrzeug weniger tief geht, als ein hölzernes vom gleichen Tonnengehalt, und es ſoll auch weniger koſten. Gleichfalls zu Liverpool iſt ein Dampfboot gebaut worden, das den Unionskanal in Irland zwiſchen Dublin und Limerick befahren ſoll. Es iſt auch ganz aus Eiſen; außerhalb des Waſſers gleicht es völlig zwey am Verdeck verbundenen Schiffen. Die Räder befinden ſich nicht an den Seiten, ſondern in der Mitte zwiſchen beyden Schiffen, damit ſie arbeiten können, ohne den Wänden des Kanals zu ſchaden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Lyon, November.

(Fortſetzung.)

„Im Ganzen,“ ſchließt Vietty ſeinen Brief, „ſind die Griechen ein gutes, natürliches Volk, ohne Blutdurſt und Rachſucht. Es ſind noch immer dieſelben Griechen, die, als die Römer ein Amphitheater mit Gladiatorenkämpfen bey ihnen einrichten wollten, den rohen Männern antworteten: „Stürzt zuerſt den Altar der Misericordia um.“ Ich zweifle nicht, daß Griechenland durch Freyheit und Unterricht eine recht liebenswürdige und umgängliche Genoſſin der andern europäiſchen Völker werden wird, wenn es die andern Nationen ganz von der Sklaverey befreyen, in der das Land Jahrhunderte lang ſchmachtete.“

Ein anderer Lyoner, Mitglied der topographiſchen Kommiſſion, hat vom 4. Oktober aus Argos geſchrieben: „Unſere topographiſche Kommiſſion beſteht aus zehn Offizieren, die aus dem Artillerie-, dem Geniekorps und aus dem Generalſtab der Armee genommen ſind. Sie ſteht unter der Leitung des Majors Barthélemy. Um ſich in die Arbeit zu theilen, iſt Morea in fünf Abſchnitte zerlegt worden. Mir fiel einer der größten und ſchwierigſten zu, der aber eben der intereſſanteſte iſt, weil in ihm die griechiſche Regierung ihren Sitz hat. Ich arbeite hier mit einem Offizier des Generalſtabs. Fragen Sie, was wir für Städte gefunden haben? ſo iſt die Antwort ganz einfach: Aſchen- und Schutthaufen, aus denen menſchliche Gebeine, Lumpen und andere Trümmer hervorragen. Heißhungrige Schakals und einige vom Elend faſt aufgezehrte Menſchen ſind die Einwohner. Lange ſahen wir von Griechenland nichts als Kaufleute von den joniſchen Inſeln, Maulefeltreiber, meſſeniſche Schäfer, mainottiſche Palikaren und einige reguläre Soldaten. Ich habe mich nie auf meinen Wanderungen bewaffnet; dieß wäre auch ganz unnütz geweſen, denn nirgends gibt es Gefahren. Ich habe Morea und die Inſeln nach allen Richtungen ohne Waffen und ohne andere Empfehlung, als die mir meine Eigenſchaft als Franzoſe gab, durchſtreift, überall fand ich bey den Griechen Reſignation, Vertrauen auf Gott, Gaſtfreundſchaft und Mitleid. Es finden ſich bey ihnen gewiß alle Elemente eines tüchtigen Volkes. Wir leben wirklich wie Nomaden, immer unter Zelten, ziehen über Berg und Thal, zeichnen, triangulieren, meſſen die Höhe der Berge und ſammeln ſtatiſtiſche Nachrichten; und dieß Alles unter einem glühendheißen Himmel. Im Juli hatten wir im Schatten gewöhnlich 40°; dieſe Hitze war auch unſerer topographiſchen Kommiſſion ſehr ſchädlich. Von den zehn Offizieren, aus denen ſie beſtand, ſind zwey todt und zwey immerwährend krank, und einen fünften hat beynahe der Schlag gerührt; ein ſechster erholt ſich nur langſam von einer ſchweren Krankheit; nur ich und drey andere Offiziere widerſtanden dem Fieber und dem fremdartigen Klima. Die Landeseinwohner leiden übrigens daran, wie wir. Jährlich raffen intermittirende Fieber eine Menge Menſchen weg. Die Dankbarkeit der Hellenen gegen die Fremden, welche ihnen zu Hülfe kommen, hat dem Orden des Erlöſers ſeine Entſtehung gegeben; er iſt blos für die Philhellenen beſtimmt, und von den Griechen ſelbſt trägt ihn nur der Präſident Capodiſtrias. In Argos, der Geburtsſtadt Agamemnons, hat die Nationalverſammlung den Orden geſtiftet. Sie hielt ihre Sitzungen in einem halbrunden, von Bäumen beſchatteten Saal am Fuß eines römiſchen Amphitheaters, deſſen Stufen in den Felſen eingehauen ſind. Ich würde Ihnen Genaueres von Argos berichten, wenn die Beſchreibung eines großen, halb zerſtörten Dorfs aus Lehmhütten intereſſant ſeyn könnte.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Berichtigungen.

In Nro. 283 des Morgenblattes in L. Uhlands Lied: **Bertran de Born**, vierte Strophe, ſtatt: und da ſang von ihr der Bote, lies: **vor ihr**. Ebendaſelbſt ſtatt: **Sehnſucht laut**, lies: **Sehnſuchtlaut**.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 290.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 4. December 1829.

Ihr ſehet, wie der Tag ſich bald bewölkt;
Ich fürchte dieſen raſchen Streich des Grolls;
Gott gebe, daß ich nothlos zaghaft ſey!

Shakespeare.

Peter Starofsky.

(Fortſetzung.)

Unſer Soldat kehrte, ſo oft es ſein Dienſt erlaubte, nach Khoſchanlu zurück und bekam bald Gelegenheit, das Band, das ihn bereits an dieſe Familie feſſelte, noch feſter zu knüpfen, denn das Dorf Khoſchanlu wurde als Vorpoſtenſtation zu Bewachung der Bewegungen der Perſer auf dieſer Seite auserſehen, und Peter, durch Begünſtigung ſeiner Offiziere, dahin beordert.

Peters und Schuſchans gegenſeitige Zuneigung blieb nicht lang verborgen. Daß ein vermöglicher armeniſcher Pachter in die Verbindung ſeiner Tochter mit einem ruſſiſchen gemeinen Soldaten willigen ſollte, war unter gewöhnlichen Umſtänden nicht wohl denkbar; aber die außerordentlichen Ereigniſſe, welche unſern Soldaten in die Familie des armeniſchen Aelteſten geführt und die Fortſetzung ihrer Bekanntſchaft begünſtigt hatten, mußten die Ungleichheit der beyderſeitigen Glücksumſtände ſo ziemlich aufheben. Gurgin war in ſeiner Art ein reicher Mann, und konnte Peters Entlaſſung aus dem ruſſiſchen Heere leicht auswirken, wenn er ein Glied der Familie zu Khoſchanlu werden und ihr häusliches Glück theilen wollte. Zwar ward hievon noch nicht ausdrücklich geſprochen, aber der Vater ſchien ſolchen Gedanken bey ſich Raum zu geben und ſtillſchweigend, wenn auch nicht ausdrücklich, das Verhältniß gut zu heißen, und Starofsky, glücklich und heimiſch im Familienkreiſe, drang auf keine Erklärung, welche mögliche Weiſe ſeinen Wonnetraum zu nichte machen konnte. Allein endlich kam der Tag, wo der ruſſiſche Wachpoſten ſeinen Zweck erreicht hatte und von Khoſchanlu wieder abgerufen ward. Starofsky mußte von ſeinem bequemen Quartier und der Gebieterin ſeines Herzens ſcheiden; allein dieſer unerfreuliche Wechſel war nicht das einzige Unangenehme, das er erfahren ſollte. Einige Tage nach ſeiner Rückkunft nach Kar Ekkliſia bemerkte er, als er über einen Theil des Paradeplatzes vor dem Quartier des Generals ging, unter der Menge der hier Wandelnden denſelben Offizier, deſſen Erſcheinung nach ſeiner Ankunft auf dieſer Station ſeine Aufmerkſamkeit ſo ſehr gefeſſelt hatte. Er trug dieſelbe militäriſche Hauskleidung, dieſelbe Pelzmütze bedeckte ſeinen Kopf und beſchattete ſein Geſicht, dieſelben Orden hingen ihm an der Bruſt; aber er trug den rechten Arm in der Schlinge. Eine ſeltſame, unerklärliche Regung von Widerwillen bemächtigte ſich unſers Soldaten beym Anblick dieſes Mannes. Wie ſtieg aber dieſes Gefühl, als ſich bey einer plötzlichen Bewegung des Kopfes die Mütze zurückſchob, und er unter ihr das trotzige Auge und den unheimlichen Blick des Räubers gewahrte, den ſein Arm in Tiflis zu Boden geſtreckt, dem er zu Khoſchanlu den Weg vertreten, und aus deſſen verbrecheriſchen Händen er zwey Mal ſeine theure Schuſchan gerettet hatte. Starofsky war wie vom Donner gerührt; dieſer Räuber war alſo ein ruſſiſcher Offizier. Der Mann, der zwey Mal ſpitzbübiſcher Weiſe ein hülfloſes Mädchen angefallen, war ſein Oberer, konnte ihn leicht eines Tags unter ſeinen unmittelbaren Befehl

Digitized by Google

bekommen. Er ſchauderte bey dieſem Gedanken. Und wie er ſo in den Boden gewurzelt daſtand und immer noch auf ſeinen Feind hinſtarrte, warf dieſer auf ihn einen kalten Blick des Haſſes und tückiſchen Frohlockens, ging vorüber und verſchwand.

Nach reiflicher Ueberlegung beſchloß er, ſeine Entdeckung nicht ſogleich ſeinen Obern anzuzeigen, ſondern ſich von der Identität der Perſon noch mehr zu überzeugen. Er erfuhr nun, daß der gefürchtete Mann Sohn eines Kabéliſchen Häuptlings von einiger Bedeutung ſey, und als wirklicher Offizier in ruſſiſchen Dienſten ſtehe; die Regierung, um den Vater für ſich zu gewinnen, habe dem Sohne den Kapitänsrang bey einem Korps ertheilt, das einige widerſpänſtige Stämme in jenem Landſtriche zum Gehorſam bringen ſollte. Ein Theil dieſes Korps hatte man zur Verſtärkung des Hauptheers an ſich gezogen, und der junge Tſch—ky war mit demſelben nach Kar Ekkliſia gekommen. Er ſtand im Ruf eines wilden, gefühlloſen, ausſchweifenden, aber kühnen und unternehmenden jungen Mannes; man überſah ſeine Ausſchweifungen, theils wegen ſeiner beſſern Eigenſchaften, theils auch wegen des politiſchen Einfluſſes, den ſein Vater übte. Keine tröſtliche Ausſicht für Starofsky, der nun ſowohl für ſich als auch für ſeine Freunde ernſtlich zu fürchten begann. Auch währte es nicht lange, ſo bemerkte er, wie er nach und nach die Zielſcheibe einer Reihe kleinlicher Verfolgungen wurde. Man legte ihm Schlingen zu geringern Dienſtvergehen, wobey immer Leute zur Hand waren, die ſich darüber beklagen und ſeine Beſtrafung bewirken mußten. Ohne zu wiſſen warum, ſank er allmählig in der Gunſt ſeiner Offiziere und Kameraden.

Daß er all dieſes dem Einfluſſe Tſch—kys zuzuſchreiben habe, fühlte Starofsky nur allzuwohl; aber ſein Gegner hatte ſeine Plane zu vorſichtig angelegt, um ſich der Gefahr einer Entdeckung auszuſetzen, und unſer junger Soldat verdoppelte nun ſeine Aufmerkſamkeit auf alle Theile ſeines Dienſtes und ſeine Wachſamkeit auf die Bewegungen ſeines Gegners. Starofskys Hauptmann allein widerſtand jenen ungünſtigen Eindrücken; er hatte ſeine Redlichkeit ſowohl als ſeinen Muth erprobt, und die unbedeutenden Dienſtverſehen, welche man ihm Schuld gab, vermochten nicht das Andenken an ſeine Ausdauer und Zuverläſſigkeit in der Stunde der Gefahr zu verwiſchen. Aber ſein Feind blieb nicht bey dieſen kleinen Plackereyen ſtehen.

Der Frühling war herbeygekommen, und man ſchritt zu neuen Kriegsoperationen. Der ſtrenge Dienſt hatte Starofsky geraume Zeit verhindert, ſeine Freunde in Khoſchauln zu beſuchen; endlich aber erhielt er Erlaubniß, ein Paar Tage bey ihnen zuzubringen, und war eben im Begriff dahin abzugehen, als er in ſeinem Zelt durch eine Korporalswache verhaftet und unverzüglich vor die verſammelten Offiziere ſeines Regiments gebracht wurde. Schon der feyerliche Ernſt der Verſammlung hätte ihm geſagt, daß die gegen ihn vorgebrachte Anklage von höchſter Bedeutung ſey; wie groß aber war ſeine Beſtürzung, als er eines verrätheriſchen Einverſtändniſſes mit dem Feinde beſchuldigt ward; er ſollte den Sirdar *) von Erivan aufgefordert haben, einen Angriff auf gewiſſe Dörfer und Vorpoſtenſtationen der Ruſſen zu machen, welche unvertheidigt ſeyen. Starofsky war wie vom Donner gerührt. „Guter Gott!“ rief er kummervoll; „ich bin angeklagt, mit den Perſern zu verkehren? ich, der ich mein Vaterland ſo ſehr liebe, der ich gegen die elenden Perſer ſo oft ſchon gefochten habe! Es iſt nicht wahr! Ich ſchwör' es bey der heiligen Jungfrau! Es iſt ſchändlich gelogen! Aber wo ſind Eure Beweiſe? Wer iſt mein Ankläger?“ — „Kapitän Tſch—ky tretet vor!“ verſezte ernſt der Präſident. Starofsky erblaßte, als ſein Todfeind öffentlich als Zeuge gegen ihn auftrat. Die Veränderung in ſeinem Geſicht fiel den Mitgliedern des Kriegsgerichts auf und brachte ſichtbar einen dem Gefangenen nachtheiligen Eindruck hervor.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Der Oberbefehlshaber der Gränzdiſtrikte Perſiens nächſt dem ruſſiſchen Gebiete.

Didaskalien

von

Ludwig Robert.

(Beſchluß des dritten Artikels).

Ein gleiches Verhältniß findet in nicht wenigen deutſchen Reſidenzen ſtatt: nicht nur daß die Oper dort vom Staate oder vom Hofe dotirt iſt, ſie erhebt auch eine bedeutende Abgabe von dem mit ihr verbundenen Schauſpiele; mit dem Unterſchiede nur, daß dieſe Abgabe in Paris eine direkte, in Deutſchland eine indirekte iſt. Gerade dieß aber beſtreitet man, und freylich müßte der Beweis dafür aus vielfach langen Zahlenreihen der getrennten Ausgaben und Einnahmen für Oper und Schauſpiel gezogen werden. Aber man verſuche es: man trenne, vorläufig nur für wenige Jahre, beyde Gattungen. Das Schauſpiel mache gar keinen Anſpruch auf Zuſchuß, überlaſſe die übliche Dotirung ausſchließlich der Oper, und es wird ungeſtört, bey verdoppelter Liebe und redlichem Fleiße, nicht nur beſtehen, ſondern in künſtleriſcher wie in ökonomiſcher Hinſicht gedeihliche Früchte tragen. Die Oper dagegen wird den ſchönen Vortheil haben, in unvermiſchter Reinheit, wie es einer großen fürſtlichen Kunſtanſtalt zukommt, dazuſtehen, fern von der nicht ziemlichen Nähe der Lokalpoſſe, fern von der Tragödie, deren dunkle Schrecken nicht geeignet ſind, glänzende Hoffeſte zu verherrlichen. — Fragt man aber: wie ſollen ſich die Häuſer füllen, wenn z. B. drey Mal wöchentlich große Oper, und zugleich täglich

Digitized by Google

Schauſpiel ſtattſände? ſo iſt hierauf Folgendes zu erwiedern: Es gibt in den größern Städten Deutſchlands ein Publikum, ein jezt vom Theater zurückgezogenes, aber ſtimm- und urtheilsfähiges; es ward theils von frühern Bühnen, theils in andern Kunſtregionen gebildet. Dieſes Publikum wieder in das Theater zu bringen *und in und durch ſich ſelbſt zu vermehren*, iſt die Hauptaufgabe einer neuen Direktion, und ſie beginnt ſie zu löſen, wann ſie die heterogenen Gattungen ſo ſcheidet, daß jeder weiß, was er zu erwarten hat. Alle Gattungen werden dadurch gewinnen: die große Oper, weil man nicht Tags zuvor in demſelben erhabenen Raum ein Luſtſpiel oder ein Vaudeville ſah, das Schauſpiel, weil es nichts weniger als die Zuſchauer der großen Oper brauchen kann, weil jenes heut zurückgezogene, *ſein eigentliches*, Publikum ihm zuſtrömen wird. Welchen Einfluß aber beſtimmte Lokale auf die Darſtellung beſtimmter Gattungen ausüben, wie ſie das Publikum ſo wohlthätig für die Kunſt ſcheiden, und ganz verſchiedene Zuſchauermaſſen bilden, das beweiſen die Pariſer und Wiener, nach dramatiſchen Gattungen getrennten Bühnen. — Alle, ihre Kunſt wahrhaft liebenden Schauſpieler größerer Bühnen werden die faktiſche Wahrheit deſſen, was ich hier vorbrachte, bezeugen; ſie werden, vertrauungsvoll aufgefordert, für die Nothwendigkeit der oben vorgeſchlagenen Trennung ſich erklären; im Schooße der Verwaltung aber wird ſie — ſelbſt wenn die theoretiſche Richtigkeit nicht beſtritten werden kann — doch immer als praktiſch-unausführbar bey Seite geſchoben werden. Wer ſich nicht überzeugen laſſen will, und dazu ſeine eigenen Gründe hat, den werden fremde Gründe, auch dann ſelbſt, wenn ſie ihn überzeugen, doch nicht überzeugen. Ueberdieß aber kann hier, im Gebiet der abſolut-praktiſchen Ausführung, nur *ein kräftiger Wille*, keineswegs eine Deduktion den Beweis führen. Ein kräftiger Wille nur kann hier die wirklichen und vorgeſpiegelten, die natürlichen und die fabrizirten Hinderniſſe beſiegen. Indeſſen bin ich von der Nothwendigkeit dieſer Maßregel ſo überzeugt, daß ſie mir gewiß iſt wie Leben und Tod. Daß ſie aber früher, als im äußerſten Nothfalle möge ergriffen werden, dieſes iſt, als thätiger Freund der Bühne, mein ſehnlicher Wunſch, und nur deßhalb habe ich das Reſultat, ſo wohl eigener als fremder, überdachter und beſprochener Erfahrung öffentlich mitgetheilt.

Ungedruckte Briefe von Johann Georg Zimmermann.

3.)

Hannover, 10. März 1779.

Meine Abhandlung von der Einſamkeit iſt zu Anfange des Januars in Hannover ans Licht getreten. Schon iſt eine zweyte Auflage in Leipzig unter der Preſſe. Dieſe Schrift hat in Deutſchland einen tiefen Eindruck gemacht; ſie iſt von allen Menſchen bis zu den Thronen geleſen worden und in Hannover haben meine Feinde entſetzlich dagegen gelärmt. Die größten Philoſophen von Deutſchland haben mir hingegen ihren Beyfall mit einem Feuer bezeigt, über das ich erſtaunte, und mit dem gleichen herzerhebenden Beyfall beehrten mich außer vielen andern hohen Perſonen der Herzog und die Herzogin von Braunſchweig, der Erbprinz und die Erbprinzeſſin von Braunſchweig und die Königin von Dänemark. Aber, eben wie in der Schweiz, habe ich alle kleinen Geiſter gegen mich, nur mit dem Unterſchied, daß dieſe hier meine Feder ganz entſetzlich fürchten. Ein allgemeiner Lärm entſteht in Hannover, ſo oft etwas von mir in das Hannöveriſche Magazin kommt, welches hier beynahe von jedem Menſchen geleſen wird und worüber alſo Jeder, von dem Miniſter bis zur Dienſtmagd, ſein Urtheil ſpricht. Je größer der Lärm iſt, deſto mehr beluſtigt mich derſelbe. Ob ich gleich die größere Anzahl gänzlich gegen mich habe, ſo iſt doch bey alle dem nicht die allergeringſte Gefahr, denn der Miniſter des Polizeyweſens, Freyherr von Gemmingen (der mir das Schreiben allein verbieten könnte), iſt mein großer Patron und dankt mir jedesmal ſchriftlich auf die allerverbindlichſte Art, daß ich nicht nur Arzt für den Körper, ſondern auch ein Arzt der äußerſt gebrechlichen Seelen ſeyn wolle. Der König lieſt Alles, was ich ſchreibe, bezeigt, wenn hier Alles dagegen ſchreyt, ſeinen höchſten Beyfall, liebt die Satyre und lacht dabey ſo herzlich, als Sie über manchen Zug meiner Schriften gelacht haben.

Ueber den Salzgehalt des mittelländiſchen Meeres.

In das mittelländiſche Meer ſtrömt beſtändig vom atlantiſchen Ocean durch die Meerenge von Gibraltar eine ungeheure Waſſermenge herein, welche nebſt den einſtrömenden Flüſſen das Waſſer erſezt, das fortwährend durch die Verdünſtung verloren geht. Durch die Verdünſtung kommt aber bekanntlich blos ſüßes Waſſer weg, während der Meerſtrom blos geſalzenes hereinführt. Wie kommt es nun, daß die chemiſche Zuſammenſetzung dieſes Meeres fortwährend gleich und mit der des großen Oceans übereinſtimmend bleibt? Der natürlichſte Gedanke iſt, daß der Ueberſchuß von Salz jeden Augenblick durch einen Gegenſtrom in der Tiefe hinausgeführt wird. Da nun dieſer Gegenſtrom, wenn er vorhanden iſt, blos einen Theil des eingeſtrömten Waſſers wieder hinausführt, indem der andere durch Verdünſtung weggeht, dagegen alles überſchüſſige Salz entfernen ſoll, ſo muß er in gleicher Waſſermenge mehr Salz enthalten, als der obere Strom. Bis jezt fand man aber zwiſchen den obern und den untern Schichten des Waſſers im Mittelmeere durchaus keinen Unterſchied; das Waſſer war aber wohl immer nicht tief ge-

Digitized by Google

nung geſchöpft werden, denn vor einiger Zeit entdeckte der engliſche Chemiker Wollaſton in einer Quantität Meerwaſſer, das 670 Faden, oder 1225 Meter tief, und nur 50 Meilen dieſſeits der Meerenge geſchöpft war, wirklich viermal mehr Salz, als das Waſſer an der Meeresfläche enthält. Ein nach dieſem Verhältniß zuſammengeſezter Gegenſtrom von gleicher Breite und Tiefe, wie der obere, braucht blos den vierten Theil der Geſchwindigkeit des lezteren, um in jedem Augenblick eben ſo viel Salz auszuführen, als dieſer einführt, und dadurch der Anhäufung der Salzes vorzubeugen. Das Reſultat bleibt daſſelbe, wenn bey gleicher Geſchwindigkeit der tiefere Strom viermal weniger Waſſer hat als der obere.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lyon, November.

(Fortſezung.)

Die Anweſenheit der heitern, lebensluſtigen Neapolitanerin, der Herzogin von Berry, hat unſere Stadt für einige Tage aufgeregt und auf eine ganz andere Art beſchäftigt, als vorigen Monat die Ankunft und das Verweilen Lafayette's, das eigentlich nur eine Repräſentation, die Darſtellung eines Stücks war. Erſt kam ſie am 17. Oktober inkognito mit einem ſehr kleinen Gefolge durch, hielt ſich gar nicht auf und ſah Niemanden, ſondern wechſelte an der Poſt nur die Pferde, um die Ihrigen in Grenoble zu empfangen. Dies ging aber nicht ſo geſchwind, als ſie dachte, denn der Tanaro und alle übrigen Flüſſe der Gegend waren ausgetreten, und Se. neapolitaniſche Majeſtät mußte mit ihren fünfundzwanzig Kutſchen warten, bis ſich die Waſſer verlaufen hatten. Dieſe Verzögerung veranlaßte die Herzogin von Berry, nach Lyon zurückzukommen und einige Tage da zu verweilen. Dieſe Zeit wollte ſie benuzen, um unſere merkwürdigen öffentlichen Anſtalten, unſere Fabriken und die ſchönſten Punkte in der Umgegend zu beſuchen. Sie kam am 20. mit dem ſpaniſchen Infanten Don Francisco und der Prinzeſſin Charlotte von Neapel, ſeiner Gemahlin, an, und ſtieg im Hôtel de l'Europe ab. Noch an demſelben Abend machten ſie einen Spaziergang an die reizenden Saoneufer bis zur Barbeinſel, und beſuchten in Sauvagère die intereſſante Werkſtatt des Herrn Berne. Am Abend gab man der lebensluſtigen Prinzeſſin einen Privatball, auf dem ſie nach Herzensluſt tanzte und wo ihre unbefangene, natürliche Weiſe ſehr gegen die ſpaniſche Grandezza des Infanten und ſeiner Gemahlin abſtach. Am folgenden Tage wurde wieder Manches beſichtigt, das Palais des arts et du commerce, das religiöſe Monument des Brotteaux und das Hoſpital. Die Herzogin trat in mehrere Magazine, lobte Vieles und kaufte Einiges. Am Abend wollte man dem Infanten im Theater eine Artigkeit erweiſen; deßhalb wurde die Oper Ferdinand Cortez gegeben, eine royaliſtiſche Anſpielung auf die jezige ſpaniſche Expedition nach Mexiko. Es ging mit der Darſtellung erbärmlich, die Chöre waren ganz auseinander und man wußte nicht, was lauter war, das Pfeifen und Lachen, oder das Singen. Im Palais des arts war am folgenden Morgen eine kleine Gemäldeausſtellung von Lyoner Künſtlern. Die Herzogin ſchien ſehr zufrieden und kaufte Manches, ſagte auch den verſammelten Malern viel Schmeichelhaftes. Dergleichen gewinnt doppelt in ihrem Mund, da ſie Kennerin iſt und große Anmuth jedes ihrer Worte verſchönert. Von hier beſuchte die Herzogin eine Ausſtellung von Induſtrie-Produkten, die ihr zu Ehren in der Schnelligkeit veranſtaltet worden war. Von unſern vierhundert Fabrikanten wurden nur ſiebenzig dazu eingeladen, und von dieſen hatten nur dreißig etwas hergegeben. Demungeachtet war die Ausſtellung ſo gut, als ſie in der Schnelligkeit gemacht werden konnte. Die ſchweren Stoffe für Kirchenzierden, Paramente und dergleichen waren die Hauptſache; die Meßgewänder, die Altartücher und ein prächtiger Vorhang mit dem franzöſiſchen Wappen, deßgleichen ein Stück drap d'or, mehrere Vorhänge in Gold und Seide, Silber und Seide, und prächtige Möbelzeuge mußten durch ihren Reichthum, den Geſchmack der Zeichnung, das treffliche Gewebe und die harmoniſche Farbenpracht der Herzogin gefallen. Sie äußerte auch darüber ihr Erſtaunen. Was aber gerade die Hauptſache der Lyoner Fabrikation iſt, die Colifichets und Modeneuigkeiten, waren hier nur in geringer Menge und Auswahl, weil die Fabrikanten fürchteten, es würde eine Ausſtellung ihren Artikeln den Werth der Neuheit nehmen, den ſie doch gegen das neue Jahr in Paris haben müſſen.

(Der Beſchluß folgt.)

London, November.

(Fortſezung.)

Ein Aufſaz in dem New Monthly Magazine theilt intereſſante Skizzen aus Rußland mit, wovon wir Einiges ausheben: „Eines Morgens beſuchte ich einen ruſſiſchen Edelmann von großem Anſehen und Vermögen zu Moskau. Ich fand ihn beym Frühſtück auf ſeinem Bette ſizend, welches ihm zugleich als Sopha diente, und auf welchem ſein Hund ebenfalls Plaz gefunden hatte. Es war ein wirklicher Sopha, blos mit dem Feldmantel und einem alten ledernen Pfühl bedeckt. Der Tiſch war ohne Tiſchtuch und der Herr hatte eine Schnitte rohen Schinken, eine einzige Taſſe Kaffee und Schwarzbrod vor ſich; er war ungewaſchen, ohne Beinkleider, und die Bequemlichkeiten des Schlafzimmers ſtanden und lagen überall umher. — Einen andern ruſſiſchen Edelmann, bekannt als Rußlands Anakreon, ſah ich in noch lächerlicherem Aufzug. Er war ebenfalls beym Frühſtück und zwar in demſelben ſchmuzigen und unbequemen Styl; aber ſein Schlafrock, welchen er viele Jahre lang getragen zu haben ſchien, war ſo durchlöchert, daß, troz des ſorgfältigſten Zuſammenſchlagens, Theile des Körpers durchblickten. Ich werde es nie vergeſſen, welche Mühe er ſich gab, ſeine Blößen zu verbergen. Der einzige Edelmann, deſſen Zimmer ich bequem und reinlich fand, war der Fürſt Theodor Gagarin; er war viel gereiſt und konnte in dieſer Hinſicht Manchem als Muſter dienen. — In einem Hauſe auf dem Lande findet man nie über ein bis zwey Betten; die Töchter ſchlafen auf den Sopha's, welche das Zimmer umgeben, ohne andere Bedeckung, als ihre eigenen Kleider. Selten ziehen ſie die Strümpfe aus; und dieß wohl nur aus Trägheit, indem man die Zimmer faſt beſtändig in gleicher Wärme erhält, und man daher ſelbſt im ſtrengſten Winter nicht viel Bedeckung bedarf. Ein einziges Waſchbecken iſt für ein Haus genug, und man hat mir nicht ſelten, wenn ich nach einem fragte, einen Suppenteller und eine Flaſche Waſſer gebracht. Handtücher, Nachtmüzen und dergleichen ſind im Innern noch nicht gebräuchlich. Die Ruſſen wiſſen außerhalb der Hauptſtadt überhaupt wenig von häuslichen Bequemlichkeiten; wenn ſie aber ein Eſſen geben, die Prunkzimmer beleuchten und die Dienerſchaft in Livree erſcheinen laſſen (was ſehr ſelten der Fall iſt), iſt Alles ſchön, ja prächtig, und ſie machen die übertriebenſten Ausgaben. Eine ruſſiſche Geſellſchaft iſt ſelten langweilig; denn wenn es an Unterhaltung fehlt, laſſen ſie die Zigeuner kommen.“

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 291.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 5. December 1829.

Der Menſch iſt frey geſchaffen, iſt frey,
Und würd' er in Ketten geboren;
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geſchrey,
Nicht den Mißbrauch raſender Thoren.

Schiller.

Diſſonanz und Auflöſung.

Recht, Unrecht zu erkennen,
Frey Deinen Willen nennen,
Iſt Blendwerk, iſt ein Wahn!
Du biſt der Zeit, des Ortes,
Des vorgefund'nen Wortes
Geſchöpf und Unterthan.

Aus Molochs Volk entſproſſen,
Wärſt Du wie die Genoſſen
Der finſtern Zeit geſinnt:
Du legteſt gläubig-heiter
Auf angeflammte Scheiter
Dein ſchuldlos armes Kind.

Erzeugt im wilden Stamme,
Der, jubelnd um die Flamme,
Den Feind ſich ſchmecken läßt,
Du würdeſt ohne Grauſen,
Du würdeſt ruhig ſchmauſen
Beym grauſen Siegesfeſt.

Das gräßlichſte Verbrechen,
Das drohend auszuſprechen
Hier ſchon ein ſtrafbar Wort,
Die Eltern zu ermorden,
Sobald ſie alt geworden,
Geböte Pflicht Dir dort.

Und was Du Dir erlaubeſt
Und rein und ſchuldlos glaubeſt
In unſern Kreiſen hier,
Ein Nachgebor'ner Brama's,
Ein Diener Dalai-Lama's
Erſchien' es ſündhaft Dir.

Recht, Unrecht zu erkennen,
Frey Deinen Willen nennen,
Iſt Blendwerk, iſt ein Wahn!
Du biſt der Zeit, des Ortes,
Des vorgefundnen Wortes
Geſchöpf und Unterthan. —

Es ſey! — ich kann nicht ſtreiten —
Hangt auch der Menſch von Zeiten,
Hangt er auch ab vom Ort:
Doch fühl' ich frey den Willen
Und Kraft, es zu erfüllen,
Das inn're Gotteswort.

Digitized by Google

Ich glaube dem Gewiſſen,
Weil in ihm Glauben Wiſſen,
Und Wiſſen Glauben wird;
Weil, wo ſich Beyd' umſchlingen,
Lebendig ſich durchdringen,
Der Irrthum ſelbſt nicht irrt.

Ich weiß von Weiterſchreitung,
Zugleich von Gottes Leitung,
Und freyer Menſchenwelt;
Und ſchau', mit Dank im Blicke,
Zum Lenker der Geſchicke,
Der hier mich hergeſtellt.

Ludwig Robert.

Skizzen aus dem Kafferland.

Hexerey. Der Glaube an Hexerey iſt allgemein im ganzen Lande. Der Regenmacher macht, wenn etwas verhext iſt, ſeine Ceremonie, und nennt dann irgend eine ihm verhaßte Perſon, welche viel Vieh hat. Er bedarf keines Beweiſes, und alle Betheurungen der Unſchuld helfen nichts. Der Unglückliche wird mit Riemen und Pfählen an den Boden befeſtigt. Es werden ihm glühende Steine auf den Leib gelegt und Neſter voll großer ſchwarzen Ameiſen über den wunden Theilen aufgebrochen. In ſeinem Schmerze geſteht er, was man will, worauf man ihm befiehlt, den Talisman auszuliefern, womit er das Böſe bewirkt haben ſoll. Er gibt nun etwas, was es auch ſey, eine Schnur Glaskorallen, oder ſonſt einen Zierrath, und wird hierauf als Bettler aus dem Stamme verwieſen. Das Kafferland leidet ſehr oft an Regen, und in den Stämmen, welche ſich von Mais und Kaffee nähren, ſterben die Menſchen in trockenen Jahren zu Hunderten. Wenn ihnen eine ſolche Landplage drohet, erlangt der Regenmacher, Prophet und Arzt, denn er vereinigt alle dieſe Eigenſchaften in ſich, große Wichtigkeit und erhält ein Geſchenk an Ochſen, um Regen zu verſchaffen. Dieſes verſpricht er; zu einer gewiſſen Zeit ſollen die Gewitterwolken brechen und der Regen in Strömen fallen. Bleibt er aus, ſo heißt es, das Vieh, das man ihm geſchickt, ſey ſchlecht und der Regengeiſt ungehalten darüber. Man ſchickt ihm alſo beſſeres Vieh, und der Prophet ſezt einen andern Termin feſt, an dem die Wünſche des Volks befriedigt werden ſollen; verfließt auch dieſe Friſt, ſo muß er einen Lieblingsochſen des Fürſten haben. Man zögert, ihm dieſen zu gewähren, und er gewinnt immer mehr Zeit; endlich erhält er auch dieſen, und ſezt einen neuen Termin an. Der Doktor hat nun keine Ausflucht mehr, und wenn der Regen noch immer ausbleibt, ſo nennt er irgend einen Mann oder ein Weib, von dem ſein Zauber vernichtet worden, und der Unglückliche muß ſterben, um des Regenmachers Anſehen zu retten.

Religion der Kaffern. Der Kaffer wählt ſich die Seele eines verſtorbenen Fürſten oder Freundes zum Schutzgeiſt; zu dieſem betet er bey jeder Noth, dankt ihm bey jeder überſtandenen Gefahr, opfert ihm einen Theil des Ochſen, den er ſchlachtet, und des Wildes, das er erlegt, und in der Ernte ſtreut er ihm etwas von dem geſammelten Getreide. Er ruft ihn an, wenn er über einen angeſchwollenen Strom zu ſetzen hat, und wenn das Band, an welchem ſeine Zierrathen hängen, zufällig aufgeht, und er entdeckt es zeitig genug, um dieſelben nicht zu verlieren, ſo ſchreibt er es dem guten Geiſte zu, der ihm den Gedanken eingegeben, nachzuſehen. Schlägt der Blitz in den Kraal, ſo wird der Ort entweder verlaſſen, oder ein Ochſe an der Stelle verbrannt oder begraben, als ein Opfer für den erzürnten Ublanga, den Geiſt des Donners. Man glaubt, der Geiſt eines Verſtorbenen beſuche zuweilen den Kraal, wenn ſeine lezten Wünſche nicht erfüllt worden ſind, und man opfert einen Ochſen, um ihn zu verſöhnen.

Wenn einem Kaffer die Frau ſtirbt, wird er unrein, verläßt den Kraal und lebt eine Zeitlang allein im Buſch; wenn er wiederkehrt, legt er einen neuen Mantel an und verbrennt den, in dem er getrauert hat. Man ſieht hie und da im Lande Steinhaufen, welche man der gemeinen Sage nach da errichtet hat, wo europäiſche Soldaten erſchlagen worden ſind. Die Kaffern ſelbſt aber ſagen von denſelben: wenn ein Kaffer ſich müde fühle und lege einen Stein dazu, ſo verlaſſe ihn im Augenblick alle Müdigkeit; ihre Eltern und Voreltern hätten daſſelbe gethan; wie aber der erſte Stein dahin gekommen, wußten ſie nicht zu ſagen.

Eine Liebſchaft im Kafferland. Namarkeb war die Tochter eines vornehmen Kriegers in Slamby's Land, und würde in ganz Afrika für ſchön gegolten haben; ihre Züge waren ſtark ausgeprägt, ihre Geſtalt groß und auffallend. Auch ihr Anzug war ſehr artig: ihre Mütze, ein um den obern Theil des Kopfes gebundenes ledernes Band, war mit weißen und blauen Glasperlen geziert, welche angenehm gegen ihr ſchwarzes Geſicht abſtachen; ihr Hals war mit Schnüren von granatfarbigen Glasperlen und Tigerklauen geziert, ihr Karoß (Mantel) hing in reichen, weichen Falten um ihre Perſon und bedeckte mehr von derſelben, als vor vierzig Jahren die europäiſchen Damen im Ballzimmer von der ihrigen zu bedecken pflegten. Morgens, als wir unſer Gezelt aufgepackt hatten und zum Aufbruch bereit waren, erſchien Namarkeb noch einmal. Sie hatte ſich viele Mühe mit ihrem Putze gegeben, und es war ihr gelungen, ſich mit rother Erde ganz abſcheulich zu machen; als man ihr aber

Digitized by Google

ſagte, daß ſie uns auf dieſe Weiſe weniger gefalle, verſteckte ſie ſich hinter einen Haufen Kaffern, rieb die Schminke ab und kam wieder hervor. Der Landdroſt war ſehr freygebig mit ſeinen Geſchenken geweſen und Alles in guter Laune; die Pferde ſtanden geſattelt, die Ochſen an den Wagen gejocht, als ich durch den Dolmetſcher dem Mädchen ſagen ließ, ſie gefalle mir ſehr, und es wäre mir lieb, wenn ich auch ihr gefiele; ſie ſagte: „Ja.“ Dieß war ein vortrefflicher Anfang. Ich fragte hierauf, ob ſie mit mir gehen wolle; da antwortete ihr Vater, welcher dabey ſtand, ſtatt ihrer, ich müßte ihr ſo und ſo viel Haufen Glasperlen geben. Ich, als ächter Liebhaber, verſicherte ihn, ſie ſey mehr werth als alle Perlen in der Welt. „Aber was gebt Ihr mir?“ fragte der Krieger. Als ich ihm antwortete, ich verlange nicht ihn, ſondern ſeine Tochter, wieß Namarkeb ihre ſchönen Zähne, und der Vater ſchlug mir mit der Vertraulichkeit eines ächten Schwiegervaters auf die Schulter und ſagte: „Das iſt ſehr gut, aber ich muß 50 Kühe haben. Ihr ſeyd auf der Reiſe,“ ſetzte er hinzu, „und habt keine bey Euch; aber kommt wieder, dann wollen wir weiter davon ſprechen.“ Ich gab ihr meine Hand zum Kuſſe, worauf ſie die Spur ihrer rothgefärbten Lippen hinterließ, und damit endigte unſere Liebſchaft.

Das Mittel, deſſen ſich die Kafferdamen bedienten, um ausfindig zu machen, wer von uns ein Vornehmer ſey, war merkwürdig genug: ſie betrachteten und befühlten die Manſchetten unſerer Hemden, ob dieſelben fein und weiß ſeyen, wobey jedoch dieſelben bald leztere Eigenſchaft verloren.

Peter Staroſsky.

(Fortſetzung.)

Tſch—ky gab vor dem Kriegsgerichte an: als er mit ſeiner Abtheilung die perſiſchen Vorpoſten beobachtet, ſeyen zwey ſeiner Leute auf einen Mann in armeniſcher Tracht geſtoßen, der ein perſiſcher Spion geweſen und von dem Sirdar von Eriwan gebraucht worden ſey, Kundſchaft von den Bewegungen der Ruſſen einzuziehen. Dieſer habe ſich ſo hartnäckig gewehrt, daß ſeine Leute ihn nicht lebendig in ihre Gewalt bekommen; bey dem Erſchlagenen ſeyen aber Briefe an den Gefangenen gefunden worden, die ſich offenbar auf Eröffnungen von des leztern Seite beziehen. Die Briefe wurden vorgezeigt; ſie trugen das Siegel und die Unterſchrift eines perſiſchen Offiziers, der eine Truppenabtheilung zu Aberan kommandirte, und bezogen ſich auf vorgängige Mittheilungen, denen gemäß jener Offizier einen Trupp Reiter zum Angriff der als unvertheidigt bezeichneten Poſten und Dörfer abſenden wollte. Die Aechtheit dieſer Dokumente ward durch einen Brief erhärtet, den man bey Peters Verhaftung unter deſſen wenigen Habſeligkeiten gefunden haben wollte, und welcher von demſelben Offizier in demſelben Ton und über denſelben Gegenſtand geſchrieben war. Auch war darin auf eine Belohnung angeſpielt, die der Soldat von dem Prinzen ſelbſt erhalten ſollte. Staroſsky hatte auf alle dieſe Anſchuldigungen keine Antwort, als die feyerliche Verſicherung ſeiner Unſchuld. Er konnte keinen Beweis zu ſeinen Gunſten führen, und ſich blos auf ſein gutes Verhalten berufen. Allein er glaubte es jezt ſich und andern ſchuldig zu ſeyn, ſeinen Ankläger zu entlarven, und erzählte umſtändlich alles, was ihm mit Tſch—ky begegnet war; da er aber keinen Beweis als ſeine eigene Ueberzeugung von der Identität der Perſonen hatte, diente ſeine Anklage blos dazu, ſeine Lage zu verſchlimmern, da man in ihr die Abſicht ſah, ſeinen Gegner in den Augen der Richter verdächtig zu machen. Sein Hauptmann allein ſuchte, unter Berufung auf Staroſskys frühere gute Aufführung, ihn während der ganzen Unterſuchung in Schutz zu nehmen; er erklärte, daß das wider ihn vorgebrachte Zeugniß, ſo glaubwürdig es ſey, ihn doch nicht überzeuge, und bat ernſtlich um Aufſchub des Urtheils, damit der Gefangene Zeit hätte, nähere Beweiſe ſeiner Unſchuld beyzubringen; allein vergeblich. Nach langen Debatten ward der Gefangene ſchuldig gefunden und verurtheilt, am folgenden Tage nach Kriegsrecht gerichtet zu werden. — Peters Gefühl, als er ſein Urtheil vernahm, war bald Erſtaunen, bald Entrüſtung. Er war in ſeinem Bewußtſeyn als ehrlicher Soldat und treuer Unterthan auf's tiefſte gekränkt; und obgleich ſein natürlicher Muth ihn ohne Entſetzen ſeinem Looſe entgegen ſehen ließ, ſo erfüllte ihn doch die Ausſicht auf ungerechte Beſchimpfung und die Zerſtörung all ſeiner Hoffnungen auf Glück, mit dem bitterſten Schmerze. Gefeſſelt ward er in das Gefängniß geführt. In der erſten Stunde der Nacht lag er da, ſein Schickſal überdenkend, und nur der eintönige Tritt oder der Ruf der Wache vor der Gefängnißthüre weckte ihn zuweilen aus ſeinen peinlichen Betrachtungen. Sein Gefängniß, eine alte Wachſtube, aus Holzblöcken gebaut, ſtieß auf einer Seite an den Paradeplatz und lag nicht fern vom Rande eines kleinen Abhangs über dem Dorfe; ein Fußpfad, welcher von lezterem zu dem Kantonirungsplatze führte, lief wenige Schritte von dem Gebäude hin.

Eine Stunde vor Mitternacht, als es ganz ſtille geworden war, hörte der Gefangene die Wache anrufen. Man antwortete, eine Frage gab die andere, und bald ging der barſche Ton der Schildwache in einen freundlichern, und dieſer bald in ein leiſes Lachen über. Andere Stimmen miſchten ſich jezt in die Unterhaltung, unter welchen Staroſsky, obgleich ſie nur leiſe ſprachen, einige nicht unbekannte zu unterſcheiden glaubte. Er horchte neugierig, und vernahm bald ein anderes Geräuſch hinter

ſeinem Gefängniß, als verſuche man, ſich in daſſelbe hereinzuarbeiten. Staroſsky hatte keinen Grund, dieſes Beginnen zu ſtören. Verurtheilt, am nächſten Morgen zu ſterben, konnte er keinen weitern Angriff ſeiner Feinde erwarten; im Gegentheil, ein ſchwacher Hoffnungsſtrahl leuchtete ihm, und er beſchloß daher, den Ausgang ſtillſchweigend zu erwarten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, November.

(Beſchluß.)

„Die Zigeuner,“ heißt es in dem New Monthly Magazine weiter, „welche Familienweiſe nach Moskau kommen, verdienen die Aufmerkſamkeit des Reiſenden. Ich wollte dieſe Wanderer in ihrer eigenen Wohnung ſehen, und von den Fürſten Wiaſemski und Gagarin und meinem Reiſegefährten begleitet, begab ich mich in ein Zigeunerhaus, welches mir mehr Bequemlichkeiten zu enthalten ſchien, als die Hälfte der andern Häuſer in Moskau. Wir hatten ein Abendeſſen beym Gaſtwirth beſtellt und uns vorgenommen, uns nach einem kalten und unangenehmen Tag recht luſtig zu machen. Die Zigeuner waren bey unſerer Ankunft nicht zu Hauſe, was mir Gelegenheit gab, ihre innere Oekonomie genauer zu beobachten. Das Zimmer war ungefähr 30 Fuß lang; auf beyden Seiten waren Betten mit Lacken, wollenen und geſteppten Decken, und auf einem Bette zählte ich nicht weniger als acht Polſter und Kiſſen; Alles war reinlich und nett, und die halbe Stunde, die wir zu warten hatten, ging ſchnell vorüber. Endlich erſchienen fünf Weibsperſonen und drey Männer. Das erſte war, daß wir die jungen küßten und den älteren die Wangen ſtreichelten. Die Prima Donna hatte nicht nur ein ſehr hübſches Geſicht und eine nette Hand, ſondern auch einen ſehr artigen Fuß. Die älteſte ſezte ſich mit ihrer Zither auf einen Ofen, die übrigen nebſt uns bildeten einen Kreis mitten im Zimmer. Die Muſik fing mit der Zither an, bald aber fiel eine Sängerin mit einem Liede ein, das ſie mit einer an Raſerey grenzenden Wildheit vortrug; die andern ſtimmten im Chore ein, und der Ausdruck ihrer Blicke und das Spiel ihrer Geberden war ſo lebendig, wie ich es nie geſehen. Plözlich hielt der Chor inne und die Prima Donna ſang mit der ſüßeſten Stimme von der Welt eine Strophe, worüber ſelbſt die erſtaunt ſeyn würden, welche Tauſende für ein Paar Vorſtellungen erhalten. Eine der Syrenen flog darauf leicht wie ein Schatten im Tanze dahin. Die Muſik hob aufs Neue an und ein Mann führte mit dem Weibe einen Tanz auf, welcher in ſeinen wollüſtigen Bewegungen einigermaßen dem columbiſchen Palato glich. Die Uebrigen trieben die Tänzer durch heftiges Klatſchen und Stampfen zu den wildeſten Anſtrengungen; dieſe blieben aber immer aufs Genaueſte im Takte; die Stimmen wurden lauter, die Bewegungen immer ſchneller, bis es beyde ſo weit getrieben hatten, als menſchliche Kräfte vermögen, worauf ein allgemeiner Schrey dem Spiele auf einmal ein Ende machte. Wir waren alle ſo entzückt, daß wir erſt gegen drey Uhr aufbrachen. Wenn dieſe bezaubernden Geſchöpfe das Geld einſammeln, worauf ſie ſehr erpicht ſind, ſo ſingen ſie dem Gebenden einen Vers vor; dieſes thun ſie bey jedem Anweſenden und jeder gibt ihnen dann gewöhnlich 25 Rubel. Dieſe Weibsperſonen ſollen übrigens meiſtentheils ſehr ſpröde ſeyn. Der berühmte Graf Tolſtoy und Fürſt Gagarin heyratheten Zigeunerinnen; bey ſolchen Gelegenheiten wird die Braut vom Patriarchen des Stammes übergeben und er heiſcht dabey eine Bürgſchaft, daß das Weib nicht weggeſchickt werde. Die ruſſiſchen Edelleute haben überhaupt beſondere Vorliebe für Zigeunerinnen; dieſe geben aber niemals ihre Tugend auf, wenn man ihnen nicht die glänzendſten Ausſichten eröffnet.“

Lyon, November.

(Beſchluß.)

In der Ausſtellung der Induſtrie-Produkte kaufte die Herzogin von Berry viel, und es ſchien ihr bey den Möbelzeugen die Wahl ſchwer zu werden. Lange verweilte ſie bey den Schawls des Herrn Morfeuil, welche an Zartheit, Feinheit des Gewebes und Farbenſchmuck der Borduren den bisher in Frankreich fabrizirten, ſelbſt den Ternaux'ſchen weit vorzuziehen ſind, und ſehr ſchwer von ächten indiſchen Shawls unterſchieden werden können. Die Herzogin fand hier überall den ungekünſtelten Ausdruck des Wohlwollens beym Volk, das in ihr nicht nur die Mutter ſeines künftigen Königs, ſondern auch die heitere, harmloſe Fürſtin ſieht, die ſich ganz fern von aller politiſchen Partheyung und von Hofintriguen hält, und überdieß unendlich viel im Stillen wohlthut. Am 23. Oktober reiſte ſie wieder von hier ab, um ſich abermals nach Grenoble zu wenden. Sie wurde von fünfzig jungen Leuten aus den erſten Familien zu Pferd begleitet, und das Volk jauchzte ihr überall herzlich zu.

Von unſerm Theater füge ich nur Einiges bey. Chriſtine de Suede, die in Paris ſo viel Glück machte, hat hier im großen Theater nicht gefallen. Da aber bey uns die Tragödie ſo ſchlecht beſtellt iſt und an den Darſtellungen dieſer Art ſo viel ausgeſezt werden muß, ſo kann man nicht wohl ſagen, wer an dem Mißlingen ſchuld war, das Stück oder die Schauſpieler. Ich denke, leztere. Möchte man doch einmal von dem Gedanken zurückkommen, Tragödien bey uns in der Provinz zu geben! Dieß iſt aber ſo lange nicht möglich, als die Hauptſtadt für uns einem großen Spiegel verglichen werden muß, in den wir tagtäglich hineingucken, um zu ſehen, was die Leute dort treiben. So iſt es auch mit dem Theater. Wehe dem Direktor, der nicht in vierzehn Tagen das Stück — gleichviel ob Tragödie, Komödie, Vaudeville oder Oper — aufführen läßt, das den Pariſern gefallen hat!

Zum Schluß meiner Korreſpondenz will ich Ihnen eine Nachricht mittheilen, die manchem Ihrer geneigten Leſer nicht unlieb ſeyn wird. Die traurige Ausſicht auf unſern dießjährigen Wein hat — ſich ſehr aufgehellt. In Burgund und Macon und hier fällt der Wein viel beſſer aus, als wir je geglaubt hätten. Die Gährung geht ſo ſchnell vor ſich, wie in den beſten Jahren, und der Wein iſt ſtark gefärbt.

Räthſel.

Es macht mit Klingeln kurz und klein,
Es donnert unter Flammenſpei'n,
Das Ding, das mit verſchied'ner Kraft
Vernichtet Pulver, Pulver ſchafft.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 292.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 7. December 1829.

— Die Höll' iſt wider mich im Bunde,
Und neuen Feind bringt jede neue Stunde.

Otway.

Peter Starofſky.

(Fortſetzung.)

Beynahe eine Stunde war verfloſſen, da hörte das Geräuſch auf, und eine Minute ſpäter hörte Peter dreymal deutlich an die Wand pochen (als wollte man ihn aufmerkſam machen) und durch eine Ritze in der Wand mit leiſer, aber deutlicher Stimme, in armeniſcher Sprache die Worte flüſtern: „Gefangener, ſchlafe nicht, zwey Stunden nach Mitternacht hoffe auf Hülfe!“ Alles verſtummte; auch die Stimmen der Schildwache und ihrer Geſellſchafter hörte er nicht mehr. Um Mitternacht ward die Wache abgelöſt, und der neue Soldat begann in abgemeſſenem Schritt vor dem Wachthauſe auf und ab zu gehen. Doch nicht lange, ſo kehrten dieſelben Stimmen wieder, die ſeinen Vorgänger unterhalten hatten. Er rief an, man antwortete; die Wache gab ſich zufrieden, und dieſelbe Unterhaltung begann wie zuvor. Man lachte und ſchwazte vorne, und hinten begann wieder der räthſelhafte Minirer ſeine Arbeit. Bald zeigten ſich auch die Früchte derſelben. Ein Stück des hölzernen Bodens bewegte ſich, und es erſchien ein Arm, der die Oeffnung erweiterte, ein Kopf und Schultern ſtiegen empor, kaum ſichtbar in dem Nachtdunkel; „Peter,“ flüſterte leiſe eine Stimme, an der Starofſky alsbald Evannes, den Sohn des alten Gurgin erkannte; „ſäume nicht, Peter, Dein Leben ſteht auf dem Spiel, folge mir durch dieſe Oeffnung und Du biſt in Freyheit! Die Zeit iſt koſtbar, ein Augenblick kann uns alle verderben!“ — „Evannes! iſt's möglich? konnteſt Du ſo Dein Leben wagen? und für mich?“ — „Still! folge mir!“ — „Ich kann nicht, ich bin gefeſſelt; und wie darf ich meine Fahne verlaſſen! beſſer erſchoſſen, zu Tod gepeitſcht! ich kann nicht mit Dir gehen!“ — „Thor, der Du biſt! Willſt Du Dein Leben und Deine Ehre wegwerfen? Dein Feind hat jezt die Ueberhand. Aber wenn Du nur lebſt, ſo können beſſere Tage kommen; ſtirbſt Du morgen als Verbrecher, ſo iſt Leben, Ehre, Alles für immer verloren.“ — „Das iſt nur zu wahr!“ verſezte Peter. „Ich möchte es ſchon verſuchen, und wollte es der Zukunft überlaſſen, meine Ehre zu retten, aber dieſe Handſchellen — ich kann mich nicht rühren!“ — „Thut nichts, leg Dich nieder, gerade wo die Oeffnung iſt, ich wette, wir kommen durch!“ Evannes Kopf und Schultern verſchwanden, und ſeine kräftigen Arme zogen Starofſky hinunter. Lang kämpfte ſich dieſer ab; aber Ausdauer thut Wunder; die Erde gab allmählich nach; ein zweyter Holzblock ward etwas zurückgeſchoben, und Evannes hatte endlich die Freude, ſeinen Freund, wiewohl halb erſtickt und gequetſcht, außerhalb der Wände ſeines Kerkers zu ſehen.

„Jezt, Freund, nimm alle Deine Kräfte zuſammen!“ flüſterte Evannes. „Siehſt Du den Gipfel jener Höhe? Dorthin müſſen wir unbemerkt kommen, damit wir die Reihe der Schildwachen hinter uns bekommen, ſonſt feuern ſie auf uns, und wir ſind im Augenblick eingefangen. Folge mir und thue, was Du mich thun ſiehſt!“ Evannes legte ſich auf den Boden und kroch vorſichtig auf allen

Vieren langſam vorwärts, indem er jede Unebenheit benuzte, um ſich dem Auge der Wachen zu entziehen. Starofsky folgte ſeinem Beyſpiel. Nach kurzer Zeit gelangten ſie, immer kriechend, an das Flußufer und mit einiger Mühe und Gefahr auch hinüber. „Beym Segen des heiligen Gregor!“ ſprach jezt Evannes, „ich hoffe, wir ſind gerettet. Die Pferde ſtehen nahe bey, und wir werden ihrer bedürfen.“ Er ging nach einem Buſch, wo ſie einen Mann mit Pferden fanden, der ihre Ankunft ungeduldig zu erwarten ſchien. „Ach, Evannes, biſt Du es? Wir dachten ſchon, es ſey Euch mißlungen, der Vater war in der tödtlichſten Angſt und wollte nicht länger warten. Doch ſeht, da kommt er.“ Der alte Gurgin fiel, als er Starofsky ſah, ihm jubelnd um den Hals. „Mein Sohn! Dank dem Himmel und der Jungfrau, daß wir Dich wieder ſehen. Aber wir haben keine Zeit zu verlieren; ſchnell, den Hammer und die Zange, nehmt die ſchändlichen Feſſeln ab und auf und davon!“ Starofskys Feſſeln waren alsbald abgeſchlagen; er beſtieg das eine Pferd, der Alte das andere, und ſie ſprengten fort nach dem Dorf zu.

Einer von Gurgins Söhnen kam in Geſchäften nach Kar Ekliſia. Hier hörte er zufällig Starofskys Verhaftung und benachrichtigte ſogleich ſeinen Vater davon; welcher mit zwey andern Gliedern ſeiner Familie ſogleich hineilte, um ſeinem Freund jeden möglichen Beyſtand zu leiſten. Man denke ſich aber ſein Entſetzen, als er vernahm, daß Starofsky nicht blos verhaftet, ſondern ſchon gerichtet und zum Tode verurtheilt ſey und morgenden Tags erſchoſſen werden ſolle.

Doch verzweifelte Gurgin nicht an ſeiner Rettung. Er entwarf kühn einen Plan, den zu retten, der ihm zweymal ſein eigenes Kind gerettet hatte. Bekannt mit der Vorliebe der ruſſiſchen Soldaten für Branntwein, den die Armenier beſonders gut zu bereiten verſtehen, wies er einen ſeiner Söhne und einen Freund deſſelben an, ſich mit der Schildwache in eine Unterhaltung einzulaſſen, und ihr dergeſtalt mit dieſem Lieblingstranke zuzuſetzen, daß ſie nicht mehr darauf achten könne, was hinten am Wachthauſe zur Befreyung des Gefangenen vorgehe. Da ſich dieß aber nicht innerhalb einer einzigen Wachzeit bewerkſtelligen ließ, ſo ſollten ſich die jungen Leute vor der Ablöſung zurückziehen und mit der folgenden Schildwache daſſelbe Spiel wiederholen. Den Erfolg kennen wir. Was aber aus Starofsky werden ſollte, wußte Gurgins Familie ſo wenig als Starofsky ſelbſt. Der Wachſamkeit der ruſſiſchen Militärbehörden in einem ganz unter ihrer Botmäßigkeit ſtehenden, und nach allen Theilen von Truppenabtheilungen durchſtreiften Land zu entgehen, ſchien kaum möglich; auch verſprach die Entweichung in das türkiſche oder perſiſche Gebiet eben ſo wenig perſönliche Sicherheit, ſelbſt wenn Starofsky in eine Maßregel hätte willigen mögen, die der gegen ihn erhobenen Klage um ſo größern Anſchein von Wahrheit gegeben hätte; denn er hegte immer noch die Hoffnung, daß ſeine Unſchuld mit der Zeit an den Tag kommen und er ſeinen guten Namen wieder erhalten werde; dieſe Hoffnung wollte er einer unſichern Ausſicht auf perſönliche Sicherheit nicht opfern. Fürerſt mußte er ſich auf's Strengſte verborgen halten. Allein er ſollte im heimlichſten Winkel von Gurgins Hauſe nicht lange verſteckt bleiben. Der Tag war vorüber, und am Abend hatte ihm die Familie die Stunden ängſtlicher Beſorgniß verkürzt. Eins nach dem andern war zur Ruhe gegangen, nur Evannes verweilte noch bey ihm; ſie ſprachen über das Vergangene und ſuchten ſich die Zukunft mit heitern Farben zu malen, da ließ ſich ein fernes Geräuſch vernehmen; ein dumpfes Getöſe drang allmählich durch die Todtenſtille der Mitternacht näher, ward mit jedem Augenblicke lauter, endlich ertönte wildes Geſchrey, die Hunde ſchlugen an. „Gott, was kann das ſeyn?“ rief Evannes. „Es ſind Pferde!“ rief Starofsky; „die Koſaken kommen und ſuchen mich!“ — „Bleib ruhig, Peter, ſie finden Dich hier nicht! Ich will gehen und hören, was ſie wollen und ſogleich wieder kommen.“ Allein das Geſchrey und der Lärm, der nun die Luft erfüllte, überzeugten Starofsky bald, daß etwas Ernſtlicheres im Werk ſey. Evannes ſtürzte wieder in das Zimmer: „die Perſer! es ſind die Perſer! ſie überfallen uns, morden und greifen Alles, was ihnen unter die Hände kommt! Meine Mutter und meine Schweſter müſſen ſich hier verbergen; gebe Gott, daß dieſer Verſteck ihnen entgehe!“ Er eilte wieder hinaus, kehrte ſogleich zurück, ſchob ſeine Mutter und Schuſchan herein, verſchloß die Thüre und ſtürzte fort.

Starofsky, welcher auf die erſte Nachricht von dem Angriff der Perſer Evannes folgen wollte, hielt ein, als er die Frauen ſeinem Schutze anvertraut ſah. Er faßte die zitternde Schuſchan in ſeine Arme, liebkoſete und tröſtete ſie, ſprach Worte der Hoffnung und des Troſtes zu der Mutter, und als das Geſchrey und das Waffengeräuſch immer näher kam, ſchlang er ſeine Arme um beyde und ſchwur, ſeinen lezten Tropfen Bluts zu ihrer Vertheidigung zu vergießen. „Großer Gott! was iſt das?“ rief plötzlich die Mutter, auf helle Lichtlinien deutend, die an den Ritzen des Dachs und der Wand ſichtbar wurden, „das Haus ſteht in Flammen! wir verbrennen!“ Starofsky fuhr mit Entſetzen auf, verzweiflungsvoll ſtürzte er auf die Thüre zu, ſchlug Riegel und Barren ein, griff Schuſchan in die Arme und trug ſie durch Flammen, Rauch und krachendes Gebälk nach einem freyen Platz vor der Hausthür. „O Gott, meine Mutter! rette ſie, rette ſie, oder ich ſterbe mit ihr!“ rief das Mädchen, und Starofsky, kaum einen Blick auf die wilden Geſtalten werfend, welche in den Rauchwolken hin und her ſchwebten, eilte zurück durch die Flammen, erreichte glücklich die faſt beſinnungsloſe Mutter ſeiner Ge-

Digitized by Google

liebten, und hatte das Glück, ſie zu retten; ein ſtarker Arm und ein muthiges Herz führte ihn durch Flammen und Trümmer.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ungedruckte Briefe von Johann Georg Zimmermann.

4.)

Hannover, 16. September 1782.

Der Monat September des vorigen Jahres 1781 war einer der ſchrecklichſten meines Lebens. Den 10ten verlor ich meine liebe Tochter, den 21ten meine beſte und unvergleichliche Freundin, die Frau von Döring, die als Regierungsräthin nach Ratzeburg kam. Nun war ich der ganzen Welt müde, ich hatte kein Vergnügen mehr an nichts außer meinem Haus, und in meiner Kammer zerfloß ich bey der Betrachtung meines Zuſtandes in Thränen. Ich wäre eines langſamen Todes verſtorben, wenn ich nicht verſucht hätte, meine lezten Kräfte zuſammenzuraffen und meinen Geiſt mit etwas zu beſchäftigen, das ihm vielleicht einſt Vergnügen machen konnte. Ich nahm mir alſo vor, keine andere Kranke zu beſuchen, als die allerwichtigſten, aller Korreſpondenz beynahe zu entſagen, und übrigens in meinem Hauſe zu leben wie in Brugg, das iſt, immer zu leſen und zu ſchreiben. Dieß that ich von Ende Septembers bis in die Hälfte des Decembers 1781. Man merkte das hier bald und beklagte mich ſehr, ſuchte mich herauszureißen, aber ich blieb bey meinen Entſchlüſſen. Der König ſelbſt und ſein Miniſter in London nahmen Antheil an meinem Zuſtande. Der Miniſter kondolirte mir des Verluſtes meiner Tochter wegen, ſuchte mich aufzumuntern, und gab mir zugleich den 6ten November 1781 die vollkommenſten Verſicherungen der königlichen Gnade, und zum Beweiſe deſſen ſchrieb er mir, es vermehre der König meine jährliche Penſion von 1200 Thalern mit 400 Thalern. Dieſe Geſchichte machte hier, wie Sie leicht denken können, vielen Eindruck. Der Befehl kam von London mit dem gleichen Poſttag, daß mir dieſe Penſion von nun an bezahlt werden müſſe, ſo lange ich lebe, aber keinem meiner Nachfolger. Unſere Miniſter, die von dieſem allem nichts gewußt hatten, erſtaunten und bezahlten....

Nun fängt eine neue Epoche meines Lebens an, die ſich mit einer Hochzeit endet. Meine Herzensfreundin, die Frau von Döring, drang ſeit dem Tode meiner lieben Tochter und ihrer eigenen Entfernung von Hannover darauf, daß ich heyrathe. Ich wollte lange nicht. Endlich ließ ich mich mit dem Bedinge bereden, daß Frau von Döring für mich wähle. Sie wählte eine Perſon, die nach Geiſt und Herz Alles in der Welt iſt, was ich mir wünſchen kann, und dieſe Perſon iſt Fräulein von Berger aus Celle. Sie wohnte damals vier Meilen von Ratzeburg bey ihrer Tante in Mecklenburg auf dem Lande. Ich kannte ſie von Perſon; im Jahr 1776 hatte ich ſie oft in Hannover geſehen und ſie gefiel mir ſehr wohl. Frau von Döring invitirte ſie alſo im April dieſes Jahres zu ſich nach Ratzeburg. Sie gefiel ihr außerordentlich und nach ihrer Erzählung gefiel ſie mir eben ſo. Ich war alſo entſchloſſen, mein Glück zu verſuchen. Frau von Döring bereitete Alles vor, ohne ſich das Geringſte von meiner Abſicht merken zu laſſen. Fräulein von Berger kam indeſſen am Ende des May wieder nach Celle, und unter dem Vorwand einer Conſultation ſah ich ſie den 2. Junius. Den 3. Junius deklarirte ich ihr meine Liebe. Den 5. Junius machte ich ihr einen Heyrathsantrag. Sie ſagte weder Ja, noch Nein. Am Ende des Junius ſagte ſie und alle ihre Anverwandten Ja. Den 7. Julius kam ſie nach Hannover und wir verlobten uns. Den 10. Julius ging ich mit Frau von Döring, ihren zwey Töchtern und Fräulein von Berger nach Pyrmont. Wir wohnten zuſammen in Einem Hauſe und auf Einer Etage, und aßen an Einem Tiſche. Unſere Familie ward ſodann durch meine Einladung mit meinem herzlich geliebten Vetter aus Göttingen, dem Sohn des Hrn. Schultheiß Zimmermann, vermehrt; die liebe Seele war bey uns und mit uns zu unſerm größten Vergnügen vom 13. bis zum 22. Julius. Den 31. ging ich wieder nach Hannover zurück. Den 9. Auguſt kamen Frau von Döring und Fräulein von Berger von Pyrmont nach Hannover. Den 15. Auguſt reiſte meine Braut wieder nach Celle. Den 7. September iſt meine Freundin von Döring wieder nach Ratzeburg verreiſet. Den 30. September kommt meine Braut nach Hannover und den 2. oder 3. Oktober iſt, will's Gott, meine Hochzeit. Fräulein von Berger war ein ganz kleines Kind, als ſie ihre Eltern in Celle verlor. Ihr Herr Vater war ſehr jung, als er ſtarb; ich hatte mit ihm in Göttingen ſtudiert und wir waren Freunde. Er ſtarb als königlicher Hofmedikus in Celle. Ihre Mutter war eine Fräulein von Stoeren. Ihr Großvater war ein berühmter Mann, der Hr. Leibmedikus von Berger in Celle, Herzensfreund von Haller und Werlhof, deſſen Vater der Reichshofrath in Wien. Sie ſehen, mein liebſter Freund, in was für eine Familie ich gekommen bin. Aber wäre ich nur vermögend, Ihnen auch die zu beſchreiben, die ich mir zur Gefährtin meiner noch übrigen Lebensjahre gewählt habe, die ich über alles in der Welt liebe und die mich über alles in der Welt liebt.

Sie iſt ſiebenundzwanzig Jahre alt, groß von Statur, überaus wohl gewachſen, von einem ausnehmend edlen und ſanften Anſehen, von einer Würde in ihrem ganzen Aeußern, Weſen und Betragen, die alle Menſchen frappirt und allen Menſchen gefällt. Sie iſt ernſthaft, aber äußerſt liebreich. Sie hat braune Haare, dunkelblaue Au-

gen, eine ſehr feine, ſcharfſinnige Phyſiognomie, vielen Ernſt im Ganzen und etwas überaus Liebliches im Munde. Sie ſpricht franzöſiſch, als wenn ſie in Frankreich geboren wäre, und vortrefflich' deutſch. Sie hat alle Manieren der großen Welt, mit aller Feinheit, Höflichkeit, dem größten Anſtand und der größten Würde. Sie iſt allgemein verehrt, allgemein geliebt. Sie hat einen hohen, durchdringenden, ſcharfſinnigen Verſtand, bey der größten Beſcheidenheit und Zurückhaltung. Ihr Herz iſt ganz das Herz meiner ſeligen Frau. Meine Braut würde in Brugg reich heißen, hier iſt ſie es nicht, aber ihr Vermögen iſt anſehnlich genug.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Solothurn, November.

Durch ihre Mühſeligkeiten und Gefahren, wie durch den dabey bewieſenen Muth und Eifer haben ſich gleich den vorjährigen auch die diesjährigen Alpenwanderungen unſers Profeſſors Hugi ausgezeichnet. Zu Fortſetzung ſeiner naturhiſtoriſchen Forſchungen in den Hochgebirgen und um einen Beytrag zur Geſchichte der Gletſcher zu liefern, entſchloß er ſich, ein trigonometriſches Netz über die ganze Eisregion der Alpen zwiſchen Gemmi und Grimſel zu ziehen, und dann mit der topographiſchen Aufnahme einzelner Gletſcher zu beginnen. Für dieſes leztere Geſchäft insbeſondere begleitete ihn der eidgenöſſiſche Genieoffizier Walker, andere Freunde ſchloſſen ſich als rüſtige Reiſegefährten an, und mit Inſtrumenten aller Art wohl verſehen, begann man um die Mitte des Juli's die Verſuche zu Erſteigung des Finſteraarhorns (zwiſchen dem Thale von Grindelwald im Kanton Bern und dem Zehnten Gombs in Wallis). Die ungünſtige Witterung erſchwerte dieſelben ungemein. Den 25. Juli zog die kleine Karavane über die weite Gletſcherregion hinter der Jungfrau. Hier in Mitte der ewigen Eisgebilde entſchloß ſich Hugi, etwa vierzehn Tage zu verweilen und die Beobachtungen, Ausflüge, Meſſungen, Sammlungen u. ſ. w. fortzuſetzen; allein die ſchlimme Witterung trieb den Forſcher bald wieder nach Wallis hinab. Die Wanderung zog ſich dann ins Formazzothal, durch Obergeſtelen gegen den höchſten Kamm der Berneralpen und über das Seidelhorn nach dem Hoſpiz des Grimſels, wo der erfahrene Bergſteiger aus Solothurn ſich wie am heimiſchen Heerde befindet und der freundſchaftlichſten Aufnahme ſicher iſt. Den 1. Auguſt wanderte er an der Spitze einer größern Karavane nach dem Unteraargletſcher. Unter heftigem Schneyen begann man vom Finſteraarhorn an über den Firn dieſes Namens eine Standlinie zu meſſen und zugleich mit einem andern Theile der Mannſchaft eine Hütte zu bauen; zwiſchen zwey Granitblöcken wurde das Eis ausgehauen, zwey Mauern aufgeführt, und auf acht Balken war noch vor Nacht ein haltbares Schieferdach vollendet. Das feſte Dach kam den Reiſenden dießmal gut zu ſtatten; die Nacht war eine der ſchrecklichſten, die Hugi in den Hochgebirgen verlebt; unbeſchreiblich war das Toben und Stürmen der Winde, das Wettern und Krachen während der fürchterlich langen Nacht. Den 2. konnte jedoch die Standlinie vollendet werden; Holz und Heu zum Lager auf dem Eis, Wein und Nahrung wurden heraufgeſchafft und ſo die Hütte zum Aufenthalte auf mehrere Tage gehörig eingerichtet. Nach dem vierten Tage wurde die Leitung der topographiſchen Aufnahme dem Hrn. Walker überlaſſen und Hugi unternahm mit den meiſten Alpengefährten über den Oberaargletſcher die Wanderung nach dem Finſteraarhorn, um die frühern weſtlichen Winkelmeſſungen zu vervollſtändigen und die Arbeit auf dem Unteraargletſcher der weſtlichen Triangulation anzuſchließen. Hinter dem Finſteraarhorn wurde der Zug in äußerſt elendem Nachtlager die erſte Nacht eingeſchneit, und das Wetter ſchlug plötzlich ſo um, daß ihnen kaum der Rückzug möglich war. Auch die Topographen wurden indeß eingeſchneit, hatten jedoch den ganzen Tag auf ihrem ſichern Lager, in warmer Hütte, in Schutz und Schirm nicht ſowohl große Noth, als Langeweile. Den 9. Auguſt wurde ein zweyter, dießmal ſehr glücklicher Ausflug nach dem Finſteraarhorn unternommen, und der 10. Auguſt war der für den Naturforſcher, wie für alle ſeine Gefährten, merkwürdige Tag, an dem ſie den Gipfel dieſes allerhöchſten Hornes der Berneralpen, wohin vor ihnen noch Niemand ſich gewagt, *) mit unſäglicher Anſtrengung und unter lebensgefährlichen Strapazen erſtiegen. Auf der Spitze des Hornes, auf einer Höhe von wenigſtens 14,000 Fuß über dem Meer, wurde von den muthigen Reiſenden in der luftigen, ſchrecklich kalten Region eine ſechs Fuß hohe Pyramide aus Steinmaſſen aufgeführt und eine Fahne aus Drath und Harztuch darauf gepflanzt, die gar bald von dem Grimſel und andern Punkten aus, zur größten Freude der Freunde des Naturforſchers, geſehen und begrüßt wurde. Der Rückzug jedoch brachte ihn in die größte Lebensgefahr, und beynahe wäre er in einen unermeßlichen Schlund hinabgeſtürzt, hätte ihn nicht im Sturze ſelbſt der junge, wackere Leuthold ab dem Grimſel, einer der beſten Alpenſteiger, durch Geiſtesgegenwart und kühne Gewandtheit und durch ein ſchnelles Einſtecken ſeines Alpenſtockes in den Felſenabhang aufgehalten und gerettet.

Den 12. Auguſt wurde das Wetter äußerſt ſchlecht, und den 13. langten auch Walker und ſeine Begleiter in erbärmlichem Zuſtande auf dem Grimſel an. Trotz der ungünſtigen Witterung und dem Sturme aller Elemente war, in dieſen dreyzehn Tagen, die Aufnahme des Gletſchers mit allen Verzweigungen, Schlünden, Formen und Gebirgsmaſſen vollendet, und Signale eingehauen, um das Vorrücken des Firnes in Zukunft zu beſtimmen. Da endlich die Witterung wieder beſſer ward, konnte auch die von Formazzo angefangene Gebirgsprofillinie bis Luzern vollendet und die Gebirgsmaſſen unterſucht werden. Die lezte Hälfte des Monats Auguſt wurde dem Rigi, dem Pilatus und den Gebirgen bis Thun gewidmet. Auf der ganzen Reiſe wurden Winkelmeſſungen und, nebſt den gewöhnlichen meteoriſchen Beobachtungen, Unterſuchungen über die Temperatur ſiedender Flüſſigkeiten angeſtellt, und die ſechswöchige Gebirgsreiſe hat eine verhältnißmäßig reiche wiſſenſchaftliche Ausbeute gegeben. Hugi hat davon der naturforſchenden Geſellſchaft in Solothurn Bericht erſtattet und er will dieſelben, weiter ausgearbeitet, dieſen Winter unter dem Titel: Naturhiſtoriſche Alpenreiſe, mit Zeichnungen, Anſichten, Profillinien und einer Charte vom Unteraargletſcher im $\frac{1}{20000}$ Maßſtabe begleitet, erſcheinen laſſen.

---

*) Vor einigen Jahren hat ein Knecht des Spitalwirths auf der Grimſel, Arnold Abbühl, von zwey Walliſern begleitet, ein Horn, vielleicht aber nicht das nämliche, des Finſteraarhorns mit unbeſchreiblicher Mühe erklommen.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 293.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 8. December 1829.

Das ſüßeſte Glück für die trauernde Bruſt
Nach der ſchönen Liebe verſchwundenen Luſt,
Sind der Liebe Schmerzen und Klagen.

Schiller.

Vergißmeinnicht.

Von Immermann.

Ich lag an Liebchens warmer, treuer Bruſt,
In Freuden nicht, wir waren leidbewußt;
Ein herber Schmerz entbrannte in uns Beyden:
Der Abſchiedsſchmerz — es ging zum ew'gen Scheiden;
Da weinet ſie, und ihre Lippe ſpricht:
Vergißmeinnicht!

Ich ging hinaus, an Wald und Feld vorüber,
Schwarz war die Erde, ſchwarz der Himmel drüber;
Ich kam zum Bach, ich kam zum Brückenſteg,
Dem tauſendmal geſchrittnen Liebesweg,
Da ſtehn an Baches Rande voll und dicht
Vergißmeinnicht.

Sie blicken zu mir auf ſo innigblau,
In jedem Blümlein hängt ein Tropfen Thau;
Aus allen Blumen ſchauet die Geliebte,
Aus jeder Blume weinet die Betrübte:
Ich bitte dich, ob auch dein Herz zerbricht,
Vergißmeinnicht!

Ich warf die Brücke in den ſchnellen Bach,
Sie ſchwamm dahin, ich aber rief ihr nach:
Du trugſt mich oft zu meinem reinen Glücke,
Das Glück iſt hin! Was ſoll denn noch die Brücke?
Drauf pflückt' ich mit verzweifelndem Geſicht
Vergißmeinnicht.

Die Blum' iſt welk, die Brücke iſt vermodert,
Doch Lieb' iſt friſch, und Lieb' im Herzen lodert!
Es war das leztemal, daß ich ſie ſah;
Wie iſt das nur? Sie bleibt mir immer nah.
Stirbt Liebesluſt, ruft lauter Liebespflicht:
Vergißmeinnicht!

Peter Starofsky.

(Fortſetzung.)

Welche Scene lag vor Starofsky, als er keuchend, zum Tode erſchöpft, aufblickte! Flammen ſchlugen überall gen Himmel, wilde Geſtalten zu Pferd galoppirten hin und wieder, gleich Dämonen; Männer und Weiber ſchrieen, flohen und fielen unter den Streichen ihrer Verfolger. Wenige Schritte vor ihm lag der enthauptete Leichnam eines Armeniers. Betäubt von dieſem Anblick, ſtarrte er in die Nacht hinaus, da weckte ihn plötzlich ein Schrey an ſeiner Seite; „Schuſchan!“ rief er; „großer Gott! Schuſchan! wo iſt ſie?“ Er drehte ſich um, er erblickte ihr flatterndes Gewand und ſah, wie ſie eben von zwey perſiſchen Soldaten, troz ihres Angſtrufs, fortgeſchleppt wurde. Alles außer dem Schickſal ſeiner Geliebten vergeſſend, ergriff Starofsky einen Feuerbrand und ſtürzte den Räubern nach, indem er ihnen wüthend zurief, zu halten und ihre Beute herauszugeben. Die Leute hielten, ſahen ſich um, und unſer Soldat machte ſich zu einem hitzigen Kampfe fertig,

Digitized by Google

als in demſelben Augenblick ein Trupp Reiter, zwey Anführer an der Spitze, heranſprengte. „Dieß iſt mein Antheil an der Beute," rief einer derſelben; „ich ſpreche das Mädchen für mich an." — „Sie gehört Dir," verſetzte der andere; „Du haſt ſie wohl verdient." Staroſsky wandte ſich gegen den, der zuerſt geſprochen hatte, und wie groß war ſein Erſtaunen, ſein Ingrimm, als er, trotz der Verkleidung, in dieſem Anführer der perſiſchen Plünderer ſeinen unverſöhnlichen Feind Tſch—ky erkannte. „Elender Verräther!" rief er, auf ihn zuſtürzend, und führte mit ſeiner Feuerkeule einen wüthenden Streich auf ihn. Scharf ſein Pferd zurückwerfend, wich Tſch—ky der vollen Kraft des Schlages aus, ſo daß er nur ſeine linke Wange noch empfindlich traf. „Hölle und Teufel! Du ſchon wieder hier, Staroſsky!" murmelte der Räuber zähneknirſchend und riß eine Piſtole von dem Sattelbogen; „aber meine Zeit iſt endlich gekommen, ſieh, Burſche, ſieh Dein Mädchen in meiner Gewalt, bevor ich Dich zur Hölle ſchicke!" Er ſpannte und zielte; aber der perſiſche Offizier ſchlug ihm den Arm empor, und die Kugel ziſchte in die Luft. „Halt Freund!" ſprach er; „mit dieſem Burſchen haſt Du nichts zu ſchaffen. Vergreife Dich nicht an des Schachs Gefangenen. Du haſt Deinen Antheil an der nächtlichen Beute, gib Dich zufrieden! Ich habe Befehl, jeden ruſſiſchen Gefangenen nach Tabriz zu ſchicken, wo der Prinz Toptſchis und Handwerker braucht. Sey aber ruhig, der Burſche ſoll Dir nicht mehr läſtig werden." Alles Sträuben und Bitten Staroſskys war vergeblich. Er ward ergriffen, geknebelt und aus dem Dorfe geſchleppt, während ſeine Geliebte nach einer andern Richtung hin fortgebracht wurde.

Verwundet, geſchlagen, verbrannt, ward unſer unglücklicher Soldat an den Zaum eines Pferdes gebunden, und alsbald trat der ganze Trupp der Plünderer mit Beute, Gefangenen, Schaafen und Hornvieh den Rückzug an. Das Dorf war in einen Haufen rauchender Trümmer verwandelt. Mehr denn einmal warf ſich der unglückliche Staroſsky mit gebrochenem Herzen verzweiflungsvoll auf den Weg nieder, weigerte ſich, einen Schritt weiter zu thun, und rief ſeinen Quälern zu, ſeinem Elend ein Ende zu machen; aber die Streiche ihrer Keulen und das gewaltſame Zerren an den Stricken, womit er gebunden war, nöthigten ihn immer wieder, ſeine ſchmerzliche Wanderung fortzuſetzen, während bey dem Gedanken an ſeine Geliebte, die er in den Händen des Räubers wußte, die Hölle in ſeinem Buſen kochte.

Trotz den Anſtrengungen der Perſer wurde ihr Rückzug, als ſie ſich den Gebirgen näherten, die das Thal von der perſiſchen Grenze trennten, langſam und beſchwerlich, und lange bevor ſie den Eingang des Paſſes erreichten, verkündigte das graue Licht den nahenden Morgen. Eben bog die Vorhut der Marodeurs um einen vorſpringenden Felſen, da erſcholl eine rauhe Stimme und drey Reiter brachen aus dem Dickicht hervor. Es war ein ruſſiſches Piket; die Perſer ſtutzten. Die drey Koſacken feuerten ihre Piſtolen ab und ritten davon; aber nicht lange, ſo fiel ein ganzer Trupp über die Vorhut der Perſer her. Der eilfertige Rückzug derſelben auf die bereits unordentliche Maſſe des Nachzugs brachte die ſchrecklichſte Verwirrung hervor. Die Perſer flohen nach allen Seiten hin; einige kletterten die Bergwand entlang, andere flüchteten ſich nach dem Thale hinab, alle warfen ihre Beute weg und überließen die Gefangenen ihrem Schickſal. Das Vieh, nicht mehr unter Aufſicht, ſprang hin und wieder, ſchlug aber meiſt den Heimweg ein, und die Koſacken blieben, nachdem ſie Alles, was Widerſtand leiſtete, niedergemacht, Meiſter des Feldes.

Staroſsky, überraſcht und dazu gefeſſelt, dachte an kein Entfliehen. Die Koſacken, Anfangs erfreut, einen Kameraden erlöſt zu haben, jubelten noch lauter auf, als ſie in dem Gefangenen den Böſewicht erkannten, der, wie ſie glaubten, das Dorf den Perſern verrathen hatte. Sie brachen ungeſäumt mit ihrem Gefangenen nach Kar Ekliſia auf und kamen um Mittag daſelbſt an.

Staroſsky ward krank, verwundet und erſchöpft in ein ſicheres Gefängniß gebracht, um vor Vollziehung des über ihn verhängten Urtheils nochmals ſtrenge verhört zu werden. Ehe er jedoch in ſeinen Kerker abgeführt wurde, vermochte er einen alten Kameraden, auf den er ſich verlaſſen konnte, ſeinem kommandirenden Offizier und Gönner, dem Kapitän P., ſeine unterthänige, aber dringende Bitte vorzutragen, ihn auf ein paar Minuten ſprechen zu dürfen, da er ihm Dinge von Wichtigkeit mitzutheilen habe. Erſt ſpät am Abend konnte Kapitän P. den Gefangenen beſuchen; er blieb gegen eine Stunde bey ihm und man konnte, als er das Gefängniß verließ, eine heftige Gemüthsbewegung in ſeinem Geſichte leſen. Nach ſeiner Rückkehr in ſein Quartier wurden mehrere Koſacken in verſchiedenen Richtungen abgeſandt, und am Morgen warf ſich der Kapitän ſelbſt auf das Pferd und verließ die Station.

Am ganzen folgenden Tage erwartete unſer Gefangener jeden Augenblick, entweder zu ſeinem Schlußverhör oder zum Tode geführt zu werden, mit einer Aengſtlichkeit, die von ſeiner peinlichen Lage unzertrennlich ſeyn mußte. Aber Stunde nach Stunde verging, ohne daß er auch nur einen Fußtritt in ſeiner Nähe vernahm.

Der dritte Morgen ſollte ſeiner Ungewißheit ein Ende machen. Beſchmutzt, verbrannt, mit zerriſſenen Kleidern erſchien er zum zweyten Male vor dem Kriegsgericht. Das Gericht begann damit, die frühere Unterſuchung und Verurtheilung des Gefangenen kurz zu wiederholen, ſodann ſeine Entweichung aus dem Gefängniß und ſeine Wiedereinbringung durch ein Detachement Koſacken mitzutheilen. Er

Digitized by Google

ward jezt aufgefordert, zu bekennen, durch welche Mittel er aus dem Gefängniß gebrochen, und wie er in die Lage gekommen ſey, in der ihn die Koſacken gefunden haben.

Starofsky warf einen ängſtlichen Blick in dem Kreiſe umher; ſein einziger Freund, Kapitän P., war nirgends zu ſehen; der Muth ſank ihm, er raffte jedoch alle ſeine Kraft zuſammen, und einzig ſeiner Unſchuld vertrauend, erzählte er umſtändlich, was ihm in Khoſchanlu begegnet war; man hörte ihm aufmerkſam zu; als er aber auf Kapitän Tſch—ky, als einen der Anführer der perſiſchen Marodeurs kam, gerieth die Verſammlung in ſichtbare Bewegung; auf einigen Geſichtern war Entrüſtung, auf andern Erſtaunen zu leſen. Jezt wurde er aufgefordert, ſeine auffallenden, faſt unglaublichen Angaben zu beweiſen. Er wies den Richtern ſeine gefeſſelten Hände und fragte, wie ein unglücklicher Gefangener, von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeſchnitten, Beweiſe ſammeln könne. „Doch," fuhr er fort, „ganz ohne Beweiſe bin ich nicht. Ich habe einen Zeugen, und zwar in der Perſon des Kapitän Tſch—ky ſelbſt. Der Streich, den ich auf ihn, als einen perſiſchen Offizier, als den ſchändlichen Räuber eines unſchuldigen Mädchens, führte, hat, obgleich er ſeinen Zweck nicht erreichte, doch ſein Ziel nicht ganz verfehlt. Die Keule, die ich führte, ſtreifte und verwundete ihn an der linken Wange, und wenn Sie wirklich die Wahrheit erheben und Recht zwiſchen Mann und Mann ſprechen wollen, ſo konfrontiren Sie mich mit dem, der mich fälſchlich eines Verbrechens anklagt, das er ſelbſt begangen hat."

(Der Beſchluß folgt.)

Ungedruckte Briefe von Johann Georg Zimmermann.

5.)

Hannover, 26. Mai 1792.

Durch Gottes Güte befinde ich mich nebſt meiner Frau vollkommen wohl, zufrieden und glücklich. Ich bin mehr und mit mannigfaltigeren Dingen beſchäftigt, als ſonſt vorher in meinem ganzen Leben, und alles, was ich zu verrichten habe, verrichte ich mit Luſt und Muth. Einiges von dem, was mich betrifft, will ich Ihnen mittheilen, weil Sie noch immer an allem dem ſo liebevollen Antheil nehmen.

Am Anfang des Novembers verlangte der Kaiſer Leopold von mir ein Gutachten über den Geiſt der Zeit in Deutſchland, und die Mittel und Wege, dieſem Schwindelgeiſt eine beſſere Wendung zu geben. Ich ſchrieb dieſes Gutachten (ein ganzes Buch) vom 10ten November bis zum 10ten December 1791, unter folgendem Titel: Memoire an Seine kaiſerliche Majeſtät, Leopold den Zweyten, über den Wahnwitz des Zeitalters und die Mordbrenner, welche Deutſchland und Europa aufklären wollen. Den erſten Theil dieſes Memoire ſchickte ich dem Kaiſer den 30ten December 1791, den zweyten Theil den 1ten Januar, und den dritten Theil den 11ten Januar. Jedesmal ſchrieb ich dann auch noch einen beſondern Brief an den Kaiſer. Nach Empfang des erſten Theils meines Memoire ließ mir der Kaiſer ſagen: „Er ſey außerordentlich wohl mit meinem Memoire zufrieden." Nach Empfang des zweyten Theils ließ mir der Kaiſer ſagen: „Mein Memoire wirke bey ihm alles, was mein Herz nur wünſchen könne." Nach Empfang des dritten Theiles ließ mir der Kaiſer ſagen: „Er werde mir ſelbſt ſchreiben." Den 13ten Februar ſchrieb mir der Kaiſer den Brief, welchen ich meiner Verläumder wegen drucken ließ, und dabey ſchickte er mir eine Tabatiere von zweytauſend Gulden an Werth. Urtheilen Sie nun ſelbſt, mein geliebter Freund, wie unausſprechlich mich der Tod des Kaiſers betrübt hat. Aber gleich habe ich wieder alle meine Kräfte zuſammengeraſft, und der erlittene Verluſt iſt uns, Gott Lob, erſezt.

Eine höchſt ſonderbare Sache wiederfuhr mir im Monat April dieſes Jahres 1792. Der Herr Schultheiß von Steiger in Bern ſchrieb mir den 12ten April einen langen, äußerſt gnädigen und liebreichen Brief, worin, mit Auslaſſung deſſen, was zu ehrenvoll für mich iſt, folgende Worte ſtehen:

„Je vous demande la permission, d'oser vous faire inscrire sur le tableau des personnes, qui vont être présentées au Gouvernement, pour être admises aux droits de la Bourgeoisie privilégiée de notre ville. Je sçais, Monsieur, que notre Bourgeoisie ne peut être pour vous, dans ce moment, ni intéressante ni utile. Je sçais — — — Mais ce sera au moins un hommage, que vous rend la patrie, et pour moi en particulier une bien grande satisfaction d'en avoir été l'organe. Le mode néanmoins dont se fait cette election m'a fait balançer, Monsieur, de vous faire cette ouverture. Celle du Doge de Venise n'est pas plus composée. Ce n'est qu'après nombre de scrutins que le sort décide entre les six qui ont eu le plus de suffrages. L'esprit républicain a craint l'influence du crédit et il s'est soumis aux caprices du sort, souvent injuste et toujours humiliant pour le vrai mérite. Mais je n'ai pu me refuser au plaisir de voir votre nom sur un tableau qu'il honore . . ."

Dieß iſt doch wirklich die mir angenehmſte und allerunerwartetſte Ehre, die mir in der Welt hätte wiederfahren können. Mir iſt genug, daß der Herr Schultheiß von Steiger blos an mich gedacht hat. Das Uebrige überlaſſe ich der Vorſehung. Auf alle Fälle bin ich entſchloſſen, in Hannover zu leben und zu ſterben.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stockholm, Oktober.

Wie innig der wahre Volksdichter mit ſeiner Nation verſchmolzen und, in dieſer fortlebend, gleichſam perſönlich unſterblich iſt, das bezeugte neuerdings das Feſt, welches am 26. Juli bey der Enthüllung von Bellmanns Büſte in dem Thiergarten, nahe bey Stockholm, ſtattfand.

Der von Profeſſor Byſtröm in Rom modellirten und nach koloſſalem Verhältniß in Erz gegoſſenen Büſte ward einer der ſchönſten Punkte des Parks angewieſen, wo ſie auf einem Fußgeſtell von Granit den Platz einnimmt, wo einſt Bellmann vor allen gerne ruhte; von der ſanften und von hohen Eichen beſchatteten Höhe öffnet ſich dort zwiſchen amphitheatraliſch aufſteigenden Hügeln dem Blick zugleich die Ausſicht auf das Meer und auf einen Theil der Stadt, in deſſen Mitte die hochgewölbte Kuppel der St. Katharinenkirche ſich erhebt.

Die Hälfte von Stockholms Bevölkerung hatte ſich zur Feyer des Tages rings umher verſammelt, und außer den bey dem Hauptplatz angebrachten Schaubühnen ſah man, in des Wortes vollſter Bedeutung, ſo weit das Auge reichte, alles mit Menſchen bedeckt. Weder Wache, noch polizeyliche Aufſicht war hier ſichtbar und kein Lärm, noch ſonſt ſtörende Laute wurden vernommen. Eine Barriere aus Tannenreißig umſchloß den Hügel und die Perſonen, welche zur Ausführung des Denkmals beygetragen. Mehrere ältere Freunde des am Ende des vorigen Jahrhunderts verſtorbenen Dichters waren gegenwärtig; unter dieſen ein 80jähriger Greis, welchem eine von Fredmanns Epiſteln (ſo nannte er ſich in ſeinen Dichtungen) zugeeignet iſt. Nachdem der König und der Kronprinz von Schweden und ihre Gemahlinnen ihren Platz außerhalb des Kreiſes eingenommen, begann die Feyerlichkeit mit einer höchſt glücklich berechneten Waldhornmuſik, die hinter einer Eichengruppe die den Schweden allbekannte Melodie: „Wach' auf, Amaryllis, wach' auf, mein Leben!" *) ſpielte, worauf ein, ebenfalls ungeſehenes, jedoch näher ſtehendes, vollſtändiges Orcheſter blaſender Inſtrumente ſich hören ließ, in welches ein Männerchor einfiel, der, ohne Inſtrumental-Begleitung, einige vom Dichter Walerius verfaßte einleitende Verſe nach eben genannter Melodie ſang. Hierauf hielt der, durch Kunſtſinn und literariſche Leiſtungen rühmlich bekannte Freyherr von Akerhjelm eine ſinnvolle Rede, während welcher die Hülle von des unſterblichen Dichters Bildniſſe ſank. Jezt vernahm man die unſichtbaren Orcheſtertöne aufs Neue, und der Sängerchor ſtimmte, ebenfalls nach einer Melodie Bellmanns: „Sturm und Wogen ſchweigen ſchon" — ein ſehr gelungenes Gedicht von Walerius an, wovon wir beyfolgende Ueberſetzung unſern Leſern mittheilen:

Hohen Nordens Dichterſchwan,
Zog er ſeine freye Bahn
In des Aethers Reichen,
Sich nur zu vergleichen;
Licht gelenket,
Glut-getränket,
Fiel er nie, in Staub verſenket.

Der Bacchanten Pflegeſohn,
Lernt' er mit Anakreon
Pindaros vereinen,
In ſich ſelbſt, dem Einen;
Und des Wilden
Mit dem Milden
Einklang wußt' er ſich zu bilden.

Nimmer der Tod
Hohes verzehrt;
Phöbos gebot:
Seht ihn verklärt!
Lebend, wie der Kunſt Gedanke,
Strahlt der Stirne Glanz,
Deren Lorbeerkranz
Epheu hüllt und Weines grüne Ranke,
Unſers Dichters Zier:
Ja, Ihn ſehen wir,
Nord'ſcher Dithyrambe Vater, hier!

Ein Schlußchor nach Bellmanns Lied: „Blaſet nun alle," bey welchem die entfernte Waldhornmuſik von wahrhaft magiſchem Effekt war, beſchloß die Feyerlichkeit. Hierauf begab ſich ſowohl der König, als der Kronprinz in den Raum innerhalb der Barriere, um die Büſte näher zu betrachten, die Wittwe Bellmanns und deſſen Sohn begrüßend, welchen dort ein beſonderer Platz angewieſen worden, worauf die Umſtehenden das Volkslied: „Bewahre Gott den König!" anſtimmten. Bey der Enthüllung der Büſte wohnten nicht weniger als drey Biſchöfe: Wallenberg, Wallin und Tégnér, ſelbſt Dichter, der Huldigung bey, die dem Andenken des vielleicht größten ſchwediſchen Dichtergeiſtes, mehr als dreyßig Jahre nach deſſen Tode, von ſeiner Nation dargebracht wurde. Jezt ſammelten ſich die Theilnehmer dieſes Feſtes, etwa 300 an der Zahl, auf dem freyen Platze des Thiergartens, Slätten (die Ebene) genannt, wo in drey großen, zuſammenhängenden Zelten das Abendeſſen eingenommen wurde, dem die Erheiterung der Tafelmuſik und des Geſanges nicht fehlte, wozu beſonders Herr von Beskow und Walerius ſehr gelungene Gedichte als Toaſte geliefert. Jedes Convert war mit Epheu und Weinlaub bekränzt, und auf einem beſondern Altar lag Bellmanns alte Mandoline, welche bereits deſſen Großvater, Profeſſor Bellmann, in Rom geſpielt, ebenfalls mit Epheu und Weinlaubkränzen umwunden. Der ſchönſte Abend begünſtigte die heitere Feſtlichkeit; bis tief in die Nacht hinein ſah man faſt alle Fenſter des Thiergartens erleuchtet, und zahlreiche Gruppen fröhlicher Spaziergänger ruhig und friedlich umherwandeln. Um zwey Uhr Nachts, ehe die froh aufgeregte Verſammlung ſich trennte, ging es nochmals zu des Dichters Büſte, vor welcher man eine reichliche Libation aus zwey koloſſalen Bowlen ausgoß, die, Kardinal und Punſch duftend, zu beyden Seiten neben Bellmanns Zither prangten.

Die Theilnahme, welche ſich ſeit einiger Zeit der nordiſchen Poeſie zuwendet, läßt erwarten, daß auch Bellmanns Dichtungen früher oder ſpäter mehr in Deutſchland bekannt werden, obgleich die volksthümlichen, ganz auf Lokalbeziehungen beruhenden Geſänge dieſes ſeltenen Geiſtes der Ueberſetzung große, faſt unüberſteigliche Schwierigkeiten entgegenſetzen. So viel iſt gewiß, ſo lange ſchwediſche Sprache und Sitte leben, werden Bellmanns Lieder, von Enkel auf Enkel übertragen, in ihrer kindlich-ſinnigen Genußſucht, in ihrer tief-humoriſtiſchen Welt- und Lebensanſchauung, ſtets den Schlüſſel zu dem ſcheinbar einfachen, jedoch nicht Jedem leicht zu deutenden Räthſel dieſer intereſſanten Volksindividualität darbieten.

*) Wovon Text und Muſik Bellmann angehören.

Beylage: Literaturblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nº. 294.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 9. December 1829.

> F. Das tolle Zeug, die raſenden Geberden,
> Der abgeſchmackteſte Betrug
> Sind mir bekannt, verhaßt genug.
> M. Ey Poſſen! Das iſt nur zum Lachen.
>
> Goethe.

Die Schamane im nordöſtlichen Sibirien.

Aus Briefen des Herrn von Matinſchein (Reiſegefährten des Baron Wrangel auf der Nordpol-Expedition) an einen Freund in St. Petersburg, im Jahr 1820.

..... Am 30ten Auguſt lagen 9386 Werſte zwiſchen uns; demungeachtet aber haben wir gewiß beyde an dieſem Tage einerley Gefühle gehabt, du in der größten und herrlichſten, ich in der kleinſten und jämmerlichſten Stadt auf der Welt. Wirklich kann man dieß mit gutem Gewiſſen von Werchojanſk ſagen, denn das ganze elende Neſt beſteht, nächſt der baufälligen Kirche und dem Kabak, aus acht bis zehn Jurten und Hütten, die auf einer Fläche von ungefähr drey Werſten zerſtreut liegen. — Hier feyerte ich den Geburtstag unſers Kaiſers, ſo gut es ſich bey den hieſigen negativen Mitteln thun ließ. Das Diner, zu welchem ich die Honoratioren des Orts, den Prieſter, den Kommiſſär und einen hier lebenden Kaufmann, einlud, beſtand aus Iùkola (gedörrter Fiſch) Strugànina (gefror'ner Fiſch, in dünne Scheiben geſchnitten und roh mit Salz gegeſſen) und geräucherten Rennthierzungen, einem der vornehmſten hieſigen Leckerbiſſen; zum Deſert wurden getrocknete Cedernüſſe herumgereicht. Abends regalirte ich meine Gäſte mit Thee, wobey ich meine Rumflaſche aufthat, welcher wacker zugeſprochen ward. Vor dem Hauſe brannten einige alte Scherben mit Thran und Fett — eine hier unerhörte Illumination! — Dem Straßenpublikum gab ich ein Paar Eimer Branntwein und ein Pfund Tabak zum Beſten, und ſo ward unter dem lauteſten Jubel der ganzen Bevölkerung des Orts, dem Beloj Tsar' (weißer Zar), und dem Syn Solnza (Sohn der Sonne), wie die hieſigen Völkerſchaften den Kaiſer tituliren, ein herzliches Lebehoch gebracht. Die Geſellſchaft ging ziemlich ſpät auseinander, und meine prachtvolle Fete ſpielt gewiß auf lange Zeit eine glänzende Rolle in den Annalen von Werchojanſk.

Am andern Morgen früh zog ich weiter mit meinem Gefolge, beſtehend aus einem alten Koſaken, der mein Dollmetſcher und meine Eskorte war, und einem Paar Jakuten, die als Wegweiſer dienen und mein Packpferd führen ſollten. Mit dem Wegweiſen war's nun eben nicht buchſtäblich zu nehmen, denn Wege gibt es, zumal im Winter, in dieſen traurigen Einöden nicht. Wir zogen den ganzen Tag längs dem Ufer des Tabalog, eines ziemlich bedeutenden Fluſſes, hin (der, trotz dem 30ten Auguſt, ſchon breite Eisränder anſezte), ohne auch nur eine Spur menſchlicher Wohnungen anzutreffen. Gegen Abend ſtellte ſich ein eiskalter, ſchneeartiger Regen mit heftigem Winde ein, der mich bald ſo vollkommen durchnäßte, daß ich ſehnlichſt wünſchte, auf irgend eine Jurta zu ſtoßen, wo ich ein Obdach finden und meine triefenden Kleider etwas trocknen könnte. Ich fragte den jakutiſchen Führer, ob denn gar keine Wohnung in der Nähe ſey? „Nein,“ ſagte er; „keine Jurta weit und breit, außer der großen Teufelsjurta im Alar Süüt, d. h. im Mordwalde.“ Auf meine Bitte um eine genauere Nachricht über die ominoſe Jyrta und den ſchauerlichen Wald, erfuhr ich folgendes:

Digitized by Google

Zur Zeit der Eroberung Sibiriens fand eine Schlacht zwiſchen den damals vereinigten Tunguſen und Jakuten, und den Ruſſen in dieſer Gegend ſtatt; leztere hätten, vermöge ihres Schießgewehres, gewiß in dieſem, wie in allen übrigen Gefechten, die armen Eingebornen, die nur Pfeile und Bogen beſaßen, überwältigt, wenn ſie ſich nicht in dieſen, ihren Göttern geheiligten Wald zurückgezogen hätten. Hier aber kamen ihnen die Schamane mit ihren Beſchwörungen zu Hülfe; ſie überwanden die Ruſſen und machten ſie alle nieder. Als Dokument und unumſtößlichen Beweis für die Wahrheit dieſer Thatſache, zeigte mir mein Cicerone hier auch wirklich einen hohen, ganz allein daſtehenden pyramidenförmigen Fels, den die Schamane damals zum Andenken an dieſe Begebenheit aus dem Schooße der Erde hervorgezogen haben. — Seit dieſer Zeit hieß dieſer Wald der Mordwald; er iſt übrigens angefüllt mit den Geiſtern der erſchlagenen Ruſſen, und es iſt ſehr gefährlich, ſich zur Nachtzeit hinein zu wagen, beſonders in die Nähe der tief darin liegenden Jurta. „Nun,“ ſagte ich, „da die Geiſter in dem Walde Ruſſen ſind, ſo werden „ſie ja mir und meinen Leuten kein Leid anthun; wir „können alſo dreiſt hinein und die große Jurta zu unſerm „Nachtlager benützen.“ Mit dieſen Worten bog ich rechts in den Wald. Die beyden Jakuten flehten zitternd und bebend, ich möchte doch mich (eigentlich ſ i e) nicht ſo muthwillig dem Teufel in den Rachen liefern; ſie wurden zur Ruhe verwieſen. Bald ſtießen wir auf eine Art von gebahntem Weg, und ich erblickte zu meiner nicht geringen Freude in der Entfernung eine vom Feuer röthlich gefärbte, hoch aufſteigende Rauchwolke. „Da gibts Menſchen!“ rief ich freudig aus. „Da iſt des Teufels Werkſtatt!“ brummte mein Koſak. Voll Ungeduld zu dem Feuer zu gelangen, das für mich ganz Durchnäßten und Erſtarrten ſo reizend war, trieb ich mein Pferd an und ritt ſo raſch, als es die Dunkelheit und die über mir dicht verwachſenen Aeſte und Zweige verſtatteten, vorwärts dem Scheine zu. Endlich ſtehe ich vor einer großen Jurta; der dicke Rauch, der oben und auch an den Seiten daraus hervordringt, und ein verworrener Lärm von allerley Stimmen, deuten mir an, daß die Jurta bewohnt iſt. Ich ſpringe raſch vom Pferde (meine Begleiter waren zurückgeblieben), binde es an einen Baum und gehe auf die Jurta los. Plötzlich wird das Rennthierfell, mit welchem die Thüre verhängt war, zurückgeworfen, und ein wilder Haufe Tunguſen, auf deren Geſichtern Schrecken, Furcht und Wuth ausgedrückt ſind, ſtürzt mir entgegen. Die Leute ſahen ziemlich teufelmäßig aus, ich ſtuzte; aber da war nun einmal nichts anders zu thun, als herzhaft zu ſeyn oder wenigſtens zu ſcheinen, und das that ich denn auch, indem ich raſch vorſchritt. Ein zunächſt an der Thüre ſtehender Tunguſe will mir den Eingang wehren; ein tüchtiger Stoß vor die Bruſt ſchleudert ihn in die Jurta zurück, und ich trete hinein. — Mit einem durchdringenden Geſchrey dringt nun der ganze Haufe auf mich ein und umringt mich, ſo daß ich mich durchaus nicht mehr rühren, keine Bewegung mehr machen kann. Es wäre mir vielleicht übel ergangen, und die Teufelsjurta hätte ihren Ruf an mir beſtätigt, wenn nicht plötzlich ein Deus ex machina zu meiner Rettung aufgetreten wäre: ein alter Tunguſe drängt ſich durch den dichten Haufen hervor, nimmt mich freundlich bey der Hand und ſpricht zu den Uebrigen: „Brüder, dieſer „iſt ein guter Tajon *), — ich kenne ihn — der uns nichts zu „Leide thun wird; er hat mir viel geholfen, als ich beym „Sommereisgang **) an den Terech-Urjafluß zum Fiſchfang „gegangen war und der Geldtajon mich drückte.“ — Die Empfehlung des alten Herrn, der einer von den Honoratioren zu ſeyn ſchien, wirkte, mir ward ſogleich Platz gemacht und ich trat in die Jurta. Hier wandte mein Mäcen ſich zu mir und ſprach in gebrochenem Ruſſiſch: „Guter Tajon, hindre nicht unſern Schaman.“ — „Nein, lieber Freund,“ antwortete ich, „weit entfernt ihm hinderlich zu ſeyn, will ich ihn vielmehr ſelbſt über mein Schickſal befragen; deßhalb bin ich hieher gekommen, und habe einen Bündel ſcharfen tſcherkeſſiſchen Tabaks mitgebracht.“ — Meine Erklärung ward der Geſellſchaft überſezt, das Tabaksargument wirkte ganz beſonders, die Geſichter klärten ſich auf, und ich trat als willkommener Gaſt vollends in die Jurta, wo eine Menge Weiber an den Wänden herumſaßen. Hier, bey ruhigerer Anſicht, erkannte ich nun auch meinen Beſchützer, dem ich wirklich Gelegenheit gehabt hatte früher einen kleinen Liebesdienſt bey dem Steuereinnehmer zu erweiſen. — Man wieß mir den Ehrenplatz gegenüber der Thür an, ich ſezte mich, und nach und nach lagerte ſich die ganze Verſammlung wieder längs den Wänden herum. Auch mein Koſak hatte ſich eingefunden und bey der Thüre Poſto gefaßt.

Jezt überſah ich mir die Scene: in der Mitte der Jurta flackerte ein helles Feuer, um welches ein Kreis mit ſchwarzen wilden Schaaffellen ausgelegt war; auf dieſem ging in abgemeſſenem, taktmäßigen Schritt, langſam ein Schaman umher, indem er dabey halblaut ſeine Beſchwörungsformeln herſagte. Sein langes ſchwarzes und ſtruppiges Haar bedeckte ihm faſt das ganze aufgedunſene, dunkelrothe Geſicht; zwiſchen dieſem Schleyer blizten, unter den borſtigen Augenbraunen, ein Paar glühende, blutrünſtige Augen hervor. Seine Kleidung, ein langer Talar aus Thierfellen, war von oben bis unten mit Riemen, Amuleten, Ketten, Schellen, Stückchen Eiſen und Kupfer behängt; in der rechten Hand hatte er ſeine, gleichfalls

*) Tajòn heißt ein Anführer oder Befehlshaber unter ihnen, ſo wie auch jeder ruſſiſche Beamte.

**) So wird der Frühling hier bezeichnet; die Benennung iſt charakteriſtiſch für den h i e ſ i g e n Lenz.

mit Schellen verzierte Zaubertrommel, in Form eines Tambourins, und in der Linken einen abgeſpannten Bogen. Sein Anblick war fürchterlich wild und grauſenerregend. Die Verſammlung ſaß ſchweigend und in der geſpannteſten Aufmerkſamkeit. Allmählig erloſch die Flamme in der Mitte der Jurta, nur Kohlen glühten noch und verbreiteten ein myſtiſches Halbdunkel in derſelben; der Schaman warf ſich zur Erde nieder, und nachdem er ungefähr fünf Minuten unbeweglich da gelegen hatte, brach er in ein klägliches Stöhnen, in eine Art dumpfen oder unterdrückten Geſchreyes aus, welches klang, als rührte es von verſchiedenen Stimmen her. Nach einer Weile ward das Feuer wieder angefacht, es loderte hoch empor; der Schaman ſprang auf, ſtellte ſeinen Bogen auf die Erde, und indem er ihn mit der Hand hielt und die Stirne auf das obere Ende deſſelben ſtützte, fing er an, zuerſt langſam, dann allmählig immer raſcher, im Kreiſe um den Bogen herum zu laufen. Nachdem dieß Drehen ſo lange gedauert hatte, daß mir vom bloſen Zuſehen der Kopf wirbelte, blieb er plötzlich, ohne irgend ein Anzeichen von Schwindel, ſtehen, und begann mit den Händen allerley Figuren in die Luft zu machen; dann ergriff er in einer Art von Begeiſterung ſeine Trommel, die er, wie es mir ſchien, nach einer gewiſſen Melodie rührte, worauf er bald raſcher, bald langſamer umherſprang, und mit unbegreiflicher Schnelligkeit ſeinen ganzen Körper auf die ſeltſamſte Weiſe verzuckte; vornehmlich auffallend war dabey ſein Kopf, der ſich unaufhörlich und mit einer ſolchen Geſchwindigkeit drehte, daß er einer an einem Bande umhergeſchleuderten Kugel glich.

(Die Fortſetzung folgt.)

Peter Staroſsky.

(Beſchluß.)

„Dein Begehren iſt gerecht, antwortete der Präſident; „es ſoll Dir willfahrt werden; aber, Gefangener, bedenke, wenn auch die Schuld Kapitän Tſch—kys klar erwieſen iſt, ſo ändert dieß nichts in Deiner Lage. Der Beweis Deines Verbrechens beruht auf einem Dokument, das durch den Charakter des Anklägers nicht entkräftet werden kann. Du biſt durch dieſes Dokument überwieſen, verrätheriſchen Verkehr mit dem Feinde gepflogen zu haben, ſeine Briefe fand man in Deinem Beſitz, und dafür biſt Du zum Tode verurtheilt.“ — „Ich ergebe mich in mein Schickſal,“ antwortete Staroſsky; „aber ich ſterbe ruhiger, wenn mein Verderber durch mich entlarvt worden iſt, und nicht länger die Unſchuldige verfolgen kann, die er zu ſeiner Beute auserſehen hat.“

Eine Bewegung am Eingang des Gerichtsſaals zog jetzt die Aufmerkſamkeit der Verſammelten auf ſich. Kapitän Tſch—ky trat ein. Er war in Uniform, hatte aber den Kopf ganz in einen Shawl gehüllt. Eben wollten die Richter ſein Verhör beginnen, da trat auch Kapitän P., mit Staub bedeckt, in den Sitzungsſaal. Nachdem er die Erlaubniß erbeten, reden zu dürfen, klagte er Kapitän Tſch—ky förmlich an, ſeinen Poſten verlaſſen zu haben, um zu einem Trupp Perſer unter einem Offizier des Sirdar von Erivan zu ſtoßen, dieſe verrätheriſcher Weiſe zur Plünderung und Niederbrennung des Dorfes Khoſchanlu angeführt, und hinterliſtiger Weiſe, mittelſt mehrerer, hierzu ſelbſt geſchmiedeter Dokumente, den Soldaten Peter Staroſsky eines Einverſtändniſſes mit den Feinden des Vaterlandes beſchuldigt zu haben.

Das finſtere Geſicht Tſch—ky's wurde ſchwarz wie die Nacht, als er dieſe Beſchuldigungen hörte, und ſeine Lippen waren leichenblaß, als er in trotzigen Worten den Ankläger aufforderte, auch nur ein Wort von dieſer giftigen Läſterung zu beweiſen. Wie er aber einen Mann erblickte, deſſen blaſſe Wange und blutiger Verband um Kopf und Arm bewies, daß er an friſchen, ſchweren Wunden leide, erblaßte er und ſchwieg.

Dieſer Menſch, ein alter Dienſtmann des Kapitäns Tſch—ky und Helfershelfer bey ſeinen Ausſchweifungen, ſagte aus: er habe in jener Nacht Kapitän Tſch—ky auf einem angeblichen Rekognoscirungsritt begleitet, deſſen wahrer Zweck aber geweſen ſey, zu den vorgeſchobenen Truppen des Sirdars von Erivan zu ſtoßen und im Verein mit dieſen das Dorf Khoſchanlu anzugreifen, wobey ſein Herr die Abſicht gehabt habe, ſich eines jungen Mädchens, der Tochter des Aelteſten, zu bemächtigen, die ſchon mehr als einmal ſeinen Entführungsverſuchen entgangen ſey. Das Dorf ſey verbrannt und geplündert, das Mädchen von ihnen fortgeſchleppt worden. Auf der Rückkehr in ihr Lager habe er ſich wegen Vertheilung der Beute mit ſeinem Herrn entzweyt, in der Hitze einige Drohungen gegen denſelben ausgeſtoßen, dieſer ihn aber mit ſchönen Verſprechungen für den Augenblick beſchwichtigt. Bald darauf habe Kapitän Tſch—ky dem Reſt der Parthie befohlen, vorauszueilen, und ſey mit ihm zurückgeblieben; da habe er plötzlich die Piſtole gezogen, ſie von hinten auf ihn abgefeuert und ihn für todt liegen laſſen. Er ſey vom Vater und Bruder des jungen Mädchens, welche dieſes verzweiflungsvoll geſucht, gefunden, aufgehoben und in ihrem Hauſe verpflegt worden.

Dieß war Beweiſes genug gegen Tſch—ky; in Betreff Staroſsky's aber erklärte er, jene Korreſpondenz, wegen der die Richter unſern Soldaten ſchuldig gefunden, auf Veranlaſſung Tſch—ky's ſelbſt gefertigt und zum Theil, am Tage von Peters Verhaftung, unter ſeinem Gepäcke verſteckt zu haben. Er beſtätigte ferner Staroſs-

Digitized by Google

ky's ſämmtliche Ausſagen, indem er geſtand, ſeinen Herrn bey ſeinen beyden Entführungsverſuchen zu Tiflis und zu Khoſchanlu, welche durch den muthigen Widerſtand des jungen Soldaten vereitelt worden, begleitet zu haben.

Tſch—ky's Verſuche, die Ausſagen dieſes Zeugen zu verdächtigen, vereitelte das einſtimmige Zeugniß des alten Gurgin und ſeines Sohnes Evannes, welche Starofsky unter den perſiſchen Scimitaro gefallen glaubte, die aber jezt zu ſeiner großen, unausſprechlichen Freude vortraten, um ſeinen boshaften Ankläger zu überweiſen. Wie groß aber war ſein Entzücken, als auf ein Zeichen von Kapitän P. eine verſchleyerte weibliche Geſtalt, an deren Stimme er ſeine liebenswürdige Schuſchan erkannte, aus den Händen ihres ſchändlichen Verfolgers gerettet und an Ehre und Leben ungefährdet, in den Gerichtsſaal trat. Mit leiſer, bebender Stimme erklärte ſie die Identität des Räubers, welcher ſie dreymal zu verderben geſucht.

Tſch—ky wurde, troz Namen und Rang, verurtheilt, den Tod eines Verräthers zu ſterben. Dagegen ertheilte das Kriegsgericht Starofsky für ſeine muſterhafte Ausdauer unter ſo vielen Verfolgungen, die manchen guten Soldaten ſeiner Pflicht entfremdet hätten, das gebührende Lob und empfahl ihn aufs Angelegentlichſte dem Wohlwollen ſeines Generals.

So endete das wichtigſte Abentheuer in Peter Starofskys Leben, und hier ſchließt auch unſere Geſchichte. Wir vermuthen, daß Starofsky, der, aus dem Soldatenſtande entlaſſen, wenige Jahre nachher zu Tiflis an der Seite eines reizenden Weibes einen hübſchen Knaben auf den Knieen wiegte, ſeine Kameraden, die, mit Ruhm bedeckt, in Adrianopel einzogen, kaum beneidet haben wird.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, 12. November.

— .und ſo glaube ich, Ihnen ganz evident gezeigt zu haben, wie es, wenigſtens mir, von Tag zu Tage unmöglicher wird, über unſere Bühne Bericht zu erſtatten. Nur erſt, wenn die unausbleibliche Grundreform ſich wird geſtaltet haben, wird eine hiſtoriſche Darſtellung der gegenwärtigen Uebergangs-Epoche möglich ſeyn; und wäre ſie auch heute ſchon möglich, ſie würde unverſtanden bleiben. Nach alle dem hätte ich es ſelbſt nicht vermuthet, daß ich Ihnen von unſerm franzöſiſchen Schauſpiel ſprechen würde. Ich gehöre gewiſſermaßen zu deſſen Antagoniſten; vielleicht gerade deßhalb, weil ich die Pariſer Bühnen, an Ort und Stelle, ich darf ſagen, nicht ohne Nutzen ſtudiert habe, und das franzöſiſche Theater höher ſtelle, als ſonſt wohl ehrenwerthe deutſche Aeſthetiker zu thun pflegen. Aber zu einem franzöſiſchen Theater gehört nothwendigerweiſe auch, im Hauſe ſelbſt, ein leicht beleidigtes und leicht enthuſiasmirtes franzöſiſches Publikum, und draußen das bewegte Leben des Staats und der Geſelligkeit, der Antheil an Politik und Oeffentlichkeit, die Beſchränkung und die Lizenzen, die Lokalität und die Sitten, kurz Frankreich, oder eigentlicher Paris, was Berlin nun einmal nicht iſt und nicht ſeyn ſoll. Hiermit will ich mich keinesweges gegen die Errichtung einer franzöſiſchen Bühne in unſerer Stadt ausgeſprochen haben, im Gegentheil, ich finde eine ſolche der Vielſeitigkeit und der Verſatilität des deutſchen Kunſtſinns angemeſſen; beſonders heut zu Tage, wo man in allen gebildeten Ländern ein Beſtreben wahrnimmt, die alten Grenzmauern äſthetiſcher Herkömmlichkeiten abzutragen, um die großartige Ausſicht in die Sphäre allgemeiner, weſentlicher Kunſt zu gewinnen. Aber ich beſuchte das franzöſiſche Schauſpiel ſelten oder gar nicht, weil es mir, da daſſelbe Ingredienz der deutſchen Bühne war, um die leztere leid that, und weil es allda und in unfranzöſiſcher Umgebung nicht freundlich, wie ich gewohnt war, auf mich einwirkte. Die öffentliche Stimme ſowohl, als Freunde, deren Urtheil zuverläſſig iſt, beſtimmten mich indeſſen, ein (geſtern begehrtes) Stück von Scribe und darin die Hauptrolle von einer jungen Schauſpielerin, Dlle. Laueeſtre, zu ſehen. Beydes, das Stück und die Darſtellerin, geben mir nun zu einigen Bemerkungen Anlaß, die ich der Mittheilung nicht unwerth erachte. Das kleine Drama von zwey Akten beruht auf einem Vehikel zur Wirkung, das ſchon oft und mit Glück für die Bühne benuzt wurde; daß nämlich eine liebenswerthe, aber durch einen unglücklichen Zufall ſtumm gewordene Perſon in bedeutſamen Lagen und Verhältniſſen erſcheint, wo ſie die volle Lebendigkeit der Pantomime eindringlich zeigen kann, bis endlich ein ſo geſteigerter Moment innerer Gemüthsbewegung herbeygeführt wird, daß ſie in höchſter Noth und bey gewaltſamer Anſtrengung, zu reden, es nun auch plözlich vermag. Ob ein ſolches Motiv zur Bewegung eines ganzen Kunſtwerks würdig und mächtig genug iſt, oder ob es höchſtens nur zur Epiſode eines größeren Drama's ſich eignet, darüber ließe ſich ſo Manches ſagen, was indeſſen hier meine Abſicht nicht iſt, wo ich nur auf eine allgemeine Zeiterſcheinung aufmerkſam machen will. — Yelva, die Stumme, weiß ihre Herkunft nicht; als Kind wurde ſie bey dem Rückzug aus Rußland von einem franzöſiſchen General gefunden, mit in die Heimath genommen und dort in ſeiner Familie und von ſeiner Gattin mütterlich erzogen. Der General hat einen Sohn, es entſteht eine gegenſeitige leidenſchaftliche Neigung, die der Vater um ſo weniger gut heißt, als er anderweitige Heyrathsplane mit ſeinem Sohn hat. Um deſſen wachſender Leidenſchaft keine fernere Nahrung zu geben, wird die Waiſe aus dem Hauſe gethan und, unter Aufſicht einer alten Haushälterin, in einer entfernten Pariſer Vorſtadt verborgen. Aber auch dort hat ſie der junge Mann erſpäht und ſeinem Vater unumwunden erklärt, daß er ohne ſeine Erlaubniß zwar nie mit Yelva ſich verbinden, aber eben ſo wenig in eine andere Heyrath willigen würde. Hier beginnt das Stück: Ein Fremder erſcheint bey den beyden, in der Vorſtadt einſam lebenden Frauenzimmern; er bringt eine Brieftaſche wieder, die in dem öffentlichen Garten (du Louxembourg), wo er die ſchöne Yelva ſchon oftmals geſehen, von ihr vergeſſen worden war. Er kündigt ſich als vornehm, reich und als ein Ruſſe an, und wirbt mit gleicher, ans Komiſche ſtreifender Offenheit um Yelva's Hand. Troz ſeiner Ueberraſchung, eine Stumme zu finden, wiederholt er ſein Anerbieten. Sie aber lehnt es, obgleich ſie ſich dem Landsmann gewogen zeigt, freundlich ab, eingeſtehend, daß ihr Herz vergeben ſey.

(Die Fortſetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 295.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 10. December 1829.

So verkündigte ihn, als er noch Jüngling war,
Sein aufſteigender Geiſt! —

Klopſtock.

Münſterſage,

von

L. Uhland.

Am Münſterthurm, dem grauen,
Da ſieht man, groß und klein,
Viel Namen eingehauen;
Geduldig trägt's der Stein.

Einſt klomm die luſt'gen Schnecken
Ein Muſenſohn heran,
Sah aus nach den vier Ecken,
Hub dann zu meißeln an.

Von ſeinem Schlage knittern
Die hellen Funken auf;
Den Thurm durchfährt ein Zittern
Vom Grundſtein bis zum Knauf.

Da zuckt in ſeiner Grube
Erwin's, des Meiſters, Staub,
Da hallt die Glockenſtube,
Da rauſcht manch ſteinern Laub.

Im großen Bau ein Gähren,
Als wollt' er wunderbar
Aus ſeinem Stamm gebären,
Was unvollendet war. —

Der Name war geſchrieben,
Von Wenigen gekannt;
Doch iſt er ſtehn geblieben
Und längſt mit Preis genannt.

Wer iſt noch, der ſich wundert,
Daß Ihm der Thurm erdröhnt,
Dem nun ein halb Jahrhundert
Die Welt des Schönen tönt? *)

*) Auf der Plattform des Straßburger Münſters ſteht unter vielen auch Goethe's Name, von ſeinen akademiſchen Jahren her, eingehauen.

Digitized by Google

Die Schamane im nordöſtlichen Sibirien.

(Fortſetzung.)

Während aller dieſer Operationen hatte der Schaman einige Pfeifen des ſchärfſten tſcherkeſſiſchen Tabaks mit einer gewiſſen Gierigkeit geraucht und zwiſchen jeder einen Schluck Branntwein getrunken, welches beydes ihm auf ſeinen Wink von Zeit zu Zeit gereicht wurde. Dieß und die Drehoperation mußten ihn doch endlich ſchwindlich gemacht haben, denn er fiel nun plötzlich zu Boden und blieb ſtarr und leblos liegen. Zwey der Anweſenden ſprangen ſogleich hinzu, und begannen dicht über ſeinem Kopfe ein Paar große Meſſer gegen einander zu wetzen. Dieß ſchien ihn wieder zu ſich zu bringen; er ſtieß von Neuem ſein ſeltſames Klaggeſtöhne aus und fing an, ſich langſam und krampfhaft zu bewegen. Die beyden Meſſerträger hoben ihn auf und ſtellten ihn aufrecht hin; ſein Anblick war ſcheußlich. Die Augen ſtanden ihm weit und ſtier aus dem Kopfe; ſein ganzes Geſicht war über und über roth; er ſchien in einer völligen Bewußtloſigkeit zu ſeyn, und außer einem leichten Zittern ſeines ganzen Körpers, war einige Minuten lang gar keine Bewegung, kein Lebenszeichen an ihm bemerkbar. Endlich ſchien er aus ſeiner Erſtarrung zu erwachen; mit der rechten Hand auf ſeinen Bogen geſtützt, ſchwang er mit der Linken die Zaubertrommel raſch und klirrend um ſeinen Kopf, und ließ ſie dann zur Erde ſinken, was, wie die Umſtehenden mir erklärten, anzeigte, daß er nun völlig begeiſtert ſey und daß man ſich mit Fragen an ihn wenden könne. Ich näherte mich ihm; er ſtand da, regungslos, mit völlig lebloſem Geſicht und Auge, und weder meine Fragen, noch ſeine ſogleich und ohne Nachſinnen darauf erfolgenden Antworten brachten auch nur die mindeſte Veränderung in ſeinen erſtarrten Zügen hervor. Ich befragte ihn über den Verlauf und den Erfolg unſrer Expedition, von der gewiß Niemand in der ganzen Geſellſchaft auch nur den entfernteſten Begriff hatte, und er beantwortete mir jede meiner Fragen, zwar etwas im Orakelſtyl, aber dennoch mit einer Art von Sicherheit, nach welcher man hätte ſchließen ſollen, er ſey ganz vertraut mit dem Hauptzwecke, ſo wie mit den Nebenumſtänden meiner Reiſe. Hier ſind ein Paar ſeiner Antworten, möglichſt wörtlich: „Wie lange wird unſre Reiſe dauern?“ — „Ueber drey Jahre.“ — „Werden wir viel ausrichten?“ — „Mehr als man bey Dir zu Hauſe erwartet.“ — „Werden wir alle geſund bleiben?“ — „Alle, außer Dir, aber Du wirſt nicht krank ſeyn“ *). Ich fragte ihn unter andern auch, wie es einem unſrer Reiſegefährten (dem Lieutenant Anjou), von dem ich ſchon ſeit einiger Zeit getrennt war, jetzt ergehe? „Er iſt jetzt drey Tagereiſen von Bulun, wo er einen fürchterlichen Sturm auf der Lena ausgehalten und ſich nur mit großer Mühe gerettet hat“ *). Viele ſeiner Antworten waren aber auch ſo dunkel, ich möchte beynahe ſagen poetiſch, daß keiner meiner Dragomane im Stande war, ſie mir zu überſetzen; ſie erklärten dieſe Ausſprüche für hohe, oder, wie es hier heißt, Mährchenſprache. Als nach mir alle Neugierigen in der Geſellſchaft befriedigt waren, fiel der Schaman wieder hin, und blieb, unter den heftigſten Verzuckungen und innern Krämpfen, ungefähr eine Viertel Stunde lang am Boden liegen. Man erklärte mir, daß während dieſer Zeit die Teufel wieder aus ihm hinaus zögen, weßhalb denn, außer ihrem gewöhnlichen Wege, dem Rauchfange, auch noch die Thüre geöffnet ward. Ihr Abmarſch ſchien übrigens leichter von Statten zu gehen als ihr Einzug, zu welchem über vier Stunden erforderlich geweſen waren.

*) Dieß traf ſo ziemlich ein, denn Herr von Matjuſchkin litt lange an einer Schnittwunde am Daumen, die durch öfteres Erfrieren ſehr übel ward.

Endlich war alles vorüber, der Schaman erhob ſich, und auf ſeinem Geſichte lag der Ausdruck des Erſtaunens und der Verwunderung eines Menſchen, der aus einem tiefen Schlafe erwacht und ſich in einer großen Geſellſchaft findet. Er betrachtete alle Umſtehenden der Reihe nach, vornehmlich aber zog meine Perſon ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich; es ſchien, als erblickte er mich jetzt zum erſten Male. Ich wandte mich an ihn und bat mir über einige ſeiner dunkeln Orakelſprüche eine Erläuterung aus; er ſah mich erſtaunt und mit einem fragenden Blick an, indem er verneinend mit dem Kopf ſchüttelte, als habe er nie von etwas dergleichen gehört. Wenn dieß Erſtaunen künſtlich, wenn der Menſch nur Betrüger und ſeine ganze Kriſis nur Gaukeley war, ſo ſind die vollkommenſten Mimiker Europens neben dieſem Wilden nur Pfuſcher. Ich wünſchte wohl, daß *** und *** einigen Schamanenſitzungen beywohnten und mir dann ſagten, ob nicht der Schamanismus ein Magnetismus, und der Schaman ein — freylich Selbſt-Magnetiſeur iſt. Schade, daß wir beyde, mein Schaman und ich, jetzt über zehntauſend Werſte von Petersburg entfernt ſind!

So war denn alſo, wie ich nun wohl merkte, die furchtbare Teufelsjurta nichts mehr und nichts weniger als einer der Verſammlungsorte der immer noch an ihrem alten Zauberglauben hängenden Tunguſen. Da ſie größtentheils ſchon getauft ſind, ſo wird von Seiten der Geiſtlichen ſowohl als auch der bürgerlichen Obrigkeit ſtrenge darauf geſehen, daß dergleichen Recidive des Heidenthums nicht ſtatthaben, weßhalb denn dieſe Verſamm-

*) Es wieß ſich in der Folge aus, daß Herr von Anjou wirklich um dieſe Zeit und an dem benannten Orte auf der Lena in einer großen Lebensgefahr geweſen, der er nur mit Mühe entgangen war.

Digitized by Google

lungen immer in entlegenen Gegenden und insgeheim gehalten werden. Uebrigens habe ich an vielen Orten ächte Ruſſen gefunden, die, wenn ſie irgend etwas wichtiges unternehmen wollten, recht gerne zuvor den Schaman aufſuchten und ſich von ihm prophezeyen ließen, welchen Erfolg ſie zu gewärtigen hätten, und die ſteif und feſt an die Untrüglichkeit ſeiner Prophezeihungen glaubten. Sehr oft iſt aber der Schaman auch nur, beſonders unter den Ruſſen, eine Art von Zeitvertreib, eine Abendunterhaltung; man läßt ihn holen, und er muß der Geſellſchaft etwas vorſchamaniſiren (poschamànit').

Mein Koſak hatte unterdeß, auf meinen Befehl, die beyden Jakuten durch Erzählung deſſen, was wir in der Teufelsjurta gefunden, beruhigt und ſie bewogen, mit meinem Gepäcke dahin zu kommen, ſo daß ich im Stande war, die Verſammlung ſowohl mit dem verſprochenen Tabak als auch mit Branntwein zu bewirthen. Dieſe beyden Lieblingsgenüſſe weckten bald Leben und Vertraulichkeit, und nun ward ich mit eben ſo vielen Fragen beſtürmt als vorhin der Schaman. Unter andern fragten die Weiber und Mädchen wiederholt: „was denn das heiße, große blaue Augen?“ Die ganze Geſellſchaft, und vornehmlich der Schaman, der mir doch ſelbſt vorhin in ſeiner Verzückung von den großen blauen Augen meiner Geliebten vorgeredet hatte, wunderte ſich nun über die Maßen, daß es dergleichen in Menſchengeſichtern geben könne, und ſchien gar keinen Begriff von andern Augen, als von kleinen ſchwarzen zu haben, welches faſt die einzigen ſind, die man hier antrifft.

(Die Fortſetzung folgt.)

Einige Beyträge zu Jean Pauls Biographie.

Es war in den 1780er Jahren, als Jean Paul, nach ſeinem Abgange von der Leipziger Univerſität, wo er Theologie ſtudiert hatte, bey einem Hammerherrn im Thüringer Walde einige Zeit die Stelle eines Hofmeiſters bekleidete. Sein Leben als ſolcher ſchien faſt nur contemplativ zu ſeyn; denn ſobald ſeine Lehrſtunden, die er gewiſſenhaft abwartete, vorbey waren, eilte er ins Freye, am liebſten in den Wald, legte ſich hier unter den erſten, beſten Baum, ſtarrte unverwandt Wald und Himmel an, zog dann und wann ein weißes Blatt Papier aus der Taſche, ſchrieb darauf einzelne Worte und eilte nicht ſelten gleich nach dem Schreiben fort, um zu Hauſe Gedanken und Bilder, die er ſich dort nur angedeutet hatte, weiter auszuführen und auszumalen. Jedem, der ihm unterwegs begegnete, wich er von Weitem ſchon aus; mußte er aber einem Bekannten oder Freunde Stich halten blieb er ſo einſylbig und kalt, daß man ihn gern bald wieder ſich ſelbſt überließ. Ueberhaupt ſuchte er damals nie Umgang, ſondern floh ihn vielmehr, und galt deßhalb für den größten Sonderling, mit dem Niemand gern verkehrte. Wer ihn aber näher kennen lernte, fand ſtets Gelegenheit, Geiſt und Witz an ihm zu bewundern. Von ſeinen damaligen Zöglingen lebt noch zu Oelsnitz im Voigtlande die Wittwe des kürzlich erſt verſtorbenen Poſtverwalters Rabe, welche leicht mehr aus ſeinem frühern Leben berichten könnte.

*

Jean Pauls unzertrennlicher Begleiter war bekanntlich ſein treuer Pudel, Ponte genannt. Als dieſer einſt auf dem Findlaterſchen Berge bey Dresden mehr Geſellſchaft fand, als ſeinem Herrn lieb war, und dieſer ihn von Hunden oft abrufen mußte, bemerkte er dabey: Die Beſtien haben es ſchon weg, daß Ponte durch den Umgang mit mir ein gelehrter Pudel geworden iſt, denn, wie mir's ſcheint, ſoll er ſich in ihre Stammbücher ſchreiben.

*

Jean Paul bewohnte, ſo lange er in Dresden war, ein, einem königlichen Kanzleyoffizianten gehöriges Landhaus vor dem weißem Thore, wo er die herrlichſte Ausſicht auf den Elbeſpiegel und die Hoflößnitzer Weingebirge hatte. Als ich ihm dazu Glück wünſchte, ſagte er: „Wenn meine Schriften mich reich gemacht hätten, hier würde ich mich anſiedeln. Da dieß aber nicht der Fall iſt, muß ich ſchon wieder nach der bayriſchen Heimath wandern, und darüber bin ich nicht eben bös, denn — Ihr Dresdner habt ſpottſchlechtes Bier.“

*

Jean Paul gehörte als Dichter noch der alten, guten Schule an. Mit Bild mußte bey ihm Geiſt, mit Phantaſie Verſtand verbunden ſeyn. Das jetzige Nebeln und Schwebeln in der Poeſie war ihm fremd und verhaßt. Was Wunder alſo, wenn er poetiſche Gaben aus jener Schule nicht achtete. Und doch ſtrömten ſie ihm, während er in Dresden war, in Menge zu; denn welcher ſchöne Geiſt des Elbathens hätte nicht dieſem großen Herrn und Meiſter in Apolline ſeine Werke opfern wollen.

Einſt, als ich ihn beſuchte, lag ein ziemliches Stößchen ſolcher Liederbücher, herrlich gebunden, auf dem Tiſche. „Sonder Zweifel Geſchenke?“ fragte ich. „Die heilloſe Berühmtheit!“ entgegnete er; „behandelt man mich doch faſt wie einen Götzen, dem man opfern muß. Wenn man nur wenigſtens ſolche Opfer (damit zeigte er auf verſchiedene Gedichtſammlungen, die ich nicht nennen will) auch anzündete; denn ich mag nichts von Liedern wiſſen, die nach Krenz und Liebſte ſchmecken und einen drehend machen, während man ſie lieſt, wie z. B. — ꝛc.“ Hier nannte er mehrere gefeyerte Na-

Digitized by Google

men und bemerkte: „Wenn ich mit ſo einem Dichter ſpreche, kommt er mir recht vernünftig vor, leſe ich aber ſeine Gedichte, dann wird mir's vor lauter Gemüth und Gemüthlichkeit ſo ungemüthlich, daß ich alle Leſegeduld verliere."

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Fortſetzung.)

Der Sohn des Generals, Alfred, Yelva's Geliebter, tritt ein; eine leiſe Aufwallung von Eiferſucht wird durch Yelva's Zärtlichkeit und die Offenheit des ihm befreundeten ruſſiſchen Magnaten ſehr bald beſchwichtigt. Er bringt die, gewiſſermaßen erzwungene Einwilligung ſeines Vaters, der aus Verdruß ſich von Paris entfernt hat, um bey der Verbindung ſeines Sohnes nicht gegenwärtig zu ſeyn. Daß dieſe noch heute ſtattfinden müſſe, behauptet Alfred voll Liebe und Beſorgniß; er bittet den Grafen, die Obliegenheit eines Zeugen zu übernehmen, welches auch dieſer, ſich ſelbſt verhöhnend, zuſagt. Beyde entfernen ſich, Alfred, um das Nöthige zu der geſetzlichen Verbindung anzuordnen, der Graf, wie er heimlich ſagt, um Yelva mit einem Hochzeits-Angebinde (die in Frankreich übliche corbeille) zu überraſchen. Yelva, allein, gibt ſich den freudigen Bildern der Zukunft hin. Die alte Haushälterin bringt ihr die Hochzeitsgeſchenke; ſie wähnt, ſie kommen von Alfred, und ſchmückt ſich mit Kranz, Schleyer und Diamanten, bey welcher Gelegenheit der Zuſchauer erfährt, daß ſie das Bild ihrer unbekannten Mutter trägt, das ſie nicht von ihrem Herzen laſſen will. Kaum iſt ſie zur Hochzeit geſchmückt, kaum hat ſich die Haushälterin entfernt, um ſich ebenfalls zu kleiden, ſo tritt Alfreds Mutter ein. Dieſe erzählt ihr, daß ihres Gatten frühere Weigerung eine geheime Urſache habe: nämlich die gänzliche Zerrüttung ſeines Vermögens; glücklicherweiſe aber habe er ſich eine der erſten ruſſiſchen Familien, die er während des Krieges vor Brand und Plünderung ſchützte, ſo verbindlich gemacht, daß er auf die Erbin des Hauſes für ſeinen Sohn rechnen dürfe. Sie erinnert Yelva, was ſie dem Vater ihres Geliebten ſchuldig ſey, und fordert das Opfer der Entſagung; in Thränen verſpricht die Erſchreckte, es zu bringen. Dieß habe ſie erwartet, ſagt die Mutter; aber leider müſſe ſie noch Größeres, ſie müſſe fordern, daß Yelva augenblicklich fliehe und eine weite Reiſe heimlich unternehme. Nach leidenſchaftlichem Kampf willigt Yelva auch hierein, und die beyden Frauen entfernen ſich. Jezt kommt Alfred, die Geliebte zum Altare zu führen, findet ſie nicht, findet die zurückgelaſſenen Diamanten, und indem ſein Verdacht auf den Grafen fällt, eilt er fort, von dieſem Rechenſchaft zu fordern, und der erſte Akt ſchließt. — Im zweyten, der einige Monate ſpäter ſpielt, befinden wir uns in Rußland auf dem prächtigen Landſchloſſe des Grafen, wo die Hochzeit ſeiner Couſine mit Alfred ſtattfinden ſoll. Der leztere, der nur mit ſeiner Mutter hier iſt, ſcheint dem Willen ſeines Vaters nachgegeben zu haben, hat aber Yelva keineswegs vergeſſen, und, troz der Verſöhnung mit dem Grafen, dieſen noch immer in Verdacht, daß er um den Aufenthalt der Entflohenen wiſſe. Dagegen erfährt der Zuſchauer, daß der Graf nicht unempfindlich gegen die Reize ſeiner ſchönen Couſine iſt. So ſtehen die Dinge, als Alfreds Mutter einen Brief von ihrem Geſchäftsmann aus Wilna erhält, der ihr anzeigt, daß der Wagen, der Yelva (man kann ſich nicht wohl erklären, warum gerade nach Rußland, wohin man doch auch den Geliebten ſandte) an den Ort ihrer Beſtimmung bringen ſollte, von Räubern überfallen worden, und man von dem ferneren Schickſale des Mädchens nichts wiſſe. Im nämlichen Augenblicke klingelt es am Schloßthore, eine Bettlerin ſoll zurückgewieſen werden, wird aber, auf Fürſprache von Alfreds Mutter, eingelaſſen. Yelva iſt es, der Erkennungsſcene folgt die Erklärung, daß Alfred hier und in welcher Abſicht er es iſt; ſeine Braut kommt hinzu; nur dieſen lezten Moment der Prüfung, ſagt die Mutter, ſolle Yelva überſtehen, und dieſe gewinnt es über ſich, ihren Schmerz zu verbergen. Um ſo unvorſichtiger iſt es, daß die Mutter ſich mit der Braut entfernt und Yelva in dem offenen Saal allein läßt. Hier nun ſcheinen der Zurückgebliebenen längſt verklungene Erinnerungen wieder vorzuſchweben, und eine unerklärliche Heiterkeit mit ihrem Schmerze zu kämpfen. Mitten in dieſer Empfindung wird ſie von dem Grafen überraſcht; er iſt erſtaunt, erfreut, gütig; ſie erkennt dankbar den Antheil an ihren Schickſalen, und in dieſem Augenblicke gegenſeitiger Herzensergießungen tritt Alfred aus einer offenen Seitenthür; Yelva flieht den, dem ſie entſagt hat; Alfred hält den Grafen für meineidig, und ſie eilen zum Zweykampf. Die Entflohene tritt vorſichtig wieder ein, naht ſich der Thüre, aus welcher der Geliebte kam, und gewahrt an derſelben ein Bildniß, das ihr Inneres mächtig aufregt; ſie vergleicht es mit jenem, das ſie nicht von ihrer Bruſt gelaſſen; es iſt ihre Mutter, und ſie ſinkt inbrünſtig betend vor dem Bilde nieder. In dieſer Stellung wird ſie von Alfreds Mutter gefunden, welche die Identität der Bilder beſtätigt und ihr ſagt, daß ſie des Grafen Schweſter ſey, der im Kriege war, als das Schloß angezündet wurde, bey welchem Ereigniß Yelva, als Kind, die Sprache, ihre Mutter aber in den Flammen das Leben verlor. Jezt kommt die Braut eilig herbey, den Zweykampf der Rivalen berichtend. Yelva eilt ans Fenſter, ſie ſtehen mit den Feuerwaffen ſchlagfertig einander gegenüber: ein Schuß fällt; Yelva, in der äußerſten Anſtrengung, zu rufen, bringt, nach vergeblicher Bemühung, endlich das Wort „Alfred!" hervor und ſinkt, von der gewaltigen Kraftäußerung erſchöpft, ohnmächtig in einen Seſſel. Die Unverwundeten kommen herbey; mit wenigen Worten wird ihnen die nöthige Erklärung gegeben, und das Stück ſchließt, indem Yelva, aus ihrer Ohnmacht erwachend, erſt: „Mein Bruder!" und dann: Alfred!" ausruft.

Durch dieſen getreuen Auszug des kleinen Drama's iſt deſſen Lückenhaftigkeit und die unverholene Willkühr des Autors hinlänglich dargethan, und ich kann um ſo weniger hiebey verweilen, da ich nur auf eine allgemeine Erſcheinung des heutigen dramatiſchen Kunſtgeſchmacks hindeuten will. Scribe ſteht da, als der talentvollſte Repräſentant dieſes Zeitgeſchmacks, und jedes ſeiner beſſern Stücke iſt ein Prototyp deſſelben; alle verhalten ſich zu einem vollendeten dramatiſchen Kunſtwerke, wie eine flüchtig hingeworfene Skizze zu einem reinlich ausgeführten Gemälde. Sie läßt ſich mit einem Blick überſchauen, und man freut ſich der geiſtreichen Anordnung, man verweilt auch wohl bey der Hauptfigur, die man, mit etwas nachhelfender Phantaſie, ſogar beſtimmter ſieht, als ſie der eilige Stift gezeichnet hat; aber näher hinzutreten, aufmerkſamer betrachten darf man weder das Einzelne, noch auch das Ganze, wenn man nicht ungewiß werden ſoll, ob der geiſtreiche Skizzenzeichner je ein Gemälde zu Stande bringen wird.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 99.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 296.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 11. December 1829.

So wandelt hin, lebendige Geſtalten,
Bewegten Lebens reichliche Gebilde, —
Ergötzen ſollt ihr, geiſtreich unterhalten,
Belehren auch und warnen freundlichſt milde.

Goethe.

Geſchichte der Moden, vom Jahre 1785 — 1829. Als Beytrag zur Geſchichte der Zeit.

Erſter Artikel.

Wer auf eine lange Reihe von Jahren zurückſehen kann, dem wird, neben dem Gange eigner Schickſale, noch ſo manches begegnen, was dieſe zum Theil erklärt, oder doch auf innern Zuſammenhang und Verſtändigung hinweiſt. Es gibt in dieſem Sinne nichts abſolut Unwichtiges. Auch das Kleine fügt ſich aneinander und wächſt unmerklich ſo an, daß man ſeinen Urſprung nicht wieder erkennt; und gleichwohl läßt ſich dieſer, bey einigem Zurückdenken, ſehr wohl nachweiſen.

Es ſchmeichelt den Kindern der Zeit, daß ſie das, was ſie ſo nennen, ihre Zeit, aus ſich herausbilden, ihr eigenthümlichen Charakter, Richtung, eine Farbe und Phyſionomie geben. So herrſcht in ſolchem Bewußtſeyn der Gedanke über den Wechſel der Erſcheinungen, und ſagt ſich mit Stolz, daß er deren Erzeuger ſey. Er mag aber wohl nicht allzulange bey dieſer Ueberzeugung ſtehen bleiben. Denn es könnte ſich bald genug zeigen, daß er eben ſo oft Sklav als Herrſcher iſt, und der mächtige Zauberer, abhängig von den eignen Gebilden, dem Einfluſſe ſtreitender Wechſelwirkung erliegt.

Durch nichts beſtätigt ſich das auffallender, als durch die Mode. Dieß Kind des Ueberfluſſes und der Muße ſprang, wie Athene, aus dem Gehirn des Menſchen; nur warf ſie, ſtatt Saaten der Weisheit, bunte Spielbälle auf die Erde. Es belacht jeder die Gauklerin, und jeder, auch der Verſtändige, iſt ihr unterthan. Möchte das ſeyn für die äußere Art und Weiſe. Scheint es doch ziemlich einerley, ob Rock und Hut von dieſem oder jenem Schnitt, von dieſer oder einer andern Farbe ſind, denn wenig liegt dem gleichgültigen Beobachter daran, wie ſich das Vorübergehende eben geſtalte, geht es doch vorüber. Allein man erzählt von Leuten, die in neckiſchem Uebermuthe vor dem Spiegel Geſichter ſchnitten, daß ihnen der Mund, die Augen ſo ſtehen blieben und niemals wieder die natürliche Stellung bekamen. Spiegelbilder ſpiegeln ſich zurück. Wir wiſſen oft nicht, was ihnen, was uns davon gehört.

Beachten wir den Bilderkram ehemaliger Kleidungen und Moden, rufen wir die Erinnerung jener Tage zurück, wo ſich das Fremdgewordene der Sitte, den Anſichten, dem Geſchmacke anpaßte, ſo entdecken wir unvermerkt einen geſchichtlichen Faden, an den ſich dann Grundſätze über Schickliches und Nothwendiges, ſo wie das Vorherrſchende im Geſchmack von ſelbſt anreihen und das Urtheil in den Stand ſetzen, nicht allein auf die jedesmalige Richtung entwickelter Geiſteskräfte zurückzuſchließen, ſondern auch in wie weit es dieſen gelungen iſt, ſich wirklich frey zu machen, oder nur neue und drückendere Hemmungen zu erzeugen.

Ohne allzuweit ausholen zu wollen, gebe ich die Bilderreihe eigner Erfahrungen durch, wie ſie mir ein friſches

Digitized by Google

Gedächtniß aus den zwey lezten Jahrzehenden des vorigen Jahrhunderts zurückruft.

Ich beſinne mich ſehr genau, daß in den Tagen meiner Kindheit das väterliche Haus drey verſchiedene Zeitabſchnitte in der Tracht meiner Erzieherin, meiner Mutter und in der meinigen aufzuweiſen hatte. Die Erſtere, Franzöſin von Geburt, Tochter einer Sous-Gouvernante der königlichen Kinder von Preußen, war mit der nachmaligen Erbſtatthalterin von Holland auferzogen worden, und dadurch in mannigfache Beziehungen zu der vornehmern Welt gekommen, ſo daß ſie, völlig für dieſe gebildet, in Formen und Benehmen einer erſt kurz verfloſſenen Zeit angehörte, welche ihre Jugend mit einigem Glanz umgeben hatte. Ernſte, ja ſchwere Schickſale hatten ſie ſpäter in ſich zurückgeführt. Sie ging daher an dem Außenleben der Gegenwart hin, ohne ſich ſonderlich um deſſen wechſelnde Geſtaltungen zu bekümmern. Am allerwenigſten beſchäftigte ſie ihr Anzug. Aus Gewohnheit vornehm und ſauber gekleidet, behielt ſie immer Schnitt und Stoff vergangener Tage bey. So ſehe ich ſie in Gedanken noch heute vor ihrem Spiegel, das gepuderte, glatt aufgeſtrichene Haar gegen eine gepolſterte Unterlage ſorgfältig angelegt, den Chignon hinten breit und rund ausliegend, und darüber eine Flügelhaube von Flor, ohne Barben, doch öfters durch einen ſchwarzen Halbſchleyer wie überflogen, der ſich dann unter dem Kinn in einen Knoten zuſammenſchlang. Wittwe und die Trauer tief in der Seele tragend, war ſie auch meiſt in ſchwarze und graue Seide gekleidet; die Robe ronde, ſehr faltenreich, fiel über ſogenannte Poches, zwey an beyden Seiten über Fiſchbein geſpannte Behältniſſe oder Taſchen von Leinwand, in welchen Handſchuhe, Schnupftuch, Tabatiere, Nadelkiſſen, Etuis, Flacon u. ſ. w. bequem neben einander Platz fanden. Die Ausbiegung betrug über einen halben Fuß, der Bügel ſchloß ſich ſpitz und ganz dicht an die Schnürbruſt, ſo daß die Taille doppelt fein gegen den Auswuchs erſchien. Dieſe merklich herauszuheben, legte zwar die ältere Frau ein ſchwarzes oder weißes Mäntelchen über die Schultern, ſteckte aber deſſen Zipfel feſt und ſorgfältig unter der Bruſt zuſammen, und ließ ſie dann ganz ſchmal dem engeſchnürten Latze entlang herabhängen.

Meine Mutter, noch in voller Blüthe der Jugend, von großer Schönheit, aus Wahl und Neigung von der Stadt nach dem Lande gezogen, hatte ſtädtiſche Sitte und Gewohnheit mit ſich genommen. Ihre Verbindungen in der Reſidenz, die Nähe der leztern ließen ſie mit dem, was die Gegenwart heraufführte, fortgehen, ſo daß neue und gefällige Erfindungen der Mode bey uns wenigſtens verſucht und geprüft wurden. Da nun zu einem ſchönen Geſichte auch das Sonderbare und Grillenhafte wohl ſteht, ſo blieb dieſes auch von der eleganten Toilette meiner Mutter nicht immer fern. Hierzu rechne ich beſonders den gelben Puder, der das dunkle Haar nur verunſtaltete, ſtatt es in ein künſtliches Blond zu verwandeln, was doch die Abſicht war, um Augen und Augbraunen durch den Kontraſt noch frappanter zu machen. Das ſchmutzige Gelb des gebrannten Puders war wenig geeignet, eine Illuſion der Art zu erzeugen, denn außerdem, daß dieſer den Grundton der Naturfarbe niemals verändern konnte, und folglich einen häßlichen Widerſtreit in der Miſchung veranlaßte, fiel er häufig ab, färbte Kleid und Garnirung, und theilte ſich der Haut auf der Stirn mehr oder weniger mit. Mir war dieſe Mode immer zuwider, und ſo rufe ich mir denn das Bild meiner Mutter lieber ohne dieſelbe zurück. Am erinnerlichſten iſt ſie mir aus jenen Tagen in einem Kleide von pfirſichblüthfarbenem Gros de Tours, mit eingewirkten Blumen von derſelben Farbe, das Stirnhaar in feinen Krepp friſirt, mit langen Haarnadeln fächerartig, ſehr breit und hoch aufgeſteckt, die Stirn ſelbſt nur zur Hälfte bedeckt, das Hinterhaar in fliegendem Chignon aufgenommen, indeß zwey lange ringelnde Locken von beyden Seiten über Bruſt und Schultern fielen. Zwar überflog auch hier der Puder das künſtlich geordnete Haar, doch nur weißer, und je feiner, ſtaubartiger die Hand des Friſeurs dieſen aufzuſtreuen verſtand, je mehr näherte ſich das Kunſtwerk dem Begriff von etwas Luftigem, Aetheriſchem, der freylich noch etwas verworren in der Phantaſie der Modeerfinder lag, doch ſich hier und da regte, und mit einer gewiſſen empfindſamen Seite des Zeitalters zuſammenklang. Aus ähnlichem Motiv ward hinter der Friſur, der man ſchon die gepolſterte Unterlage und den Kammſtrich genommen hatte, eine Wolke von Flor aufgeputzt, die, leicht und durchſichtig, zwar den Kopf unverhältnißmäßig vergrößerte, doch das Geſicht wirklich wie aus duftigem Elemente herausſehen ließ. Meine Mutter hatte an dem Tage, von dem ich zuvor redete, Brillantnadeln zwiſchen den Flor geſteckt, die ihren länglichen braunen Augen ganz beſondern Glanz gaben, was mir einen unvergeßlichen Eindruck zurückließ.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Schamane im nordöſtlichen Sibirien.

(Fortſetzung.)

Ich brachte die Nacht hier zu, und nachdem ich mich vollkommen getrocknet und erwärmt hatte, brach ich am andern Morgen auf, um weiter zu ziehen. Die ganze Geſellſchaft begleitete mich ein Stück Weges bis an eine gewiſſe Stelle, die ſie mir als gefährlich bezeichneten. Drauf ſtimmten die Weiber ihren Abſchiedsgeſang, Andylachtschina, an, welcher zugleich auch ein Lobgeſang auf mich war, und zu welchem die ganze Verſammlung im Chor und in gleichmäßigen Zwiſchenräumen den Refrain Evan, Evaon, Tajou! ſang und jauchzte. So ſchied ich von dem

gutmüthigen Schamanenklub, und lange noch tönte mir durch den Wald ihr Evan, Evoon, nach. Dieſe Laute, mit denen einſt der fröhliche Weingott von ſeinen berauſchten phrygiſchen Begleitern begrüßt wurde, machten hier (wo ſie übrigens gar keine Bedeutung haben) einen höchſt ſonderbaren Kontraſt mit meiner Umgebung: der phrygiſche Gott war ein halb erfrorner ruſſiſch-kaiſerlicher Flottenoffizier, die ewig grünen Weinberge waren eine mit ziemlich tiefem Sommerſchnee bedeckte Einöde, und die halbnackten Mänaden und Bachanten waren ſchmutzige, von Kopf bis zu den Füßen in Rennthierfelle eingehüllte Tunguſen, zwar auch berauſcht, aber nicht von Rebenſaft wie jene, ſondern von Kornbranntwein und tſcherkeſſiſchem Tabak.

Einige Tage ſpäter (16ten September) gelangten wir an eine kleine Niederlaſſung von Jakuten, wo ich beſchloß, mich etwas aufzuhalten, bis ſich durch den faſt unabläßig fallenden Schnee und die ziemlich ſtarken Nachtfröſte die Winterbahn eingeſtellt haben würde. Hier fand ich Gelegenheit, mich in meiner Hypotheſe über die Verwandtſchaft des Schamanismus mit dem Magnetismus zu beſtärken. In einer der Jurten ſtieß ich auf einen Schaman, der mir gleich durch ſeine ſtieren, blutrünſtigen Augen und ſeine erdfahle Geſichtsfarbe kenntlich ward. Ich bat ihn, mir ſeine Künſte vorzumachen; lange wollte er nicht daran und entſchuldigte ſich damit, er habe nicht alles zur Beſchwörung erforderliche bey ſich u. ſ. w. Endlich aber wirkten die gewöhnlichen Mittel, das Verſprechen von Branntwein und Tabak, und er ſchickte ſich zu der Operation an. Die älteſte Tochter der Familie näherte ſich mir und bat ängſtlich, den Schaman fortzuſchicken. „Warum denn das?“ fragte ich. Sie antwortete nicht, aber ihr Bruder erzählte mir, es hauſeten Teufel in der Schweſter, die ſie ſehr quälten, ſobald der Schaman ſeine Beſchwörung mache; wenn ſeine Schweſter ein Mann wäre, meynte er, ſo müßte ſie gewiß ein ausgezeichneter Schaman ſeyn, weil ſie dann ſelbſt wirken könnte. Auch er bat, ſeine Schweſter zu verſchonen, weil ſie ſehr viel bey der Operation leide; das machte mich nur noch neugieriger auf den Erfolg, und ich gebot dem Schaman fortzufahren. Nach wenigen Minuten ward die junge Dame unruhig, bald blaß, bald roth; endlich zeigte ſich auch auf ihrem Geſichte (obgleich ſchwächer) der ſymptomatiſche Blutſchweiß, den man immer im Moment der Kriſe bey den ächten Schamanen findet, und ſie fiel bewußtlos zu Boden. Ich erſchrak und befahl dem Schaman aufzuhören; aber der war nun einmal im Zug, und als ich ihn zur Jurte hinauswarf, ſezte er ſeine Sprünge und Verzerrungen draußen im Schnee und Froſt fort, ohne ſich an die Orts- und Temperaturveränderung zu kehren. Die Patientin lag unterdeſſen ſtarr da; plötzlich bekam ſie Krämpfe, ſchrie, rang die Hände, ſprang ungefähr ſo, wie der Schaman, und ſang ganz unverſtändliche Worte dazu; das dauerte ein kleines Weilchen, bis ſie endlich wieder hinſank und in einen tiefen, ruhigen Schlaf verfiel. Als ſie nach ungefähr einer Stunde erwachte, war ſie vollkommen wohl und wußte von allem Vorgefallenen nichts weiter, als daß der Schaman angefangen habe, die Geiſter zu beſchwören. — Der Vater und der Bruder des Mädchens verſicherten mir, daß ſeit ihrer Kindheit ſchon die Schamane immer einen ſolchen Einfluß auf ſie gehabt haben, daß, wenn der ganze Cyclus der Beſchwörung ununterbrochen durchgemacht werde, ſie zulezt ſelbſt in eine ſchamaniſche Ertaſe verfalle; daß ſie dann auf alle ihr vorgelegte Fragen über das Zukünftige, Entfernte, Unbekannte antworte, und oft in der ihr völlig fremden tunguſiſchen oder lamutiſchen Mundart rede und Lieder ſinge. Wie viel von dieſer Erzählung wahr iſt, will ich nicht entſcheiden; aber wenn auch nur ein Theil davon Grund hat, ſo wäre die Aehnlichkeit mit dem magnetiſchen Schlafe, mit dem Somnambulismus u. ſ. w. auffallend. Es ſoll übrigens auch weibliche Schamane geben, von denen ich aber ſelbſt keine geſehen habe. Noch jezt nennt man mit einer Art banger Ehrfurcht eine gewiſſe Agrafóna Shikánskaja, die vor mehr als ſechszig Jahren hier ihr Weſen getrieben haben ſoll. Unter andern ſchreibt man ihrem Einfluſſe auch eine Krankheit der hieſigen Frauenzimmer zu, die Miräk genannt wird, und die mir eine Art von St. Veitstanz zu ſeyn ſcheint.

Die Schamane ſtehen, wie geſagt, troz dem Chriſtenthume, immer noch in großem Anſehen im ganzen nordöſtlichen Sibirien; nirgend aber iſt ihr Einfluß ſo bedeutend als bey den Tſchuktſchen, wo ſie eines ganz unbedingten, blinden Vertrauens genießen und dieſes zuweilen auf eine furchtbare Weiſe benuzen. Folgender Vorfall, der ſich im Jahr 1814 auf dem Markte zu Oſtrownoje zugetragen hat, liefert einen ſchrecklichen Beweis hievon. Unter den daſelbſt, wie gewöhnlich, zum Jahrmarkt verſammelten Tſchuktſchen brach plötzlich eine anſteckende Krankheit aus, die, troz allem Springen, Trommeln und Beſchwören der Schamane, viele Menſchen, und noch mehr Rennthiere, den Hauptreichthum der Tſchuktſchen, wegraffte. Es ward eine allgemeine Verſammlung der gegenwärtigen Schamane veranſtaltet, und in derſelben, nachdem alle mögliche Kunſtſtücke durchgemacht waren, endlich ausgemittelt: „um die erzürnten Geiſter zu verſöhnen, und der ſchrecklichen Krankheit, die ſie über das Volk gebracht, Einhalt zu thun, ſey es nöthig, daß Kotschèn, einer der angeſehenſten Häuptlinge, ihnen geopfert werde.“ (Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Beſchluß.)

Scribe weiß es, daß das heutige Publikum die entſchiedenſte Abneigung gegen jede nähere Aufmerkſamkeit hat.

daß es die Aufforderung zu Aufmerkſamkeit ſchon langweilt, daß es nur dem ſeine Gunſt ſchenkt, der es im Fluge hinreißt, und ſich lieber ins leere Blaue, als in gehaltvolle Tiefe führen läßt. Seine, auf die Forderung des Publikums geiſtreich berechneten Skizzen ſind, beſonders von nachſchaffenden Schauſpielern dargeſtellt, von eindringlicher Wirkung auf der Bühne; die beſſeren kann man mit Wohlgefallen wiederholen ſehen; die beſten verlieren bey näherer Betrachtung und mehr noch, wenn man ſie lieſt. Man denke ſich das eben erzählte Schauſpiel — ich will nicht ſagen, von dem Meiſter der Meiſter, von Shakespeare — aber nur in deſſen Sinn, von einem talentvollen Deutſchen behandelt. Es wäre ihm gewiß aus dieſem Stoffe ein romantiſches Drama entſtanden, welches den ganzen Abend ausgefüllt hätte; wir würden Alfreds Vater und das, was in dem Monatlangen Zwiſchenakt vorfällt, auf der Bühne, Yelva auf der Reiſe von Räubern überfallen, kurz wir würden ein romantiſch ausgeführtes, feſt ineinander gefugtes, motivirtes und nothwendig ſo und ſo ſich geſtaltendes, aber vermuthlich ſehr langes Stück geſehen haben. Scribe wirft eine Skizze hin, äußerſt loſe zuſammenhängend, voller Willkühr, voller Lücken und Unwahrſcheinlichkeiten; aber die Scenen ſind ergreifend, der Gang raſch, das Ganze kurz zuſammengedrängt, und das erſchütterte Publikum hat nicht Zeit, näher hinzuſchauen, und dankt es dem Dichter und ſchlägt freudig die Hände zuſammen, daß er es ſo gut kennt und es dieſer unerfreulichen Mühe überhebt. Bey alle dem hat das Stück eine leiſe romantiſche Färbung; auch dieſes iſt wiederum ein Zeichen der Zeit, und hierauf und daß dem heutigen Publikum ausgeführte dramatiſche Gemälde nicht behagen, wollte ich aufmerkſam machen. — Was nun Dlle. Lanceſtre, die Darſtellerin der Stummen, betrifft, ſo hat ſie in ihrer pantomimiſchen Rolle die höchſte Kunſtvollendung erreicht, eine Vollendung — man verzeihe mir den nothgedrungenen Gemeinplatz — die ſich nicht mit Worten beſchreiben läßt. Ich verſuche es nicht einmal, zu ſagen, wie einfach, wie künſtleriſch, und ſo von jeder tänzerartigen Konvention, von jeder Abſicht entfernt, jede ihrer Bewegungen erſchien, deren jede ein Vorwurf für den Maler und zwar für einen ſolchen war, deſſen Ideal die Natur iſt, die ihn, nicht die er erhebt. Noch weniger läßt ſich auch nur eine Andeutung geben, mit welcher genialiſchen Divinationsgabe die junge Künſtlerin den Moment darſtellt, in welchem ſie die Sprache wieder erhält; ſie gibt uns die vollſte Ueberzeugung, daß es nur auf dieſe und keine andere Art möglich ſey, phyſiſch möglich ſey. Das könnte nun freylich ſehr pathologiſch, ſehr häßlich werden, aber es bleibt ſchön bey der trefflichen Pantomimin, die überhaupt das Glück hat, mit offen weinendem Geſicht und bey höchſtem Ausdruck des Schmerzes nichts weniger als entſtellt zu werden. Ueberhaupt iſt Dlle. Lanceſtre eine merkwürdige und durchaus neue Erſcheinung, nämlich — und dieſes iſt es, was ich der Mittheilung werth erachte — ſie hat hier in Berlin voriges Jahr die Bühne zum erſten Male betreten. Sie iſt alſo, obgleich ſie das Beſſere der franzöſiſchen Schule inne (durch Vorübung) hat, nie von hyperkonventionellen Muſtern verleitet worden; im Gegentheil, ſie hat hier und in Hamburg vielfach deutſches Theater geſehen und die Naturnähe unſerer Darſteller ſcheint auf ſie eingewirkt zu haben. Hieraus iſt nun eine edle Miſchung von franzöſiſcher, ſtrenger Kunſtſchule und deutſcher, oft nur zu natürlicher Natürlichkeit entſtanden, die um ſo neuer und eigener iſt, als Dlle. Lanceſtre genöthigt iſt, ſich neue Rollen, die ſie auf keiner franzöſiſchen Muſterbühne ſah, ſelbſt zu erſchaffen. Paris wird uns Deutſchen Dank wiſſen, wenn es einmal dieſe franzöſiſche Schauſpielerin auf ſeiner Bühne ſehen wird. Die jungen Damen unſerer deutſchen Bühne ſollten Dlle. Lanceſtre ein Gegengeſchenk machen und ein wenig franzöſiſche Kunſtſchule in oder wenigſtens an ſich bringen; aber ſie halten es nicht der Mühe werth, dergleichen nur mit anzuſehen; haben auch Recht in ihrem Sinne. Doch von dieſem Texte will ich mich nicht zur Indiskretion verführen laſſen, ich müßte ſonſt vom Memomiren anfangen, und lieber ſchließe ich.

Ludwig Robert.

Rom, November.

Man fragt ſich hier, wie überall, woher der Wechſel des Klima's, welchem ſeit Jahren nicht allein Italien, ſondern ganz Europa unterworfen iſt, rühre? Das Wetter iſt hier in Rom dieſes ganze Jahr regneriſch und kalt geweſen, ſelbſt in den Monaten Juli, Auguſt und September; es hat ſogar (etwas Unerhörtes) bereits am 2. November gefroren; ja Landleute wollen verſichern, was aber von andern geläugnet wird, auf den Sabiniſchen Bergen ſey bereits Schnee gefallen. Bedenkt man, daß es heut zu Tage in Rom, troz der modernen Kleidung, troz der mäßigen Größe und Höhe der Zimmer und troz mancher anderer Vorkehrungen, nicht mehr möglich iſt, in den kalten Wintermonaten ohne Feuer auszuhalten, ſo läßt ſich, will man an keine allmählige Abnahme des Wärmeſtoffs in Italien glauben, nicht begreifen, wie die Römer noch zu Auguſts Zeiten haben halbnackt geben, in Zimmern, gegen welche der große Gerichtsſaal (Sala della Ragione) in Padua ein Toilettenkabinet iſt, wohnen und ſchlafen, überhaupt aber in ihrer leichten Bekleidung Tagelang in freyer Luft zubringen können? Von Ende des Auguſt (der hier in der Regel der Regenmonat zu ſeyn pflegt) bis heute iſt es faſt unausgeſezt einen Tag um den andern regneriſch geweſen. Dieſer ſonderbare Umſtand hat wenigſtens der Hälfte des Oktoberfeſtes das Leben gerettet, aus welchem ſonſt dieſes Jahr gar nichts geworden wäre. Von dieſer Hälfte läßt ſich behaupten, daß ſie größer geweſen iſt, als das Ganze, das heißt, daß man in fünfzehn Tagen mehr gelärmt, getanzt und geſungen hat, als ſonſt in dreißig. Sollte man nun nicht glauben, es ſey auch mehr verzehrt worden? Aber gerade umgekehrt, und zwar darum: Die Römer ſind keine Freunde von neuen Moden, es ſey denn, ſie vertrügen ſich mit der Sparſamkeit, oder förderten dieſe wohl gar. In lezterem Falle geben ſie ſich ihnen mit einer Bereitwilligkeit hin, welche den Pariſern Ehre machen würde. Die alte Mode, während des Oktobers in den Wirthshäuſern Geld zu verzehren und dort alles zum drey-, ja vierfachen Preis zu bezahlen, hatte ſchon längſt keinen Beyfall mehr gefunden. Daher war ſeit Jahren die neue Mode aufgekommen, alle tragbaren Eßartikel, völlig zubereitet, mit ſich zu führen und vom Wirthe höchſtens den Wein zu kaufen, dann und wann ſich auch für ein paar Bajocchi von ihm die Maccheronen kochen zu laſſen. Aber dieſe Ausgaben waren immer noch unnütz, denn der Wein war in Rom um ein Drittheil wohlfeiler, und mit den Maccheronen, da ſie nun einmal warm gegeſſen werden müſſen, konnte man zu Hauſe den Grund zur Merenda legen. Man beſchloß alſo, fortan in dem Wirthshauſe gar nichts mehr zu verzehren, ſondern ſämmtliche Speiſen und Getränke in der Stadt zu kaufen und zuzubereiten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 99.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 297.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 12. December 1829.

— Sie ſind
Dahingeſchleudert in des Erdballs Nacht,
In Wüſteneyen, Abgründ' unter Eis
Und kalte Felſen. — Sind ſie oder nicht
Geſchöpfe ſeiner Hand, zum Licht erſehn?

Herder.

Die Schamane im nordöſtlichen Sibirien.

(Beſchluß.)

Dieſer Kotſchen war ſo allgemein geliebt und geachtet unter dem ganzen Volke, daß, troß dem ſonſt unbedingten Gehorſam gegen die Ausſprüche der Schamane, ihre Meynung dieſes Mal doch verworfen wurde. Als aber die Seuche fortfuhr unter Menſchen und Vieh zu wüthen, und die Schamane ſich weder durch Verſprechungen von Geſchenken, noch durch Drohungen und Mißhandlungen zu einem andern Mittel verſtehen wollten, da erklärte endlich Kotſchen, ein zweyter Curtius, ſelbſt dem Volke, er ſehe nun wohl, daß es der Wille der Geiſter ſey, ihn als Opfer fallen zu ſehen, und er ſey demnach bereit, zur Rettung ſeines Volkes ſein Leben hinzugeben. Noch immer kämpfte die Liebe zu ihm gegen die Erfüllung des ſchrecklichen Ausſpruches des Schamane; keiner wollte Hand an das Opfer legen, bis endlich Kotſchens eigener Sohn, durch die Ermahnungen des Vaters erweicht und durch Androhung ſeines Fluches erſchüttert, ihm den Mordſtahl ins Herz ſtieß und den Leichnam den Schamanen übergab. —

So gewaltig iſt der Einfluß des Schamanismus, der hier die Stelle der Religion vertritt, der indeß nur äußerſt wenige, mährchenhafte Traditionen, aber keine Geſetze oder Dogmen hat, und in dem folglich auch gar keine Art von Unterweiſung oder Mittheilung ſtattfinden kann. Was die Schamane und ihre Anhänger glauben und treiben, iſt nicht irgend etwas von einem Menſchen erdachtes und auf andere Menſchen übergegangenes; es entſteht in der Bruſt jedes Einzelnen durch den Eindruck der ihn umgebenden Gegenſtände. Da dieſe Umgebungen in den Einöden Sibiriens ſich überall eben ſo gleich ſind, als es die Stufe der Aufklärung iſt, auf welcher die halbwilden Bewohner dieſer Einöden ſtehen, ſo ſind auch jene Eindrücke mehr oder weniger überall und auf alle Individuen dieſelben. Ein jeder ſieht und fühlt für ſich; aber auch ohne Mittheilung herrſcht eine allgemeine Aehnlichkeit unter den Erzeugniſſen ihrer Einbildungskraft, und der individuelle Glaube des Einzelnen wird allgemeiner Glaube ganzer Völker. Darin eben, daß dieſer Glaube, ſo zu ſagen, die Schöpfung eines jeden Einzelnen, und alſo einem jeden eigen und lieb iſt, darin liegt meiner Meynung nach die Urſache, weßhalb er ſich ſo lange unter den Völkerſchaften Sibiriens erhält; er wird ſich unter ihnen erhalten, ſo lange ſie als Naturmenſchen in den Klüften und Wäldern herum ziehen, ſo lange dieſelben Gegenſtände dieſelben Eindrücke auf ſie machen. Nur dann, wenn die Nomaden angeſiedelt ſeyn werden, wenn Lehre und Beyſpiel der gebildetern Nachbarn anhaltend auf ſie einwirken können, dann erſt wird nach und nach der ſelbſtgeſchaffene Glaube an gute und böſe Geiſter, ſo wie an die Schamane verſchwinden.

Faſt alle diejenigen, die bisher eine Meynung über die Schamane geäußert haben, ſtellen ſie unbedingt als grobe, gemeine Betrüger dar, deren Verzückung nichts

Digitized by Google

weiter iſt, als ein, ſchnöden Gewinnes halber angeſtelltes Gaukelſpiel. Mir ſcheint dieß Urtheil hart und ungerecht. Wenigſtens iſt es völlig einſeitig und gilt nur von den, unter dem Namen Schamane im Lande herumziehenden Betrügern und Gauklern, die durch allerley übernatürlich ſcheinende Kunſtſtücke, als Anfaſſen eines glühenden Eiſens, Hin- und Hergehen auf demſelben, Durchſtechen der Haut mit Nadeln u. ſ. w., den Pöbel in Erſtaunen ſetzen und ihm Geld ablocken. Die wahren Schamane gehören zu keiner beſondern Kaſte, ſie machen keine, zu irgend einem gemeinſamen Zwecke vereinigte Korporation aus; ſie entſtehen und beſtehen einzeln. Unter dem Volke werden Menſchen mit einer feurigen Einbildungskraft, mit reizbaren Nerven geboren; ſie wachſen mitten unter dem Wunderglauben an die Schamane auf; der Anblick ihrer übernatürlichen Verzückung, das Myſtiſche des Ganzen ergreift den Jüngling tief. Auch er will zu dieſer Gemeinſchaft mit dem Ungewöhnlichen, Außerirdiſchen gelangen, aber Niemand iſt da, der ihm den Weg dazu weiſt, denn Niemand, ſelbſt der älteſte Schaman nicht, iſt ſich ſelbſt bewußt, wie er dazu gelangte. Aus ſich ſelbſt, aus der ihn unmittelbar umgebenden Natur, muß er die Kenntniß des Unbegreiflichen ziehen. Einſamkeit, Abgeſchiedenheit von der menſchlichen Geſellſchaft, Faſten, erhitzende und narkotiſche Mittel ſchrauben ſeine Einbildungskraft auf's Höchſte, er ſieht nun ſelbſt die Erſcheinungen und Geiſter, von denen er in früher Jugend hörte, er glaubt feſt und unverbrüchlich daran. Endlich wird er zum Schaman geweiht; doch bringt dieß keine Mehrung ſeiner Kenntniſſe, keine ſonſtige Veränderung in ſeinem Innern hervor, es iſt eine bloße Ceremonie mit ſeinem äußern Menſchen; was er fortan fühlt, was er ſagt, was er thut, iſt und bleibt immer Reſultat ſeiner eignen innern Gemüthsſtimmung, er iſt kein kalter, beſonnener Betrüger. Wer einen ä c h t e n Schaman in der höchſten Extaſe geſehen hat, wird gewiß dieſem Urtheile beyſtimmen, wird eingeſtehen, daß er wenigſtens in d i e ſ e m Augenblicke unmöglich betrügen kann, ſondern daß das, was da mit ihm vorgeht, Folge des unwillkührlichen und unwiderſtehlichen Einfluſſes ſeiner auf's Höchſte gereizten Einbildungskraft iſt. Ein ä c h t e r Schaman (denn es gibt deren, wie geſagt, viele, die nur den Namen und das Kleid führen) iſt gewiß ein höchſt intereſſantes pſychologiſches Phänomen.

Geſchichte der Moden, vom Jahre 1785 — 1829. Als Beytrag zur Geſchichte der Zeit.

(Fortſetzung.)

Meine Mutter trat ſehr majeſtätiſch aus dem Ankleidezimmer, um in den Wagen zu ſteigen, der ſie zu irgend einem großen Feſte in der Nachbarſchaft bringen ſollte. Das ſchwere ſeidene Kleid ſchleppte hinter ihr her. Es war vorn offen und ließ, indem es von beyden Seiten zurückfiel, den Rock vom ſelben Zeuge ſehen. Dieſer war bis über das Knie herauf mit Flor, Perlen und cordellirten Quaſten garnirt. So in vollem Staate, hielt ſie einen Fächer von vergoldetem Elfenbein in der Hand, ging dann behutſam auf den ſpitzen Hackenſchuhen über den Flur, und wußte ſich mit ihrer Bouffante geſchickt in den Wagen zu ſetzen, damit mein Vater auch noch Platz an ihrer Seite finde. Dieſe Bouffante, ein ſehr verkleinerter Reifrock, wurde an deſſen Stelle zur großen Toilette (außer zur Robe de cour, die noch lange das unförmliche Geſtell beybehielt) getragen, ſo wie im häuslichen Koſtüme die Bêtiſes, weiche geſteppte Hüftkiſſen, die Poches verdrängten.

Ganz gegen das Herkömmliche des Zeitgeſchmackes bey uns in Deutſchland, hatte mir mein Vater eine freye, natürliche Tracht vorgezeichnet. Das Haar hing, ohne Puder, geſcheitelt, in langen Locken von der Stirn an beyden Seiten und über den Nacken und Rücken herab. Das Kleid, nach engliſchem Schnitt, beſtand in einem kurzen Rocke und einem Leibchen mit runden Ermeln, wie es einige Jahre ſpäter auch erwachſene Frauen zum Négligé, unter dem Namen Fourreau trugen. Schleppen, Staatsroben oder Bouffante, womit man Kinder von fünf Jahren gemeiniglich ſchon ängſtete, blieben mir fremd. Die Schuhe ohne Hacken, der Form des Fußes angemeſſen, hinderten weder meinen Gang, noch die freyere und ſchnellere Bewegung, die mich auf ſolche Weiſe gleichſam um mehrere Schritte voraus, der nächſten Z u k u n f t entgegen trug, während meine Mutter genau mit der Gegenwart ging, und die vortreffliche Erzieherin einer zurücktretenden Vergangenheit treu blieb.

Indeß ſtand die denkende Frau keineswegs hinter ihrer Zeit. Je weniger das Leben ihr noch zu bieten hatte, je mehr dachte ſie über ſeine Bedeutung nach.

Wunden Seelen öffnet die Natur zunächſt ihre Arme. Was Menſchen nicht verſtehen, oder nicht mehr hören wollen, das nimmt die Entgegenkommende großartig in ihren weiten, unermeßlichen Räumen auf. Drücken die Wände des Zimmers, die ſchwüle Luft vollends ein Gemüth nieder, ſo treibt es die Angſt in das Freye hinaus. Hier wird die Klage laut, das Wort von jeder Feſſel losgebunden, Thränen ſtrömen ungeſehen und ungekannt, es wälzt ſich alles vom Herzen weg, was es preßt und drängt, bis das ganze Innere, wie aufgelöst, der ſtummen Vertrauten an den Buſen ſinkt. Dieſen Weg mochte die Kummervolle, die ſo vieles zu beweinen hatte, auch wohl eingeſchlagen haben. Ueber die Verzweiflung war ſie weg, den Troſt hatte ſie finden gelernt, ſie liebte

Digitized by Google

die Natur um ihrer ſelbſt willen, und beſchäftigte ſich in den erſten Jahren unſeres Beyſammenſeyns vorzugsweiſe mit dem, was ihre Begriffe darüber aufklären konnte. Ich weiß ſehr gut, auf ihrem Tiſchchen, wie in ihrer Hand, Buffon, Linné, Bonnet, Sander und ähnliche Schriftſteller geſehen zu haben. Aus dieſem Studium gingen ihr denn nach und nach andere Fragen auf, zu welchen ſie der eigene, erweiterte Geſichtskreis, die Sehnſucht nach dem Unvergänglichen und Wahren, ſo wie die Bewegungen einer Zeit unwillkührlich drängten, die von allen Seiten dumpf und ängſtigend anpochte.

Amerikas Befreyung füllte damals Zeitungen, Flugblätter und Geſpräche. Das Bild des ſchnell begründeten Freyſtaates wirkte wie der Anblick eines neuen Eldorado. Dem Stolze der Männer ſchmeichelte die Kühnheit der That, Frauen ſehen immer bewundernd da hinauf, wo ſie nicht ſelbſt hinzureichen vermögen. Eine überall weicher gewordene Sinnesweiſe, gemeinſamere Theilnahme für die Menſchheit im weiteſten Begriffe freuete ſich, zu Ehren dieſer Menſchheit, eines Sieges, der ſanfterer Sitte wie erweiterten Anſichten eine bleibende Stätte gewonnen, insbeſondere aber die Heiligkeit angeborner, allgemeiner Rechte in ein helles Licht geſtellt hatte. Niemand dachte daran, was zerriſſen, Niemand kannte, was geſchaffen war. Nichts deſtoweniger ſchwindelte jeder Kopf von dem großen Vorbilde, und meine altväterlich angezogene Gouvernante verweilte am liebſten bey der geographiſchen Lehrſtunde, wo dem neuen Welttheile dann alle Aufmerkſamkeit gegönnt ward, welche das Phantom unmittelbarer Weltumſtaltung ſo leicht an ſich reißt. Es gab keine Tugend, die nach der herrſchenden Meynung hier nicht ihren feſten Wohnſitz aufgeſchlagen hatte. Man pries diejenigen glücklich, welche der innern ſittlichen Aufforderung, nach dem gelobten Lande zu pilgern, Folge leiſten konnten. Sich den freygewordenen Koloniſten anzuſchließen, galt für die Beglaubigung wahren Menſchenwerthes. Auch meine kindiſche Phantaſie mochte ſich wohl mit etwas Aehnlichem beſchäftigen, denn ich erinnere mich ſehr deutlich, daß ich mir von umgelegten Stühlen ein Schiff baute und mit meinen Puppen in Gedanken die Seefahrt antrat, ein Spiel, das nicht unbemerkt blieb, ja obendrein durch beyfälliges, gerührtes Lächeln gelohnt ward.

Eine andere Saite der Zeitſtimmung, die, wohl ſchon längſt angeſchlagen, dennoch bis jezt unvernehmlich geklungen hatte, drang nunmehr, durch den kürzlich gemachten Riß in dem Bau der alten Welt, heller und allgemeiner durch. Es ſchien, menſchliche Willkühr ſey ſich nicht umſonſt bewußt geworden, äußere Formen zerbrechen zu können, ſie dachte auch darauf, die Geſetze des innern Daſeyns umzugeſtalten.

Mehrere Jahrzehnte lang hatte man jede Glaubenslehre auf ſich beruhen laſſen. Es bekannte ſich Einer zu dieſer oder jener, oder zu gar keiner, es verſchlug in allen drey Fällen ſo gut wie nichts. Urtheil und Meynung über den Einzelnen wurden dadurch nicht ſonderlich erſchüttert. Jene Humanität, welche Amerika natürlichen Verpflichtungen entband, hatte einer paſſiven Moral Zugang verſchafft, welche Alles, was in der Region des Geheimniſſes an ein abſolut göttliches Gebot und deſſen Offenbarungen erinnerte, in den Hintergrund verwies. In Kurzem dachten nur noch Wenige hieran. Jezt mit einemmale beſchäftigte man ſich wieder mit Religion, und zwar in dem Beſtreben, etwas Anderes daraus zu machen, als wofür ſie ſich ausgab. Einmal in dem Geſchmack des Umbildens, gingen ſie friſch daran, reduzirten alles Tiefe und Hohe auf bequeme praktiſche Handhabung, wikkelten die hausbackene Lehre in klingende Redensarten ein, und nannten das „chriſtliche Weisheit.“

Das ſagte Allen zu; denn Alle empfanden ein unheimliches Mahnen an etwas Verlorenes, das ſie hierdurch zu erſetzen hofften, beſonders die Frauen. Sie, vorzugsweiſe, griffen deßhalb mit Ungeduld nach ſolchen Schriften, die, das Höchſte entwickelnd, kindiſche Spielerey damit trieben, oder ſie verirrten ſich in dem Labyrinthe confuſer Abſtraktionen, um ſtetem Widerſpruch und ängſtigendem Zweifel überlaſſen zu bleiben. So höre ich immer noch die lebhaften und eifrigen Geſpräche über Unſterblichkeit der Seele, die zwiſchen meiner Mutter und der ſchon mehr literariſch gebildeten Erzieherin oft bis ſpät in die Nacht fortgeſezt wurden. Mit je leidenſchaftlicherem Eifer meine Mutter ihre Ueberzeugung feſtzuhalten ſtrebte, jemehr wollte ſie dieſe unbeſtreitbar bewieſen haben. Denn hatte ihre reine, weibliche Natur ihr auch einerſeits über die Einflüſſe ungläubigen Raiſonnements hinausgeholfen, ſo verlangte das realiſirende Prinzip der Zeit in ihr, wie in ſo vielen Andern, nach mathematiſchem Beweiſe ſolcher Glaubenslehren, von denen die Ruhe ihres Herzens allein abhing. Denn das empfand ſie wohl, je menſchlicher ſolche Gegenſtände erkannt ſeyn wollten, je leichter blieben ſie möglichen Angriffen bloßgeſtellt. Sie hatte deßhalb viel zu leiden; denn dergleichen Angriffe erfuhr ſie nur zu oft durch geiſtreiche, witzige Bekannte, Männer, welche mit vielem Scharfſinn ſich ſelbſt vernichteten, Humor und Ironie in Spott verkehrten, und den kleinen Selbſtgenuß durch öftere Mißſtimmung, Zeitenweiſe durch melancholiſche Stumpfheit büßten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paganini in Stuttgart.

Hic fidibus magnus,
Cui par nemo fuit, forte nec ullus erit.

Von Corelli an bis auf unſere Tage hat Italien in der Kunſt des Violinſpiels ſtets den Vorzug vor allen andern Nationen, durch Corelli, Verazini, Tartini, Nardini, Pugnani, Viotti und deren Schüler behauptet. Vor Corelli war das wahre Violinſpiel gänzlich unbekannt. Die Ausübung deſſelben war der Routine einzelner unwiſſender Muſiker überlaſſen, deren Namen die Geſchichte nicht gewürdigt hat, uns aufzubewahren. Corelli war der Erſte, welcher entdeckte, welche geheimen Kräfte in der Violine liegen und was man mit und aus ihr machen könne; ſein Genie wies ihm die Stelle an, die er nachher unter den Inſtrumentiſten ſtets behauptete, das heißt die erſte. In der Rotunde in Rom ſieht man ſeine Büſte mit der Inſchrift: Corelli princeps musicorum. Er war es, der die wahre Stellung der Hand und die Art gelehrt hat, ſich des Bogens mit Geſchicklichkeit und Grazie zu bedienen. Aus ſeiner Schule gingen Locatelli, Geminiani, die beyden Somis und von dieſen wieder viele andere berühmte Violiniſten hervor, die auch auf den Florentiner Verazini vorzüglich Einfluß hatten. Dieſen hörte Tartini im Jahre 1714 in Venedig ſpielen, und ſein kühnes und neues Spiel ſezte ihn ſo in Erſtaunen, daß er, ſtatt eine Konkurrenz mit ihm zu wagen, Venedig ſogleich wieder verließ, ſich nach Ancona zurückzog und dort unabläſſig dem Studium ſeines Inſtruments ſich hingab. Dieſes Studium ließ ihn eine ganz neue Spielart und auch das Phänomen des dritten Tones entdecken, nämlich der Reſonnanz der dritten Note des Accords, wenn man die beyden höheren Noten tönen läßt. Im Jahre 1728 errichtete er in Padua eine Muſikſchule, welche Frankreich, Deutſchland und England die beſten Violiniſten geliefert hat und überhaupt als die Hauptſchule aller ſpätern Violinſpieler, bis auf unſere Tage, anzuſehen iſt. Denn die deutſche Violinſchule, unter Anführung von Johann Stamitz und Leopold Mozart, von denen Erſterer die berühmte Mannheimer Schule gründete und Lezterer Vater des berühmten Mozart war, ſo wie die franzöſiſche, unter Anführung von Leclair und Gaviniez, haben ſich nur nach der Tartiniſchen gebildet, ohne ihr übrigens ſklaviſch zu folgen und nicht auch ihre Eigenthümlichkeiten im Großen und Glänzenden des Vortrages zu behalten. Aus Tartini's Schule gingen in gerader Linie Nardini, der auch vom Jahr 1762 bis 1767 bey der Kapelle des Herzogs Carl von Würtemberg neben andern großen Künſtlern aus Italien angeſtellt war, Pasqualino Bini, Alberghi, Ferrari, Pugnani, Carminati und die als Sängerin, Tondichterin und Violinſpielerin gleich ausgezeichnete Madame Sirman aus Venedig, ſo wie die größten Violinvirtuoſen unſerer Tage, Viotti, Pagin, Gaviniez, Rode, Baillot, Lafont, Alday, Libon, la Barre, Cartier, Bacher, Cramer, Salomon, Kreutzer und viele Andere hervor, die alle nicht nur ihr Inſtrument ſprechen lehrten, ſondern ihm auch Gefühl und Anmuth einzuhauchen wußten.

Alle dieſe Meiſter ihrer Kunſt haben Europa mit ihrem Spiele entzückt, und ſchon glaubte man allgemein, daß die Kunſt des Violinſpiels nicht weiter gehen könne, als ſie beſonders Viotti durch ſein kühnes, ſchwieriges, kraftvolles, brillantes und doch zugleich anmuthvolles Spiel gebracht hatte, und daß ein ausgezeichneter Violinſpieler jezt nach weiter nichts mehr zu ringen habe, als einen Viotti, Rode, Baillot oder Lafont zu erreichen.

Auf einmal aber fängt nun mit Paganini eine ganz neue Epoche für die Kunſt des Violinſpiels an. Dieſer läßt auf einmal alle ſeine Vorgänger weit hinter ſich zurück; er ſteht, als weithin glänzendes Meteor, vor ganz Europa als der Einzige da, das ihn nur bewundern und anſtaunen kann. Auf neuen Bahnen, die ſein Genie und ſeine Beharrlichkeit ihn entdecken ließen, erreichte er den Gipfel ſeiner Kunſt, den ſein Genius nur ihn allein geheimnißvoll ahnen ließ. Er ſteht allein da, als der Unerreichte und ſehr wahrſcheinlich auch als der Unerreichbare für alle Zeiten; er ſteht vor unſern Augen als derjenige da, der ſeiner Kunſt ihre lezten und äußerſten Grenzen geſteckt zu haben ſcheint, die nur Er erreichen konnte und — quos ultra nequit consistere rectum.

Die geſchickteſten Violiniſten unſerer Zeit geſtehen willig ein, daß ſie von einem ſolchen Spiele früher gar nie auch nur eine Idee gehabt hätten. Mehr bedarf es nicht, um von Paganini's hoher und einziger Kunſt ſich einen würdigen Begriff zu machen; dieſes ſagt mehr, als alle Hyperbeln von Lobpreiſungen, die überhaupt durch ihre Trivialität wenig geeignet ſind, das Genie und die erhabenen Talente eines großen Meiſters würdig zu ehren. Wer Paganini noch nicht gehört hat, mag ſich ſein Spiel auch noch ſo vortrefflich und einzig in ſeiner Art vorſtellen, ſtets wird er dieſes, ſobald er ihn gehört hat, in der Wirklichkeit weit über ſeiner Vorſtellung und Erwartung finden; denn wovon man keinen Begriff hat, davon kann man ſich auch unmöglich eine genügende Vorſtellung machen. Eben deßwegen iſt auch eine Zergliederung ſeiner Kunſt nicht nur jezt ſchon ganz unmöglich, ſondern ſie würde auch, wenn ſie möglich wäre, zu gar nichts führen, weil man, mit aller Zerlegung des Ganzen in ſeine Theile, demjenigen, der ihn nicht ſelbſt hört, doch nichts ſagen würde, was er verſtehen und ſich zu Nutzen machen könnte. Alle bisher verſuchten Beſchreibungen und anatomiſchen Prüfungen von Paganini's Kunſt ſind höchſtens für diejenigen verſtändlich, die dieſen großen Meiſter ſelbſt gehört haben; aber auch dieſe haben von dieſem unendlich mehr und Größeres gehört, als jede Feder nachher erzählen kann. Wozu alſo eine Zergliederung? Hören und ſehen muß man den einzigen Mann, wenn man einen wahren und würdigen Begriff von ſeinem außerordentlichen Spiele haben will.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nro. 291:
Mörſer.

Räthſel.

O Wieſe, meine Qual und Pein,
Stets willſt du friſch gemähet ſeyn:
Komm, ebelſter von allen Schnittern,
Mäh' ſie mir ab, leicht, ohne Zittern;
Glatt ſey der Grund, doch habe Acht,
Daß nicht die Senſe Löcher macht. —

Halt! bleib' mir fern vom Wieſenflecke,
Hier zwiſchen Schlucht und Bergesecke;
Den heg' ich, wie das Auge mein,
Da kommt der Rechen nur hinein.
Wird nicht durch die galanten Wiſche
Die Gegend eine maleriſche?
Hätt' ich, wär' nicht dieß Raſenſtück,
Bey Damen ſolch unglaublich Glück?

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

N°. 298.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 14. December 1829.

Wie oft ſchon hörte ich: der Menſch ſey nicht allein!
Jezt ſcheint mir doch der Saz ſo übel nicht zu ſeyn.

Regnard.

Der neue Pygmalion.

Erzählung von Karl Immermann.

Der Baron Werner ſaß nachdenkend am Theetiſch, ſeiner Tante Cordula gegenüber. Das Geſpräch mußte wichtige Dinge betreffen, denn auf den Wangen der alten Dame lag eine hohe Röthe, auch goß ſie in der Zerſtreuung Arrack ſtatt der Milch in ihre Taſſe. Da die Reden bejahrter Frauenzimmer nicht ſchleunig zu enden pflegen, ſo kann es uns vielleicht gelingen, noch etwas von ihren Worten zu hören. „Welcher Eigenſinn, lieber Vetter!“ rief ſie. „Warum willſt Du Dich nicht überwinden, Fräulein Lucianen näher kennen zu lernen? Der Vater iſt Dein Nachbar, die Tochter hat den Ruf des klügſten und ſittſamſten Mädchens; es gäbe eine Parthie, welche man nicht ſchöner wünſchen könnte. Wie lange wirſt Du noch einſam unter Deinen Ahnenbildern umhergehen? Du ſtehſt in den Dreyßigen; es iſt die höchſte Zeit zu heirathen, das habe ich Dir oft geſagt, und ſage es auch heute. Du verläſſeſt Dich auf mich; weil Du mich noch haſt, weil Du jezt Ordnung in Deinem Hauſe ſiehſt, denkt Dein Leichtſinn nicht weiter. Vetter, ich bin alt, und meine Flüſſe im Haupte werden mir einmal unverſehens ein Ende machen. Dann biſt Du verlaſſen, und wirſt es zu Deinem Schaden merken. Ach, gönne mir doch die Freude, die Hälfte meiner Sorgen auf jüngere Schultern legen zu dürfen, damit ich, wenn ich ſterbe, ſicher ſeyn kann, daß Dein Vermögen ordentlich zuſammengehalten wird. Denn ohne Frauen ſind alle Männer ſchlechte Wirthe, wo nicht gar Verſchwender. Nicht wahr, wir fahren morgen zum Nachbar?“ — „Ich werde für Sie anſpannen laſſen,“ verſezte der Baron; „mich wollen Sie gütigſt entſchuldigen, ich bleibe zu Hauſe.“ — „Und warum? warum, Du Starrkopf?“ fragte ganz eifrig die Tante. „Mir ſind ſolche abſichtliche Freyerritte wie der Tod zuwider,“ antwortete der Baron; „und ich fühle mich um ſo weniger zu einem Beſuche bey dem Nachbar aufgelegt, da ich verſichern kann, daß ich zu ſeiner Tochter nie die mindeſte Neigung faſſen kann.“ — „Die Neigung findet ſich,“ ſprach Cordula; „ich möchte wiſſen was Du an Lucianen auszuſetzen haſt?“ — „Gar nichts,“ erwiederte lächelnd der Neffe; „wenn ich ihr ein Conduitenatteſt ſchreiben, und Alles, wenn ich ſie zu meiner Frau nehmen ſoll. Liebe Tante, ſie hat viel gelernt: ſie muſicirt, zeichnet, tanzt ſehr gut, und wird gewiß nie von dem Gleiſe der Tugend weichen. Es iſt nur Schade, daß ſich alle ihre Eigenſchaften beſchreiben laſſen, und daß ihr die Natur den kleinen Rückhalt von Unbeſchreiblichkeit verſagt hat, welcher Männer und Frauen erſt zu anziehenden Erſcheinungen macht. Der Menſch ſoll nicht ſeyn, wie eine ſchlechtverhüllte Charade, deren Auflöſung im nächſten Stücke erfolgt, ſondern wie ein ewiges und unergründliches Räthſel. Sie müſſen es meiner Bizarrerie zu Gute halten, daß ein ſo vollkommnes Frauenzimmer, wie Luciane, dem Ideale nicht entſpricht, welches ich mir von der Weiblichkeit gebildet habe, und welchem ich, wenn nicht hienieden, doch jenſeits

Digitized by Google

zu begegnen denke.“ — „Mit Eurem Ideale!“ fuhr die Tante heraus. „Das Wort gehört zu den verderblichſten, die je erfunden worden ſind. Ihr macht einem ſelbſtgeſchaffnen Luftbilde den Hof, legt ihm ein ganzes Regiſter von Vollkommenheiten bey, ſteigert Eure Anſprüche weit über Euer Verdienſt, und könnt natürlich in einem braven Mädchen von Fleiſch und Blut, welches Euch das gute Glück in den Weg führt, das ſogenannte Ideal nicht erblicken!“ Mit dieſen Worten verließ ſie das Zimmer.

Der Geſcholtene lächelte über den Zorn der guten Dame, die ihn herzlich lieb hatte. „Welche Mühe ſie ſich gibt, mich zu verkuppeln!“ ſprach er. „Iſt denn das ſo nothwendig?“ Er ſtand auf und machte einen Gang durch das Zimmer; denn ſein Gemüth war doch von dem Geſpräche aufgeregt worden. Es hatte ihn näher berührt, als er zugeben wollte.

Die Strahlen der Abendſonne beleuchteten eben die Porträts ſeiner Eltern, die neben einander an der Wand hingen. Ihm ſelber unerklärlich war es, wie ihn dieſer verehrten Bilder Anblick gerade jezt ſo tief rühren mußte. Der Vater ſchaute aus der alterthümlichen Uniform ernſt und tapfer, die Mutter blickte unter ihrem Spitzenhäubchen ruhig und ſanft, und man ſah, daß die beyden Perſonen zuſammengehört hatten. Welche Fülle von Glück haben ſie mit einander genoſſen! dachte Werner, und eine Thräne der Wehmuth trat in ſein Auge. Ihm war, als riefen ſie ihm zu: Gaben wir Dir das Daſeyn, damit Du es müßig und einzeln verträumen ſollteſt? Er trat an das Fenſter und ſah in die herrliche Landſchaft. Sein Blick fiel in den Schloßgarten unter dem Fenſter, ſchweifte dann hinüber zu dem prächtigen Rheine, der den Garten beſpülte, zu den grünen Rebenhügeln am jenſeitigen Ufer, und den Gebirgen, die ſich über den Hügeln in blauen Umriſſen erhoben. So weit er Gegenſtände unterſcheiden konnte, reichte ſein Eigenthum. Dieſe Kornfelder, dieſe Weinberge, dieſe Forſten ſind mein, rief er aus, und ich bin Niemandens! In meiner Jugend reiſte ich durch fremde Länder; nun bin ich zu Hauſe wie in der Fremde. Sterbe ich, ſo weiß nur der Kaſtellan von mir zu ſagen, der einem gähnenden Reiſenden die Familiengruft zeigt. Bey Gott, ein ſolches Leben iſt ganz leer und elend, und ich muß es aufgeben über kurz oder lang!

In dieſen Betrachtungen ſtörte ihn eine kurze, aſchgrau gekleidete Figur, die zur Thür herein ſprang. Es war der Maler Sterzing, ein alter Bekannter des Barons, der ſeit einigen Wochen ſich auf ſeinem Gute aufhielt, um Proſpekte nach der Natur zu zeichnen. „Thee!“ rief der poſſirliche Mann; „um aller Götter willen, Thee! Ich bin ſo dürr im Halſe, wie ein trockner Pinſel. Superbe Gegenden, aber wahre Todtmacher für meine krummen Beine! Das verdammte Bergklettern!“ — „Wo ſeyd Ihr geweſen?“ fragte der Baron. „Erſt im Thale, um die Felſen zu kopiren,“ verſezte jener, „dann am Waldbrunnen bey dem Förſterhauſe, wo ich höchſt wunderbarer und glücklicher Weiſe die vollkommenſte Staffage zu meiner heroiſchen Landſchaft fand.“ — „Lieber Sterzing,“ ſagte der Baron, „ich wollte Ihr ließet dieſe leidige Mittelgattung fahren! Ihr ſeyd ein wackrer, denkender Künſtler; aber bey Euren Lieblingskompoſitionen weiß man in der That nicht, worauf man blicken ſoll, ob auf die Bäume, oder auf die Nymphen, die unter ihnen ſcherzen, ob auf die Felſen, oder auf den todten Adonis, der am Fuße ihrer Wände von der Göttin beweint wird? In jedem Kunſtwerke muß etwas die Hauptſache und etwas die Nebenſache ſeyn, ſonſt entſteht bey allem Verdienſte nur Verworrenheit.“

Der Maler lächelte während dieſer Rede ſeinen Wirth mitleidig an, wie einer, der ſich ſeiner Ueberlegenheit bewußt iſt, und ſprach ganz ruhig: „Ihr habt Eure Meynung, und ich habe meinen Pinſel. Sprecht Ihr, ich male. Euch ſchüttelt auch das allgemeine Fieber, von der Kunſt zu ſchwatzen, mein lieber Baron. Sie reden in unſer Metier mächtig hinein; aber ein braver Knabe kehrt ſich nicht daran.“ Werner wollte das Geſpräch nicht weiter führen, und fing an, in des Malers Mappe zu blättern. Er ſah mit Vergnügen die Umriſſe mehrerer, ihm lieb gewordener Plätze von ſichrer Hand aufgenommen. Sterzing war ein talentvoller Menſch, und hätte weit mehr leiſten können, wenn nicht eine gewiſſe willkührliche Laune ſein produktives Vermögen oft geſtört hätte. Der falſche Humor, welcher ſchon in der Poeſie die gefährlichſte Beymiſchung iſt, aber ganz unerträglich wird, wenn er in Werken der bildenden Kunſt ſo ruhigen, ernſten Stoffen anhaftet, verleitete ihn zu manchen Abentheuerlichkeiten. Er that ſich nicht wenig darauf zu Gute, in eine ſehr liebliche Landſchaft Galgen und Rad, grell beleuchtet, gepflanzt zu haben, um durch dieſe ſonderbare Zuſammenſtellung den Kontraſt zwiſchen der Unſchuld der Natur und der menſchlichen Verruchtheit anzudeuten. — Das Gemälde aber, welches die Flucht der Daphne vorſtellte, war ſeine ganze Seligkeit: eine Felſenöde ohne alle Figuren, nur am linken Rande das aufgehobene Bein der Nymphe. Sie ſey ſo raſch gelaufen, meynte er, daß man weiter nichts von ihr ſehen könne. Fragte man ihn nach dem verfolgenden Gotte, der ſich nirgends zeigte, ſo antwortete er ſchmunzelnd: der iſt noch weit zurück. Er konnte im vollen Ernſte verſichern, dieſes Stück werde ihn der Unſterblichkeit überliefern. Auch ſeinen beſſern Bildern begegnete das Unglück, daß ſie der Erklärung bedurften. Vielleicht wäre er für kleine geiſtreiche Skizzen, zur Verzierung von Büchern, ſehr brauchbar geweſen; aber er hatte gegen dieſe Art, womit ſeine dürftigen Jugendjahre ſich beſchäftiget, einen entſchiedenen Haß und leidenſchaftliche Neigung zu großen,

Digitized by Google

ſelbſtſtändigen Werken. Solche verworrene Menſchen ſprechen die neuere Zeit raſch an, und unſer Maler hatte ſich über ſeine Glücksumſtände nicht zu beklagen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Geſchichte der Moden, vom Jahre 1785 — 1829. Als Beytrag zur Geſchichte der Zeit.

(Fortſetzung.)

Der herrſchende Ton des Tages verklingt niemals abſolut, ſo wenig wie der Wurf und die Falten einer abgeworfenen Mode beym Beginn der neuen ſpurlos verſchwinden. Deßhalb iſt es ſo übel nicht, einmal einen ganzen Zeitabſchnitt zu überſchauen, damit man ſieht, wie alles untereinander und mit der Gegenwart zuſammenhängt.

Der große Friedrich war todt; ſein Nachfolger ſuchte Preußen den Frieden zu bewahren; Joſeph der Zweyte hatte mit Ungarn und Türken zu thun, während er anderweitig trachtete, eine neue Zukunft ins Leben zu rufen, die ihm wohl mehr lockend als deutlich vorſchwebte; in Frankreich ging die Revolution bereits ihren verheerenden Gang; Polen rüttelte an der, ihm von Rußland aufgedrungenen Konſtitution.

Aus alle dem hatte Niemand ein Arg. Paris ſtreuete nach wie vor Hüte und Bänder, Modebilder und Modepuppen über Europa aus. Man kleidete ſich vergnügt darnach, und ſah mit ſteigendem Wohlgefallen die eigene Geſtalt im Spiegel länger und dünner, den Kopf höher und ſchmaler werden, Fiſchbeinröcke, Wülſte, Robe volante und voluminöſe Garnirungen abfallen, einem nachläſſigern, bequemern Putze weichen. Dem ſchlanken Wuchſe ſtand auch wirklich die glatt angeſchnürte Levite ſehr wohl. Dieſes Kleid, vorn offen, mit einem Rocke von anderer Farbe darunter, zeichnete ſich beſonders durch lange, enge, bis auf die Handwurzel ſpitz hinuntergehende Aermeln aus, was dem vereinfachten Anzuge eine gewiſſe beſcheidene und züchtige Beſchloſſenheit gab, die jungen, zarten Perſonen ſehr vortheilhaft war. An großen Tagen mußten denn freylich die Aermel kurz, mit Flor oder Blonden garnirt ſeyn, die Falten am Hinterblatt des Kleides, unterhalb der Taille, von dieſer abgelöſt, verlängert und wie ein engzuſammengeſchobener Mantel bis zum Ausſchnitte am Nacken aufgeſchlagen werden. Doch rettete der Wohlſtand auf ſolche Weiſe noch ein Reſtchen alten Putzes, ſo drängte ſich dieſer ſchmaler, anſchmiegender, weniger ſcheinbar, weniger Raum einnehmend zuſammen.

Einige Jahre ſpäter ward die eben beſchriebene Levite an beyden Seiten da, wo ſie offen ſtand, ſchräg nach hinten zu weggeſchnitten. Die ſpitzen Aermel und ein Latz oder Unterweſtchen waren von der Farbe des Rockes, das Kleid, das nun une turque hieß, ſchloß ſich über den Latz mit kleinen Riemchen und Knöpfen zuſammen, und wurde ſo der Vorläufer des Caftan, den die Mode uns, ganz nach Muſter und Schnitt des wirklich orientaliſchen Caftans, bald darauf zuführte. War dieß ſchon bey weitem zwangloſer, als die frühere Tracht, ſo erhob ſich doch das Negligé von indiſchem Muſſeline und der feine Strohhut in den Augen ſentimentaler Jugend zum Gipfelpunkt des idylliſchen Geſchmackes. Es hatte ſich nämlich hier das Fourreau in eine Chemiſe umgewandelt; das heißt, die langgebliebene Taille war mit feinen, eng aneinander gelegten und feſtgenähten Fältchen beſezt, die Aermel aber waren über den Ellbogen bauſchig, wie die eines Hemdes, und dicht an die Hand angelegt, wodurch ſich allein der Name rechtfertigte, den man der neuen Veränderung des vorhandenen Alten beylegte. Saß nun gleich der ſchweizeriſche Hirtenhut ziemlich hoch nach hinten auf einem tapirten und kreppirten Lockenbau, puffte ſich die Gaze des gefältelten Halstuches über ein Geſtell von Drath und Merlin, ſo hoch und weit hervorſpringend, wie es niemals die natürliche Form des Buſens zulaſſen würde, ſo galt doch der nachläſſige Putz für das reizende Ideal romanhaften Schwunges. Allein durch nichts ſah man ſich dem Ideal des Malergenies wahrhaft näher gerückt, als durch die damalige Art, das Haar zu ordnen. Dieſes, noch immer ſehr ſtark tapirt, wurde ſo krauß und dicht ineinander gearbeitet, daß es, ohne Nadeln, in Höhe und Breite von ſelbſt ſtand. Aus dem feinen Krepp zog man nun kleine Löckchen heraus, ſtrich ſie über dem Finger mit Hülfe des Kammes glatt, rollte ſie wieder zuſammen und legte eine neben die andere ſo leicht und luftig, als es die jedesmalige Natur des Haares zuließ. Hiermit fertig, ward das Hinterhaar bis zur Mitte des Rückens heruntergelaſſen, von da zurück in die Höhe geſchlagen, die Spitzen zuſammengebunden und an eine ſpannenlang hervorſpringende Stahlnadel des gegen die Friſur eingeſteckten Kammes befeſtigt; darauf ſchlang die Hand des Friſeurs mit der erſinnlichſten Behutſamkeit ein farbiges Band durch die Locken, doch ſo, daß der ſteife Berg nicht eingedrückt, noch jene verſchoben wurden.

Wir finden die meiſten Porträts aus dieſer Zeit in dem beſchriebenen Koſtüme, obgleich die damalige bildende Kunſt zu allerley poetiſchen Freyheiten ihre Zuflucht nahm und bey der eingebildeten Schäfer-, Jäger- und Götterwelt ſich herumbettelte, um nur einigermaßen die Gegenwart zu überdauern. Doch jezt war man gewiß, dasjenige gefunden zu haben, was ewig ſchön, dem Wankelmuthe der Mode trotzend, jedem Gebildeten von wahrhaftem Geſchmack vertraut bleiben mußte. Es laſſen ſich wohl in den meiſten Familien noch ſolche Bilder aufweiſen, die uns

Digitized by Google

Freunde und Verwandte, vorzüglich im Profil genommen, lächerlich carrikirt zeigen. Es ſind nicht vierzig Jahre ſeitdem verfloſſen. Der Blick hat ſich erweitert, das bezeugen ächte Gebilde der Kunſt, allein die Mode geht ihre beſondern Wege. Man ſollte denken, ſie ſtehe in gar keiner Beziehung zu der hiſtoriſchen Entwicklung unſerer Gegenwart. Vielleicht irren wir hierin. Wer weiß immer mitten im Strudel, wo die Strömung hingeht? wo ſie herkommt? Leichter iſt es, dieß anzudeuten, wenn man am Ufer ſteht und zurückſieht.

So wird es uns denn auch nicht fehlen, in jenen Tagen die allmähligen Verſuche mit der Freyheit zu erkennen, die Verſuche, wie dieſe äußerlich zu geſtalten und jedem eigenthümlich anzubilden ſey. Die Frauen glaubten ſich bereits in ihrem gefälligen Putze am Ziele. Die Männer fingen nun auch damit an, die Haarnadeln aus den Locken zu ziehen, ja, dieſe ganz zu verbannen, und das hierzu beſtimmte, in dem Sinne verſchnittene Seitenhaar erſt blos einzutapiren, ſodann aber gekräuſelt, mit Puder durchgekämmt, bis zur Hälfte der Wange herabhängen zu laſſen. Dieſer gewaltige Vorſchritt des guten Geſchmackes verſetzte Alles in Entzücken. Diejenigen unter den anerkannten Elegants, welche zuerſt ſo erſchienen, wurden als wahre Befreyer von Sklavenketten angeſehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paganini in Stuttgart.

(Fortſetzung.)

Daß Paganini's vollendeter Kunſt ein langes, unabläſſiges und tiefes Studium vorangegangen ſeyn mußte, iſt Jedem, der ihn hört, ſogleich klar. Aber wie viele berühmte und talentvolle Violinſpieler vor ihm und zu ſeiner Zeit haben ſich nicht auch ſchon Jahre lang, Tage und Nächte auf ihrem Inſtrument abgemüdet und keinen Tag ohne Linie an ſich vorübergehen laſſen, und doch Paganini's ſchwindelnde Höhe nicht erreichen können? Wenn daher Buffon ſagt: Le génie c'est la patience, und wenn auch Helvetius ihm darin beyſtimmt, ſo iſt dieſes doch nur von der Beharrlichkeit desjenigen wahr, in den die Natur ſelbſt ſchon Großes gelegt hat. Iſt dieſes nicht, ſo werden auch die angeſtrengteſten Bemühungen und jahrelange Nachtwachen doch nie einen Paganini hervorbringen können.

In Paganini ſehen wir das perſonifizirte Genie; ſein Zeitalter erkennt ihn dafür mit Freuden an und bringt ihm Huldigungen dar, die nur der Bewunderung und dem Enthuſiasmus gleich ſind, in den allein Menſchen höherer Art, mit dem göttlichen Funken des Prometheus begabt, ganze Nationen verſetzen können. Bey welchem Volke der Erde Paganini auftreten mag, überall wird ſein Erſcheinen ein Phänomen für Andere und ein neuer Triumph für ihn ſelbſt ſeyn; überall wird ſein Genius hoch gefeyert werden; überall wird er die Verzweiflung der geſchickteſten jezt lebenden Violinſpieler werden.

Sein Spiel, ſeine Kompoſitionen, ſein ganzes Weſen ſind reines Original, dem ſtets der Stempel des Genies aufgedrückt iſt, deſſen Kraft mächtig über ſeinen Zuhörern waltet, ihren Empfindungen ſtets gebietet, dieſelben den ſeinigen ſtets unterwirft und, als wahrer Geiſterbezwinger, ſie mit ſeinen Tönen beherrſcht, wie er will. Paganini trennt und iſolirt gleichſam die Gefühle und Empfindungen ſeiner Zuhörer von ihrem Verſtande, ſo daß dieſe, ſo lange er ſie beherrſcht, zu keiner Beſinnung kommen, ſondern erſt, wenn er aufgehört hat und ſie, um ihren lange verſchloſſenen Empfindungen endlich Luft zu machen, in den lauteſten und ungeſtümſten Beyfallsſturm ausgebrochen ſind, wieder Raum für ihre Verſtandesthätigkeit gewinnen und über das Außerordentliche ſeiner Kunſt nachdenken können. In Paganini's wunderbarem Weſen und Geſtalt liegt Etwas, das eher Furcht, Schrecken und wieder Mitleid, als Zuneigung und Liebe erregt. Leztere Empfindungen wird er nicht leicht hervorbringen, wenn er ſein Auditorium auch durch die ſeelenvollſten Töne, die er von ſich gibt, zur tiefſten Wehmuth geſtimmt hat; die Erſteren werden ihnen ſtets im Wege ſeyn und ſie nicht leicht aufkommen laſſen. Der in Italien bey dem Spiele ausgezeichneter Künſtler ſo häufige Ausruf: O caro! wird Paganini ſchwerlich je zu Theile werden; man müßte denn hinter das caro noch das diavolo, übrigens im guten Sinne, ſetzen. Eine lange und hagere Figur, mit ſchmalem, bleichem Geſichte, über welches herein ſchwarze Haare nachläſſig hängen, mit hervorragenden Backenknochen, großer Naſe, rothen Augenrändern, ſtarkem, ſchwarzem Backenbarte, und vom Kopfe bis zu den Füßen ganz ſchwarz und nachläſſig gekleidet, bis auf den hohen weißen Hemdkragen, der ſich an das bleiche Geſicht anſchließt, iſt nicht dazu geeignet, als liebenswürdig zu erſcheinen. Die Dünne und Magerkeit des Körpers ſcheint Schwächlichkeit anzudeuten; aber ſein Spiel beweiſt das Gegentheil und, daß er wenigſtens für dieſes von der Natur mit einer Muskel- und Nervenkraft begabt wurde, die nichts zu wünſchen übrig läßt. Sehr oft iſt bey ausgezeichneten Menſchen der Geiſt auf Koſten des Körpers groß und gewaltig. Dieſes ſcheint auch bey Paganini der Fall zu ſeyn. Die ſtarren Züge ſeines Geſichts, das fixirte und unbewegliche Auge, der geſchloſſene Mund, der nur hier und da durch ein leichtes Zucken, ohne ſich zu öffnen, bewegt wird, der Ernſt der Stirne, die etwas zuſammengezogenen Augenlieder während des Spiels, geben eine große Geiſteskraft, jenen im Innern waltenden Dämon, jenen diable au corps, nach Voltaire's Ausdrucke, zu erkennen, den man, wie dieſer einſt der Dlle. Dumesnil ſagte, als ſie die Rolle der Merope einſtudirte, haben muß, pour exceller dans tous les arts. Bey dem Anſchauen der ganzen Perſon Paganini's während ſeines wundervollen Spiels muß man ſich Cäſars bekannter Aeußerung über den bleichen und magern Caſſius erinnern, als man ihm den Dolabella und Antonius, zwey wohlgenährte und wohlriechende Herren, verdächtig machen wollte.

Paganini wird in ſeiner Kunſt einen welthiſtoriſchen Namen haben. Wäre er mit derſelben einige Tauſend Jahre früher, im heroiſchen Zeitalter, geboren worden, ſo würde man von ihm daſſelbe, und gewiß mit mehr Recht, geſagt haben, was die Fabel von Orpheus ſagt.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 299.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 15. December 1829.

— Anſteckung brachte die Sucht dir,
Bringt ſie noch mehrern hinfort, gleichwie von des einigen Schafes
Räude die Heerd' auf der Flur hinſtirbt.

Juvenal.

Geſchichte der Moden, vom Jahre 1785 — 1829. Als Beytrag zur Geſchichte der Zeit.

(Fortſetzung.)

Der ſteife, wenn gleich ſo kurz als möglich gehaltene Zopf und der altfränkiſche Pudee trübten zwar immer noch den aufgeklärten Horizont. Allein mancher kecke weibliche Feeygeiſt hatte wirklich ſchon den weißen Staub abgeſchüttelt. Die natürliche Farbe des Haares bewies bereits an mebe als einem Jugendgeſichtchen, wie unentbehrlich ſie zu dee Faebe der Haut und des Auges ſey, und wie viel leichtee und gefälliger ſich die Locken ſo ringeln laſſen. Hie und da wagte ſich denn auch bald darauf die Hand eines Gelehrten, eines Künſtlers oder ſolcher, die man unter den Namen Genies begriff, an den vereufenen Zopf. Das rund abgeſchnittene Haar ſtand dann freylich ziemlich ſtarr über dem Kragen ihrer Röcke und von demſelben ab, ſo daß es einem Wetterdache ähnlich, auch duech dieſe Benennung bezeichnet waed, und neben dem Ungefälligen noch ein weit pedantiſcheres und ſteiferes Anſehen gab, als ſelbſt der unſchöne Zopf. Herr von Leuchſeneing wae der erſte, welchen ich kurz vor ſeiner ſchnellen Abreiſe nach Frankreich in dieſer genialen Umwandlung, ganz im Geſchmacke der Neuerer, zu deren Anſichten er ſich bekannte, im Salon auftreten ſah.

England hatte gleichwohl ſchon längſt mit ſeinen Pferden und Jokeis, runden Hüten, Stiefeln und Sporen, die elegante Toilette der Herrn über alle Form ſonſtiger Etiquette hinausgeführt. Nur am Hofe, bey geladenen Feſten, in Abendzirkeln, bey Bällen, ſah man noch den geſtickten Rock, das Jabot und die Manſchetten von Spitzen, den kleinen friedlichen Galanteriedegen, weiße ſeidene Strümpfe, Schuhe mit Schnallen und den Hut mit der umherlaufenden Feder. Im gewöhnlichen geſelligen Leben trat der geſtiefelte Fuß ohne alle Umſtände auf den ſchönſten Teppich im Boudoir der Frau von Welt; der kecke Elegant durfte nicht anſtehen, Hut und Gerte in der Hand, neben der Dame Platz zu nehmen und mit Spoeengeklirr die Erzählung der neueſten Wunderwerke ſeiner Pfeede zu accompagnieen. War er nun vollends in England geweſen, ſo erließ man es ihm ganz, ſich anſtändig und gerade zu halten. Er brauchte nicht länger auf dem Rande des Stuhles zu ſchweben, ſondern hatte das Vorrecht größeeer Bequemlichkeit durch die Seekrankheit eekauft.

In dem Maaße, wie das republikaniſche Franzöſiſch aufhöete, Geſellſchaftsſprache zu ſeyn, und das Ehemalige mit den veedeängten Sitten in den Hintergrund trat, lernte die vornehme Welt engliſch ſprechen, ſchlecht und und recht, doch immer engliſch. Der ſchwierigen Ausſpeache wegen, beachten es wenige zu eeteäglicher Fertigkeit, weßhalb das moderne Beſteeben mehe oder wenigee ein eleganter Putz blieb, durch welchen man ſeine Anſprüche auf Bildung behauptete. Da dieß eine Folge der Revolution war, ſo erkläeten die erſten Cirkel dadurch, von welchee Faebe ſie ſeyen und wie verächtlich ſie Frankeeich den Rücken kehren.

Bey alle dem blieb die Bekanntſchaft mit dem Inſellande ganz äußerlich. Sie beſchränkte ſich auf die Lektüre einzelner Romane, oder höchſtens auf Thomſon und Pope; man pfuſchte ferner in Oekonomie und Staatsverfaſſung, und verweilte am längſten und liebſten in Pferdeſtällen und Wagenremiſen. Hier wußten bald auch Damen Beſcheid. Querſättel wurden Gegenſtände ihrer Unterhaltung, und gelang es ihnen, in Amazonentracht, ſtehend, jene hohen vierrädrigen Kabriolets, Whiſki genannt, zu lenken, oder mit Männern in die Wette zu reiten, ſo waren ſie gewiß, die Crême der Elegants in ihrem Gefolge zu haben. Niemand ahndete, wie viel mit den fremden Sitten Fremdes in Sinn und Neigung überging. Am wenigſten fiel es den Leuten ein, daß ſie eigentlich aus dem Quell deſſelben Stromes ſchöpften, deſſen Andrange ſie andrer Seits aus dem Wege gehen wollten.

Die Gegenwart läßt ſelten, im Gewirr mannigfacher Lebensgeſtaltungen, eine Richtung beſtimmt erkennen. Noch ſeltener iſt es überhaupt, an eine Richtung zu d e n k e n, geſchweige denn gar durch vergängliche Grillen des Geſchmacks daran erinnert zu werden. Und in der That, wem mochte es damals wohl in den Sinn kommen, daß er durch die allernatürlichſte Hinneigung zu freyerer Beweglichkeit im Leben, zu bequemerer Tracht, nachläßigem Tanze, dreiſtem Witz und freyem Umgange, demſelben Geiſte ſchmeichelte, der die Baſtille erſtürmt, der die Zügelloſigkeiten des fünften Oktobers veranlaßte?

Aus ähnlichem unbewußtem Triebe drängte ſich das groß- und kleinſtädtiſche Publikum zu K o tz e b u e s Schau- und Luſtſpielen. Es fand hier ein gewiſſes dunkles Wollen des geſtachelten Innern gewünſchte Rechtfertigung. Die Thränen in „Menſchenhaß und Reue," wurden mit Entzücken vergoſſen. Es war Wolluſt, ſo die Sünde beweinen zu dürfen, ſtatt vor ihr zurückzuſchaudern, und in der Reue größer, bewunderter aufzutreten, als ſtille Entſagung zugelaſſen haben würde. Doch nicht ſowohl der Sieg einer Reue, die wohl Niemand höher anſchlug als wofür ſie gelten ſollte, nicht das war es, was ſo unmittelbar mit dem Verlangen der Zeit zuſammenfiel. Die Schwäche der Natur auf bequeme Weiſe mit dem Vorurtheil der Meynung ausgeglichen zu ſehen, darin lag die ſüße Befriedigung, welche jeder triumphirend mit nach Hauſe nahm und Nachts der wachen Seele als Ruhekiſſen unterſchob. In der „Sonnenjungfrau" ward der Barbarey nun vollends ein Sieg abgewonnen, den die Weltgeſchichte verewigen mußte; des Trauerſpiels, „Adelheid von Wulfingen," nicht zu gedenken, in welchem die lange, glückliche Ehe zwiſchen Bruder und Schweſter durch pfäffiſche Intriguen und den Wahn des Volksglaubens höchſt tragiſch und Mitleid erregend geſtört wird. Weniger ſchauderhaft, doch eben ſo ſchmutzig, finden ſich im „Kinde der Liebe" die zerſtreuten Glieder einer unzärtlichen Familie auf der Landſtraße und in der Bettlerherberge wieder, um das Feſt der Natur auf Koſten der Sitte rühmlichſt zu feyern. Wer jezt eines dieſer dramatiſchen Produkte in die Hand nimmt, legt es ſicher in Kurzem mit dem Gefühle bey Seite, mit welchem man rohe und deßhalb läſtige Geſellſchaft verläßt. Alles in uns wird dadurch beleidigt, Ohr und Gefühl und der edler gewöhnte Geſchmack. Und niemals hätte ſich die Gunſt eines Publikums, das bereits ſeit längerer Zeit ſo viel Schönes beſaß und es zu würdigen gewußt, ſo arg verirren können, wäre es nicht die Stimmung der Zeit geweſen, die mit dem angeſchlagenen Tone harmonirte. Trifft doch nicht die Deutſchen allein der Vorwurf, ſo großer Verbildung gehuldigt zu haben. Frankreich und England wetteiferten in bewundernder Aufnahme des fremden Produktes. Durch welches Wunder wäre dieſe Selbſtverläugnung wohl bewirkt worden, hätte nicht verwandte Geſinnung die vermittelnde Brücke geſchlagen?

Jezt, da man einmal ſo weit gediehen, ſo herabgeſtimmt, ſo verwirrt war, nachdem man Religion, Ehre und Sitte entthront, ekle Natürlichkeit an die Stelle erhabener Natur geſezt hatte, ward der Geſchmack eben ſo unſicher als unſtät. Jedes Neue fand Eingang; nach allem griff man und ließ ſich davon ergreifen. Die Mehrzahl, im Kreiſe umhergetrieben, kam gar nicht zum Bewußtſeyn. Indeſſen war ein ſtarker Zug zu dem ganz Naheliegenden, Alltäglichen, was man das R e i n m e n ſ ch l i ch e nannte, überall vorherrſchend.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der neue Pygmalion.

(Fortſetzung.)

Der Baron rief plötzlich, indem er ein Blatt zur Hand nahm: „Was iſt das? Wer hat Euch dieſe Idee eingegeben?" In der That bot die Zeichnung ihm das ſonderbarſte Gemiſch von Phantaſie und Wirklichkeit dar. Die Landſchaft erkannte er wieder; es war ein heimliches Waldplätzchen neben der Wohnung ſeines alten Förſters Konrad. Unter einer Eiche ſaß eine Figur, welche die größte Aehnlichkeit mit des Förſters Tochter, Emilie, hatte, ſpinnend, in ſich gekehrt, und mit dem allerliebſten Zuge des Trotzes auf dem Geſichtchen, welcher ihn ſchon oft an dieſem ſchönen Kinde ergözt hatte. Um ihr Haupt war der Heiligenſchein angegeben, und über ihr gaukelte in Nebel-Umriſſen eine zarte Engelgruppe. Ganz links in der Entfernung ſtand eine männliche Geſtalt, im weiten Mantel, mit dem Antlitz des Barons. Sie ſchien ſich der Jungfrau nähern zu wollen, aber von ahnungsvoller

Digitized by Google

Ehrfurcht an ihren Platz gefeſſelt zu ſeyn. Auch ihrem Haupte fehlte der Zirkel nicht. Sterzing weidete ſich an dem Erſtaunen ſeines Wirthes und zögerte mit der Antwort. Werner ſagte: „Ich muß geſtehen, daß dieſe Skizze einen tiefern Eindruck auf mich macht, als Alles, was ich bis jezt von Euch geſehen habe, und wenn Ihr nicht meinem Konterfei einen Zug von Albernheit gegeben hättet, ſo würde jener Eindruck ganz vollkommen ſeyn. Aber redet, woraus entſprang die hieroglyphiſche Konception? In der Landſchaft ſind Korrekturen; wie ſeyd Ihr dazu gekommen? Ihr nehmt doch ſonſt jede Parthie, ohne zu irren, auf.“ — „Hört die Geſchichte,“ antwortete der Maler. „Aber erſt ſagt mir, wofür haltet Ihr dieſe Figuren?“ Der Baron meynte, daß ſie wahrſcheinlich Maria und Joſeph bedeuten ſollten, worauf der andere ſagte: „Ihr habt es getroffen. Es iſt der Moment vor der Verkündigung. Maria iſt in der Sonnenhitze hinaus gegangen und treibt ein weibliches Geſchäft; der Himmel ſchenkt ihr den Heiligenſchein pränumerando, kleine Engelchen ſchweben höflich über der zukünftigen Mutter des Herrn, eine kräftige Beleuchtung wird ſie auf das Schönſte herausheben; der ätheriſche Bote mag erſcheinen, wann er will, es iſt Alles zu ſeinem Empfange bereit. Joſeph, der ſeiner Braut in ihre Einſamkeit gefolgt war, merkt plötzlich, da er ſie von Weitem unter dem Baume ſitzen ſieht, daß er nicht recht zu der Jungfrau paſſe, bleibt aus Reſpekt, wo er iſt, und muß, wie jeder ehrliche Bräutigam in ähnlicher Lage, etwas verlegen oder, wenn Ihr wollt, einfältig ausſehen.“ — „Ihr ſeyd und bleibt ein Parodiſt!“ rief der Baron; „aber wie kommt Ihr zu dieſer Porträtirung von Landſchaft und Figuren?“ — „Ich hatte lang im Sinn, ein ſolches Bild zu machen,“ ſagte Sterzing. „Die Landſchaft war zuſammenphantaſirt und auf das Papier geworfen; mit der Staffage happerte es, mein Gehirn wollte nicht in die Wochen kommen. Zufällig trage ich das Blatt heute bey mir, als ich umherſteige. Ich dringe durch den Thalweg zu der Stelle, die Ihr kennt, und ſehe auf einmal das ganze Gemälde, wie ich es wünſche, vor mir. Das Förſterhäuschen, die Eichen, der Brunnen — faſt ſo, wie meine Phantaſie, die mit wenigen Strichen in eine Kopie umzuſetzen war. Unter der größten Eiche ein Kind, wie ich mir die Jungfrau denke. Still holte ich den Bleyſtift hervor, und im Umſehen war das Ding fertig.“ — „Aber Joſeph?“ — „Ihn mußte ich dazu haben, wegen des Kontraſtes. Ich weiß nicht, woher es kam, daß mir kein anderer Mann einfiel, als Ihr, und ſo erlangtet Ihr den Heiligenſchein.“

Sterzing packte ſeine Sachen zuſammen und trug ſie fort. Unſer Freund war wieder allein, und in der ſeltſamſten Stimmung. Die Geſtalt des Mädchens unter der Eiche wich nicht aus ſeinem Geiſte, und er erinnerte ſich mit einem ſtillen Behagen, wie ihm das Urbild, wenn er in der Nähe des Förſterhauſes ſpazieren ging oder ritt, oft aus einem dunkeln Seitenwege unerwartet entgegengetreten war, ihn heiter und unbefangen grüßend. Er wurde zum Abendeſſen gerufen, und war bey Tafel zerſtreuter, als gewöhnlich. Nur mit halbem Ohre hörte er nach den Poſſen Sterzings hin, die ihn ſonſt zu ergötzen pflegten. Dieſer hatte durch verſchiedene geheimnißvolle Reden der Tante Cordula eingebildet, daß er aus irgend einer illegitimen Verbindung irgend eines Fürſten entſproſſen ſey, und die brave Frau, welche, bey aller Regelfeſtigkeit, ſobald es ſich von Stammbäumen handelte, gewiſſe Ausnahmen gelten ließ, ſah freylich den Maler ſeit dieſer Entdeckung mit andern Augen an, ſchmückte ſeinen Namen mit dem bedeutenden **von**, hielt den vertraulichen Ton zwiſchen ihrem Neffen und ihm nicht mehr für ſo anſtößig, als früherhin, und tröſtete ihn, wenn er über die Dunkelheit ſeiner Schickſale klagte, mit der Zeit, die oft verborgene Größe an das Licht gebracht habe.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paganini in Stuttgart.

(Beſchluß.)

In Stuttgart ſpielte Paganini dreymal. Einmal bey Hofe den 5. Dezember und zweymal öffentlich im Theater. In ſeinem erſten Konzert in lezterem (den 3. Dezember) ſpielte er zuerſt ein von ihm komponirtes Konzert in B. minor, mit einem Allegro maestoso, einem Andante cantabile und einem Rondo allegretto, mit einem obligaten Glöckchen (la campanella); dann eine Sonate über das Gebet aus der Oper Moſes, Thema und Variationen auf der G. Saite, komponirt von ihm, und zum Schluſſe Variationen über das Thema von Paiſiello: Nel cor più non mi sento, ohne Akkompagnement des Orcheſters, gleichfalls von ihm ſelbſt komponirt. Das zweytemal (den 7. Dezember) ſpielte er den erſten Theil eines großen Konzerts in Es dur, eine Sonata militare, auf der einzigen G. Saite, Variationen auf den Contretanz: Le Streghe, oder den Herentanz um den Nußbaum von Benevento, und zum Schluſſe ein Adagio cantabile und Variationen auf die neapolitaniſche Canzonette: „O mamma, mamma ca,“ lauter eigene Kompoſitionen. Daß ihm ſtets lauter, ſtürmiſcher Beyfall zu Theil wurde, verſteht ſich von ſelbſt. Was den Werth ſeiner Kompoſitionen an ſich, von dem unnachahmlichen und über jedes Lob erhabenen Spiele ganz abgeſehen, betrifft, ſo glauben wir, ohne übrigens dem Urtheile Anderer im Mindeſten vorgreifen zu wollen, daß ſein Cantabile durch tiefe Gefühle ausgezeichnet iſt, die in ſchönen, ſanft fließenden Melodien dieſelben Empfindungen in ſeinen Zuhörern erregen und dieſe in die lieblichſte Schwermuth verſetzen müſſen, und daß eben deßwegen Paganini's Cantabile jedem Tondichter Ehre machen würde. Was ſeine übrigen Kompoſitionen, beſonders ſeine Konzerte, betrifft, ſo ſind ſie zwar immer originell, auf eigenem Boden gewachſen, und verrathen eine fruchtbare Einbildungskraft; aber ſie ſcheinen mehr darauf berechnet zu ſeyn, ſtets große

Digitized by Google

Schwierigkeiten herbeyzuführen, um durch deren Ueberwindung zu glänzen, als jene reizenden Melodien hervorzubringen, wo Ein ſchöner Hauptgedanke gleich mit den erſten Takten das Genie des Tondichters ankündigt, ſich dann in einer natürlichen, ganz ungezwungenen Tonfolge immer weiter entwickelt, durch ſein Fortſchreiten das Gefühl des Zuhörers immer ſteigert, bis er dieſes endlich auf die höchſte Stufe, immer elegant, immer im reinſten und edelſten Geſchmacke, treibt. Paganini's Kompoſitionen ſtehen in dieſer Beziehung denen von Tartini, Pugnani und Viotti, nach unſerm Urtheile, ſehr nach. Er trennt die natürliche Ideenfolge zu viel durch unerwartete und überraſchende Sprünge und ſtört damit auch die Gedankenfolge in ſeinen Zuhörern, ſo daß dieſe zwar immer neu überraſcht werden und ihm durch Dick und Dünnes folgen müſſen, aber von ſeinen Melodien nichts behalten können, was gewiß kein Vorzug iſt. Vielleicht kennt aber Paganini den gegenwärtig herrſchenden muſikaliſchen Geſchmack zu gut, um anders zu komponiren; wenigſtens beweiſt ſein Cantabile, daß er auch ſo, wie ſeine berühmten Vorgänger, komponiren könnte, wenn er nur wollte. Eine eigene Schule wird Paganini ſchwerlich bilden; denn ſein großes und kühnes Spiel wird Niemand finden, der ihn nachahmen, noch weniger ihn erreichen könnte. Sein Spiel von ganzen Sonaten und vielen Variationen auf der einzigen G. Saite iſt etwas Unerlebtes und beweiſt, daß es für ihn keine Schwierigkeit gibt.

Wohl uns, daß dieſer neue Orpheus mit ſeiner tönenden Leyer auch zu uns gekommen iſt; denn wir haben nun das Höchſte in der Kunſt gehört, die der Einzige übt. Wie einſt, nach der ſchönen Mythe, die Lyra des thraziſchen Orpheus nach Lesbos ſchwamm, ſo wird die des neuen Orpheus jezt auch bald in Paris ertönen und von dort nach London ſchwimmen, in dieſen beyden Hauptſtädten Europa's gewiß Aug und Ohr aller gebildeten Männer und Frauen auf ſich ziehen und dieſelbe Bewunderung, denſelben Enthuſiasmus und daſſelbe Staunen erregen, das er in Deutſchland bisher überall erregt hat, weil er auch dort Töne und Kunſtwerke hören laſſen wird, wie ſie noch nie und nirgends gehört worden ſind.

Rom, November.

(Fortſetzung.)

Da kein Wirth zu finden war, der unter ſolchen Umſtänden Gäſte ſetzen wollte, ſo fing man an, nach der Villa Borghese, die ohnehin zum Spaziergange für Jedermann dient, zu gehen und dort, Anfangs im Gehen und Stehen und aus der Hand (denn man wußte noch nicht, was die Aufſeher zu dieſer offenen Tafel ſagen würden), zu eſſen und zu trinken, dann aber, als es bekannt ward, daß der Prinz Befehl gegeben habe, während des Oktobers dem Publikum kein Hinderniß in den Weg zu legen, ſich's bequem zu machen und die prächtigen blumigen Raſenplätze zu Speiſetiſchen zu gebrauchen, Tiſchtücher darauf auszubreiten und von Schüſſeln und Tellern zu eſſen, wie zu Hauſe. Dieſe neue Sitte hatte ſchon im vorigen Jahre ziemlichen Beyfall gefunden; dieſes Jahr aber ahmte ſie ganz Rom nach, ſo daß oft eine Menſchenmenge von dreyßigtauſend Individuen jeden Standes, Alters und Geſchlechts auf der Villa verſammelt geweſen ſeyn und leztere, welche vier römiſche (Vierfünftel deutſche) Meilen im Umfange hält, nicht Raum genug gehabt haben ſoll, Jedermann zum Sitzen zu verhelfen.

Aus Kontraſten beſteht die moraliſche Welt, wie die phyſiſche aus Gewicht und Gegengewicht. Unmittelbar vor dem Volksthore gibt es ein halbes Dutzend Trattorien, und weiterhin noch einmal ſo viele. Man denke ſich die Wirthe derſelben, nebſt ihren Aufwärtern und Küchenjungen, draußen vor den Thüren ſtehen und mit auf dem Rücken gekreuzten Armen und mit Geſichtern, welche noch bleicher waren, als ihre Mützen, der Volkswanderung nach der Villa Borghese zuſehen! In den Herzen der Menſchen läßt ſich nicht leſen; aber die Geſinnungen dieſer Leute konnte man, ohne ein Lavater zu ſeyn, aus ihren ſpitzigen Naſen, rollenden Augen, röchelndem Athem und bebenden Lippen abnehmen.

Il n'y a qu'heur et malheur au monde, ſagt Molière; wer heute oben ſchwimmt, geht morgen unter. Eine weiſe Einrichtung der Vorſehung, denn ſtetes Glück würde wahres Unglück ſeyn. Hatten die Wirthe nicht das liebe Brod, ſo machten die Olivenhändler deſto beſſere Geſchäfte. Dieſe armen Teufel, welche in den vorigen Jahren mit ihrem Eimer Viertelmeilen weit laufen mußten, um für ein paar Groſchen Oliven zu verkaufen, brauchten dieſes Jahr nur zwey Schritte zu gehen und hatten noch obendrein den Vortheil, auf der Villa Borghese mehr Tauſende von Menſchen beyſammen zu finden, als ſonſt in den Wirthshäuſern Einheiten. Auch zeigten ſich die Römer dieſes Jahr olivenſüchtiger, denn je; war es doch die einzige Ausgabe, welche ſie draußen machten! So ſah man denn ganze Ladungen von dieſer Appetit- und Durſterregenden Frucht nach der Villa ſchaffen. Dennoch zeigte ſich fortwährend Mangel daran und das Geſchrey: Olivaro! ertönte von allen Seiten.

So endigte der dießjährige Oktober zur Zufriedenheit des ganzen Publikums, ausgenommen der Gaſtwirthe, welche ſich in der Hoffnung, vom Gewinne während deſſelben ihr ärmliches Daſeyn um einige Wochen länger zu friſten, ſo ſchmerzlich getäuſcht ſahen. Ihr einziger Troſt ſoll die Ueberzeugung geweſen ſeyn, daß von den dreißigtauſend Menſchen, welche mehrere Tage hindurch die Villa beſucht haben, die Hälfte mit dem dreytägigen Fieber nach Hauſe gekommen ſey. Das Publikum hegt nämlich die Meynung und die Aerzte theilen ſie, daß jedesmal gegen Untergang der Sonne eine ungemeine Feuchtigkeit in der Villa Borghese verſpürt werde. Ein Arzt hat mich allen Ernſtes verſichert, daß, wenn in den lezten dreyßig Jahren die Fieber in Rom abgenommen haben, die Urſache einzig und allein in der Einſtellung der Promenaden auf der genannten Villa zu ſuchen ſey, daß ſie ſich aber jezt, bey erneuertem Beſuche derſelben,*) ohne allen Zweifel in ihre vorigen Rechte wieder einzuſetzen wiſſen werden. Dagegen iſt die allgemeine Meinung des Publikums, ja auch mancher Aerzte, die Fieber haben gerade ſeit jener Zeit durch Umhauung der Wälder in den Pontiniſchen Sümpfen, zum Behuf der Austrocknung der leztern, ſich ſehr vermehrt, indem jezt, verſichert man, dem Meereswinde oder dem Libeccio (dem Südweſtwinde), dem die Römer die ſchrecklichſten Wirkungen zuſchreiben, der freye Zug nach Rom geſtattet ſey; ein Uebelſtand, dem die alten Römer durch die Heiligſprechung jener Wälder auf die zweckmäßigſte Weiſe zu begegnen gewußt haben ſollen.

(Der Beſchluß folgt.)

*) Die Sage von der Feuchtigkeit der Villa und den daraus entſpringenden Fiebern darf nur im großen Publikum feſten Fuß faſſen, um augenblicklich dem dortigen Spaziergang ein Ende zu machen. Daſſelbe Vorurtheil der Feuchtigkeit hat Frascati außer Mode gebracht.

Beylage: Literaturblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 300.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 16. December 1829.

Beym Frey'n, wie überall, geh ich den eignen Weg.
Bin ich nicht reich genug? Drum ſprech ich ohne Schwanken:
Die Hälfte meiner Wahl hab' Alles mir zu danken.

Molière
école des femmes.

Der neue Pygmalion.

(Fortſetzung.)

„Bemerken Sie nur unſern Eremiten, meine Gnädigſte,“ ſagte der Maler, als er ſah, daß ſeine gewöhnlichen Scherze nicht verfingen. „Obgleich in ſchätzbarer Geſellſchaft, befindet er ſich doch, wie ich ſehe, ganz mit ſich allein, höchſtens von einigen trübſeligen Gedanken umgeben. Ach ja, das Unglück der Zeiten iſt ſchwer und drückt auch kräftige Seelen. Was kann z. B. illegitimen Prinzen das Bewußtſeyn ihrer erhabenen Geburt helfen? Sie gehen am Incognito zu Grunde, und die Legitimation geſchieht vielleicht nicht einmal jenſeits.“ Er ſah die Tante bey dieſen Worten melancholiſch an, und leerte ein großes Glas Wein aus, als wollte er ſeine Wehmuth hinter dieſem Trunke verſtecken. Die Tante Cordula ſprach: „Schon das Gefühl einer würdigen Herkunft iſt unbezahlbar, werde leztere von der Welt auch nicht erkannt; die Gleichgeſtimmten finden ſie heraus und wiſſen ſie zu achten.“ — „O meine Verehrliche,“ rief Sterzing, indem er der Dame die Hand küßte, „ſolche Aeußerungen beglücken unendlich in der Nacht eines ſchweren Verhältniſſes. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen aus der Stadt den neuen Hof- und Staatskalender ſenden darf?“ — „Er wird mir ein werthes Angedenken ſeyn,“ erwiederte die Tante, und nahm ernſthaft eine Priſe Spaniol, worauf ſie die Tabatiere dem Maler darbot, der mit gleichem Ernſt ſich aus ihr bediente.

Der Baron war aufmerkſam geworden und ſuchte dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben, weil ihn dieſe Myſtifikationen peinigten. „Es iſt doch ein ſonderbarer Zufall,“ rief er mit einiger Befangenheit, „der Ihre heutige Zeichnung ſchuf!“ — „Darum verzage kein Junggeſell,“ erwiederte der Spötter, der aus den Perſönlichkeiten ſich nicht loswinden konnte, „wenn er nicht gleich eine Staffage für ſeine Landſchaft findet. Ich hatte auch die Bäume und Gräſer eher, als die Figuren, und es gibt ihrer, die haben Korn und Dorn, Rind und Geſind, den herrlichſten Proſpekt von der Welt, nur das charmante Figürchen, welches das Ganze erſt beleben muß, fehlt ihnen. Es lebe die heroiſche Landſchaft, wenn ſie gleich nur eine leidige Mittelgattung iſt, etwa wie der Eheſtand und ſonſt dergleichen!“ Die Gläſer klangen, Sterzing verkündigte ſeinen Entſchluß, morgen abzureiſen. „Ich muß wieder akademiſche Luft athmen und mit Zunftgenoſſen plaudern,“ ſagte er. „Sie ſollen die Zeichnung haben von Joſeph und Maria, Baron, ſobald das Gemälde fertig iſt. Würden wir vornehmen Perſonen (ich verſtehe hierunter auch Prinzen von gewiſſer Art) nicht von Standesbegriffen eingezwängt, ſo würde ich dem Sanct Joſeph rathen, ungenirt an die Jungfrau Maria hinzutreten, denn ſie iſt bey allen Heiligen ein Zuckerpüppchen.“ Die Tante, welche Alles, was geredet wurde, auf ihre Ideen bezog, ſagte: „Sie heißt nicht Maria, ſondern Luciane, Herr von Sterzing.“ — „Nein, ſie heißt Emilie!“ fuhr Werner heraus. „Wie?“ fragte die Tante und der Maler.

Digitized by Google

„Ich meyne des Förſters Tochter," antwortete der Baron verlegen. Die Tante murmelte: „Was will er mit der Förſterstochter ſagen?" und ging zu Bette. Der Maler lachte und rief: „Hier iſt eine babyloniſche Sprachverwirrung. Gute Nacht, ich wandre morgen ganz in der Frühe. Ihr ſeyd die bravſte freyherrliche Seele unter Gottes Himmel. Schafft Euch Staffage an, ich male Euch dann gratis als nobeln Gatten und Vater."

In der Einſamkeit der Nacht reifte in dem Baron ein unerwarteter Entſchluß. Sein Charakter war von Natur ſelbſtſtändig, und ein mehrjähriger Aufenthalt in England hatte ihm eine gewiſſe Neigung zum Sonderbaren gegeben, welche in der ländlichen Abgeſchiedenheit nur noch eigenſinniger geworden war. Er dachte, oder glaubte wenigſtens über die Begriffe ſeines Standes ganz unbefangen zu denken. Aber was er ſelbſt ſich ausgeſponnen, davon hätte ihn Niemand zurückgehalten. Das ganze Gefühl ſeiner Verlaſſenheit kam in dieſer Nacht, die er wachend und ſinnend zubrachte, über ihn, und er meynte, wie es bey Männern in gewiſſen Jahren gewöhnlich iſt, daß ſich dergleichen abſchütteln laſſe, wie jede andere Unbequemlichkeit. Die Liebe iſt ein Wageſpiel für die Jugend; der Baron befand ſich in der zweyten Hälfte der Dreyßig, er wollte die Heilung ſeiner Schmerzen ſicherer und bequemer finden. „Was koſtet es mehr, als einen raſchen Schritt," rief er aus, „und das Glück iſt mein, nach dem meine Seele verlangt! Wo ich bis jezt ſuchte, konnte ich nicht finden; das Verderbniß des Geſchlechts iſt zu groß, die Verbildung zu ungeheuer, als daß ein empfindender Mann auf dem Markte, wo die ſchöne Waare feil ſteht, ſeinen Kauf zu machen im Stande wäre. Nein, ich wähle mir den reinen, unentweihten Stoff; die zärtlichſte Sorge, die liebevollſte Aufmerkſamkeit ſoll daraus die Schöpferin meiner Zufriedenheit mir erziehen. So erkieſet ſich der Künſtler den ſchneeweißen Marmor, und formt daraus das Bild, welches nachher der Gegenſtand ſeiner eignen Anbetung wird. Glücklicher Mann, dem es gelingt, in ſeiner Geliebten ſein Werk zu ſchauen; welche Tage werden ihm mit dem dankbaren Geſchöpfe ſeiner Wahl verfließen!" Und wer ſollte der Zögling dieſer erotiſchen Pädagogik ſeyn? — Wir wiſſen es nicht, aber wir wiſſen, daß, als die Sonne aufgegangen war, der Baron, froh wie ein Mann, der einen großen Gedanken gefaßt hat, zu Pferde ſtieg, und daß ihn der Braune längs dem Strome raſch auf dem Wege nach dem Förſterhauſe hintrug.

Ueber dem Waſſerſpiegel wallte ein leichter Nebel; es war ihm, als ſehe er die luftigen Geſtalten der Nixen, als höre er ſie Brautlieder ſingen. Der Weg führte über Felder, Wieſen, durch Wald und Geſtein, an mancher lieblichen Stelle vorbey. Unſer Freund bezeichnete in Gedanken ſchon die Plätze, wo dereinſt Ruhebänke für die künftige Gemahlin angebracht werden ſollten. Das Förſterhaus lag vor ihm. Im Garten ging Emilie umher und begoß Blumen. Sie hörte den Hufſchlag des Pferdes und wandte das offne, kecke Geſichtchen nach dem Reiter. Mit einem Sprunge war ſie draußen und begrüßte den Baron, wie er's von ihr gewohnt war, durch einen treuherzigen Handſchlag. Er fragte nach ihrem Vater; ſie verſezte, daß er im Hauſe ſey, und erbot ſich, ihm das Pferd zu halten, bis er ſein Geſchäft mit dem Alten abgemacht habe. Der Baron äußerte Furcht, daß ſie von dem Thiere beſchädigt werden möchte. Sie erwiederte: „es iſt doch nicht anders zu helfen, die Leute ſind alle über Feld; geben Sie mir nur den Braunen, er thut mir nichts, man muß ihn nicht zerren, er iſt ganz ſanft, wenn man ihn ruhig umherführt." In dieſem Augenblicke war es Werner, als könne dem Mädchen keine Gefahr etwas anhaben. Er ſtieg ab, gab ihr das Pferd, ſie nahm es dreiſt am Zügel und führte das Thier, wie wenn das ihr tägliches Geſchäft wäre, im Kreiſe. Der Braune ging geduldig wie ein Lamm hinterdrein und wieherte luſtig von Zeit zu Zeit, als lache er über den kleinen muthigen Reitknecht. „Was verſchafft mir denn ſo früh die Ehre?" fragte der alte Förſter Konrad verwundert ſeinen Herrn und Gebieter. „Ich komme, Euch etwas zu nehmen," erwiederte der Baron. „Deſſen verſieht man ſich von Ihnen nicht," ſagte der Alte; „Sie geben eher. Was iſt's denn?" — „Eure Tochter." Der Weidmann legte die Büchſe, die er puzte, aus der Hand und ſah den verkappten Freyer groß an. Dieſer ſprach mit einiger Verlegenheit: „Ihr ſeyd mein treuſter Diener, und ich habe Euch lange einen Gefallen thun wollen. Ich denke, der Vater bekommt, was man der Tochter gibt. Eure Emilie iſt ein kluges, braves Kind, es kann etwas aus ihr werden. Ich will ſie auf das Schloß nehmen, ſie ſoll Alles lernen, was ihr nützlich iſt. Schlägt ſie ein, ſo bleibt ſie bey der Tante, oder wenn ich noch heirathen ſollte, bey meiner künftigen Frau als Wirthſchafterin, und iſt für ihre Lebenszeit verſorgt. Was ſagt Ihr dazu?" Der Alte verſezte trocken: „Ich will mir's abzählen." Er ging in eine Ecke und murmelte, an ſeinen Knöpfen zählend: „Mitgeben — Behalten — Mitgeben — Behalten u. ſ. w." Der lezte Knopf ſprach für das Mitgeben, er wandte ſich zu dem Baron und ſagte: „Sie können die Dirne bekommen." Dieſer rief lächelnd: „Ihr habt ſonderbare Rathgeber befragt." — „In Jagdſachen," meynte der Alte, „hat man es beſſer. Schweine und alte Weiber bedeuten Unglück, Schaafe und ein junges Mädchen Glück; wer darnach die Jagd einrichtet, wird nie betrogen. Aber wer ſagt uns bey andern Dingen, wie ſie ausfallen werden?" — „Man ſoll darin ſeiner Vernunft folgen," antwortete der Baron. „Vernunft?" fragte kopfſchüttelnd der Philoſoph vom Walde. „Ich habe früherhin meine Vernunft angeſtrengt, und habe nichts gethan, wofür ich nicht wenigſtens ein Dutzend Gründe hatte;

aber wenn ich dann glaubte, das Ding ſo gleichſam mit Vernunft vernietet und verſchäftet zu haben, ſo brach mir gemeiniglich die Geſchichte in der Mitte entzwey, und die Folgen kamen ganz quer und ſchief heraus. Endlich gab ich aller Ueberlegung den Abſchied, zählte an den Knöpfen, und es iſt mir ſeitdem nicht eben ſchlimmer ergangen. Glauben Sie, gnädiger Herr, jeder Entſchluß iſt doch nur ein Schuß ins Blaue. Der liebe Gott hat überall eine Parthie Zufall mit untergeſteckt, deßhalb verliert man immer halbwegs die Fährte.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Geſchichte der Moden, vom Jahre 1785 — 1829. Als Beytrag zur Geſchichte der Zeit.

(Fortſetzung.)

Ifflands patriarchaliſche Muſe hatte dem Hausaltar friſche, lebendigblühende Kränze geflochten. Der unbefangene, wohlmeynende Menſch mußte ſich daran erfreuen; doch von nun an hoffte jeder Küchenheerd auf ähnliche Ehre; das bürgerliche Familienſtück ſpielt ſich leicht, in jeder Situation, nach. Das Gewöhnliche lief immer breiter aus; in ihm vermißte man nicht Höhe, nicht Tiefe; es machte ſo ziemlich alles gleich. Die Schickſale der Wohn- und Kinderſtube wiederholten ſich im Hôtel des Miniſters wie in der Behauſung dürftiger Beſchränktheit ohngefähr auf gleiche Weiſe. Wenn nun auch das Menſchliche und Wahre hierin oft recht warm zur Seele ſprach, ſo ward die Theilnahme doch unaufhörlich durch kleinliche Familienzwiſte, niedrigen Betrug und gemeine Geldgier herumgehezt, ein Labyrinth, in deſſen Irrgängen man den Helden des Stückes ruhig vorwärts gehen ſahe, wußte doch jeder, daß er unfehlbar glücklich heraus kommen, und den vollen Sieg über Präſidentendeſpotie und Advokatenkniffe davontragen werde. In dieſer Sphäre nun an weichliche Rührung, an bequeme Thränen gewöhnt, gerieth das Publikum immer mehr in die Stimmung, ſich alles gefallen zu laſſen. So ward es möglich, daß Spieß und Cramer in brutalen Ritterromanen, Miß Radcliffe in den Schreckens- und Schauerſcenen ihrer Schloßgeheimniſſe, und andre der Art, unwiderſtehlich ihre Herrſchaft über die willenloſe Hingebung der ſchönen Welt übten. Dieſe, der natürlichen Erweichung wie dem unnatürlichen Graus entſchieden zugethan, gerieth in die ganze krauſe Fluth literariſcher Produktionen der lezten achtziger und erſten neunziger Jahre. Ohne Unterſchied, Eins wie das Andere würdigend, griff der Durſt nach Unterhaltung eben ſo begierig nach dem Mauſefallen- und Hechelträger von Spieß, oder dem Wein- und bluttriefenden Haſpar a Spada von Cramer, als nach den gediegenen Werken der Madame Neubert und des aufſtrebenden Feßler. Der Marc Aurel des leztern, wie Thekla von Thurn von der erſtern, waren freylich ſehr in der Mode, eben ſo der Bilomberis von Alxinger, doch nicht mehr als die obengenannten poetiſchen Verſuche.

Zwiſchen dem Allen hindurch erſcholl die Marſeiller Hymne. Die entſchiedenſten Widerſacher des franzöſiſchen Unweſens ſangen begeiſtert das kühne Freyheitslied, zierliche Lippen liſpelten die auffordernden Worte; Niemand ward dadurch geſtört. Die Trompeter der Garde du Corps in Potsdam blieſen, von ihren Obern dazu befehligt, das entſetzliche: Ça ira! les aristocrates à la lanterne! während ſchmutzige Straßenjungen mit lauter Stimme die ſchlecht überſezten Worte dazu ausſchrien.

In ähnlicher Argloſigkeit fabrizirten Modehändlerinnen bonnets à la carmagnole und ehrbare Frauen ſezten ſie unſchuldig am Tauftage ihrer Erſtgebornen auf. Selbſt während unſere Truppen gegen die dreyfarbige Fahne zogen, und tauſend blutige Opfer im Kampfe gegen die Neuerer fielen, verſchmähete die wechſelnde Mode die tricoloren Stoffe und Bänder nicht, die uns Paris herüberſchickte. Die verrufene Farbenmiſchung hatte darum nicht weniger Reiz. Man fand es piquant, ſie zu tragen.

Vielleicht, daß ſich hierdurch die Phantaſie einigermaßen mit dem Bilde der Sansculottes ausſöhnte. Wenigſtens mußte die Gewohnheit, ſo Manches im Leben auf ſie zu beziehen, der urſprünglichen Vorſtellung ihrer Scheußlichkeit das Kraſſe genommen haben, denn als die erſten franzöſiſchen Kriegsgefangenen durch unſere Gegend kamen, drängten ſich Viele, ſie zu begrüßen. Ihr ſchmuzziges und wildes Anſehen hätte wohl zurückſtoßen können, doch hielt dieß Niemand ab, den Rundtänzen der neuen Republikaner beyzuwohnen, und mehr wißbegierig als empört, die ausdrucksvollen Figuren dieſer Tänze zu betrachten, von denen eine das Waſchen der Hände in Ariſtokratenblute bedeutete, worüber die begleitenden Worte weiter keinen Zweifel ließen. Mit deutſcher Bewunderung für alles Fremde beſchenkte man die Barbaren, kaufte ihnen artig geflochtene Ringe von Pferdehaar mit gefühlvollen Deviſen ab und verſagte es ſich nicht, kleine, zierlich zuſammengeſezte Guillotinen, das ſpielende Produkt ihrer Muße auf dem Marſche, von ihnen zu erhandeln.

Neigte ſich ſo der natürliche Hang zum Neuen und Frappanten nach dieſer Seite, ſo nahmen von einer andern die zahlloſen Emigranten ſowohl die Theilnahme, als eine alte, tief eingewurzelte Vorliebe für franzöſiſche Sitte, Sprache und geſellige Liebenswürdigkeit in Anſpruch. Bedeutende Städte, kleine und große Höfe zeigten ſich durch ganz Europa bereit, die Flüchtlinge aufzunehmen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Närriſche Spekulanten gibt es in Paris, welche dadurch Aufſehen erregen wollen, daß ſie die Unternehmungen Anderer auf eine unſinnige Art übertreiben. Bekanntlich fahren zu jeder Zeit des Tages eine Menge Landkutſchen aus Paris nach allen Gegenden, beſonders auf den Hauptlandſtraßen; da hat denn ein Wagenmacher gedacht, wenn er einen rieſenhaften Wagen verfertige, auf welchem ſechszig Perſonen Platz fänden, ſo werde er fünfmal mehr gewinnen, als der Unternehmer einer Landkutſche mit zwölf Perſonen. Arithmetiſch betrachtet, war die Rechnung allerdings richtig, aber nicht ſo verhielt es ſich mit dem Erfolge, und es bewährte ſich hier wieder, daß, um bey einer Unternehmung zu gewinnen, es nicht hinreicht, die vier Spezies zu kennen. Der Mann hatte keinen übeln Vorſatz: er wollte das Fahren allen Ständen erleichtern; deßhalb hatte er auf ſeinem Gefährt vier- bis fünferley Arten von Plätzen angebracht, von ſechs bis zwey Sous für die franzöſiſche Meile; natürlich waren für die zwey Sous-Plätze keine großen Bequemlichkeiten ausgedacht, und die Leute mußten mit der Außenſeite unter freyem Himmel vorlieb nehmen; allein die Engländer reiſen ja häufig auf dieſe Art und zahlen ziemlich theuer dafür; wie ſollte man auch für zwey Sous mehr fordern können? Die ſechszig Perſonen faſſende Landkutſche wurde lange Zeit vorher in den Zeitungen als ein Wunderwerk angekündigt, und die Unternehmung ſchien ſo ſonderbar, daß Manche die Anzeige davon als einen bloßen Spaß betrachteten. Der Tag der erſten Abreiſe ward aber endlich doch beſtimmt und der Ort angezeigt, wo man ſich zur Fahrt nach Orleans einſchreiben laſſen könne. Mit ſechs Pferden beſpannt, begab ſich die ungeheure Maſchine auf den Weg, brauchte natürlich längere Zeit zur Fahrt, als die leichten Landkutſchen, die auf dem guten Wege ſehr behende rollen, kam auch ſpäter zurück, und der Unternehmer begnügte ſich vor der Hand mit dieſem mißglückten Verſuche, den er jedoch nicht eingeſtehen wollte; denn er ließ in den Zeitungen ankündigen, es ſey an dem Wagen etwas auszubeſſern; ſobald er wieder in gutem Stande ſeyn werde, ſollen auch die Fahrten regelmäßig wieder fortgeſezt werden. Seitdem iſt aber ein Monat verſtrichen, ohne daß das Publikum etwas Weiteres von dem koloſſalen Wagen erfahren hat. Iſt der Unternehmer klug, ſo läßt er es bey der erworbenen Erfahrung bewenden und gibt ſeine übelausgeſonnene Spekulation auf. Auf einer glatten Bahn zwiſchen zwey nicht weit von einander entfernten und ſehr ſtark beſuchten Orten könnte allenfalls eine große Fuhrmaſchine mit einigem Nutzen und mit Vortheil für den Unternehmer angelegt werden; aber eine ſo ſchwere Maſchine 30 Stunden weit auf unebenen Wegen mit einem überall aufgerafften Menſchenhaufen hin- und herſchleppen zu wollen, iſt ein thörichter Einfall, deſſen Ausführung natürlich ſogleich beym erſten Verſuche ſcheitern mußte. Die größten Landkutſchen, die aus Paris nach ſtark beſuchten Provinzſtädten fahren, können zwanzig bis zweyundzwanzig Menſchen aufnehmen, und dieß iſt wahrlich die höchſte Zahl, die ein ſolcher Wagen aufnehmen k a n n, ohne der Bequemlichkeit und Sicherheit der Reiſenden oder der Schnelle des Fahrens Abbruch zu thun. Nicht viel klüger, als der Unternehmer der ſechsziger Fuhren iſt der Fabrikant, der neulich einen ganz aus Kryſtall verfertigten Seſſel der Akademie der Wiſſenſchaften vorzeigte. Ich weiß nicht, wie lange der Mann an dieſem Meiſterſtücke gearbeitet hatte, das ihm unſägliche Mühe und Koſten muß verurſacht haben. Es war in der That eine ſchöne Arbeit; beym Lichte und in den Sonnenſtrahlen glänzte der Seſſel wie ein Thron aus Diamanten in einem Feenpalaſte; dabey waren die Stücke ſo künſtlich aneinander gefügt, daß der Seſſel dadurch ein ſehr feſtes und dauerhaftes Werk geworden war. Was ſoll man aber mit einem ſolchen Stücke anfangen? Hat man es einmal bewundert, ſo bleibt nichts mehr zu thun übrig, als es in eine Kunſtkammer zu ſtellen. Deßhalb urtheilte denn auch die Akademie der Wiſſenſchaften, daß ſie die Arbeit ſchön finde, aber ſonſt nichts darüber zu ſagen habe; der Mann müſſe ſich an die „Geſellſchaft zu Aufmunterung der mechaniſchen Künſte“ wenden.

(Der Beſchluß folgt.)

Rom, November.

(Beſchluß.)

Im vorigen Sommer hat hier der Kunſtreiter Guerra, ein Römer von Geburt, mit ſeiner Geſellſchaft im Theater Correa (Mauſoleum des Auguſt) eilf Vorſtellungen gegeben, welche ſämmtlich einen außerordentlichen Zulauf gehabt haben. Unter der vorigen Regierung war ihm Anfangs die Erlaubniß dazu verſagt worden; man hegte die Beſorgniß, er möchte zu viel Geld aus Rom mitnehmen. Wenn in einer Provinzial- oder nahrungsloſen Reſidenzſtadt dergleichen Vorſichtsmaßregeln getroffen werden, ſo laſſen ſie ſich (obgleich auch hier manche Einwendungen zu machen wären) gewiſſermaßen entſchuldigen; aber in Rom, der geiſtigen und geiſtlichen Hauptſtadt der Erde, dem Winter-Sammelplatze vieler hundert, durch Geburt, Gelehrſamkeit und Geiſtesbildung ausgezeichneter Männer aus ganz Europa, wo, außer den einigen und vierzig Kardinälen, faſt eben ſo viele mehr oder minder reiche herzogliche und fürſtliche Familien wohnen, die reiche Prälatur ungerechnet, in Rom, welches nahe an hundert und fünfzigtauſend Einwohner zählt, in Rom ſcheint ein ſolches Verbot um ſo auffallender, als die erwähnte Reitergeſellſchaft nicht aus wenigen, ſondern aus zwanzig bis dreißig Perſonen, nebſt eben ſo vielen Pferden, beſtand, deren Erhaltung eine nicht geringe tägliche Ausgabe verurſachte, welche wieder dem Handel und Wandel zufloß. Oder ſollte die Quantität des circulirenden Geldes zu Rom wirklich ſo gering ſeyn, als man ſie zu ſchildern pflegt? ſollte alſo die Regierung, der der Finanzzuſtand des Landes bekannter ſeyn muß, als dem Publikum, nothgedrungen zu ſolchen Verboten ihre Zuflucht nehmen müſſen?

Am 19. November hat es abermals, bey einem ſehr ſchneidenden Nordoſtwinde, ziemlich ſtark gefroren; der Reaumürſche Thermometer zeigte Morgens früh einen und einen halben Grad unter 0. Alle Citronen in Kübeln und an Spalieren, die nicht durch ihre Lage beſonders gut geſchüzt waren, ſollen erfroren ſeyn. Wenn die Strenge des Winter ſo fortwährt, ſo behält Rom keinen einzigen Citronenbaum. Die Apfelſinenbäume ſind bekanntlich nicht ſo empfindlich; wenn alle Citronenbäume zu Grunde gehen, erfriert kaum Eine Apfelſine. Es iſt ſonderbar, daß dieſer Baum, der doch ſowohl in Hinſicht des Laubes, als beſonders der Frucht, weit empfindlicher als die Citrone zu ſeyn ſcheint, dieſe an innerer Kraft und Gediegenheit des Holzes bey weitem übertrifft. — Der Froſt nebſt dem Nordoſtwinde hat bis heute (21. November) fortgedauert. Bey den Römern müſſen die Kohlentöpfe (scaldini) aus der Noth helfen; die Fremden, die dieſelben nicht zu handhaben wiſſen, nehmen zu den kupfernen Feuerpfannen (fuoconi), welche mitten in das Zimmer geſtellt werden, ihre Zuflucht. Dieſe erwärmen aber jedesmal nur das Glied, welches an ſie hingehalten wird, und laſſen das Zimmer ſo kalt, als es an ſich iſt.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 301.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 17. December 1829.

> Und ſollt' in aller Welt denn auch kein Adler leben,
> Wer wird ſich Eulen drum ergeben?
>
> Herder.

Geſchichte der Moden, vom Jahre 1785 — 1829. Als Beytrag zur Geſchichte der Zeit.

(Fortſetzung.)

Berückſichtigung des Unglücks würde die Aufnahme der Emigranten ſchon an und für ſich geboten haben; doch wirkte hierbey noch eine mächtige Triebfeder. Es fand ſich nämlich, daß die neue Generation, weniger aus Ueberzeugung, als durch zeitgemäße Bedingungen einer veränderten geiſtigen Atmoſphäre, unwillkührlich in ſehr gemiſchten Farbenton hinüberſchillerte. Das geſellige Leben ſchied ſich in zwey Hälften. Die Ausgewanderten brachten alles mit, was der eine Theil vermißte und der entgegengeſezte nicht haben wollte. Um ſo entſchiedener ſtimmten die Erſtern, als die Mächtigern, für die Fremdlinge, welche denn auch überall in Kurzem feſten Fuß faßten.

Es iſt nicht unwichtig, hier zu bemerken, daß, ganz verſchieden von die Refugiés, die Emigrirten gar keinen Antheil an der Entwicklung der Zeit, des Talentes, der Fertigkeiten im Allgemeinen oder Beſondern, bey uns Deutſchen hatten. Selbſt der geſellige Ton erhielt ſich völlig unabhängig von ihrer Herrſchaft. Nur ſchied ſich das rückſichtsvoll erzogene Alter und diejenigen in den Kreiſen des Weltlebens, welche alter Weiſe treu blieben, von der dreiſten, bequem gewöhnten Jugend in ſofern, als jene, noch im Beſitz feiner, geſelliger Formen, nichts Verjährtes oder Steifes an ihren überrheiniſchen Nachbarn ſpührten, das Nichtige oder Ermüdende mancher Ueberläſtigen um des Witzes und behenden Scharfſinnes Andrer willen überſahen, überhaupt den Genuß leichter Mittheilung ſchäzten, während ein jüngeres, umgewandeltes Geſchlecht nichts von Allem, was es ſuchte, hier fand, nicht den Witz des Tages, nicht den Reiz neueſter Gegenwart, noch den Glanz imponirender Vergangenheit. Verblichene alte Mode, mit der Anmaßung ehemaligen Werths, dünkte ihnen lächerlich, und trieb ſie dem vorurtheilsfreyen, ungenirten, praktiſchen England, der patriarchaliſchen Schweiz oder der Unſchuldswelt der Südſee-Inſulaner entgegen. Wenn nun auf ſolche Weiſe in der alten Welt Voltaire, Racine, Molière, Rouſſeau u. ſ. w. mit unverändertem Glauben und treuer Anhänglichkeit geleſen wurden, und man dort ziemlich geringſchätzig auf die Poeſie des Vaterlandes, auf den bürgerlichen Familienroman oder gar das entadelte Trauerſpiel herunter ſah, ſo bahnte ſich Lafontaine bey verwandten Seelen einen ſichern Zugang. Das Feld für ſeine Saaten war längſt beackert. Ein gewiſſer, von Kotzebue und Iffland abgeſponnener Faden führte zu imaginirten Naturzuſtänden und alle den tauſend Widerſprüchen, die das geordnete Leben dieſen entgegenſtellt. Hierdurch that er dem Gefühl, das auf ſeine Weiſe lieben und leiden wollte, vorzüglich aber der zunehmenden Mißachtung alles geſetzlich Beſtehenden wohl. Im „Rudolph von Werdenberg“ traf er noch mit dem Geſchmack an Ritterromanen zuſammen, allein der Naturmenſch erſchöpfte alles, was die Sehnſucht nach den Pelewinſeln und andern unbekannten Eilanden in der Bruſt der Gefühls-

Digitized by Google

menſchen geweckt hatte. Dem ſehr beliebten Schriftſteller erwuchs ein Publikum, deſſen ſich wohl kein anderer leicht rühmen dürfte. Doch erkrankte es bald am Uebermaß des Genuſſes. Es wollte Neues und immer Neues, ohne daß jemand des Alten gedacht hätte.

Nicht Leſſing, nicht Schiller, nicht Goethe wurden in dieſer Zeit genannt. Bewahrte man gleich „Nathan dem Weiſen“ einige Erinnerung, ſo geſchahe das blos in Betreff der freygeiſteriſchen Denkweiſe, die darin vorherrſcht. Die Fabel des Ringes würde allen zugeſagt haben, hätte ſie allein dageſtanden; doch der phantaſtiſche Rahmen paßte nicht zu der möglichſt verengten Wohnſtube, ſo wenig, wie der orientaliſche Duft und die poetiſche Gluth einer fremden Sonne. Die Periode des Werther war vorüber. Man hatte das gehabt und deßhalb war es todt. Egmont, Götz von Berlichingen, ſelbſt Clavigo, dem herrſchenden Geſchmacke einigermaßen ſich anſchmiegend, blieben den Meiſten fremd und von der Bühne verbannt. Es gibt nichts einen frappantern Beweis für die gänzliche Abweſenheit aller poetiſchen Elaſticität in jenen Tagen, als daß ſolche Dichterwerke, welche Geſchmack und Geſinnung des Augenblickes den Freydenkern oder den zur Selbſthülfe Geneigten näher rückte, viel zu hoch, viel zu erhaben für ſie blieben, um ſie nur einmal kennen zu lernen. „Don Karlos“ von Schiller ging es lange Zeit nicht beſſer. Erſt als die unzähligen Streitfragen über Menſchenrechte, Geiſtesfreyheit und was dahin gehört, unumwunden zur Sprache und zur Kenntniß der Menge gekommen waren, verſchlang man die Scene zwiſchen Philipp und Poſa mit leidenſchaftlicher Theilnahme, das Stück trat aus ſeinem bisherigen Dunkel hervor, beliebte Schauſpieler wußten die Charaktere anſchaulich herauszuheben. Schöne Stellen fielen auf ſolche Weiſe ins Gehör, man behielt ſie auswendig, ſie wurden klaſſiſch, doch ins Leben ging nichts davon über. Das neueſte Schlechte lief ihm den Rang ab. Herder war dazumal gar nicht bekannt. Nur Wieland las man noch aus einer Art blinder Ehrfurcht, die ihren Grund weit mehr in der menſchlichen Schwäche als in der wirklichen Anerkennung des begabten Dichters hatte. Der Beweis hiervon iſt, daß erſt ſpäterhin der Oberon über die Zeichnungen der Lais und der abſtoßenden Muſarion hinausgehoben ward. Ausnahmen, welche hiervon Gelehrte oder mit ihnen verkehrende Perſonen machten, können nur in ſofern erwähnt werden, als ihr Einfluß auf die Schwingungen der Zeit wohl die geheimnißvolle Arbeit des Lebens förderte, doch wenig mit der äußern Phyſionomie des Augenblickes zu thun hatte.

Dieſe Phyſionomie iſt es gleichwohl, welche in der wechſelnden Art und Weiſe, die ſie annimmt, Mode genannt wird, und als ſolche ſowohl Kleidung als Anſichten, ſowohl gaukelnde Tändeleyen als Geſinnungen beherrſcht.

Die Mode jener Periode würde in dem gedankenloſen Wirrwarr, durch den ſie uns hinführt, nichts eigentlich Charakteriſtiſches haben, betrachtete man ſie allein von der negativen Seite. Allein ſie beſchränkt ſich nicht allein darauf, das Würdige als werthlos zu überſehen, ſie legt auf etwas ganz anderes Werth und ſpricht ſich darüber poſitiv genug aus.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der neue Pygmalion.

(Fortſetzung.)

Der Baron hatte nun genug von dieſem Syſteme erfahren und ſagte: „Alſo wäre unſer Handel richtig?“ — „Ja,“ verſetzte der Förſter bedenklich, „da iſt aber noch Eins zu erwägen. Erſt müſſen wir wiſſen, ob ſie will. Sie iſt ein eigenes Ding, nicht vier Pferde bringen ſie von hinnen, wenn ſie ihren Kopf aufſezt.“ Beyde gingen zu Emilien, die dem Braunen den Hals klopfte. „Du ſollſt auf mein Schloß!“ rief ihr Werner zu. „Wer will mich denn dazu zwingen?“ fragte ſchnippiſch die Kleine. Er erwiederte kleinlaut: „Zwingen wird Dich Niemand, es geſchieht nur, wenn Du es ſelbſt wünſcheſt.“ Der Vater ſchmunzelte wohlgefällig. Es wurde ihr nun die Sache erklärt; ſie ſagte gleichgültig: „Das bin ich zufrieden,“ hielt dem gnädigen Herrn den Steigbügel und ging wieder zu ihren Blumen, um das Begießen fortzuſetzen.

Den Rückweg machte der Baron nicht halb ſo heroiſch, als den Hinweg. Er ſchob ſeine Verdrießlichkeit auf das Nachtwachen und ſeine Erſchöpfung. Indeſſen nahm er ſich zuſammen, denn es galt nun, ſeinen ſonderbaren Plan mit dreiſter Stirn zu verfolgen. Er fand die Tante auf dem Sopha, von Micraine geplagt, ſezte ſich zu ihren Füßen und bezeugte ihr ſein Beyleid, worauf ihm keine Antwort ertheilt ward. „Ich bedaure,“ hob er etwas boshaft an, „um ſo mehr Ihr heutiges Uebelbefinden, als es mir das Vergnügen Ihrer Begleitung entziehen wird. Ich habe eine kleine Parthie vor. — Jedes Ihrer geſtrigen Worte hat ſich meiner Seele feſt eingeprägt, in der Stille bin ich zur Einſicht gekommen; ich will den Nachbar heute beſuchen, und wünſche herzlich, daß ich ihm und Fräulein Lucianen gefallen möge.“ Die Tante ſprang vom Lager auf, erklärte, daß ihr Kopfweh plötzlich nachlaſſe, und daß ſie bereit ſey, den Neffen zu begleiten. Sie rief ihr Kammermädchen, ließ ſich ſogleich ankleiden, ſteckte mehr Ringe an als gewöhnlich, und ruhete nicht eher, bis ihr Werner verſprach, ſeine Uniform anzuziehen. Er war mit dem Erfolge der angewandten Kriegsliſt zufrieden. Geduldig hörte er im Wagen das ſchon oft vernommene Lob einer glücklichen Ehe an, indem er ſich im Stillen dazu das artige Per-

Digitized by Google

ſönchen Emilie dachte. Der Sermon war noch nicht ganz geendigt, als der Wagen ſchon vor dem Schloſſe des Nachbars hielt. Dieſer, ein kurzer, korpulenter Phlegmatikus, kam die Treppe herabgekeucht und bot der Tante mühſam den Arm. Der Baron folgte. Oben empfing die Geſellſchaft Fräulein Luciane mit der zierlichſten Verneigung. Die Tante nannte ſie ſehr zärtlich: „Mein liebes Kind,“ und küßte ihr die Stirn, der Baron aber ſagte, gegen ſeine ernſte Art, dem Fräulein faſt bey der Begrüßung ſchon eine Galanterie, worauf dieſes gebildete Frauenzimmer mit einer poetiſchen Reminiscenz antwortete. Man redete nun zuerſt vom gegenſeitigen Wohlbefinden, dann vom betrübten Hintritt einer ſechszigjährigen Edeldame in der Nachbarſchaft, und von den Krankheiten verſchiedener Perſonen, welche für dieſen Kreis von Intereſſe waren. Zwiſchen durch wurde Kaffee ſervirt, darauf machte man bey noch hochſtehender Sonne einen langſamen Spaziergang durch den Gemüſegarten, welche Mühe zu verſüßen, der Nachbar, trotz ſeiner ſtarken Transpiration, einige Geſchichtchen aus ſeiner Jugend erzählte, die einen gewiſſen Umfang hatten. Als man in das Haus zurückgekommen war, nahm die Unterhaltung einen höhern Schwung und warf ſich mit voller Gewalt auf Kunſt und Wiſſenſchaft, eine Veranlaſſung für die Gäſte, Lucianen aufzufordern, ihre Talente zu produciren. Das Fräulein brachte nach einigem Weigern ihre jüngſtvollendeten Stickereyen und Zeichnungen hervor, welche gebührend bewundert wurden, und ſpielte einige Sonaten auf dem Flügel ab, wodurch ſie den ungetheilten Beyfall der Fremden erwarb. Die lauten Aeußerungen deſſelben erweckten den Nachbar, welcher unterdeſſen in einer Ecke des Zimmers entſchlafen war und nun ſich neugeſtärkt fühlte, ebenfalls wieder zum geſelligen Vergnügen beyzutragen. Er ließ unter dem Fenſter Pferde vorbeyführen, auch wurden neue Lütticher Jagdflinten gebracht, woran die Arbeit wirklich vortrefflich war. Der Anblick dieſer tödtlichen Inſtrumente ſezte zwar die Damen in einigen Schrecken, indeſſen beſtätigte ſich die Erfahrung, daß die Freude vom Grauſen einen ſchärfern Charakter gewinnt; denn das Geſpräch wurde, nachdem dieſe Schrecrniſſe wieder hinweggebracht worden waren, noch lebhafter, als zuvor. Eine kalte Collation folgte; Werner ſaß neben dem Fräulein, ſie nöthigte ihn ſtark und wurde von der Tante mit gerührten Blicken betrachtet. Der Nachbar brachte dieſer ſcherzhafte Geſundheiten zu und nannte ſie ſeine Schöne; kurz, die Begeiſterung hatte den höchſten Gipfel erreicht, als die Stunde zur Abfahrt mahnte. Man trennte ſich mit dem Wunſche des baldigſten Wiederſehens und verſprach, beſtimmte Tage zu gegenſeitigen Beſuchen feſtzuſetzen. Wir dürfen bey dieſem Punkte die Tücke des Barons nicht verſchweigen, welcher, wie ein Jeſuit, ſich im Stillen vornahm, an ſolchen Tagen entweder krank, oder mit Geſchäften überhäuft zu ſeyn. Er küßte jedoch dem Fräulein affektvoll die Hand und verſprach, ihr nächſtens ein philoſophiſches Buch zu ſchicken, nach welchem ſie ſich unendlich ſehnte.

Die Tante hatte den ganzen Nachmittag über, ſo zu ſagen, in einem Meere von Vergnügen geſchwommen, und konnte dieſe Empfindung nicht ſtark genug auf dem Rückwege ausſprechen. Der Heuchler im Wagen ſpielte ſeinerſeits die Komödie weiter. „Wir können uns rühmen,“ ſagte er, „auf recht deutſche Weiſe dieſe lezten Stunden genoſſen zu haben. Lucianen weiß ich kein anderes Mädchen an die Seite zu ſtellen; ich bin ſehr überraſcht von dem Eindrucke, der ſich nun ſo entſchieden nach langer Gleichgültigkeit gezeigt hat. Es wäre thöricht, dahin und dorthin zu trachten, und nicht vielmehr das Nächſte, Beſte zu ergreifen. Sie vergeben meiner Schüchternheit, daß ſie ſich noch nicht deutlicher über dieſen delikaten Punkt ausläßt, ich will Ihnen jedoch zeigen, daß es mir damit Ernſt iſt.“ Und nun erſchien die Fabel des Morgens in etwas veränderter Geſtalt. Er ſprach von einer gebildeten Geſellſchafterin, die man annehmen müſſe, oder vielmehr von einer jungen Perſon, die man zur Geſellſchafterin der künftigen Hausfrau heranzubilden habe; er ſprach zulezt Sachen, die er ſelbſt nicht verſtand, und die Tante noch weniger. Dieſe ſagte: „Ich weiß wahrhaftig nicht, was Du willſt; heirathe nur erſt, die Geſellſchafterin werden wir nachher wohl bekommen, wenn wir ihrer bedürfen; ſie bieten ſich ja, Gott ſey es geklagt, in allen Zeitungen aus.“ „Ich mag keine aus der Zeitung,“ verſezte der Neffe, „ich mag kein „anſtändiges Frauenzimmer, welches mehr auf eine gute Behandlung, als auf ein großes Salaire ſieht;“ es iſt eine Vernunftheyrath, da ſoll Alles vorher auf das Vernünftigſte eingerichtet werden. Förſters Emilie habe ich auserſehen, dieſe will ich bilden laſſen, das iſt mein Entſchluß.“ — Die Tante dachte im Stillen: „Er hat heute ein Glas zu viel getrunken oder er ſchwärmt vor Liebe,“ lehnte ſich in eine Ecke des Wagens und entſchlief, da ſie denn bald im Traume den Neffen und das Fräulein vor dem Altare hochzeitlich geſchmückt ſah, hierauf aber an vierundzwanzig kleine Werners und Lucianen erblickte, welche ſie um Bonbons anſprachen.

Am andern Morgen brachte der Kammerdiener Wernern ein großes Schreiben vor das Bett. Dieſer ſah ein ſtandſchaftliches Siegel, erbrach und fand ſich nicht wenig durch den Inhalt überraſcht. Die Ritterſchaft des Kreiſes wählte ihn in einer verwickelten Angelegenheit zu ihrem Vertreter vor dem Reichstage. Der Gegenſtand war ſchon mehrere Jahre durch entfernte Bevollmächtigte betrieben worden und hatte kein Reſultat geliefert; gegenwärtig hoffte man, ihn durch einen von allen Lokalverhältniſſen vollkommen unterrichteten, ſelbſt bey der Sache intereſſirten Mann zum gedeihlichen Ende zu führen.

Digitized by Google

„Welch ein verdrießlicher Zufall!“ rief der Baron aus. „Dieſer Auftrag iſt zu ehrenvoll, als daß ich mich ihm entziehen darf, auch iſt es hohe Zeit, unſere Gerechtſame aus den Krallen der Advokaten zu reißen; gleichwohl gerade jezt! fatal! ſehr fatal!“ Er ſprang aus dem Bette, kleidete ſich an und ging zur Tante. Nachdem ſie erfahren, was bevorſtand, ſagte ſie ebenfalls: „Fatal, ſehr fatal! Das Beſte wäre, wenn Du durch eine raſche Verlobung mit Fräulein Lucianen die Sache vor Deiner Abreiſe nach Regensburg in Richtigkeit brächteſt.“ — „Mein Gott,“ antwortete er, äußerſt verlegen, „das wäre ja überaus unſchicklich!“ und wollte ſich entfernen. „Frühſtückſt Du nicht mit mir?“ fragte ſie. „Nein,“ erwiederte er; „ich fahre gleich nach dem Förſterhauſe, um Emilien zu holen.“ — „Welche Eile!“, ſprach Cordula. „Mit der Geſellſchafterin haſt Du ja eine Noth, als ob die Welt davon abhinge! Was ſoll denn das Mädchen jezt hier?“ Aber Werner war ſchon zur Thür hinaus, und bald darauf hörte ſie den Wagen rollen. „Wenn man etwas beſchloſſen hat, ſo muß es auf der Stelle ausgeführt werden,“ ſagte er im Wagen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Beſchluß.)

Nützlicher beweiſt ſich der Italiener Aldini mit ſeinem Anzuge gegen Feuersgefahr, obſchon der Mann ſeine Erfindung etwas zu ſehr auspoſaunt und einen Lärm damit macht, als ob er die größte Erfindung von der Welt zu Tage gefördert hätte. Das Ganze beſteht darin, daß er einen Anzug von geſponnenem Asbeſte nimmt und einen Panzer, oder eine ganze Rüſtung von geflochtenem Eiſendraht darüberzieht. Hiemit kann man ſich dem Feuer nähern, ohne Gefahr, verbrannt zu werden. In einzelnen Fällen iſt ſolch ein Anzug gewiß von großem Nutzen, beſonders für die Pompiers, in deren Kaſerne er denn auch mehrere Verſuche damit angeſtellt hat; die Zeitungen haben hierüber ſehr ausführliche Berichte abgeſtattet. Auch eine Kommiſſion der Akademie der Wiſſenſchaften fand ſich auf Begehren des Erfinders dabey ein; ſie geſtand aber hernach, daß ſie nicht in Stand geſezt worden, die Verſuche ſelbſt zu leiten, ſondern blos Zuſchauerin geweſen ſey, folglich nichts anders thun könne, als berichten, was ſie geſehen habe. Ich glaube, Aldini macht Anſpruch auf den jährlich von der Akademie der Wiſſenſchaften zu ertheilenden Preis aus der Monthyonſchen Stiftung auf die Erfindung eines Verfahrens, wodurch irgend ein Handwerk das, was es Schädliches, Gefährliches oder Ungeſundes hat, verliere. Dieſen Preis kann man ihm ja wohl gönnen; denn nun können ſich die Pompiers mit etwas mehr Sicherheit als zuvor bey Feuersbrünſten benehmen und vielleicht Menſchen retten, die ſonſt aller Hülfe beraubt ſeyn wüeden. Allein zuvor müßte das Asbeſtſpinnen eine geläufigere Fabrikarbeit werden. Bisher hat man in Frankreich aus den Fäden der Pyrenäiſchen Asbeſtſteine wohl kleine Gewebe zu Geldbeutelchen und andern dergleichen Arbeiten verfertigt; aber einen großen Zeug daraus zu verfertigen, iſt wohl ſchwerlich verſucht worden und muß auch eine mühſame Arbeit ſeyn. Es kann jedoch ſeyn, daß man die Asbeſtſteine nicht ſorgfältig genug aufgeſucht hat, und daß ſich in den Steingruben weit längere Fäden auffinden laſſen, die dann auch das Spinnen größerer Gewebe erleichtern würden. Im Kleinen machte neulich Aldini einen Verſuch mit ſeinem feuerfeſten Anzuge bey der lezten monatlichen Zuſammenkunft der Herausgeber und Mitarbeiter der Revue encyclopédique. Es wurde im Hofe ein Feuer angemacht und ein Mann ging zum Theile durch daſſelbe, ohne ſich im Mindeſten zu beſchädigen. Es befand ſich bey dieſer Zuſammenkunft ein ruſſiſcher Prinz, ein mexikaniſcher Geſandter, ferner Nordamerikaner, Franzoſen, Deutſche u. ſ. w.; mehrere Fremde freueten ſich über die nützliche Erfindung und verſprachen, ſogleich nach ihrem Vaterlande zu ſchreiben, um es mit derſelben bekannt zu machen. Auf dieſe Art kann alſo in Zeit von einigen Monaten Aldini's Vorkehrung gegen das Verbrennen in beyden Welttheilen verbreitet ſeyn; das iſt der Nutzen der Vereine wohlgeſinnter Menſchen in großen Städten und in Staaten, welche das Zuſammentreffen der Fremden erleichtern, anſtatt es durch kleinliche Polizeyplackereyen zu erſchweren.

Brunel, der unerſchrockene Unternehmer der Landſtraße unter der Themſe, ſaß auch da und erzählte, mit einer innigen Ueberzeugung von der Ausführbarkeit ſeines Unternehmens, alle die Verſuche, Erfahrungen und Unfälle bey dieſem rieſenhaften Werke, das nun in Stocken gerathen iſt, aber vielleicht, bey der unermüdlichen Thätigkeit des Mannes, bald wieder aufgenommen werden kann. Brunel ſpricht von dieſer Sache, als ob ſie die allergewöhnlichſte ſey, und kann ſich gar nicht einbilden, daß man etwas Unmögliches bey derſelben ahnen könne. Iſt es Geiſtesgröße oder Täuſchung, was ihn das baldige Ende und Gelingen ſeines Unternehmens vorherſehen läßt? Vielleicht von beyden etwas. Die Londoner Aktiennärs, die aber keinen poetiſchen Geiſt, ſondern einen ſchlicht proſaiſchen haben und die Zuverſicht des Hrn. Brunel nicht mit ihm theilen können, ſind müde geworden, länger ihre Gelder zuzuſchießen; das oben von der Themſe hineinſtrömende Waſſer des Fluſſes hat auch ihren Spekulationseifer völlig ausgelöſcht; ſie wollen den von Brunel ſo ſinnreich erfundenen Schild nicht weiter unter dem Fluſſe fortſchieben, ſondern laſſen lieber Alles ſtehen. Brunel aber arbeitet für ſie Alle. Lord Wellington hat verſprochen, ſich für ihn zu verwenden, und im nächſten Parlamente wird man wahrſcheinlich der engliſchen Nation anmuthen, die in Stocken gerathene Privatſpekulation zu einem Nationalunternehmen zu erheben und die nöthigen Gelder zur Vollendung der ungeheuern Arbeit herbeyzuſchaffen. Ein Theil des Parlaments wird ſagen, das Unternehmen ſey allzu gewagt, als daß man den Nationalſchatz aufs Spiel ſetzen könne. Ein anderer Theil wird aber wahrſcheinlich ausrufen, hier komme die Nationalehre mit ins Spiel, und nichts verſchaffe einem großen Volke ſo viel Ruhm, als gemeinnützige, großartige Arbeiten, welche bis auf das ſpäteſte Geſchlecht die Weisheit und den großen Sinn der Vorfahren beurkunden; und da John Bull nicht geſchworen hat, wie ein Theil der franzöſiſchen Nation, den jetzigen Miniſtern alle Subſidien zu verſagen, damit ſie den Jeſuiten nicht in die Hände fallen und zur Unterdrückung der Freyheit verwendet werden, ſo werden wahrſcheinlich die Zuſchüſſe bewilligt und Brunel, der nun wie ein geſchlagener Menſch umherirrt, wird dann wieder in ſein wahres Element gerathen und ſeinen berühmten Schild unter der Themſe weiter ſchieben. Welcher Triumph für den franzöſiſchen Baumeiſter, wenn es ihm gelingen ſollte, endlich am andern Ufer hervorzukommen und er, der Franzoſe, den Londonern ein vielleicht ewig dauerndes Werk zu überlaſſen!

Dg.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 302.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 18. December 1829.

Spart Euch die Mühe! Was den Kopf zerbricht,
All' die Gelehrſamkeit iſt meine Sache nicht;
Mich lockt des Lebens Reiz. —

Molière
les femmes savantes.

Der neue Pygmalion.

(Fortſetzung.)

Der alte Konrad empfing Wernern vor der Thüre ſeines Hauſes ganz heiter. „Wollen Sie das Kind haben?“ fragte er. Der Baron bejahte. „Immerhin,“ verſezte der Alte; „ſie iſt bereit, und kann Ihnen jeden Augenblick folgen.“ Emilie kam. „Ich bin hier, um Dich abzuholen, liebe Emilie,“ ſagte der Baron. Dem Kinde trat eine kleine Thräne in das himmliſchklare, blaue Auge; raſch trocknete ſie ihr Geſicht, ſah wieder freundlich aus und ſprach zum Vater weiter nichts, als: „Lebt wohl,“ indem ſie ihm die Hand gab. Der Vater aber ließ ſie niederknieen, legte ihr die Hände auf das Haupt und ſagte: „der Herr ſegne und behüte Dich! Nun mache, daß Du fortkommſt.“ Dann hob er ſie auf, küßte ihr die Stirn, und ging nach dieſem einfachen Abſchiede, ohne ſich umzuſehen, in den Wald. Der Baron hob Emilien in den Wagen, die Schecken flogen davon, und unſerm Freunde war wie einem glücklichen Abentheurer zu Muthe, der ein koſtbares Kleinod errungen hat. „Was ſoll ich bey Ihnen lernen?“ fragte Emilie. Er verſezte: daß er ſie in ſeinen weiblichen Arbeiten, in der Erdbeſchreibung, Geſchichte und Naturgeſchichte, ſo wie in der deutſchen Sprache unterrichten laſſen werde. Das Kind ſchüttelte den wunderſchönen Kopf und rief: „deutſch lerne ich nicht mehr, das kann ich ſchon.“ Er ſuchte ihr deutlich zu machen, daß man ſeine Mutterſprache auch nach Regeln lernen müſſe. Sie fragte begierig: „Was iſt eine Regel?“ Er konnte ihr freylich eben nichts ſonderlich Hübſches von dieſen Plagegeiſtern der Jugend ſagen; ſie wurde ganz traurig, fing an zu ſchluchzen und rief: „Laſſen Sie mich aus dem Wagen, ich will zu meinem Vater zurück, ich mag nicht auf Ihr Schloß!“ Der Baron wußte nicht, was ihr war, er fragte ſie nach dem Grunde ihrer Bekümmerniß. „Wenn Sie mich mit ſolchen Sachen plagen wollen,“ rief der Trotzkopf aus, „da iſt es gar nicht auszuhalten bey Ihnen.“ Sie machte Miene, aus dem Wagen zu ſpringen. Unſer Freund verſprach ſeiner Elevin in der Angſt, ſie ſolle nichts lernen und thun, als was ihr Vergnügen mache, und bat ſie, ſich nur um Gotteswillen zu beruhigen; es werde von Regeln gar nicht die Rede ſeyn. Auf dieſe Weiſe begann er ſeine Herrſchaft über das Kind zu üben.

Die nächſten Tage vergingen raſch unter mannigfaltigen Geſchäften, und der Scheidemorgen kam heran, ehe man ſich deſſen verſah. Der Neffe empfahl ſeiner Tante den liebenswürdigen Schützling und fuhr fort mit dem Gedanken, in einem Vierteljahre ſpäteſtens wieder einzutreffen, um dann ſelbſt ſeine künftige Frau für ſich zu erziehen.

* * *

Emilie hatte ſich bald auf dem Schloſſe zurecht gefunden. Es ſchien, als wollte ſie ihr Eigenthum kennen lernen, ſo eifrig durchlief ſie alle Säle, Zimmer, Gänge, Böden, Keller. In die Ställe und Remiſen kroch ſie,

Digitized by Google

kein Platz in den Gärten und Höfen blieb unbeſucht. Die Lehrer, welche kurz nach des Barons Entfernung anlangten, hatten oft Noth, ſie zu finden, wenn die Lektionen beginnen ſollten. Auch ſchien der Geiſt des Kindes für die todte Art des Unterrichts, welche damals noch allgemein herrſchte, nicht ſehr empfänglich zu ſeyn; es hielt ſchwer, ihre Aufmerkſamkeit zu wecken, und wenn ſie geweckt war, dieſelbe zu erhalten. Dennoch fühlten die Unterrichtenden einen ſtillen Zug der Neigung zu dem ſchönen, muntern Mädchen, welches im Grunde nur that, was ihm beliebte. Sie war fünfzehn Jahr alt und, man kann wohl ſagen, ganz unwiſſend. Welche Aufgabe, eine ſo verſpätete Bildung nachzuholen! Verurſachte ſie den Lehrern wo nicht Bekümmerniß, doch einige Sorge, ſo war ſie dagegen der Tante zur größten Freude in das Schloß gekommen. Dieſe würdige Frau hatte in ihrem Benehmen gegen Jüngere etwas Sanftes und Mütterliches. Anfangs fühlte ſie ſich durch den Schritt des Neffen, der ihr wie ein Eingriff in ihre Hausrechte vorkam, verlezt, bald aber hatte Emilie ihr Herz erobert. Ihr zu dienen, flinker als Bediente und Mägde ihr das Verlangte zu holen, zu ihren Füßen ſitzend, kleine Arbeiten zu verrichten, war dem Kinde das höchſte Vergnügen. Die Tante, gerührt durch dieſe Aufmerkſamkeiten, vergalt mit ihrer Liebe. Nach wenigen Monaten war ihr Emilie ſchon unentbehrlich geworden, ſie wurde auf Beſuchen in der Nachbarſchaft mitgenommen, zulezt erhielt ſie ſogar ihren Ruheplatz in dem Schlafzimmer der Tante. Dieſe that ſich nicht wenig darauf zu Gute, daß Emilie alles, worin ſie das Mädchen unterwies, ſpielend begriff, und ſie konnte ſich nicht enthalten, wenn die Lehrer über Mangel an Faſſungskraft klagten, die Bemerkung auszuſprechen, daß die Kinder oft geſcholten würden, wenn die Methode etwas verſehen hätte. Uebrigens verlebte ſie, ſich des vollen Regiments erfreuend, mit ihrem Zöglinge einen Tag nach dem andern in unzerſtörlicher Heiterkeit. An Beſuchen fehlte es nicht, denn die gute Frau wollte ihr höchſtes Vergnügen, da es ihr eine Zeit lang gegönnt war, in vollen Zügen genießen. Der Baron hatte durch eine gewiſſe Unfreundlichkeit manchen Nachbar, dieſen und jenen Bekannten zurückgeſchreckt; er war nach der Weiſe gebildeter und talentvoller Männer intolerant gegen das Mittelgut der Geſellſchaft, welches in den Frauen ſeine gebornen Beſchützerinnen verehrt. Nun fanden ſich die Verſcheuchten, als ſie merkten, daß das Feld rein ſey, nach und nach wieder ein und wurden von der Tante freundlichſt empfangen. Da kamen zärtliche Mütter, gute junge Töchter, alte redliche Männer, Domherrn, Hofdamen, welche ſich zurückgezogen hatten, penſionirte Offiziere mit ihren Neffen in der Fähnrichsuniform, Kaufleute, welche ihre Kapitalien in Gütern angelegt hatten, nach einander auf das Schloß und wurden bewirthet. Auch den Muſen ſtand die gaſtliche Thür offen. Wenn irgend ein Geigenſpieler oder Deklamator in der nächſten Stadt mit ſeiner Leiſtung verunglückt war, ſo pilgerte er zu ſeinem Troſte nach dem gaſtfreyen Schloſſe, deſſen Ruf ſich bald in der Gegend verbreitet hatte.

Solchergeſtalt zogen die Figuren der Welt in dem angenehmen Schimmer einer Laterna magica an Emiliens offnem Sinne vorüber. Das ſonderbare Mädchen war einmal nicht geſchaffen, aus Büchern und auf Befehl zu lernen; ihr Geiſt verlangte Anſchauung, und faßte nur, was er von den Dingen ſah und hörte. Sie, deren Flatterhaftigkeit in den Lehrvorträgen nicht zu bändigen war, horchte ſtundenlang zu, wenn der Kaufmann von ſeinen Reiſen, der Krieger von ſeinen Abentheuern, die Hofdame von den Wundern der Hauptſtadt erzählten. Dabey gerieth ſie durchaus nicht in den Zuſtand der Zerſtreuung; denn die Tante hatte durch ihren Verſtand und durch ihre perſönliche Würde eine große Ueberlegenheit, den Menſchen gewöhnlichen Schlags gegenüber, die ſich in dieſen Mauern blicken ließen. Nie trat daher Unruhe oder Schwärmen ein, und die geſellſchaftliche Freude drang über die Gränzen eines muntern, belebten Geſprächs nicht hinaus. Mit Klugheit verhinderte die Tante zahlreiche Zuſammenkünfte, welche der Tod alles häuslichen Behagens ſind. Das Schloß glich einem Kloſter, jedem war vergönnt, an ſeiner Pforte zu klinken und beſcheiden einzutreten, Niemand aber durfte hoffen, mit Gevatter Hinz und Kunz wie in einem Gaſthofe zuſammen zu treffen. Während nun ſo Emilie, von keiner übermächtigen Erſcheinung bedrängt, aber von tauſend kleinen belebenden Einflüſſen angeregt, der ſchönſten Entwicklung zureifte, dachte die Tante, wenn ihr Blick über die Gegenwart hinausſpähte, an die glückliche Zeit, wo das gebildete Fräulein Luciane hier erſt den rechten Hof der Sitte und Geſelligkeit gründen werde. Hie und da langten Briefe vom Baron an, die über den Zeitpunkt der Rückkehr entweder ganz ſchwiegen, oder denſelben als ſehr fern ankündigten. Die Lehrer ſprachen viel von den ſonderbaren Gewitterwolken am weſtlichen politiſchen Himmel, die gerade damals heraufzuſteigen begannen. Dieſe Dinge waren, wie überall zu jener Zeit im Vaterlande, ein Gegenſtand der Unterhaltung, und Niemand dachte an Unglück, welches ſich dabey für Land, Handel und Hof ereignen könnte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Geſchichte der Moden, vom Jahre 1785 — 1829. Als Beytrag zur Geſchichte der Zeit.

(Fortſetzung.)

Es war im Allgemeinen eine ſonderbare, fahle Helligkeit über die Welt gekommen, die alle Höhen verflachte

und die Gegenſtände wie unter gleicher Linie erſcheinen ließ, ſo daß ſich Einer ſo groß wie der Andere vorkam, bequem den ebenen Weg ging und nichts Erhabeneres gewahrte, als ſich ſelbſt. Nicht als ob man damals gerade eitler geweſen wäre, als zu andern Zeiten, man war nur ſo in das Verneinen und Abläugnen hineingekommen, und da nun doch Etwas wirklich ſeyn mußte, wenn nicht Alles, auch die eigene Exiſtenz, verloren gehen ſollte, ſo beſchränkte ſich die Wahrheit einzig auf das eigene Ich. Was in dieſer Welt der Erkenntniß und Erfahrung nicht erkannt, nicht erfahren ward, das verfiel dem Reiche des Aberglaubens oder der Unwiſſenheit. Der Maßſtab, der ſo an die Unendlichkeit des Daſeyns gelegt werden konnte, lieferte denn freylich ſehr dürftige und magere Reſultate, da die einengenden, perſönlich gedachten Begriffe des Ich auf der allererſten Stufe des Bewußtſeyns ſtanden, und es ſpätern Tagen vorbehalten blieb, gerade hieran die Fäden zu knüpfen, welche den Materialismus von ſeinem Throne herabziehen, und dadurch den Weg zu unſichtbarer Welt bahnen ſollten.

Dürftig und mager nannte ich die Reſultate ſolcher Verbildung. In der That blieb dieß eine ganze Weile das Charakteriſtiſche aller ins Leben tretenden Beſtrebungen jenes ſonderbaren Zeitmomentes. Es war nicht Armuth, es war Unverſtand, der ſich immer ein wenig läppiſch und albern nach außen kehrt, und der ſich jezt an Kunſt und Natur, an Poeſie und Proſa, an Tracht und Sitte verſündigte. Die damaligen bildenden Künſte, namentlich die Architektur, worin ſich der Geiſt der Gegenwart immer zunächſt abſpiegelt, geben hiervon den ſprechendſten Beweis. Lockerer, verkrüppelter hat man nie gebaut, als in der ſogenannten aufgeklärten Epoche. Kahle, nüchterne Häuſer, ſchmale, enge Treppen, Zimmer ohne alle Tiefe und nur von nothdürftiger Höhe, unverhältnißmäßig lange Fenſter, kleinliche Verzierungen im Innern, verſchnittene Draperien, fournirtes und plattirtes Hausgeräth, nirgends bleibende Begründung, nirgends Selbſtvergeſſen in dem Streben, für Andere zu ſchaffen, keine Vorrichtung zu geſelligem Genuß mit Vielen, Alles papieren und hölzern, im vollſten Sinne des Wortes: mein Stübchen eng und nett, und nichts darüber. Die Geſunkenheit des Geſchmacks ging ſo weit, daß ich es zu meinem Aerger erleben mußte, wie ein junger Anverwandter, dem mit einem ſchönen Landgute auch ein vortrefflich eingerichtetes Haus durch Erbſchaft zugefallen war, dieſes in Kurzem auf das Elendeſte entwürdigte. Alle Zimmer waren mit farbigem Damaſt ausgeſchlagen und mit ſtark vergoldeten Leiſten eingefaßt, ſchwere kryſtallene Kronleuchter mit gewundenen Armen darin aufgehängt, Kamine und Tiſche mit großen Porzellanvaſen, theils im japaniſchen und chineſiſchen, theils auch im franzöſiſchen Geſchmack, beſezt; große Lehnſtühle und breite, bequem gepolſterte Sopha's ſtanden an den Wänden; kurz das Ganze trug das Gepräge gediegenen, bleibenden Wohlſtandes. So kannte ich das Haus Zeit meines Lebens. Nun komme ich dahin zurück, finde Papiertapeten ſtatt der herabgeriſſenen ſeidnen, kleine armſelige Kupferſtiche umhergehängt, muſſelinene Gardinen, bemalte Glaslaternen ſtatt der Kronleuchter, Birnbaumrahmen um die Spiegel an der Stelle der Vergoldung, das altmodiſche Porzellan auf der Polterkammer, und ein hartes, unnachgiebiges Gewebe von Roßhaar über Sopha und Stühle geſpannt, in deren damaſtenen Kiſſen man ſonſt ſo angenehm lehnte. Vergleicht man nun Eins mit dem andern, ſo wird ſich durchgehends ein entadelndes Prinzip unverkennbar nachweiſen laſſen, das unter dem Vorwande, das Leben heller und freundlicher zu machen, allen Glanz davon abſtreifte.

In Plaſtik und Malerey zeigte ſich der Mangel an allem wahren Schönheitsſinn vollends auf das Verletzendſte. Das Porträt, mehr leichtſinnig als leicht hingeworfen, meiſt in Kreide oder Waſſerfarbe gemalt, ſchwankte zwiſchen angenommener Manier und ſteifer Kopie des eben Modegewordenen. Es hatte über die Gegenwart hinaus gar keinen Werth. Die Sculptur war juſt ſo weit gediehen, daß ſie ihre Nichtigkeit fühlte und durch die Abgüſſe von Mengs, wie durch Winkelmanns Anleitung zu erneuertem Streben geweckt wurde.

Einmal auf dem Wege, fand aber jezt die Zeit Mittel, eine neue Bildungsſtufe zu erſteigen, welche höchſt überraſchend auch äußere Sitte und Gewohnheit umwandelte.

(Schluß des erſten Artikels).

Statiſtik der Stadt Paris.

Aus den intereſſanten Récherches statistiques sur la ville de Paris, welche der Präfekt des Seinedepartements, Graf Chabrol, bekannt macht, theilen wir einige Angaben mit, welche unſere Leſer gewiß intereſſiren werden.

Im Jahre 1826 verzehrte die Stadt Paris: Brod für 51 Millionen Franken, Fleiſch für 68 Mill., Wildpret und Geflügel für 9 Mill., friſche und geſalzene Fiſche für 8 Mill.; Eyer, Rahm und Käſe für 13 Mill.; Wein für 63 Mill., Branntwein und Liqueurs für 11 Mill., Bier für 5 Mill., Zucker für 22 Mill., Kaffee für 8 Mill.; für Trinkwaſſer (die Koſten für den Transport in die Häuſer) über 4 Mill. Franken.

Digitized by Google

Im einzigen Monat December werden jährlich hunderttauſend Truthühner und 200,000 Lerchen verzehrt; kein Tag vergeht, wo nicht, troß des Verbots der Kirche, Tauſende von Kapaunen und Hühnern an den Spieß geſteckt werden; die Zahl der jährlich verzehrten Tauben und Hühner beläuft ſich auf mehr als zwey Millionen.

Gleich intereſſant ſind andere Kapitel dieſer Statiſtik, z. B. das der Lotterie und der Spiele. Vom Jahr 1821 — 26 nahm allein die Pariſer Lotterie die Summe von 162,275,364 Fr. ein, wovon 41,835,264 Fr. in den Schatz floſſen. In den privilegirten Spielhäuſern werden jährlich 11 Millionen verloren. Welch traurige Lehre enthalten dieſe Zahlen. — Ein Pariſer Bürger bezahlt im Durchſchnitt 103 Fr. Abgaben, während ein Bürger in den Departements blos 28 Fr. 24 Cent. bezahlt. Die Zeitungen der Hauptſtadt bezahlen für den Stempel über 1,500,000 Fr. jährlich. — Die Briefpoſt befördert jeden Tag 30,000 Briefe, 25,000 gehen bey ihr ein. Das Maximum der täglichen Einnahme iſt im Januar 17,000 Fr., das Minimum im September 15,000. Jährlich geben 500,000 frankirte Briefe von Paris ab, zwey Fünftheile davon in's Ausland. — Die Päſſe tragen gegen 100,000 Franken jährlich ein. 25,000 Pferde reichen kaum aus zur Beſpannung von 15,000 Fuhrwerken, die ſich beſtändig in den Straßen kreuzen; man zählt 115,000 bezahlte Dienſtboten beyderley Geſchlechts, die 40 Millionen Lohn erhalten. Die mittlere jährliche Ausgabe eines Pariſers beträgt 1,020 Franken 98 Cent. Geboren werden im Durchſchnitt 28,396 Kinder, darunter 10,000 uneheliche; es ſterben 24,556 Menſchen; 4,700 Kinder ſterben im erſten Jahre. Unter den Selbſtmördern zählt man etwa ein Drittheil mehr unverheirathete als verheirathete Perſonen; die gewöhnlichſte Todesart iſt das Ertränken. In Paris ſind 680 Weiberkongregationen, im übrigen Frankreich 19,340; dieſe beyden Zahlen verhalten ſich umgekehrt wie die beyderſeitigen Abgaben.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Heidelberg, November.

Frühe, als ob die Kürze des menſchlichen Daſeyns ihm Eile geböte, kündigt ſich der Beruf zur Kunſt ſchon vor der allſeitigen Entwickelung der geiſtigen Fähigkeiten in der Seele des Kindes klar und kräftig an. Und dieſes erſte, vielbedeutende Flügelſchlagen des heitern Genius zu vernehmen, iſt für Jeden, der vor der hohen Lebensgöttin ſich verehrend neigt, nicht nur hohe Freude und reiner Genuß, ſondern zugleich ein theures und heiliges Unterpfand, daß das Edelſte und Schönſte, das die Menſchheit aus der Tiefe ihres geiſtigen Weſens zum Bewußtſeyn erhebt, in dem Drängen und Treiben der niedern, auf den Kreis der ſinnlichen Bedürfniſſe beſchränkten Lebensthätigkeiten niemals entweiht werden, und von ſeiner urſprünglichen Kraft und Fülle, welche das Endliche mit dem Unendlichen auf ewige Weiſe vereint, verlieren könne; vielmehr in immer neuen Geſtalten ſich verjünge und in den wechſelnden Formen eigenthümlicher Bildung den unerſchöpflichen Reichthum ſeiner ſelbſt offenbare. Darum iſt es für den beſſeren und edlen Menſchen — und ein ſolcher verehrt und liebt die Kunſt — eben ſo rührend und erhebend, als bedeutſam und wichtig, in dem Kinde ſchon den hellen Anklang ächter Kunſt zu vernehmen, und zu erkennen, wie das zarte Gemüth, von dem milden Hauche der Himmelstochter beſeelt, Worte und Töne ſucht und findet für das, wovon es, ihm ſelber noch unbegreiflich, bis in die leiſeſten Regungen hin ſich ganz durchdrungen fühlt. Und wann und wo ein kunſtſinniger Menſch ſolches vernommen und erkannt hat, ſo theile er es den Geiſtesverwandten mit zu theilnehmender Freude und als eine ernſte Mahnung, nach Kräften zu fördern, was wahrhaft ſchön begonnen, und gebührend anzuerkennen, was würdig iſt in ſich ſelber. — Die Schweſtern Emilie und Sophie Fleß, eilf und zwölf Jahre alt, gebürtig aus Karlsruhe, und der zehnjährige Adolph Gutmann aus Heidelberg haben vor Kurzem in dem Saale des hieſigen Muſeumsgebäudes ein Konzert auf dem Fortepiano unter vortrefflicher Begleitung mehrerer ausgezeichneten Mitglieder des Mannheimer Orcheſters vor einer zahlreichen Verſammlung gebildeter Kunſtfreunde gegeben. Sie trugen Kompoſitionen von Weber, Paganini und Köhler mit einer Fertigkeit und Präciſion, einer Kraft und Zartheit vor, welcher die gerechte und freudige Anerkennung des anweſenden Publikums zu Theil ward. Wie ſehr auch die Leichtigkeit und Sicherheit zu rühmen iſt, mit welcher die kleinen beſcheidenen Mädchen ſelbſt bedeutende Schwierigkeiten überwanden, ſo war ihnen doch der liebenswürdige Knabe an Reinheit des Anſchlags, Feſtigkeit im Takte und vorzüglich an tiefem und lebendigem Gefühlsausdrucke überlegen. Unläugbar hat der zehnjährige Adolph Gutmann den Genius der edlen Tonkunſt ſchon vollſtändiger und inniger erfaßt, und was ihm an Fertigkeit noch mangelt, dürfte er durch anhaltenden Fleiß und unermüdliche Uebung leichter erſetzen, als ſeine freundlichen Kunſtgenoſſinnen das Erſte, Wichtigſte und Höchſte, nämlich das in der Seele wunderbar ruhende Kunſtgefühl ſelber, ſich zu eigen machen werden. Dem kleinen, lieblichen Schweſterpaare iſt ein unverkennbar großes Talent für die Muſik gegeben; der Knabe aber ließ in ſeinen Leiſtungen die tieferen Regungen wahrer Genialität beſtimmt und kräftig vernehmen. Wir machen das kunſtliebende Publikum unſeres gemeinſamen deutſchen Vaterlandes auf dieſe junge Kunſtgenoſſenſchaft aufmerkſam, damit es, wenn ihm die Gelegenheit ſich darbietet, derſelben Freude und derſelben Erhebung theilhaftig werde, welche uns in jenem ſchönen Konzerte geworden ſind. — Sehr löblich und ehrenwerth war es, daß die Herren Freund und Kühn vom Mannheimer Hoftheater das beſprochene Konzert durch ihren meiſterhaften Geſang verherrlichten. Auch hat eine Arie von C. M. v. Weber, welche Dem. Schneider (Tochter des königl. preußiſchen Kapellmeiſters Schneider in Berlin) vorzutragen die Güte hatte, und in welcher die noch ſehr jugendliche Künſtlerin ein vielverſprechendes, reiches Talent, ſo wie ein tüchtiges und glückliches Studium zeigte, uns ſchönen Genuß gewährt.

Beylage: Literaturblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 303.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 19. December 1829.

Und läßt der Sänger die Saiten erklingen,
Was anders wird er als Liebe ſingen?

F. Schmid.

Lieder von Theodor von Sacken.

1.
Zu ihr.

Liebe ruht auf himmelhohen Wolken,
Ihres Leibes Speiſ' iſt Mondenſchimmer,
Morgenroth und Abendroth ihr Trank;
Wieſen ſind der Teppich ihrer Sohlen,
Und der Saum von ihren Kleidern wallet
Tauſendfarbig über ihn hinab.

„Kommt, ihr Meinen! ruft ſie von der Wolke,
„Kommt und lagert euch zu meinen Füßen!
„Seyd ihr hungrig? hier iſt leichte Speiſe;
„Seyd ihr durſtig? hier auch ſind Getränke,
„Schon ein Tropfen wird die Wange färben;
„Rühret ihr den Saum von meinen Kleidern,
„Schüttet er auch bunte Schätze hin.“

Und begierig eilen wir zur Mutter,
Reihen uns beglückt um ihren Seſſel;
Ach! und unter ihren milden Augen,
Kinder auf dem Teppich, ſpielen wir.

2.
Aufleben.

Fragt mich nicht, was ich verloren,
Fragt mich jezt, was ich gewonnen.
Alte Zeiten ſind zerronnen,
Und die neuen ſind geboren.

Mit dem ſchönſten Feſtgewande
Hat das Leben ſich geſchmückt,
Mir den Balſamſaft der Roſe
Liebevoll auf's Herz gedrückt.

Kaum, daß auf dem warmen Heerde
Dieſe Tropfen ſich verflüchtigt,
Hat ſich ihre Kraft betüchtigt
An den Schmerzen dieſer Erde;
Und auf einmal gilt die friſche,
Leichte Wallung in dem Blut
Für die Liebe Luſt zum Leben,
Und für ſie zu ſterben Muth.

3.
Inneres Leben.

Am erhöhten Felſenhaupt
Scheitelt ſich der Schnee,
Wallet faſt zum Fuß herab
Von der ſteilen Höh'.

Aus des Berges Herzen ſtrömt's;
Iſt das nicht ein Quell?
Flüſſe ſtarren längſt vor Eis
Und er fließt noch ſchnell.

Das iſt's aber, daß er grad
Aus dem Herzen ſtrebt,
Und, wenn Alles ſtarrt und friert,
Gluth im Herzen lebt.

Digitized by Google

4.

Verzückung.

Meine Liebe trug ich nicht
In der Bruſt gezügelt,
Hat ſie mich doch gleich hinauf
Zu dem Licht beflügelt.

Erde bleibet weit zurück,
Ihre Form verſchwindet;
Ueber mir und unter mir
Liegt die Welt entzündet.

Unverwundet ſchweb' ich hin
Durch die lichten Flammen,
Was in mir geſchieden war,
Glühen ſie zuſammen.

Und das Trübe wechſelt ſchon
Helle Farbenſpiele; —
Selig ruh' ich in dem Arm
Ewiger Gefühle.

5.

Entſchwundenes Glück.

Wer will nach der Roſenzeit
Im blühenden Garten,
Wer will nach der Liebe Zeit
Noch was erwarten?

Ich habe die Roſe geſchaut
In ihrem Prangen;
Ich ſah der holden Braut
Roſige Wangen.

Da ſtiegen Götter herab
Auf duftigen Pfaden,
Ließen ſich auch herab,
Den Jüngling zu laden.

Ein ſchöner Morgentraum,
Ein flüchtig Leben,
Wie ſchnell am Wolkenſaum
Die Farben verſchweben!

Bald zog im Roſenſchein
Die Zeit vorüber; —
Denkt ihr noch, Götter, mein,
So nehmt mich hinüber!

Der neue Pygmalion.

(Fortſetzung.)

Der Baron führte indeſſen ein ganz verſchiedenes buntes Hof- und Reiſeleben. Dem Geſchäfte am Reichstage waren bedeutende Hinderniſſe entgegengeſetzt worden, deren Hebung ſich nur hoffen ließ, wenn die einzelnen deutſchen Höfe, welche in dieſer Angelegenheit konkurrirten, perſönlich beſucht wurden. Er entſchloß ſich zu dieſen Reiſen, und war nach einander wohl in fünf bis ſechs Reſidenzen, ohne ſonderlichen Erfolg zu ſehen. Da jede Schwierigkeit ſeinen Eifer und das hartnäckige Intereſſe für eine unternommene Sache nur vermehrte, ſo widmete er ſich dem Auftrage jezt, wo andre ſich zurückgezogen hätten, um ſo gewiſſenhafter. Er verband ſich mit den einſichtsvollſten Rechtsgelehrten, trat den Kaiſer in Wien ſelbſt um die Sache an, und hatte nach drey mühevollen Jahren auch wirklich die Genugthuung, ſeinen Kommittenten die Anerkennung ihrer Forderung melden zu können. Freylich ſagte ihm ein ſtilles Bewußtſeyn, daß, wenn die Verfaſſung des Reichs noch in voller Kraft beſtände, Anſprüche einzelner Glieder, wie er ſie vertreten hatte, nie hätten durchgefochten werden können. Und ſo lehrte ihn das eigene Gewiſſen, was die Beobachtung andrer ihm laut genug während dieſer Zeit verkündet hatte: daß das deutſche Reich eigentlich ſchon aufgehört habe und den Leichen in manchen Gewölben gleiche, welche noch die vollkommene menſchliche Form zeigen, aber bey der leiſeſten Berührung in ein Häufchen Staub zerfallen. Ueberall hatte er mit Schauder geſehen, daß jeder Stand, vom größten bis zum kleinſten, nach einer unbedingten Freyheit ſtrebte und nur auf die erſte günſtige Gelegenheit wartete, um das morſche Band zwiſchen ſich und dem Oberhaupte zu zerreißen. Viele Geſpräche mit Vornehmen und Perſonen des Mittelſtandes überzeugten ihn, daß das Gewebe, welches Jahrhunderte lang gehalten hatte, jezt bis auf den Faden abgenuzt ſey. Das Ungewitter in Frankreich war immer drohender geworden, die Niedern richteten ſehnſuchtsvolle Blicke dahin und hofften im Stillen auf die Früchte des neuen Evangeliums, die Höhern wandten ſich mit ſchroffer Verachtung von der ungeheuren Erſcheinung ab und meynten: nun ſeyen Privilegien und Geburtsvorzüge erſt recht feſt zu halten, da ein raſender Pöbel beabſichtige, dieſe ſchönen Güter für ſich zu rauben. Der Baron gehörte zur leztern Parthie. Bis zu jenen Zeiten war er ein leidenſchaftlicher Vertheidiger der engliſchen und amerikaniſchen Freyheit geweſen. Nun aber fühlte er plözlich, daß er denn doch im Grunde des Herzens ein ächter und aufrichtiger Ariſtokrat geblieben ſey. Indeſſen war er es im edelſten Sinne. Sein Gewiſſen ſagte ihm, daß er Niemanden gedrückt, daß er das Seinige genoſſen, aber keines Andern Genuß geſtört habe. Ein Vater ſeiner Gutsunterthanen, empfand er einen unerträglichen Widerwillen bey dem Gedanken, daß dieſe patriarchaliſche Stellung auf wüſte Art, und ſelbſt zum Nachtheil derer, denen man helfen zu wollen ſchien, zerſtört werden ſollte. In einer gemiſchten Geſellſchaft, in welcher er ſich einſt befand, kamen die entgegengeſezten Grundſätze

Digitized by Google

beyder Partheyen hart zur Sprache. Einige Anweſende freuten ſich laut bey der Nachricht von einem zertrümmernden Geſetze, welche ſo eben mit dem Pariſer Moniteur eingegangen war, und man ſprach auf eine höchſt unzarte Weiſe aus, was in erhizten Köpfen ſich damals Abentheuerliches bewegte. Der Baron konnte nicht länger an ſich halten. „Großer Gott!“ rief er, „in welcher Verblendung ſeyd Ihr Alle! Iſt es denn möglich, auf Glück zu hoffen, wenn eine neue Völkerwanderung hereinzubrechen im Begriff ſteht? Ruhe erwartet Ihr, während der blutrothe Himmel die gräulichſten Stürme verkündigt? Ja, es wird ſich Alles vollenden; aber nicht, wie Ihr es denkt; der Wagen der Zeit wird über Eure und unſre Leichen rollen. Ich will nicht vom Recht ſprechen; dazu iſt jezt nicht der Augenblick, wie ich wohl merke. Ich will Euch nur ſagen, wie Alles kommen muß. Ihr denkt, wenn dieſes Geſchlecht erſt in den Beſitz der Vortheile, die Ihr uns ſo ſehr mißgönnt, gelangt iſt, dann werden Saturniſche Zeiten eintreten. Arme Thoren! Eben weil ſie alles Heilige und Feſte zerſtören konnten, werden ſie auch ihren Beſitz mit feiger Unruhe antreten und unter ewigen Zweifeln genießen. Niemals werden ſie deſſelben froh werden, eine immerwährende Angſt vor dem Morgen wird ſie antreiben, das Heute raſend und gierig auszukoſten. Die Verräther fürchten den Verrath, die Uſurpatoren die Empörung, und die Demagogen einen liſtigern und kühnern Verführer der von ihnen bethörten Menge.“

Solche heftige Reibungen machten zulezt dem Baron das Leben in der Fremde unleidlich; er dachte mit Sehnſucht an ſeine väterlichen Mauern. Eben als der Entwurf des abgeſchloſſenen Receſſes ſeinen Kommittenten überſchickt werden ſollte, langte ein Brief der Tante an, aus dem wir folgende Stelle ausheben. „Was Emilien betrifft,“ ſchrieb ſie, „ſo wirſt Du Dich wundern, wenn Du ſie wieder erblickſt. Ihre Geſtalt hat ſich im lezten Jahre außerordentlich entwickelt, ſie ſteht jezt in der vollſten Jugendblüthe; und ich fürchte, Du haſt ſie für einen rüſtigen Freyer erziehen laſſen, denn mit einer ſolchen Figur kann ſie nicht unbemerkt bleiben. Ihre Ausbildung hat einen ſonderbaren Gang genommen. Du erinnerſt Dich, daß ich immer ſehr zufrieden mit ihr war; die Lehrer waren es weniger. Der junge Mann, den ich ſpäterhin aus der Schweiz kommen ließ, begann ihren Unterricht auf eine ganz neue Weiſe. Er nahm Emilien mit hinaus ins Freye, machte ihre Neugier rege nach den Gegenden, die ſtromauf- und ſtromabwärts, öſtlich und weſtlich gelegen ſind; ihr Geiſt übertrat allmählig die Gränzen Deiner Feldmark und wollte ſich in dem benachbarten Gelände zurecht finden; dieſes leitete aber wieder über zu andern Gebieten, und ſo immer weiter, bis der geſchickte Lehrer ihr einen höchſt natürlichen Begriff von unſerem Vaterlande eingeprägt hatte.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Eine indiſche Anekdote.

Nach der Erzählung eines Augenzeugen.

Im Jahr 1823 war dem Reſidenten der oſtindiſchen Kompagnie in Satára *) ein engliſcher Arzt, Dr. T—r., beygegeben, welcher bey einem Ausflug durch das marattiſche Gebiet plözlich erkrankte. Er erklärte, daß ſein Tod unvermeidlich ſey, wenn er nicht ſchleunigſt ein warmes Bad nehmen könne. Allein in dem Dorfe war keine Badwanne zu bekommen, und der Reſident, Colonel B., ſchickte einen Boten an den jungen Raja, der 5 Stunden davon mit einem fliegenden Lager auf der Tigerjagd war. Der gutmüthige Hindu beſann ſich lange, ohne auf etwas zu fallen, das dem Bedürfniß abhelfen könnte, bis er ſich endlich erinnerte, daß die große Heerpauke, eines der Inſignien des marattiſchen Reichs, welche bey Feſten auf einem Elephanten vor dem Fürſten hergetragen und geſchlagen wurde, im Lager ſey, und befahl ſogleich, das Fell abzuſchneiden und die Pauke dem Kranken zu ſchicken. Umſonſt ſtellten ihm ſeine braminiſchen Miniſter vor, welch große Entweihung das Bad eines Unreinen, eines Menſchen, der Kuhfleiſch eſſe, in der heiligen Pauke ſeyn würde. Sie wurde durch einen Elephanten noch in der Nacht hingetragen und von dem Kranken gebraucht, aber ohne Erfolg; er ſtarb denſelben Tag. Colonel B. ſchrieb an T—r's Vater, einen wohlhabenden engliſchen Landbeſitzer, den ganzen Verlauf, und der alte Mann war durch das Betragen des Raja ſo gerührt, daß er ſich entſchloß, ihm als Geſchenk eine Flinte und Piſtolen mit Percuſſionsſchlöſſern, die noch eine Neuigkeit waren und die er ſeinem Sohn zugedacht hatte, zu ſenden. Als der Reſident die Waffen mit dem Brief des alten Mannes erhalten hatte, ging er zu dem Raja, ſie zu überbringen, und erzählte ihm die Veranlaſſung und den Inhalt des Briefs. Der Raja ſah ihn lange ſtumm an, ſchlug endlich die Hände zuſammen mit den Worten: „Fürwahr, ihr Europäer habt ſchöne Sitten, und es iſt kein Wunder, daß ihr uns überwunden.“ Dann verlangte er den Brief des Vaters, der ihm lieber ſey als die Waffen, obgleich er ihn nicht leſen könne. Abends kam der alte braminiſche Miniſter, der ſich vor allen der Entweihung der Pauke widerſezt hatte, in den Pallaſt des Reſidenten und ſprach lange von dem Geſchenk, und wie ſchön es von dem fremden Manne ſey, ſich ihrer dankbar zu erinnern, da ſie doch nichts mehr für ihn und für die Seinigen thun konnten. Am Ende fing er an zu weinen und ſagte: „Unter uns iſt Niemand, der es gethan hätte, und wenige, welche es fühlen können.“

*) Der Raja von Satára iſt aus der Familie von Siwaſe, dem Stifter des marattiſchen Reichs; er wurde nach der völligen Unterwerfung der marattiſchen Staaten im Jahr 1817 von den Engländern wieder auf den Thron geſezt, deſſen ihn die Miniſter ſeiner Vorväter beraubt hatten.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, December.

Hamilton, der Verfaſſer des vortrefflichen Romans Cirril Thornton, hat ſo eben unter dem Titel: Annals of the Peninsular Campaigns, in drey Bändchen eine vortreffliche Volksgeſchichte der vom Jahre 1808 bis 1814 in Spanien und Portugal gegen Frankreich geführten Kriege herausgegeben. Der Styl iſt klar, frey von unnöthiger Uebertreibung, die Begebenheiten ſind ſchnell und ohne Anhäufung von Einzelnheiten, jedoch umſtändlich genug erzählt, um dem Leſer einen klaren Begriff von dem Charakter jener Kriege und der darin auftretenden Völker und Hauptperſonen beyzubringen.

Der guten Volksbücher erſcheinen überhaupt bey uns gegenwärtig immer mehrere. Das eben erſchienene Bändchen der Family Library enthält unter dem Titel: Court and Camp of Napoleon, eine vortreffliche Skizze von den Umgebungen dieſes außerordentlichen Mannes, welche in den erſten, deſſen Lebenslauf enthaltenden Bändchen keinen Platz finden konnte. Bourienne's Memoiren ſind dabey, wie billig, fleißig zu Rathe gezogen.

So eben iſt auch das erſte Bändchen von der unter der Leitung Dr. Lardners angekündigten Cabinet Encyclopedia erſchienen. Es bildet den erſten Band einer Geſchichte von Schottland von Sir Walter Scott, und iſt ganz in dem bezaubernden Style des Verfaſſers geſchrieben. Sir James Macintoſh ſchreibt die Geſchichte von England für dieſelbe Sammlung und, wie man verſichert, Thomas Moore die von Irland. Es iſt eine neue Erſcheinung in unſerer Literatur, daß ſich Männer vom höchſten literariſchen Rufe mit Werkchen der Art abgeben, und ſo zu ſagen ihren Geiſt in kleinen, unſcheinbaren Bächen ſtrömen laſſen; es muß dadurch weit mehr zur Belebung des Volksgeiſtes gewirkt werden, als durch größere Werke, welche, wie die großen Ströme, vielen Landesbewohnern oft in ihrem ganzen Leben nicht zu Geſichte kommen.

Das neueſte Stück der Library of useful Knowledge enthält eine Lebensbeſchreibung Galilei's, die zwar, wie immer, nach Styl und Inhalt für die Klaſſe, für welche das Werk beſtimmt iſt, zu hoch gehalten ſcheint, dagegen aber für den Mittelſtand ſehr lehrreich ſeyn wird, deſſen wiſſenſchaftliche Bildung leider hier, wie anderwärts, bis jezt nur zu ſehr verwahrlost worden iſt.

The Library of entertaining Knowledge wird fortgeſezt und iſt in ihren naturhiſtoriſchen Mittheilungen eben ſo lehrreich, als unterhaltend.

Die Taſchenbücher, welche gleichfalls für Volksbücher gelten können, ſind zwar größtentheils nur der Unterhaltung gewidmet, dienen aber doch mit dabey, den Kunſtgeſchmack zu bilden. The Keepsake enthält eine von Sir Walter Scott in früheren Jahren geſchriebene dramatiſche Skizze, die freylich nichts Außerordentliches iſt, aber doch als ein Jugendverſuch eines großen Dichters Beachtung verdient. Der Gegenſtand iſt aus Veit Webers Sagen der Vorzeit entlehnt. Man hat es in einem unſerer kleineren Schauſpielhäuſer auf die Bühne gebracht, aber mit geringem Erfolg.

Ich habe ſchon oft erwähnt, daß durch mancherley Umſtände, beſonders aber durch die Vernachläſſigung der Modewelt, das hieſige Schauſpiel ganz in Verfall gerathen iſt. Um ſich nur einigermaßen zu halten, machen nun die Direktionen der beyden großen Schauſpielhäuſer ungeheure Anſtrengungen, beſonders überbieten ſie einander, um die ſogenannten Sterne, d. h. hochberühmte und beliebte Schauſpieler und Sänger beyderley Geſchlechts, zu feſſeln, welche troz der Mittelmäßigkeit der andern Mitſpielenden Parterre und Logen füllen ſollen. Gelingt dieß auch, ſo ſind die Koſten doch ſo groß, daß für den Unternehmer nichts übrig bleibt, welcher wegen der großen Konkurrenz entweder einen übermäßigen Pacht bezahlt, oder wenn ſich das Theater, wie Coventgarden, in den Händen der Eigenthümer befindet, durch Prozeſſe zu Grunde gerichtet wird. Die Erfahrung hat gelehrt, daß bey den vielen kleineren Theatern, der zunehmenden Liebhaberey für Konzerte, dem Geldmangel u. ſ. w., kein Publikum da iſt, um die beyden großen Häuſer zugleich zu füllen, und ſo iſt jedes Jahr bald das eine, bald das andere, öfter aber beyde in üblen Umſtänden, und ein Unternehmer nach dem andern muß das Feld als Bankeroutier räumen. So kamen die Unternehmer von Coventgarden am Schluſſe der lezten Season in ſolche Verlegenheit, daß Dekorationen und Garderobe verſteigert werden ſollten, und nur eine Subſcription der Theaterliebhaber, das Anerbieten der meiſten Schauſpieler, eine gewiſſe Anzahl Vorſtellungen umſonſt zu geben, beſonders aber die Nachſicht der Gläubiger dieſer Kataſtrophe vorbeugten. Dieſe Season nun ward Coventgarden unter der Leitung Karl Kembles, welcher in dieſem Hauſe ſein eigenes und das von ſeinem Bruder ererbte Vermögen eingebüßt, noch einmal eröffnet, und dießmal gelang es über alle Erwartung; denn während der Unternehmer von Drurylane ſeiner Truppe ihren wöchentlichen Gehalt nicht zu entrichten vermag und ſeine Bänke nur mit Freybillets füllt, iſt Coventgarden wenigſtens drey Abende in der Woche gedrängt voll, und ſoll wirklich Ueberſchuß abwerfen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nro. 297:

Bart und Schnurrbart.

Räthſel.

Einſt ſchwebteſt du um jedes edle Haupt,
Du Hehre, bald in dunkeln Wolkenballen,
Bald ſah man dich in weißen Firnen ſtehn,
Bald als ein krauſer Gletſcher niederwallen.

O ſchöne Zeit, da unter deinem Schnee
So kühl und friedlich wohnten die Gedanken,
Wo biſt du hin? In ſeinem irren Sinn
Zwang dich der Menſch in immer engre Schranken;

Ja warf dich endlich frevelnd in den Staub,
Und vor des neigenden Jahrhunderts Sonnen
War alles Große, alles Edle ſchnell
Wie dein bedeutſam prächt'ger Schnee zerronnen.

Noch lebſt du zwar, doch bitter ärmlich Loos!
Was du im hohen Styl, im ungemeinen,
Es bergend, idealiſch dargeſtellt,
Das ſollſt Du jezt proſaiſch wirklich ſcheinen.

Einſt ſchritt man unter dir mit Selbſtgefühl,
Jezt treibt nur Nothdurft, dich ſich anzueignen;
Der ſchämt ſich dein, der hegt und pflegt dich nur,
Um dich mit frecher Stirne zu verläugnen.

F. B.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 304.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 21. December 1829.

Ein Druck von ſeinem Finger,
Und dieſe Glocken all,
Sie geben ſüßen Schall,
Wie nie ein Harfenklang
Und keiner Frauen Sang,
Kein Vogel ebenher,
Die Jungfrau nicht im Meer
Nie ſo was geben an!

Das Wunderhorn.

An Ritter Paganini.

München, 1829.

1.

Bringt mir ſo Helm als Lanze
Zu muthigem Turney,
Zu kühnem Waffentanze
Bringt Schild und Schwert herbey!

Bin ich denn Ritter worden
In wunderſamem Land,
Seit mir in den Accorden
So Erd' als Hölle ſchwand?

Seit ſich die Himmelspforten
Der Kunſt mir aufgethan,
Schau' ich an allen Orten
Nur Einen Rittersmann.

Ich möcht', ein Ritter, reiten
Zu luſt'gem Kunſtturney,
Ich möcht' in Tönen ſtreiten,
In Tönen kühn und frey.

Ey laßt uns ſingen und ſagen
Vom hohen Rittersmann,
Ihr Sänger! laßt uns wagen,
Ein Lied zu heben an!

Ein Lied, ein jubelnd Preiſen
Dir, Klang- und Sanges-Held! —
— Von Paganinis Weiſen
Durchtön' es Stadt und Feld!

Jedweder Mund mag melden,
Jedwedes Auge ſag':
Wie er, der Held der Helden,
Heraufführt hellſten Tag!

Wie er der Erde Dünſte,
Der Hölle grauſe Macht
Durch Himmelswunderkünſte
Zu Schanden hat gemacht!

2.

Ich weiß ein Wunderbergwerk,
Das birgt viel Edelſtein';
Doch bringen wen'ge Knappen
In ſeine Tiefen ein.

In ſeinen Tiefen funkelt's,
In ſeinen Tiefen wallt's,
Und von kryſtallnen Wänden
Helltönend wiederhallt's.

Des Buſens Tiefen ſind es,
Die thut mein Wort euch kund,
Wo wen'ge niederſteigen
In ſeinen reichſten Grund'.

Digitized by Google

Doch Du biſt eingefahren
Mit rüſt'gem Knappenlauf',
Und aus den Tiefen klang es:
„Zum Licht! Glück auf! Glück auf!"

3.

Der Frühling iſt erſtanden!
In buntem Zauberkleid
Durchwandert er die Auen;
Jedwedes Herz wogt weit,

Wogt weit in heller Freude;
Das Auge blinkt und winkt,
Dieweil Dein zaub'riſch Walten
Mild auf uns niederſinkt.

Und Blumen ſtreuſt Du nieder;
Es tönet die Schalmey;
Von Schmerzen und von Klagen
Jedwedes Herz wird frey.

4.

Es klagt in mächt'gen Tönen
Ein düſtrer Rittersmann,
Schaut nur im Trauerkleide
Berg', Au'n und Wälder an.

Es liegt die Welt ſo öde
Vor ſeinem dunkeln Blick;
Starrt troſtlos in die Weite,
Sucht das verklungne Glück.

Da lacht er ob den Wehen,
Da lacht er ob dem Leid;
So ſteht er feſt, ein Felſen,
In rüſt'ger Männlichkeit.

Ach! wohl in tiefſtem Grame
Lacht auf manch Menſchenherz,
Und ſpringt, wie luſt'ge Buben,
Und überſpringt den Schmerz.

So haſt Du Schmerz und Freuden
Geleitet Hand an Hand,
So haſt Du klagend und ſcherzend
Geführt in's Zauberland!

J. N. K—mm.

Der neue Pygmalion.

(Fortſetzung.)

„Da der Trieb zum Wiſſen bey Emilie nun einmal geweckt war," fuhr die Tante in ihrem Brief an den Baron fort, „ſo verlangte ſie ſelbſt, etwas von den Nachbarländern zu erfahren; ihr Geiſt betrat den Ocean und wurde in eine ſchrankenloſe Ferne fortgeriſſen, bis ihr die fremden Welttheile als willkommene Haltpunkte entgegenſtiegen, kurz, ſie erlangte bald, wie auf einem großen Spaziergange, hinreichende geographiſche Kenntniſſe. In der Geſchichte war der Unterricht ähnlicher Art. Der Lehrer fragte ſie nach ihrem Vater und ſeinen Lebensumſtänden, davon wußte ſie Bericht zu erſtatten; nun ſollte ſie von ihrem Großvater erzählen, da ging es ihr, wie allen Perſonen ihrer Herkunft, ſie hatte kaum etwas von dem Manne gehört. Der kluge Lehrer ließ das Hausbuch des alten Konrad holen, in welchem die kleinen Begebenheiten dieſes guten Mannes und ſeiner Vorfahren mehrere Geſchlechtsfolgen hindurch aufgeſchrieben waren, und las es mit Emilien durch. Sie fand viel Vergnügen daran. Ihr Großvater war Büchſenſpanner bey einem benachbarten Fürſten geweſen, und hatte im Gefolge ſeines Herrn dieſes und jenes allgemein intereſſante Ereigniß mit angeſehen. Durch ſolche Beziehungen erhielt die Hausgeſchichte eine Richtung gegen die allgemeine, die der Lehrer ſehr geſchickt zu benutzen wußte, um Emilien nach und nach in immer größere hiſtoriſche Kreiſe zu locken. Die Methode glückte vollkommen, und ich verſichere Dich, daß das Mädchen jezt von jeder einigermaßen bedeutenden Thatſache in der deutſchen Geſchichte Rede und Antwort zu geben weiß. Auch die ruhmvollen Handlungen der Alten ſind ihr nicht fremd geblieben. Er ſchien unſre Natur durchaus zu kennen, dieſer Lehrer. Er wußte, daß Frauen ſich nur mit demjenigen fruchtbar beſchäftigen, was eine Beziehung auf das Gemüth hat, oder in irgend einem Zuſammenhange mit ihrer nächſten, täglichen Umgebung ſteht. Er pflegte zu ſagen: daß der Mann vom Wiſſen zur Erfahrung, die Frau hingegen von der Erfahrung zum Wiſſen fortſchreite. Ich mußte ihm ganz vertrauen; darum ließ ich ihn gewähren, auch wenn ich ihn nicht begriff; ſo z. B. in dem Religionsunterrichte. Ich glaubte, daß er dieſen ebenfalls leicht und faßlich einrichten würde, er befolgte aber hier einen entgegengeſetzten Weg; denn er erzählte Emilien die bibliſche Geſchichte ohne die mindeſte Erklärung der Wunder, und ließ ſie Vers für Vers, Spruch für Spruch, im eigentlichen Sinne des Worts, auswendig lernen. Als ich mich darüber erſtaunt zeigte, ſagte er: „Freyheit und Beſchränkung im rechten Gleichmaß iſt die höchſte Beſtimmung des Menſchen. Zu jener führt das Wiſſen, zu dieſer die Religion. Alles andere ſoll dem Menſchen leicht und deutlich werden, ſie allein muß ſchwer und ein Geheimniß bleiben. Der Erfolg hat ſeine Weisheit beſtätigt. Emilie iſt fromm geworden, ohne zu frömmeln, und jene geheimnißvollen Sprüche und Verſe haben der Heiterkeit ihrer Seele keinen Eintrag gethan. Sie iſt ein außerordentliches Geſchöpf, und ich bedaure oft die Niedrigkeit ihrer Geburt, welche ihr den Eintritt in die höheren Kreiſe des Lebens verſagt; denn ſie würde auch

Digitized by Google

der höchſten würdig ſeyn. Du weißt nun, was Du zu erwarten haſt, wenn Du nach Hauſe zurückkehrſt.“

Der Baron mußte faſt ſtaunen, als er dieſen Brief durchlas. „Ich fürchtete heftige Scenen,“ rief er, „wenn ich meinen Plan mit Emilien entdecken würde, und nun werde ich mich am Ende dagegen zu wehren haben, daß die Tante in ihrer Begeiſterung Stammbaum und Wappenſchild vergißt, und mir Emilien aufdrängt, wie ſie mir Lucianen aufdrängen wollte.“ Sein früherer Vorſatz war natürlich längſt aufgegeben worden; wer hält im Getreibe des praktiſchen Lebens eine Grille feſt? Und für etwas anderes konnte denn doch, die Wahrheit zu ſagen, die Sache nicht gelten. Er ſchämte ſich im Stillen ſeiner Thorheit, er begriff nicht, wie er als ein vernünftiger Mann auf ſolche Abentheuerlichkeiten hatte gerathen mögen. In den Wagen ſteigend, hatte er keinen andern Wunſch, als unter ſeinen Bäumen von dem verdrießlichen Sollicitiren bey dem ſogenannten deutſchen Reiche und von dem erbitternden Geſchrey der Demokraten auszuruhen.

* * *

Auf dem Schloſſe ſah es bunt aus, wie in der Welt draußen. Bediente rannten hin und her, der Koch zankte mit den Küchenjungen, der Schulmeiſter gab gravitätiſch ſeine Befehle an der Ehrenpforte, Bauermädchen ſchielten unter ihrem Putze nach den Burſchen, die Muſikanten ſtimmten ſeit der Morgenröthe. Die Tante liebte die Feyerlichkeiten, deßhalb hatte ſie nicht eher geruht, als bis ihr Werner den Tag ſeiner Rückkunft meldete. Sie war hartnäckiger in ihren Entwürfen, als der Neffe meynte, denn ſchon drey Tage vor dem Feſte war die dringendſte Einladung an den Nachbar und ſeine Tochter ergangen. Heute ſollten und mußten ihre Wünſche gekrönt werden. Leider begegnete ihr das Unglück, welches ſie gewöhnlich traf, wenn es ein Familienfeſt galt: ſie wurde krank, als eben die Torten aus der Stadt ankamen, und mußte ſich zu Bette legen. Ihr Körper war in der That ſehr ſchwach, und nur die gleichförmigſte Lebensweiſe konnte ſie im rechten Takte erhalten. Das glaubte ſie aber nicht, weil es ihrer Lebhaftigkeit und Lebensluſt widerſprach. Da ſie ſich auf Emilien verlaſſen durfte, und Alles von dem Rauſche des Vergnügens, in welchen ihre Anſtalten Wernern zu verſetzen beſtimmt waren, hoffte, ſo beſtieg ſie mit einer Art von Triumph ihr Lager, ruhte aus von den überſtandenen Mühſeligkeiten und trank getroſt den bittern Kamillenthee. Sie hatte eine unruhige Nacht und war an dem Morgen, an welchem ihr Neffe eintreffen ſollte, unvermögend, aufzuſtehen. Krämpfe hatten ſich zu einem fieberhaften Zuſtande geſellt.

Werner war die Nacht durch gefahren und befand ſich mit der erſten Friſche in der Nähe ſeiner Beſitzungen. Jezt zogen ihn die Pferde einen Hügel hinan, da ſah er gegenüber am andern Rande des Thals die Thürme des Schloſſes ragen. Mächtige Ungeduld ergriff ihn bey dieſem Anblicke. Er ſprang mit beyden Füßen aus dem Wagen. Anfangs klapperte dieſer in dem feuchten und engen Fahrwege neben ihm langſam daher, dann bog er ſeitwärts ab über einen offenen Bergrücken; der nähere Fußpfad lief durch anmuthige Waldgründe, und unſer Freund ſah ſich bald in der reizendſten Einſamkeit. Eben trat er aus einer dichtern Stelle des Gehölzes; vor ihm lag die kleine, ſchon von dem Bosquet ſeines Parks umfaßte Wieſe. Da wurde ihm ein unerwarteter Anblick. Unter kräftigen Bäumen, gegenüber im Schatten, ſaß eine weibliche Geſtalt, ihm den Rücken zukehrend. Sie ſchien mit etwas beſchäftigt zu ſeyn, die Haltung ihres Kopfes war geſenkt. Ein himmelblauer Spenzer hob ihre überaus ſchöne Taille hervor; unter demſelben trug ſie ein weißes Gewand. Sie ſaß auf einem dunkeln Tuche, ſo daß die ganze Figur ſich in beſtimmten Umriſſen vom Boden abhob. Alle Verhältniſſe an ihr zeigten ſich rein und frey, der Kopf bot die vollendetſte Form dar. Werner ſtand an ſeinem Platze, wie angefeſſelt; eine Ahnung durchflog ſeine Seele. In dieſem Augenblicke hatte Emilie, denn ſie war es, ihre Arbeit vollendet; ſie erhebt ſich, einen Kranz der herrlichſten Blumen in der Hand, tritt damit unter den Bäumen hervor und ſteht nun im vollen Lichte der Sonne und Schönheit. Der Baron bewegt ſich, ſie ſieht ihn; unwillkührlich hebt ſich ihr Arm in einer Regung des Erſtaunens, und ſo ſteht ſie, mit dem emporgehaltenen Kranze, wunderbar, einer Unſterblichen wohl zu vergleichen.

Der Baron iſt von dieſer mächtigen Erſcheinung wie vernichtet. Er erlebt einen Moment, wie ſie zum Glück, oder ſollen wir ſagen, zum Unglück? nur ſelten kommen. Er weiß, es iſt Emilie, die dort mit dem Kranze ihm zu winken ſcheint; blitzſchnell zuckt durch ſein Innerſtes eine Flamme, wie er ſie nie fühlte, an der ſein erſter Plan, ſein ſpäteres Vernünfteln, gleich armen Gebilden von Wachs zerſchmelzend, verrauchen; er jauchzt über das herrliche Werk ſeiner Sorgfalt; er ſchilt dieſes Jauchzen vermeſſen; er fühlt, daß einem ſolchen Weibe gegenüber keine Willkühr ſtattfinde. Furcht, Hoffnung, Liebe, Freude, Schmerz ziehen, wie Gewitter, durch ſeine Bruſt. In dieſem Sturme verſagen die Glieder ihm den Dienſt; faſt bewußtlos ſinkt er in ſeine Knie und macht ſich mit dem Rufe: „Emilie!“ Luft.

Emilie warf den Kranz weg und flog auf ihn zu. „Um Gotteswillen, gnädiger Herr!“ rief ſie, indem ſie ſich bemühte, ihn aufzurichten, „welch ein trauriger Zufall! Was fehlt Ihnen?“ Sie kniete zu ihm nieder, ſie faßte ſeine Hände, ſie richtete ihm das Haupt auf, welches zur Bruſt niederhing. Jezt ſah er das herrliche, regel-

Digitized by Google

mäßige Geſicht dem ſeinigen ganz nahe, die himmliſche Stirn, das milde Feuer der blauen Augen, den feinen Mund, der ſchwellend zum Kuſſe einlud. Ihre zarten, milchweißen Hände hielten die ſeinigen liebevoll gefaßt; über ihrem ganzen Weſen ruhte, wie ein gelinder Nebel, die trauteſte Sorglichkeit. Alle Geiſter des Muthes rief unſer Freund zu Hülfe; freundlich drückte er Emilien die Hand, richtete ſich gefaßt auf und küßte ſie herzlich auf die Stirn, indem er ſein Niederſinken einem plözlichen Schwindel beymaß. Sie hieß ihn mit unverſtellter Freundlichkeit willkommen; heiter gingen ſie Arm in Arm hinauf den Fußſteig. Emilie nahm den Kranz vom Boden. „Für wen?“ fragte der Baron; „für Sie!“ verſezte Emilie; „ich wollte auch mein Scherflein bringen, und hatte nichts als unſere Paar Blumen.“ — „Laſſen Sie mich dieſe Roſe als gute Vorbedeutung nehmen!“ ſagte er in tiefer Bewegung. Eben traten ſie aus dem Parke, das Schloß lag dicht vor ihnen. Ein als Wächter ausgeſtellter Knabe hatte nicht ſobald den Herrn erblickt, als er voranlief, um den verſammelten Leuten mit grellem Geſchrey deſſen Ankunft zu hinterbringen. Emilie unterrichtete Werner mit kurzen Worten von den getroffenen Vorkehrungen, und ſchon bewegte ſich der Zug der feſtlich gepuzten Menſchen ihnen entgegen. „Liebe Emilie,“ rief Werner, „Sie ſind die Hoheprieſterin dieſer Andacht, und Prieſterinnen müſſen bekränzt ſeyn.“ Er drückte ihr das Geflecht in die Locken.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der älteſte Eſel und die älteſte Gans.

Man bedient ſich in England, ſelbſt in London, der Eſel ohne irgend eine Spur des Vorurtheiles, das man an manchen Orten Deutſchlands gegen dieſes nüzliche Thier hegt. Wie lang ein Eſel bey guter Pflege brauchbar iſt, beurkundet der alte Eſel des Hrn. Rob. Lill zu Tattershall, der 36 Jahre alt iſt und täglich ſeine guten und treuen Dienſte leiſtet.

Zu Glentham, Lincolnſhire (wo der größte bisher bekannte Ochs erzogen wurde), lebt gegenwärtig eine Gans, die nun bereits über 100 Jahre alt iſt.

Galignani.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, December.

(Fortſetzung.)

Die Gunſt des Publikums hat ſich dem Coventgarden-Theater faſt ausſchließlich zugewandt. Was aber beſonders an jenen drey Abenden das Haus ſo ſehr füllt, iſt das Auftreten der Miß Fanny Kemble, Tochter Karl Kemble's, an denſelben, bis jezt zwar nur in einer Rolle, nämlich der der Julia in Romeo und Julia. Seit Miß O'Neil die Bühne verlaſſen hat, fehlte es uns gänzlich an einer tragiſchen Heldin, die ſich auch nur bis zum Mittelmäßigen erhoben hätte; Sie können ſich alſo denken, mit welcher Freude die Nichte einer Siddons und John Kembles, die Tochter Karl Kembles, begabt, zwar nicht mit Schönheit, aber mit einem edlen Wuchſe und einem ausdrucksvollen Geſichte, in einer Lieblingsrolle aufgenommen wurde. Dieſes Mädchen beſizt wirklich ein hohes tragiſches Talent, eine ſchöne, biegſame Stimme, ein feuriges Auge und ſprechende Geſichtszüge. Ihre Stellungen ſind äußerſt kunſtreich und offenbar nach der Antike ſtudirt. Sie hat ihre Rolle vortrefflich aufgefaßt und weiß ſie mit all ihren reichen Schattirungen auszuführen. Ich habe weder die Mrs. Siddons, noch Miß O'Neil in dieſer Rolle zu ſehen Gelegenheit gehabt, aber ich habe dieſen einzigen Charakter des großen Dichters nie vollkommen verſtanden, bis ich ihn von Miß Kemble verkörpert geſehen. — Die nächſte Woche ſoll ſie in der Rolle der Belvidera im geretteten Venedig erſcheinen.

In Drurylane hat man ein neues Schauſpiel unter dem Titel: Fashion's Follies (Modethorheiten) auf die Bühne gebracht. Man ſchreibt es der Feder des Grafen Glengall zu. Er hat, obgleich er in der Modewelt lebt, ſich dieſen Vortheil nicht zu Nutze gemacht, um die Abgeſchmacktheiten ſeiner eigenen Zeit zu geißeln, ſondern ſich damit begnügt, aus den beliebteſten Stücken Sheridans (welcher ſelbſt überall zu ſtehlen pflegte) ein Stück zuſammenzuzimmern, welchem ſelbſt das gute Spiel eines Young u. ſ. w. nur kurze Dauer zu verſprechen ſcheint. — Auch verdient noch bemerkt zu werden, daß die meiſten kleineren Theater, auf welchen ſonſt nur der Auswurf der Provinzialbühnen aufzutreten pflegte, jezt mehrere der beſten Schauſpieler an ſich gezogen haben und regelmäßige Dramen aufführen.

Den Liebhabern gleichzeitiger Memoiren und den Geſchichtsforſchern habe ich vier neue Werke zu empfehlen, nämlich Dr. Edmund Calamy's Historical Account of his own Life and Times, beſonders wichtig als ein Gegenſtück zu dem biſchöflichen Burnet, da Calamy, ſelbſt ein Diſſident, die Verfolgungen, welche die Sekten unter den Stuarts zu erdulden hatten, ganz mit der Wärme eines Mannes ſchildert, der die Verfolgungen zum Theil mitempfunden hat. — Dr. Doddridges Private Correspondence, welche vieles Wiſſenswerthe über ſeine Zeit und manche ſeiner merkwürdigſten Zeitgenoſſen enthält. — Memoirs and Correspondence of Thomas Jefferson, welche manches neue Licht auf die Begebenheiten der amerikaniſchen Revolution werfen, und Memoirs of Simon Bolivar von General Holſtein, weiland Chef des Stabes des Präſidenten. In welchem Geiſte das leztere Werk geſchrieben iſt, läßt ſich aus folgender Stelle entnehmen: „Alles, was ſich von Bolivars Patriotismus mit Wahrheit und Unpartheylichkeit ſagen läßt, iſt, daß er vom Jahre 1813 an ein eifriger, feuriger Patriot war, weil er vom 6. Januar jenes Jahres an bis auf den heutigen Tag (Juli 1828) fortwährend entweder die geſezgebende, vollziehende und richterliche Gewalt in ſich vereinigt, oder wenigſtens, nebſt der vollziehenden Gewalt, die Leitung aller bürgerlichen und Kriegsangelegenheiten in Händen gehabt hat, da der Kongreß von Columbia und von Peru ſich den Wünſchen ſeines Präſidenten, Befreyers oder Beſchüzers immer aufs Vollkommenſte gefügt hat.“ Dieſe Memoires enthalten indeſſen doch ſehr viel Neues und Wiſſenswerthes nicht allein über Bolivarn, ſondern über die ganze Geſchichte des Freyheitskampfes in Columbia und Peru.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 305.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 22. December 1829.

Zettel. Laßt mich den Löwen auch ſpielen. Ich will brüllen, daß es einem Menſchen im Leibe wohl thun ſoll, mich zu hören. —
Squenz. Ihr könnt keine Rolle ſpielen, als den Pyramus.

Shakespeare.
Ein Sommernachtstraum.

Didaskalien

von

Ludwig Robert.

Vierter Artikel.

Das Perſonal.

Wenn irgendwo eine ſchöne — vielleicht die ſchönſte — Grundeigenſchaft des deutſchen Nationalcharakters, ich meyne die Vielſeitigkeit, über ſich ſelbſt excentriſch hinaus ſtürmt, und inhaltleer und formlos zerſtiebt, ſo geſchieht dieſes heut zu Tage bey dem Perſonal der kleinſten, wie der größten Bühnen Deutſchlands. Weil es einſtmals ſeltene Talente gab, Frauen, welche die Maria Stuart und die Zofe im Don Ranudo, Männer, welche den Wallenſtein und den Poeten im ſchwarzen Mann, oder den Lear und den Schneider Fips mit gleicher Vollendung darſtellten, ſo bilden ſich nun, nicht nur die Armen und Schwachen — dieſen iſt Alles zu verzeihen — ſondern auch achtbare Schauſpieler ein, dergleichen eben ſo gut zu vermögen; ja ſie gehen ſo weit, es für Beeinträchtigung, für Herabſetzung ihrer Kunſteminenz zu halten, wenn ihnen die Kritik, mit der Grenze ihrer Individualität, ihr eigentliches Fach anweiſt. Seitdem Iffland, deſſen empfindliche Ehrliebe auch den Schatten jenes ſchwindenden Vorurtheils nicht dulden konnte, welches ehmals auf der geſellſchaftlichen Stellung der Schauſpieler laſtete, und demnach ſorgte, daß ſeine Mimen ſich zu den Staatsdienern zählen durften, ſeitdem er, ſelbſt in dem Ausdruck: „Schauſpielkunſt“ einen Nebenbegriff fürchtend, das Wort: „Menſchendarſtellung“ erfand, iſt er leider ſo mißverſtanden worden, daß nun alle Menſchen, die als Menſchendarſteller auftreten, ſich einbilden, auch alle Menſchen ohne Ausnahme darſtellen zu können, weil ſie ja nicht zu Helden-, Intriguanten-, Bedienten- oder Mantelrollen, ſondern als Menſchendarſteller engagirt ſeyen. Bey der größten, wie bey der winzigſten Bühne findet man Univerſalgenies, die ſich der heterogenſten Rollen bemächtigen: dort einen vierzigjährigen koloſſalen Wilhelm Tell, der Tages darauf den jungen Savoyarden in der Fanchon ſpielt, und dort eine völlig entfaltete Spätſommer-Schönheit, welche die Lady Macbeth heut, morgen eine Gurly vorſtellt, und dennoch grollt und klagt, daß man ſie in der Braut von Meſſina nicht zugleich als Mutter und Tochter auftreten läßt. Fern ſey es von mir, den Damen, hinſichtlich ihrer Jahre, Alltägliches zu ſagen; ganz im Gegentheil halte ich mich überzeugt, daß es jugendliche Rollen von ſolcher Kraft und Tiefe gibt, daß ein achtzehnjähriges Mädchen ſie kaum aufzufaſſen, ſie darzuſtellen aber nur die Meiſterſchaft vermag, d. h. ein langgeübtes, reifes Talent. Daß bey Vertheilung der Rollen nicht der Kalender entſcheiden darf, haben eine Bethmann, eine Mars thatſächlich bewieſen. Wohl aber ſollte, wo ſie die Illuſion ſtört, die Figur entſcheiden: es gibt Geſtalten,

Digitized by Google

deren mächtige Großartigkeit die Zartheit einer Ophelia Lügen ſtraft; es gibt kleine rundliche Figuren, denen man es auf keine Weiſe glauben wird, daß ſie Thekla oder Iphigenie ſind. Eben ſo gibt es Mängel in der Ausſprache, ja oft nur Stimmorgane, die alle Erhabenheit der Tragödie in hausbackene Natürlichkeit verwandeln; andere, die es nie zur Geläufigkeit der geſelligen Rede bringen, und deren Zunge man eine hochtrabende nennen könnte, wenn ſie ſich nicht ſtets im breit gedehnten Schritte langſam bewegte. — Ehmals hatten Schauſpieler und Schauſpielerinnen beſtimmte Fächer, aus denen herauszutreten ihnen nicht beyfiel. Die Franzoſen (was man lange nicht glauben wollte), überall pedantiſcher als die Deutſchen, hielten mit übertriebener Strenge auf dieſe Beſchränkung, und ſind jezt — bey der ſogenannten romantiſchen Richtung ihrer Bühne — genöthigt, in etwas davon nachzulaſſen. Bey uns, die wir das entgegengeſezte Aeußerſte, die Grenzen einer totalen Verflüchtigung erreicht haben, ſollte von neuem eine heilſame Beſchränkung auf beſtimmte Fächer eingeführt werden. Sie kann auf eine doppelte Weiſe zu Stande kommen: einmal von Seiten der beſſeren, tonangebenden Schauſpieler ſelbſt; und dieſe Selbſtbeſchränkung wäre freylich die ſchönſte, wenn ihr nur nicht zwey ſo mächtige Hinderniſſe entgegenſtänden, als da ſind: das allen Menſchen ſo ſchwere nosce te ipsum, und jene beſondere Eitelkeit, die noch kein Künſtler ganz beſiegte. Andern Theils aber ſollte die Schauſpielerſchule..... ja aber beſitzen wir denn eine ſolche? In einigen unſerer großen Städte, heißt es, ſollen dergleichen exiſtiren; ich will es recht gerne glauben, obgleich mir nichts näheres davon bekannt wurde; wohl aber weiß ich, daß für Erziehung und Ausbildung nationaler Schauſpieler in Petersburg eine Schule beſteht, wo Knaben und Mädchen eigens für dieſen Kunſtberuf erzogen werden. Was nun in unſerem ſonſt ſo gerne nachahmenden Deutſchland geſchehen wird: ob es zuerſt eine eben ſolche Schule gründen, oder zuvor einem andern dortigen Beyſpiele folgen, nämlich Geſetze geben wird, die den dramatiſchen Dichter vor hergebrachter Beraubung ſeiner handſchriftlichen Werke ſchützen, und ihm einen verhältnißmäßigen Ertrag ſeiner Arbeit ſichern, iſt nicht mit Gewißheit zu beſtimmen. Indeß hätten bis dahin unſere nahmhaften Künſtler und Künſtlerinnen vollkommen Zeit, ſich der Erziehung junger Talente anzunehmen. Die franzöſiſchen Heroen und Heroinen der Bühne haben von jeher in dieſer edeln Beſchäftigung eine ſtolze Genugthuung gefunden, und haben ſo in dieſer tranſitoriſchen und, wie der Dichter ſagt, an der Gegenwart vorübergehenden Kunſt ein wenigſtens negativ Beſtehendes und Bleibendes gegründet: gewiſſe Mißſtände, gewiſſe Mängel werden auf der franzöſiſchen Scene nicht geduldet; ſie würden Auge und Ohr auch des lezten im Volke beleidigen. Da nun unſere jungen Autodidakten gerade von dieſen negativen Kunſtgeſetzen am allerwenigſten wiſſen, ſo ſollten unſere älteren nahmhaften Mimen ſich der Bildung junger Talente unterziehen, eine Aufgabe, die ihnen heut zu Tage, wo von Seiten der all- und einzigbegünſtigten Oper dem Schauſpiele der langſame Tod der Auszehrung droht, zur ganz beſondern Pflicht wird. Was in dieſer Art von wohlwollenden Meiſtern hin und wieder geſchieht, iſt keinesweges genugthuend. Sich eines jungen Schauſpielers anzunehmen, der bereits die Bühne betreten, ſich irgend ein unverſtandenes, verführeriſches Muſter gewählt hat und bereits auf Abwege gerathen iſt, wird ſchwerlich belohnend ſeyn. Von Jugend auf muß die theatraliſche Erziehung und, je nach beſtimmter Individualität, zu einem beſtimmten Fache begonnen werden. Wie dieſes geſchehen ſoll, wird in der nächſten Rubrik wenigſtens angedeutet werden.

(Beſchluß des vierten Artikels.)

Der neue Pygmalion.

(Fortſetzung.)

Die ganze Schaar der Landleute begann jezt ein geiſtliches Lied, und der Baron fühlte ſich bey dieſen frommen Tönen aus der wüſten, albernen und fürchterlichen Welt, woher er kam, wie auf eine ſtille Inſel gerettet. Der Geſang war beendet, die Menſchen theilten ſich und bildeten zwey Reihen, durch welche unſer Freund, ſeine bekränzte Schöne gleich einer Braut an der Hand führend, ſchritt. Von beyden Seiten wurden die Hüte emporgeworfen, und Jubelgeſchrey erfüllte die Luft. Der Baron dankte rechts und links, und kam zur Ehrenpforte, an welcher ihn der Schulmeiſter mit einer feurigen und überaus langen Rede bewillkommte. Ein junges Bauernweib rief halblaut: „Was für ein ſchmuckes Paar!“ Er ſah ſich heiter nach der Frau um und beſchloß, an ſeinem Hochzeittage ſie mit einer anſehnlichen Gabe zu bedenken. Vor dem Schloſſe fragte er Emilien nach ihrem Vater. Ihre Augen füllten ſich mit Thränen; leiſe verſezte ſie: „er iſt todt.“ Sie lächelte durch die Thränen und ſagte: „Auch ſeinen Sterbetag hat er ſich an den Knöpfen abgezählt.“ Werner tröſtete die ſchöne Traurige; er that einen tiefen Athemzug, als fiele ihm ein Stein von der Bruſt. „Weinen Sie nicht, Emilie!“ rief er aus; „weinen Sie, aber der Schmerz erzeuge Ihre Thränen, nicht die Sorge. Sie ſind bey mir wohl aufgehoben.“ — „Gewiß,“ erwiederte ſie und blickte ihn mit den großen Augen ruhig an, daß er meynte, er ſähe in den Himmel und ſeine tiefe unendliche Bläue. Sie nahm den Kranz ab und ſagte: „Nun begrüßen Sie die gnädige Frau, ich will den Kranz in dem Eckzimmer aufhängen.“ Er ging zur Tante. Das Wiederſehen war ſehr herzlich. Er

Digitized by Google

drückte ihr ſeinen Dank aus für alle die freundlichen Anſtalten. „Das Beſte ich noch zurück," verſezte Cordula mit einem feinen Lächeln. „Eile, Dich umzukleiden; Luciane muß bald kommen. Ich hoffe Euch beyde heut Abend vor meinem Bette zu ſehen." Er machte ein verdrießliches Geſicht und verließ ſie raſch. Im Eckzimmer fand er Emilien. Ein Blick durch das Fenſter bot ihm eine neue Ueberraſchung. Die graue, unerfreuliche Mauer, welche ſonſt vor demſelben die Ausſicht verſperrt hatte, war weg; man ſah jezt in prachtvolle Blumenſtücke und grüne Baumgruppen hinein. „Wer hat mir das bereitet?" fragte der Erſtaunte. „Die gnädige Tante," verſezte das beſcheidene Mädchen. „Es kommt von Ihnen, herrliche Emilie!" rief der Baron, indem er ihre Hände faßte. „Die Tante war ja immer dagegen, Sie haben die Sache durchgeſezt. So ſollen alle Mauern fallen, die mich von meinem Glücke ſcheiden wollen; ein prophetiſcher Sinn gab Ihnen ein, dieſe niederreißen zu laſſen." Emilie ſah ihn verwundert an. Ein Wagen rollte in den Hof. „Fräulein Luciane und ihr Vater!" rief Emilie und entfernte ſich. „O zum Geyer!" fuhr der Baron heraus. Indeſſen nahm er ſich zuſammen und begrüßte gefaßt die Geſellſchaft. Er benuzte den Vortheil, der nur einem Gereisten zugeſtanden wird, von ſich ſprechen zu dürfen, und eine lebhafte Unterhaltung war bald im Gange.

Es kamen mehr und mehr Gäſte an, dem Baron ganz gelegen. Ein volles Herz ſehnt ſich, wie nach der Einſamkeit, ſo nach dem Getümmel, um ſich zu verbergen. Er und Emilie machten die zierlichſten Wirthe, und ein Fremder, der in den Saal getreten wäre, hätte wahrlich, wie jenes Bauernweib, ausgerufen: „Welch ein ſchmuckes Paar!" Bey der Tafel ſaß er neben Lucianen. Sie war, da ſie ſich vorgeſezt hatte, heute beſonders klug zu erſcheinen, gerade heute beſonders albern, und peinigte Wernern mit einer Maſſe von Notizen über die Gegenden, aus denen er kam. Er half ſich durch allerhand Scherzreden in dieſer Langenweile; eine vollkommene Myſtifikation war zulezt im Gange, die für die Entfernterſitzenden wie ein höchſt anziehendes Geſpräch ausſah. Emilie wurde von Zeit zu Zeit in das Zimmer der Tante berufen, um vernommen zu werden, wie ſich der Neffe gegen das Fräulein verhalte. Da nun hierüber die befriedigendſten Nachrichten kamen, ſo ſteigerte ſich die Empfindung der alten Dame bis zu einem ſolchen Grade, daß es ihr unmöglich fiel, im Bett zu bleiben. Aller Widerreden ungeachtet, verließ ſie daſſelbe, kleidete ſich an und erſchien plözlich in der Verſammlung. Man drängte ſich um ſie, man bewunderte ihren Heroismus. Aber ſie ſollte bald die Folgen ihrer Unvorſichtigkeit fühlen. Das Geräuſch, die Hitze, dann der dazwiſchen entſtehende Zugwind, Alles wirkte ſo feindlich auf ſie ein, daß ſie ſich in Kurzem noch übler befand. Um die Geſellſchaft durch ein raſches Verſchwinden nicht zu ſtören, that ſie ſich Gewalt an, obgleich ihre Beängſtigung immer ſtärker ward und ein unerträglicher Kopfſchmerz ſich dazugeſellte. Indem ſie dahin und dorthin ging und mit der größten Lebhaftigkeit ſprach, glaubte ſie den innern Feind zu beſiegen. Aber ein ſonderbares Schickſal hatte ſie nun einmal dazu beſtimmt, dieſen Kreis zu verlaſſen, freylich auf eine Weiſe, die Keiner vorherſah. In einer Fenſterniſche ſah ſie Werner und Lucianen, die jenen für heute in Beſchlag genommen zu haben ſchien, zuſammenſtehen. Sie bewegte ſich nach beyden hin, ſie ſchien etwas Bedeutendes auf der Zunge zu tragen, ſie machte eine Bewegung mit der Hand, als wolle ſie die Hände des imaginirten Paars zuſammenfügen. Wernern ergriff eine Angſt, daß der Irrthum hier große Unſchicklichkeiten hervorbringen könnte, er machte ſich auf gute Art von Lucianen los und zog die Tante bey Seite. „Um Gottes Willen," ſagte er zu ihr, „kommen Sie von Ihrer Täuſchung zurück, beſte Tante; kompromittiren Sie mich nicht mehr vor der Närrin!" — „Täuſchung? Närrin?" fragte ſie in fliegender Haſt. „Willſt Du denn das Fräulein nicht heirathen?" — „Nie! Niemals!" rief er aufgeregt, ohne den Stachel ſeiner Worte zu erwägen. Die arme, bitter betrogene Frau ſah ihn mit einem Blicke an, vor dem er zurückfuhr. Sie regte die Lippen, ſprach aber nichts, er wollte ſie begütigen, ſie wandte ihm den Rücken. Der plözliche Schreck, der grimmige Verdruß, der in ihre kleinen, unſchuldigen Erwartungen hineingeſchlagen hatte, vollendete die innere Zerſtörung. Kaum hatte ſie einige Schritte gemacht, als man ſie ſchwanken ſah. Sie griff umher, wie um ſich halten zu wollen, und fiel, ehe noch Jemand ſie auffangen konnte, mit dem Schrey: „Hülfe! wie wird mir!" zu Boden. Unter entſetzlichem Getöſe drang die Geſellſchaft herzu. Emilie kniete bleich neben der Hingeſunkenen und rief: „Es iſt eine Ohnmacht; den Augenblick den Chirurgus aus dem Dorfe!" Ein Bedienter lief fort. Zweyen andern befahl ſie, die Ohnmächtige wegzutragen; ſie ſelbſt folgte und flüſterte dem Baron zu: „Sorgen Sie dafür, daß Niemand nachkommt."

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Noch immer leben Klaſſiker und Romantiker im Streite und buhlen um die Gunſt des Publikums; die Klaſſiker haben allgemein anerkannte Meiſterwerke, altes Herkommen, die Weisheit der Vorfahren auf ihrer Seite, oder führen ſie wenigſtens als Beweggründe ihrer Meynungen an; die Romantiker ſind meiſtens junge Leute, denen es gefällt, eine neue Bahn zu brechen, da ſie ſehen, daß auf der alten wenig Originalität zu entwickeln iſt, und die ihre vaterländiſche Literatur auch gern mit den Schäzen fremder Literaturen bereichern möchten. Die eine Parthey macht ſich über die andere luſtig; das Publikum ergözt ſich an beyden, und kommt etwas Gutes von einer von ihnen heraus, ſo bleibt es nicht unbeachtet.

Digitized by Google

Die intereſſanteſte Parthey von beyden iſt unſtreitig die romantiſche, nicht als ob ſie die weiſeſte wäre, im Gegentheil fällt ſie in manche Uebertreibung, die denn auch in Paris, wo man gern ſcherzt, nimmer ihre ergötzliche Wirkung verfehlt, ſondern weil ſie am meiſten und thätigſten ihre Geiſteskräfte aufbietet, um genialiſche Werke hervorzubringen und das Gebiet der franzöſiſchen Literatur zu erweitern. So viel Streben und Verſuchen wird gewiß etwas Merkwürdiges hervorbringen und der franzöſiſchen Dichtkunſt eine neue Richtung geben. Die Klaſſiker fragen immer: wo ſind denn die neuen Götzen, die wir anbeten ſollen, nachdem wir unſere Götter dem Befehl nach werden verbrannt haben? Darauf erwiedern die Romantiker: behaltet, ihr Herren, die Götter, die ihr anbetet und von denen auch wir manche anbeten, obſchon ihr das Gegentheil behauptet; nur haltet uns nicht ab, auch Anderes zu verehren und nachzuahmen, wenn es ſchön iſt. Das Genie hat mehr als einen Weg, um zum Ruhme zu gelangen; gebt ihr den eurigen; wir wollen einen noch wenig betretenen verſuchen; vielleicht wird er auch eurer Parthey einmal reizend vorkommen. So lange die romantiſche Parthey oder Sekte nicht mehr anerkannt wird, muß ſie wie ein verfolgtes und verſpottetes Häuflein feſt zuſammenhalten; ſie hat ihre beſondern Zuſammenkünfte und Geſellſchaften, wie auch ihre Journale und Verleger. Eine ächt romantiſche Pariſer Geſellſchaft finde ich in einer Provinzialzeitſchrift, dem zu Nantes erſcheinenden Lycée armoricain, geſchildert. Ich will die Schilderung abgekürzt hier geben, und nur noch zuvor bemerken, daß Hr. Nodier, bey dem ſich die romantiſche Geſellſchaft beyſammenfindet, einer der älteſten Romantiker in Frankreich iſt, daß er ſich durch einige Arbeiten für Ultrablätter bey der Obſkurantenparthey in Anſehen geſezt und dadurch eine Bibliothekarſtelle an der Bibliothek de Monſieur (der ſogenannten Arſenalsbibliothek) erlangt hat. Daß er ziemliche bibliographiſche Kenntniſſe beſizt, hat er vor einiger Zeit durch ein intereſſantes Werk über ſeltene Bücher beurkundet. Die Bibliothekgeſchäfte rauben ihm aber nicht viel Zeit, denn die Bibliothek de Monſieur iſt mit einer Menge von Ober- und Unterbibliothekaren verſehen, wovon mehrere es ſich ſehr bequem machen.

(Die Fortſetzung folgt.)

London, December.

(Beſchluß.)

Das eben erſchienene neunte Stück des Foreign Quarterly Review enthält einen Aufſatz über die griechiſchen Angelegenheiten, welcher allen bisher gehegten Zweifeln und Muthmaßungen hinſichtlich der Inſtruktionen des Admirals Codrington, ob ſie ihn zur Schlacht mit der türkiſch-egyptiſchen Flotte rechtfertigten oder nicht, ein Ende macht. Codrington hatte, wie weltbekannt iſt, Befehl erhalten, alle Sendungen der Türken von Truppen oder Kriegsvorräthen nach Morea, Kandia u. ſ. w., kommen ſie nun von den Dardanellen, Egypten oder der Barbarey, zu verhindern, und Griechen und Türken auf dem Meere nicht handgemein werden zu laſſen. Ehe aber noch ſeine Flotte ſtark genug war, um es zu hindern, hatte Mehmed Ali eine bedeutende Flotte mit Hülfstruppen in den Hafen von Navarin zu werfen gewußt. Codrington ſah nun wohl ein, daß, wenn er dieſer Flotte geſtatten müſſe, ungehindert von einem Hafen Morea's nach dem andern zu ſegeln, der Untergang der Bewohner der Halbinſel unvermeidlich ſey; aber ſeine Inſtruktionen ſagten hierüber nichts, und er wandte ſich ſogleich nach England ſowohl, als an den brittiſchen Geſandten zu Konſtantinopel um Verhaltungsbefehle. Ehe er noch von der Admiralität eine Antwort erhalten konnte, die aber am Ende mit der des Geſandten auf Eins hinauslief, erhielt er von dieſem das Protokoll einer am 4. September in der türkiſchen Hauptſtadt ſtattgefundenen Konferenz, worin entſchieden worden, die Admirale ſollen den von den Türken verweigerten Waffenſtillſtand erzwingen, denſelben durchaus keine Zufuhr geſtatten, den griechiſchen Kontinent nebſt den nahen Inſeln (welche alle genannt waren) gegen die Angriffe der Türken ſchützen, ja ſie ſollen die Griechen auffordern, ihnen die Häfen blokiren zu helfen, worin die Türken ſich hielten. Auf der andern Seite ſollen ſie denjenigen türkiſchen oder egyptiſchen Kriegsſchiffen oder Transporten, welche, allen Feindſeligkeiten entſagend, nach Konſtantinopel oder Egypten zurückzukehren wünſchten, ſicheres Geleit geben, während die, welche hartnäckig in den Häfen von Modon und Navarin blieben, nebſt den Feſtungen, ſich allen Gefahren eines Krieges ausſetzen müßten. In Folge dieſer Inſtruktion machten der engliſche und franzöſiſche Admiral mit Ibrahim den feyerlichen, obgleich nur mündlichen Vertrag, daß derſelbe bis auf weiteren Befehl von ſeinem Vater oder der Pforte alle Feindſeligkeiten einſtellen und keinen Theil ſeiner Flotte aus dem Hafen gehen laſſen wolle; und da der rohe Türke, ſeinem Worte untreu, mit dem größten Theil ſeiner Flotte nach Patras ſegeln wollte, trieb ihn Codrington nach Navarin zurück und feuerte ſogar auf deſſen Schiffe, bis ſie ihre Flagge zeigten. Hätten die Türken die Schüſſe erwiedert, ſo hätte es damals ſchon zur Schlacht kommen müſſen, welche aber wahrſcheinlich für die Engländer unglücklich ausgefallen ſeyn würde, da ſie nur mit drey Schiffen zur Stelle waren. Da ſich aber Ibrahim ohne Widerſtand fügte, ſo glaubten die drey Admirale, als ſie ihre Flotten vereinigt hatten, ohne Gefahr, daß es zu einer Schlacht kommen würde, in den Hafen von Navarin ſegeln zu können, um Ibrahim, deſſen unmenſchliches Verfahren in Morea ihr Gefühl empören mußte, wenn ſie es auch ihren Inſtruktionen gemäß hätten zugeben dürfen, den Vorſchlag zu machen, er ſolle Morea räumen und unter ihrem Schutze ſeine Flotte und Armee zurückführen. Das Weitere iſt bekannt; doch wird hier meines Wiſſens zum erſtenmale öffentlich erwähnt, daß die angegebene Urſache der Zurückberufung unſeres Admirals nicht die „unglückliche" Schlacht, ſondern der Umſtand war, daß er Ibrahim nicht daran verhindert, Griechen in die Sklaverey zu führen, wozu, allem Anſcheine nach, keiner von den Admiralen in ſeinen Inſtruktionen befugt war. — Der Aufſatz theilt noch mehrere andere bisher geheim gehaltene Dokumente mit. Da aber die Wiederholung derſelben an dieſer Stelle mich zu ſehr ins Gebiet der Politik führen würde, ſo muß ich die Leſer auf die Zeitſchrift ſelbſt verweiſen, die auch ſonſt noch mehrere vortreffliche Aufſätze enthält; unter andern eine Kritik von Liadières Wallstein, der eine intereſſante Analyſe von Schillers Wallenſteins Lager mit ſehr gelungenen Ueberſetzungen vorangeſchickt iſt; ferner einen Aufſatz über Heerens Ideen über Politik u. ſ. w. der alten Welt.

Unter den kürzlich erſchienenen Reiſebeſchreibungen verdient die Reiſe des Lieutenants Hardy ins Innere von Mexiko die meiſte Beachtung. Dieſer Offizier reiſte für eine der tollen Geſellſchaften, welche das Jahr 1825 ſo merkwürdig gemacht haben, nach dem Norden von Mexiko, um in dem Golf von Californien Perlen zu fiſchen und ſich nach den Bergwerken in jenen Gegenden zu erkundigen. Hardy iſt weder ein wiſſenſchaftlich gebildeter Mann, noch ein ſonderlicher Menſchenkenner; aber ſeine Nachrichten von der Perlenfiſcherey ſind merkwürdig, und ich werde in meinem Nächſten darauf zurückkommen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 306.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 23. December 1829.

Wie glaubſt du denn, ich huld'ge dir zum Hohn? —
Kannſt du als Spott die Reden wohl verklagen,
Die an der Stirn des Ernſtes Siegel tragen?

Shakespeare.

Der neue Pygmalion.

(Fortſetzung.)

Die Geſellſchaft verlor ſich ſtill und dumpf, ohne von dem Wirthe Abſchied zu nehmen. Der Chirurgus kam, und da er das Geſicht ganz roth fand, ſo mußte er auf einen apoplektiſchen Anfall ſchließen. Er ſchlug eine Ader. Es kam nur ſehr wenig dickes Blut zum Vorſchein. Der ſchweigſame Mann verſuchte noch mehrere Mittel, welche alle kein Reſultat gaben. Emilie fragte ihn dringend, ob zu helfen ſey? Er entfernte ſich, ohne ein Wort zu ſagen, die Achſeln zuckend. Nun iſt ſie allein mit der Todten, und ein fürchterliches Gefühl ergreift ſie. Sie blickt in das ernſte, verehrte Antlitz; es iſt ihr unmöglich, zu denken, daß das Alles, was ſie jezt noch ſieht, ſogar zu Nichts werden ſolle. Und doch! Wer nimmt von unſrer Seele das drückende Bangen? die vernichtende Angſt? — Der Baron betritt mit dem aus der Stadt herbeygerufenen Arzte das Zimmer. Dieſer unterſucht den Körper genau, billigt die angewandten Mittel und ſpricht das traurige Wort aus: daß eine Leiche zur Stelle ſey. Nun findet Emiliens Schmerz willkommene Thränen. Der Baron bittet ſie, mit ihm zu gehen, ſie aber wünſcht, die Nacht über bey der Entſeelten zu wachen. Als die Männer ſie verlaſſen haben, ſinkt ſie an dem Bette nieder, auf welches man den Leichnam gelegt hatte, und überläßt ſich ganz einer heiligen töchterlichen Trauer. Während das gute Mädchen die Hände ihrer Wohlthäterin mit dankbaren Zähren bethaut, ſchweift der Liebende im Hauſe und Garten umher, wie von fremden unſichtbaren Mächten getrieben. Die Leidenſchaft bezieht Alles auf ſich. Was auch geſchehen möge, das Ungeheuerſte und Furchtbarſte, es iſt für ſie nur in ſofern vorhanden, als es ſie begünſtigt oder hemmt. Dieſer Todesfall, der wunderbar in den Kreis der Freude hereingebrochen, wird von ihm nicht beweint. Er preiſet die Tante, daß ſie zur rechten Stunde aus der Welt gegangen ſey, ſich und ihm Leidweſen erſparend. Die Nacht iſt lau und üppig, der Mond umkleidet Büſche und Bäume mit wunderlichem Scheine, glänzt ſilberbläulich auf den Waſſerſpiegeln. Werner fühlt eine Sehnſucht, deren er nicht mehr Meiſter werden kann. Fern ſchimmert vom Schloſſe ein trüberleuchtetes Fenſter durch die Nacht; dort iſt das Zimmer, in dem Emilie bey der Todten weilt. Alles ſcheint ihn in dem gefaßten Entſchluſſe zu fördern, er wähnt das Verhängniß mit ſich im Bunde. Zurück eilt er in das Schloß, in das Zimmer, wo Emiliens Kranz hängt, und verwildert wie er iſt, ſchreibt er, der Mann, folgende Jünglingszeilen: „Die Nacht umgibt uns beyde mit ernſten Schatten. Du haſt die kleine Kerze angezündet, daß es nicht ganz finſter ſey, und meine Liebe brennt, ein gewaltiges Feuer, im Dunkel. Ja, Liebe, o Du Einzige, Geliebte! Der Todesengel iſt dicht an unſern Häuptern vorübergeſtreift, aber das Rauſchen ſeiner Flügel übertönte nicht den Flötenlaut der Neigung in meiner Bruſt. Daß ich jezt, in dieſen feyerlichen Stunden, nur an Dich

Digitized by Google

denke, Emilie, ſey Dir Bürgſchaft dafür, daß ich immer Dich denken werde. Der erſte Moment unſres Wiederſehens hat mein Schickſal unabänderlich entſchieden und mich Dir ganz zu eigen gegeben. Laß mich in Deinen Armen Ruhe, Troſt, Frieden, Glück finden! Sey die Meinige, wie ich der Deinige bin!" Er überlas den Brief, der ihm nicht beſonders gefiel. Alles ſollte noch feuriger, noch energiſcher ſeyn. Am Ende aber fühlte er, daß keine Feder dem Herzen genugthun kann; er ſiegelte das Papier zu und warf ſich angekleidet auf das Sopha, wo er nach langem Wachen endlich einen kurzen, unruhigen Schlummer fand.

Emilie beruft am Morgen die Frau, welche den Todten die lezten Kleider anlegt, und gebietet ihr das traurige Geſchäft. Erſchöpft, ausgeweint, begiebt ſie ſich nach ihrem Stübchen, um zu ſchlafen. Eben als ſie ſich niederlegen will, fällt ihr Blick auf die Kommode, ſie gewahrt ein verſiegeltes Papier. Neugierig nimmt ſie es in die Hand; die Adreſſe iſt an ſie. Sie öffnet, und wer beſchreibt ihr Erſtaunen, als ſie die Zeilen des Barons überleſen hatte? Um ſich nur einigermaßen zu ſammeln, tritt ſie an das Fenſter. Draußen ſteht noch die Ehrenpforte von geſtern mit ihren im Winde wehenden Schildern und Bändern, die Blumen liegen noch am Boden, welche die Mädchen geſtreut haben. Die Todtenfrau kommt und fragt, wann die Leiche in den Sarg gelegt werden ſolle? und in der Hand hält ſie den kühnen Liebesantrag eines, nach den Andeutungen der Verſtorbenen zu ſchließen, Halbverlobten. Dieſe Gegenſätze ſind zu ſchroff; der armen Emilie ſchwankt das Haupt.

In ſolchen Fällen kommen dem durch das Leben geängſteten Menſchen die Gräber wie Aſyle und die Todten wie Heilige vor. Emilie flüchtet in das Sterbezimmer, wo ſie ſich, den Kopf in die Hände geſtützt, niederſezt. Sie ahnet, daß es nun mit ihrem Schickſale Ernſt werde, und bittet Gott, ihr Kraft zu verleihen. In jener Stellung findet ſie der Baron. Mechaniſch hält ſie noch immer den Brief in der Hand. Er nähert ſich ihr lebhaft und ruft: „Geliebte Seele, haſt Du entſchieden?" Sie hebt ihren Kopf empor und verſezt: „Ja," indem ſie unſern Freund mit einem durchdringenden Blicke anſieht. Er deutet dieſe Antwort zu ſeinen Gunſten und will ſie entzückt umarmen. Aber ernſt, wie die Nemeſis, ſagt das Mädchen: „St! Sie wecken dieſe Todte auf. Laſſen Sie uns vom Begräbniß reden; das wird denn doch wohl jezt vor der Hand das Nöthigſte ſeyn." Er gerieth in Verlegenheit, er wußte dieſes Benehmen nicht zu deuten. War ſie nur überraſcht? oder ſtand die Sache ſchlimmer? Dieſer Tag verging, der folgende dazu, Emilie war oder ſchien ruhig zu ſeyn. Welche Höllenſtunden für Werner! Nach der Beyſezung traf er mit ihr in den Zimmern, welche die Tante bewohnt hatte, zuſammen. Sie trug mehrere von ihren Sachen auf dem Arme und wollte ſich damit nach ihrem Gemache begeben. Werner hielt ſie auf. „Bin ich nicht einmal einer Antwort werth?" rief er leidenſchaftlich. „Was haben Sie mir auf meinen Brief zu ſagen?" — „Daß ich Sie nicht liebe," verſezte das Mädchen mit niedergeſchlagenen Augen. „Wie iſt das? Was wollten Sie mit mir? Von mir? Warum haben Sie mich erziehen laſſen? Spotten Sie über ein armes Mädchen? Sie kennen mich nicht; glauben Sie, daß zwölf in Lärm und Verwirrung hingegangene Stunden genügen, eines Menſchen Sinn zu ergründen?" Der Baron war ganz vernichtet in einen Stuhl geſunken. Emilie fuhr mit milderem Tone fort: „Laſſen Sie uns friedlich ſcheiden! Ihnen den Kummer, mir ein ängſtliches Leben zu erſparen, muß ich aus Ihrem Schloſſe fort: Sie ſehen ein, daß wir unter ſolchen Verhältniſſen hier nicht zufrieden mit einander wohnen können. Ich will dieſe Sachen zu meinen übrigen packen; Sie geben mir wohl eine Fuhre bis zur Stadt?" Er ſprang auf und ſagte: „Alles andere, nur dieſes nicht! Ich müßte verzweifeln, wenn ich mir dächte, daß meine Leidenſchaft Ihnen die ſichere Stätte genommen, Sie heimathlos in die Welt hinaus getrieben hätte. Erſinnen Sie, was angemeſſen iſt; ich will alles eingehen, nur ſtrafen Sie mich nicht durch Ihre Flucht!" „Wir ſind in einer ſonderbaren Lage," erwiederte Emilie. „Niemand fühlt es mehr, als ich, wie undankbar es wäre, wenn ich Sie jezt verließe. Sie haben an mir gethan, was ich Ihnen nie vergelten kann; das Warum darf mich nicht kümmern; meine Pflicht iſt, Ihnen Zeitlebens zu dienen. Sie werden mich bey ſich zurückhalten, wenn Sie eine Bedingung erfüllen, die unerläßlich iſt." — „Welche?" — „Sie geben mir Ihr männliches Ehrenwort, daß Sie nie etwas anderes in mir ſehen wollen, als ihre Dienerin, Wirthſchafterin — Freundin, wenn ich dieſes Namens Ihnen würdig erſcheine." — „Iſt das Herz nicht wandelbar? Sind Sie Ihrer Gleichgültigkeit denn für ewige Zeiten gewiß?" fragte Werner ſeufzend. — „Alſo muß ich doch in die weite Welt!" — rief Emilie ſchmerzlich. „Nein!" verſezte Werner; er reichte ihr ſeine Hand und ſprach: „Empfangen Sie hiemit das Wort, welches Sie von mir verlangten."

(Die Fortſetzung folgt.)

Etwas über den Einfluß der Civiliſation auf phyſiſche Beſchaffenheit.

Wenn die kleinen Kinder in unſern Tagen, wenigſtens nicht mehr allgemein, eingewickelt und eingeſchnürt werden, ſo haben ſie es den Vorſtellungen der Philoſophen zu danken. Zwar hatten die Aerzte ſchon lange zuvor dawider geeifert; ihre Stimme war aber, obgleich ſie die ein-

Digitized by Google

zigen kompetenten Richter in der Sache waren, überhört worden. Vergeblich hatten ſie ſich bemüht, darzuthun, daß die Bänder den Blutumlauf hemmen und dadurch zu einer Menge von Krankheiten den Grund legen; man ließ ſie dieſelben der Reihe nach herzählen und blieb beym Alten. Die Philoſophen griffen es anders an; ſie appellirten nicht nur an die Zärtlichkeit der Eltern, ſie beſtachen ihre Eitelkeit. Sie legten kein großes Gewicht auf die Krankheiten, deſto mehr aber auf die Mißbildungen, welche das Wickeln verurſachen ſollte. „Seht doch die Wilden an," ſprachen ſie, „wie kräftig, wie gewandt ſie ſind! Bey ihnen gibt es keinen Krüppel, keinen Verwachſenen, keinen Buklichten! und warum? weil ſie in der Kindheit nicht in jene Feſſeln gezwängt werden, die bey uns das natürliche Wachsthum der Glieder hemmen." Man meynte, wenn man jenen fatalen Bändern entſagte, lauter Apolle und Herkules heranwachſen zu ſehen. Erſt mit der Zeit verſchwand dieſe Täuſchung, und dann hatte man zum Glück jene Sitte bereits ganz abgelegt.

Die Urheber dieſer Reform verdienen allerdings Dank; aber ihre Gründe waren eben nicht die probehaltigſten; unter andern kannten ſie jene Wilden, die ſie als Muſter aufſtellten, gar ſchlecht. Sie ſagten: die Wilden ſind alle gut gebildet, weil ſie nicht gewickelt worden ſind. Nun wickeln aber einerſeits viele wilde Stämme ihre Kinder, andernſeits ſind Völkerſchaften, denen dieſe Sitte fremd iſt, deßhalb durchaus nicht frey von Mißbildungen; ſo z. B. ſieht man dergleichen ſehr häufig in den großen Ebenen des Oronoko, an Menſchen, die Zeitlebens nackt geweſen ſind, und Krüppel würden unter ihnen ſicher noch häufiger ſeyn, wenn die Kinder in jenen Ländern ſo gepflegt würden wie bey uns. Das kränkliche Weſen, das dort in den erſten Monaten oder Jahren ſtirbt, wäre bey uns unter ſorgſamer Pflege vielleicht alt geworden. Statt daß ſich an jenen Unglücklichen die Uebel darthun laſſen, welche aus dem geſellſchaftlichen Zuſtand entſpringen ſollen, könnte man gerade das Gegentheil beweiſen.

Die nordamerikaniſchen Wilden ſind ſicher ſo kräftig und ſo wohlgebildet als die ſüdamerikaniſchen. Mehrere Stämme derſelben wickeln aber die Kinder nicht nur ein, ſondern binden ſie feſt an ein Bret oder ein Stück Birkenrinde. Die Philoſophen ſprachen von der Kraft dieſer Naturkinder; man weiß jezt genau, wie es ſich damit verhält, und vergleichende Verſuche, die an den Küſten Amerikas und auf den Südſeeinſeln mit dem Dynamometer angeſtellt worden ſind, haben beſtändig ergeben, daß der Bewohner civiliſirter Länder dem Wilden an Kraft weit überlegen iſt.

In den Ländern, wo ſich der Menſch ſeinen Lebensunterhalt ſo ſchwer verſchafft, daß er ſeine geſammte Kraft darauf verwenden muß, iſt das Kind des Wilden, das elend zur Welt kommt, ſo gut als zum Tode verurtheilt; anders iſt es in Ländern, wo der Boden reichliche Nahrung gibt und wo ſich im beginnenden Geſellſchaftszuſtande die natürlichen Gefühle der Liebe und Anhänglichkeit zwiſchen den Gliedern einer und derſelben Familie entwickeln. Bey allen amerikaniſchen Völkerſchaften, die ſich in einem der beyden lezten Fälle befinden, ſah man von jeher mißbildete Individuen aller Art, ja wahre Zwerge. Wer dieß läugnen wollte, müßte die Geſchichte Lügen ſtrafen; denn dieſe ſagt uns, daß in der neuen Welt, wie früher in der alten, die Großen eines oder mehrere jener mißgeſchaffenen Weſen zu ihrer Beluſtigung in ihrem Gefolge hatten. Als die Spanier Montezuma's Reich eroberten, fanden ſie in ſeinem Pallaſte Zwerge, ſo gut als im Harem des Großherrn. So war vor einigen Monaten zu Paris eine mexikaniſche Zwergin, die, ſiebzehn Jahre alt, 27½ Zoll maß. Sie wurde von einer indiſchen Mutter von reiner Raçe in der Provinz Zacatecas geboren und kam im Gefolge einer ſpaniſchen Dame, der ſie gehörte und bey der ſie den Dienſt einer Kammerfrau verſah, nach Frankreich. Sie ſchnürte die Dame ein, friſirte ſie und verſtand ſich vollkommen auf alle Arten von Stickerey. In wenigen Monaten hatte ſie von der Dienerſchaft des Hôtels ſo viel franzöſiſch gelernt, daß ſie verſtand, was man ſagte, ja ſchwatzen konnte, was Bedürfniß für ſie zu ſeyn ſchien. Sie war ſehr lebhaft, launigt, ja witzig. Indeſſen ſchien ihr Geiſt nicht mehr entwickelt, als bey einem achtjährigen Kinde; ihr Kopf war nicht größer, als der eines dreyjährigen Kindes; ihre Züge waren nicht unangenehm, hatten aber vollkommen die eigenthümliche amerikaniſche Bildung. Arme und Hände, Fuß und Bein waren ſehr gut gebildet; wegen der etwas breiten Hüften war ihr Gang etwas wankend, ſie konnte aber nichtsdeſtoweniger ſehr ſchnell laufen. Man wollte die kleine Franziska leſen lehren; dieß behagte ihr aber gar nicht, und ſie bekam Kopfſchmerzen oder Zahnweh, ſobald ſie ſah, daß man nach dem Buche griff.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortſetzung.)

Herrn Nodier bleibt Zeit genug zu allerley literariſchen Beſchäftigungen; die Buchhändler nehmen ſeinen in Anſehen ſtehenden Namen oft in Anſpruch, und ſuchen von ihm gegen gute Bezahlung ein Vorwort, eine Einleitung, eine Notiz zu ihren Verlagswerken zu bekommen, woraus Hr. Nodier ein beträchtliches Einkommen zieht. Er ſelbſt gibt von Zeit zu Zeit kleine poetiſche oder romantiſche Verſuche in elegantem Drucke heraus, und im Ganzen genommen iſt er ein talentvoller Schriftſteller, der ſeine Zeit wohl kennt und weiß, wie man ſie behandeln und was für literariſche Dinge man ihr vorſetzen muß, um damit Ruhm und Geld zu erwerben. Bey dieſem Hrn. Nodier auf der Arſenalsbibliothek geht alſo

die zu beſchreibende Handlung vor. Der Mann, welcher ſie beſchreibt, nennt ſich Jouveſtre, ein Name, den ich nie gehört habe; vermuthlich iſt auch e r noch ein junger Mann von der romantiſchen Schule. Es war, ſo erzählt er, ein Mittwoch im Auguſtmonat, gegen 9 Uhr Abends; ich ſchritt ſchnell durch das Arſenalsrevier, um mich zum Verfaſſer Jean Sbogars zu begeben. Für mich, aus der Provinz Angekommenen, war es eine große Begebenheit, alle die Dichter unſerer neuen Literatur, die mir bisher nur von Weitem mitten in ihren dichteriſchen und düſtern Wolken erſchienen waren, von Angeſicht zu Angeſicht und in ihrer leiblichen Geſtalt ſehen zu können. Daher beſchleunigte ich auch meine Schritte, wie ein Landmann, der den König will vorüberziehen ſehen. Endlich langte ich bey der Bibliothek an; mit einem wahren Herzklopfen ſtieg ich die Treppe hinauf. Die Thüre ging auf, ein Bedienter meldete mich an; Niemand gab, wie es ſchien, Acht darauf. Der Herr vom Hauſe ging jedoch auf mich zu und empfing mich mit einer Offenheit, wovon ich mich in Paris etwas abgewöhnt hatte. Er faßte mich bey der Hand und ſtellte mich ſeiner Familie vor. Ich ſah nun den „ſchönen ſchwarzäugigen Engel,“ den ich ſchon aus den Dichtungen der Mad. Taſtu kannte, und welche mir eine der luftigen und überſinnlichen Geſtalten zu realiſiren ſchien, die ich ſo oft in den Gedichten des Vaters bewundert hatte. Ich blieb in ſtummer Betrachtung ſtehen und ward nur durch die Stimme meines Wirthes, welcher mir die eintretenden Perſonen nannte, aus meiner Träumerey geriſſen. Es war die ganze junge Literaturwelt da, die ſich „weiß und ſchön, wie geheimnißvolle Blumen auf alten Gräbern,“ über die Trümmer unſerer Revolution emporgehoben hat. Ich hörte mit Bewunderung alle dieſe mir ſchon bekannten Namen; mit kindiſcher Neugier betrachtete ich die Männer, deren Verſe ich ſo oft geleſen, und in jedwedes Zügen ſuchte ich etwas von der idealen Phyſiognomie, die meine Phantaſie ihnen zugetheilt hatte. Ich unbekannter und grober Bretagner ſtand da mitten unter einer Welt von Genie, Ruhm und Poeſie, und betrachtete mit trunkener Freude ſolch ein ungewöhnliches Schauſpiel. Aus einer Ecke des Saals, wohin ich mich zurückgezogen hatte, konnte ich frey meine Blicke umherſchweifen laſſen. Sie blieben auf einer Gruppe vor mir haften. Im Hintergrunde unter einem nachläſſig aufgeſchürzten Vorhange ſaß ein rothwangiger Jüngling, neben ihm eine junge Frau, in der vollen Schönheit der erſten Ehejahre; zwiſchen ihnen ein bildſchönes Kind, das ſeinen Blondkopf unter den Armen ſeiner Mutter verſteckte. Es war, als ob ich eine der reizenden Malereyen Deverias ſähe, wo Licht, glänzende Farben und üppige Tinten in Fülle angebracht ſind; es war ein Bild der Glückſeligkeit, aber der poſitiven Glückſeligkeit, das heißt, der Geſundheit, der Zufriedenheit und des Wohlſeyns, ohne träumeriſche Freude und ſchmachtende Trunkenheit. Ich neigte mich zum Hausherrn hin und fragte ihn, was für ein glückliches Paar dieſes ſey? — Victor Hugo, war die Antwort. Ich trat vor Erſtaunen zurück. Victor Hugo? der Verfaſſer von Han d'Islande, Bug Jargal, des lezten Tages eines Verurtheilten! er hier auf einem ſammtenen Sopha, unter dem ſeidenen Vorhange, mitten unter ſanften, lachenden Gegenſtänden! Wo nimmt er denn die gräßlichen Geſtalten ſeiner Dichtungen her? Hat er den Todeskampf eines Verbrechers, den ſataniſchen Charakter des Henkers von Drontheim zwiſchen ſeiner reizenden Frau und ſeinem goldlockigen Kinde erfunden? Doch ja; ſoll nicht auch Moore mitten unter Gaſt- und Trinkgelagen die „Liebe der Engel“ erfunden haben? hat nicht Mathurin das Erhaben-Schreckliche ſeines Melmoth bey alten adlichen Damen und beym Kartenſpiele ausgedacht? — Meine Augen fuhren fort, auf den verſchiedenen Gruppen in dem eleganten Salon umherzuſchweifen. Wer iſt der Jüngling mit dem ſanften Blicke, dem geiſtreichen Lächeln, dort neben dem ſo aufmerkſamen Mädchen? — Es iſt Emil Dechampé. Und jene Frau, die ein ſo gemüthvolles Anſehen hat? — Mad. Amable Taſtu. Ich wollte fortfahren, als ich meinen Hausherrn mit einem Jüngling reden ſah, der einſam ſaß und ſich auf ein Fortepiano ſtüzte; er war bleich, ſeine Augen ſchweiften zerſtreut umher. Nodier ſchien etwas von ihm verlangen zu wollen; der Jüngling widerſtand ſchwach und gab endlich nach. Alsbald bildete ſich ein Kreis von Neugierigen um ihn; ich hörte, der Unbekannte wolle ein kleines Gedicht herſagen; Victor Hugo ſezte ſich neben ihn und ſchien ihn aufzumuntern. Mit einer ſanften und furchtſamen Stimme ſprach der Jüngling folgende Elegie: **Eine Erinnerung aus der Kindheit:**

Ah! je n'oublirai pas cette brillante fête;
Ma pensée avec joie autour d'elle s'arrête:
Hélas! quoique ces tems soient déjà loin de nous,
J'en aime et l'allegresse et les détails si doux;
J'étais enfant alors, bien enfant: la tristesse
N'effleurait point encor ma rieuse jeunesse
Et de mes neuf printemps, plein d'espoir et de fleurs,
Le cercle avait fini sans me couter de pleurs;
Et ce fut, je l'ai dit, une heureuse journée,
Belle, mais passagère, et trop vite éloignée,
Et regrettée encore entre tous ces instants,
Que l'avenir rappelle, et qu'on pleure long temps.
La nuit se déploye molle et délicieuse,
La nuit qui ramenait la danse gracieuse,
Et les blanches lueurs des flambeaux rallumés
Éclairèrent bientôt les yeux accoutumés.
C'est alors qu'on en vint à cette walse douce
Que le coeur incertain applaudit et répousse,
Et j'apperçus alors (il me semble la voir)
Une jeune inconnue aux traits blancs, à l'oeil noir,
Et sous les plis légers de sa parure noire,
Dérobant à demi son front d'un pale ivoire.
Hélas! et je disais, la voyant s'avancer;
Avec un oeil si doux, comment peut-on walser!
Et cependant mon coeur palpitait de sa joie,
Car elle me touche de sa robe de soie,
Et j'avais cru la voir sourire, et par hasard,
Son oeil timide avait rencontré mon regard.
Mais comment pouvait elle en ces douces journées
Songer au pauvre enfant qui comptait neuf années?.
Elle éloigne de moi ses yeux irrésolus.
On disait: qu'elle est belle!... Hélas en faut-il plus
Pour qu'une jeune femme, admirant son image
Se contemple et s'enivre au bruit de cet hommage?
Elle partit, et moi je la suivis des yeux.
Elle walsait, mêlée à des couples joyeux,
Et parmi les danseurs souriait enchantée,
Et j'allais répétant dans mon ame attristée:
Que n'est-elle ma soeur?...je lui dirais tout bas;
Ma soeur, écoutez-moi, ma soeur, ne walsez pas;
Ne walsez pas, songez à ce qu'ont dit nos pères;
Pourquoi préférez vous ces danses trop légères?...
Vos régards sont si purs et si touchants, le bruit
Altère les régards, et la walse éblouit.
Oh! quittez cette foule et l'enceinte embaumée,
Et vous serez plus belle et même plus aimée.

(Die Fortſezung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Nº. 307.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 24. December 1829.

— Dein Orgelſtreich und deiner Harfen Klang
So lieblich das Gehör und Herz zugleich berühren,
Daß wer ſinnreich mit mir erforſchet ihren Zwang,
Der kann nichts denn dein Werk und Werth zu Herzen führen.

Georg Rudolph Wekherlin.

Uhlands friſche Lieder.

Von Juſtinus Kerner.

Wie wenn ein Strom, den lange
Ein Winter eingezwängt,
Im Lenzhauch mit Geſange
Verjüngt die Feſſel ſprengt;

Wie wenn nach Jahr und Tagen
Ein Baum, einſt blüthenreich,
Fängt Blüthen an zu tragen,
Den alten gänzlich gleich;

Wie wenn ein Wein, verſchloſſen
Im Faſſe Jahre lang,
Kommt wieder friſch gefloſſen,
Ein duftender Geſang;

Wie wenn auf einmal wieder
Ein rieſ'ger Dom ertönt
Dem Ohr, an Vogellieder
Seit Jahren nur gewöhnt: —

Schien mir's, — iſt mir's geworden,
Als jüngſt nach Jahren klang,
Du Haupt vom Liederorden!
Friſch tönend dein Geſang.

Der neue Pygmalion.

(Fortſetzung.)

Aeußerlich ſchien nun Alles auf dem Schloſſe im ſchönſten Gleiſe zu ſeyn. Emilie nahm ſich mit dem größten Eifer der Wirthſchaft an; ihr ganzes Beſtreben ging dahin, die Tante vollkommen zu erſetzen. Gegen den Baron war ſie die Unbefangenſte, die man ſich denken kann. Jungfrau im höchſten Sinne des Worts, kannte ſie nichts Verfängliches. Sein Ehrenwort beruhigte ſie durchaus; ſie mied keinen einſamen Spaziergang, kein Alleinſeyn mit ihm in Morgen- und Abendſtunden. Sie lernte ihn nach und nach immer mehr ſchätzen; und wie natürlich war es daher ihrem ſchönen Herzen, auf alle ſeine Wünſche und Eigenheiten zu achten, jene im Voraus zu errathen, dieſe zu ſchonen. Sie merkte denn doch allmählig, daß ſein Gefühl tiefer geweſen ſey, als ſie Anfangs gemeynt hatte. Es ſchien daher menſchlich zu ſeyn, ihm den Kummer, welchen ſie ihm, wiewohl ohne Schuld, verurſacht, durch beſondere Sanftmuth einigermaßen zu lindern. Was ihn ſelbſt betrifft, ſo war er in einer traurigen Verfaſſung. Die Leidenſchaft hatte ſich zu ſpät bey ihm eingeſtellt, als daß ſie wie ein leichtes Fieber hätte abgeſchüttelt werden können. Dazu kam die Peinlichkeit, ja die Qual ſeiner Lage. Nun lernte er erſt kennen, was zu beſitzen ihm verſagt bleiben ſollte, nun zeigte jeder Tag in der nächſten Nähe ihm neue Schätze in dem Weſen Emiliens. Oft flüchtete er ſich in die einſamſten

Digitized by Google

Gänge ſeines Parks, in die Schatten ſeiner Forſten, und die Bäume hörten manche rührende Jünglingsklage von dem ernſten, gereiften Mann. Indeſſen gehörte er zu denjenigen, welche, wenn es darauf ankommt, ſich bewundernswürdig zuſammennehmen können. Er erwog, ſobald der erſte Schreck und Schmerz vorüber war, ſein ganzes Verhältniß. Ziemte es ihm, in der Mitte eines wohlbeſchäftigten Lebens, den Siegwart zu machen? Ein gerechtes Selbſtgefühl erwachte in ihm, die Kräfte ſeiner von wollüſtelnder Empfindſamkeit nicht unterhölten Natur meldeten ſich und gaben ihm Haltung; er fühlte ſich bald nach außen hin vollkommen gerüſtet. Sein Benehmen gegen Emilien wurde ruhig, gleichförmig, kalt, wenn man will. So verfloſſen einige Monate dem ſeltſam zuſammengerückten und auseinandergehaltenen Paare. Er hatte einen Plan mit Eifer wieder aufgenommen, der ihm ſchon ſeit lange theuer geweſen war. Was viel ſpäter an andern Orten geſchah, das beabſichtigte er jezt ſchon in ſeinem Kreiſe wirklich zu machen. Die Reſte der Leibeigenſchaft ließ er ſtillſchweigend abkommen, indem er nichts derartiges mehr forderte; wegen der übrigen Laſten arbeitete er mit dem Gerichtshalter ein Regulativ aus, nach welchem dieſelben zu Gunſten der Leute, und ohne gar zu großen Schaden für die Herrſchaft, allmählig verſchwinden ſollten. Wenn ihn etwas aufzuheitern vermochte, ſo war es die Hoffnung, daß ſein Nachfolger unter lauter freyen Menſchen wohnen werde. Er dachte mit einer Art von Freude an ſeinen Tod, und ſah ſich für den Haushofmeiſter an, der in fremdem Namen verwaltet. Das ſagte er einſt Emilien. „Ach,“ fragte ſie mitleidig, „wollen Sie denn nicht ſelbſt noch glücklich werden? Sie haben ja Alles, was der Menſch bedarf.“ — „Und wer ſagt Ihnen, Emilie,“ verſezte Werner mit Feſtigkeit, „daß ich mich unglücklich fühle, wenn ich an den Genuß anderer denke, die nach mir kommen werden?“ Sie ging, betroffen, und ſann dem Schickſale ihres Herrn und Freundes nach. „Was kann ich doch dafür,“ ſagte ſie unſchuldig, „daß ich ihn nicht geliebt habe?“ Es war ihr traurig zu Muthe, ſie wußte nicht warum. Schon lange hatte ſie das kalte, ſtille Weſen des Barons geängſtigt, ſie war in eine Unruhe gerathen, die mit ihrem früheren Gleichmuthe ſonderbar genug kontraſtirte. Sie fragte ſonſt nicht leicht nach etwas, das in ihr Departement gehörte, weil ſie darin ſelbſt ſo ziemlich feſt war. Jezt ſchien es, als ob ihre Kenntniſſe in manchen Dingen gelitten hätten; häufig kam ſie zu dem Baron und trug ihm Zweifel vor, die ziemlich gemacht ausſahen. Er ſcheint mit mir unzufrieden zu ſeyn; ich muß mich ſicherſtellen und in Allem ſeinen ausdrücklichen Willen treffen, dachte ſie für ſich. Hatte ſie den Speiſeſaal verlaſſen, wo der Baron nach der Tafel noch einige Zeit zu verweilen pflegte, ſo war meiſtens ein Schlüſſel, oder ein Tuch, oder ſonſt Etwas von ihr dort liegen geblieben, und das arme Mädchen mußte ihn dann in ſeiner Zeitungslektüre ſtören, welches ihr, wie ſie jederzeit verſicherte, ſehr leid that. Einſt war der Baron allzuvertieft und blickte nicht auf, während Emilie umherſuchte. Sie war zulezt genöthigt, ihn geradezu anzureden und nach dem Buche zu fragen, welches ſie geſtern zurückgelaſſen hatte. „Dort iſt es,“ verſezte er und wies auf eines, welches dicht vor ihren Augen lag.

Seit ſeiner Heimkunft war er noch nicht bey dem Nachbar geweſen, und konnte jezt einen Beſuch nicht länger verſchieben. Er wollte eines Tages die läſtige Viſite abmachen, ließ ſeinen Fuchſen vorführen, und ritt hinüber, ohne Emilien, welche gerade nicht im Hauſe war, Adieu zu ſagen. Drüben bemerkte er eine gewiſſe Verlegenheit. Sobald Luciane das Zimmer verließ, machte der Nachbar ſeinem Herzen Luft. Ein Maler in der Stadt hatte verſprochen, das Fräulein zu porträtiren, war aber leichtſinnig fortgereist, ohne ſein Wort zu halten. Das Bild mußte in acht Tagen fertig ſeyn, man wußte keinen Rath, wie es zu ſchaffen. Der Nachbar rief, daß man alle Hallunken von Farbenkleckſern ins Zuchthaus ſtecken müſſe, da ſey man ihrer doch gewiß. Seit die Kerls ſich Künſtler ſchimpfen laſſen, eiferte er, iſt es wie eine Gnade und Barmherzigkeit, wenn man für ſein ſchweres Geld von ihnen etwas bekommt! Der alte Mann war ganz erboßt und forderte Selterſerwaſſer, um ſich abzukühlen. Fräulein Luciane trat herein. „Ich höre,“ ſagte der Baron; „in welcher Verlegenheit Sie ſich befinden.“ Sie entgegnete: „Es iſt ein bekannter Satz, Herr Baron, daß das menſchliche Leben aus fehlgeſchlagnen Wünſchen und Hoffnungen beſteht, und ſehr ſchön ſagt der Dichter in dieſer Beziehung:

Schweigend herrſcht des Schickſals unberathne Schweſter!“

Werner lächelte über dieſes Pathos. „Wenn das Schickſal feindſelig iſt,“ ſagte er, „ſo kann es auch wohl einmal hülfreich ſeyn. Es iſt der Wink des Fatums, der mich heute zu Ihnen gerufen hat. Ich porträtire ſo ziemlich; wenn Sie mir ſitzen wollen .....“ Die Geſichter heiterten ſich auf; das Fräulein ſprach in den zierlichſten Worten ihren vorläufig gefühlten Dank aus, der alte Phlegmatikus umarmte Wernern und ſagte ihm unten beym Abſchiednehmen: „Unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, Luciane iſt verlobt mit dem Grafen Erdmann, der aus Konſtantinopel zurückgekommen iſt. Sie wollte durchaus das Türkiſche von ihm lernen, und dabey hat ſich die Sache gemacht. Sein Geburtstag iſt über acht Tage, und dazu ſoll ihm das Porträt geſchenkt werden. Herr Nachbar! unter Freunden, und beſonders unter Oekonomen muß Offenheit herrſchen. Es war nicht hübſch, daß Sie der ſeligen Tante die Sache mit meiner Tochter in den Kopf ſezten. Wir haben gewartet wie die Narren, und ſäßen

Digitized by Google

jezt da zum Spott der Gegend, wenn der türkiſche Graf nicht gekommen wäre. Na, nichts für ungut! Es bleibt beym Alten, malen Sie nur Lucianen recht ähnlich!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Die zwey-und-dreyßig Zähne des Menſchen.

Unſere Zähne und unſere Leidenſchaften haben unter ſich ſo viel ſchlagende, oder, richtiger geſagt, beißende Aehnlichkeit, daß man die zwey Zahnreihen die Bildergallerie unſerer Leidenſchaften nennen könnte.

Um nicht mißverſtanden zu werden, will ich vorausſchicken, was ich in dieſem Falle unter Leidenſchaft verſtehe. Leidenſchaft nenne ich hier alles, was entweder ſich ſelbſt oder Andern Leiden ſchafft. Jeder Zahn repräſentirt bildlich eines der Gefühle, das uns oder Andern Leiden zufügt. Auf dieſe Weiſe läßt ſich auch die Phraſe erklären: „Dieſer oder Jener hat einen Zahn auf mich.“ Dieſe Worte wollen nichts anderes ſagen, als: irgend eine menſchliche Leidenſchaft möchte mich gerne zerfleiſchen.

Der Menſch kommt ohne Zähne zur Welt; aus dieſem Grunde läßt ſich auch die Behauptung der Philoſophen rechtfertigen: der Menſch ſey bey ſeiner Geburt frey von jeder Leidenſchaft. Erſt nach und nach wächſt ihm ein Zahn nach dem andern, und mit jedem dieſer Zähne keimt eine andere Leidenſchaft in ſeinem Herzen auf; deßhalb mag das ſogenannte Zahnen ſo viel Schmerzen erzeugen; denn wenn irgend eine Leidenſchaft im Menſchen Wurzel faßt und ausbricht, ſo geht in ſeinem Innern eine ungewöhnliche Erſchütterung vor. Nachdem der Knabe zum Jüngling herangereift iſt, führt er zwey-und-dreyßig Zähne, gleichſam als Symbole oder Porträts von eben ſo vielen Leidenſchaften, mit welchen er um ſich beißt und alles, was ihm nahe kommt, benagt oder zermalmt.

Der obere Zahnkiefer umfaßt folgende Zähne oder Leidenſchaftsſymbole: 1) Eigenliebe, 2) Selbſtſucht, 3) Habſucht, 4) Eroberungsſucht, 5) Prunkſucht, 6) Ruhmſucht, 7) Mißtrauen, 8) Haß, 9) Neid, 10) Schmähſucht, 11) Furcht, 12) Rache, 13) Neugier, 14) Sehnſucht, 15) Hoffahrt, 16) Hartnäckigkeit. Der untere Zahnkiefer ſchließt ebenfalls 16 Zähne oder Leidenſchaftsrepräſentanten ein, nämlich: 1) Eigennutz, 2) Eitelkeit, 3) Geiz, 4) Ehrgeiz, 5) Wolluſt, 6) Lobſucht, 7) Argwohn, 8) Mißgunſt, 9) Eiferſucht, 10) Tadelſucht, 11) Schreck, 12) Zorn, 13) Wißbegier, 14) Ungeduld, 15) Stolz, 16) Eigenſinn. Man ſieht aus dieſer Auf- und Zuſammenſtellung, daß die obern Zähne mit den untern, welche ihr Gegenüber bilden, gleichſam korreſpondiren, z. B. Eigenliebe mit Eigennutz, Selbſtſucht mit Eitelkeit u. ſ. f.

Die Zähne der obern Kinnlade ſind gewöhnlich etwas größer als die der untern, daher ſind die Leidenſchaften, welche der obere Zahnkiefer umſchließt, größer, mächtiger als die, welche der untere Zahnkiefer umfaßt, z. B. Haß iſt eine Leidenſchaft höherer Potenz, als Mißgunſt, ein Zahn, der unter dem Zahn des Haßes ſteht. Die zwey Mittelzähne des obern Zahnkiefers zeichnen ſich meiſtentheils vor allen andern durch ihre Größe aus. Sie können daher für Symbole des Haßes und Neides gelten, weil dieſe, meinem Erachten nach, die ſtärkſten Leidenſchaften des Menſchen ſind. Die ſogenannten Backenzähne ſitzen bekanntlich am feſteſten und ſind aus dieſem Grunde am ſchwerſten auszuziehen. Man bricht größtentheils nur die Krone ab, die ſchmerzengebärende Wurzel bleibt aber gewöhnlich ſtecken. Die Zähne verurſachen dem Menſchen, wie ſeine Leidenſchaften, wenig oder gar nicht zu ſtillende Schmerzen. Sie pflegen nur dann für immer aufzuhören, wenn man den böſen Zahn ausreißt. So auch mit der Leidenſchaft! Es erklärt ſich von ſelbſt, daß eine ſolche Operation ſehr ſchmerzhaft iſt; will man eine Leidenſchaft, die ſich von Jugend auf tief eingewurzelt hat, mit einem Male vertilgen, ſo muß dieß allerdings weh thun.

Das Zahnweh iſt wie jedes Weh, das durch eine Leidenſchaft in uns erzeugt wird, ein Uebel, welches ſich nicht ſo leicht einſchläfern läßt. Zahn- und Leidenſchaftweh bleiben wach und gönnen dem Leidenden keine Ruh bey Nacht und Tag.

Ein böſer Zahn ſteckt den andern an; mit den Leidenſchaften geht dieß eben ſo. Der obere Zahn ſteckt gewöhnlich den untern an. Die Habſucht ſteckt z. B. den Geiz und der Geiz die Habſucht an; daher kommt es, daß oft zwey Zähne ſchmerzen, wiewohl nur einer von ihnen die Urſache des Uebels iſt.

Im ſpätem Alter verliert der Menſch einen Zahn nach dem andern, mit dieſen Zähnen verlaſſen ihn auch nach und nach ſeine Leidenſchaften; da fällt Habſucht, Eroberungsſucht, Eiferſucht, Eitelkeit u. ſ. w. weg. Die Zähne fallen aus, die Leidenſchaften nehmen Abſchied und der Greis wird wieder zum Kinde, dem Zähne und Leidenſchaften fehlen.

Eduard Oettinger.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, November.

Seit einigen Jahren beſteht hier eine polytechniſche Geſellſchaft, in welcher dermalen Profeſſor Erdmann das Direktorium führt. Ob von dieſem Verein bereits viel Erſprießliches für Kunſt, Wiſſenſchaft und Gewerbe in das praktiſche Leben übergegangen iſt, kann ich nicht beſtimmen; ein Plan, mit welchem ſich die Geſellſchaft ſeit einiger Zeit getragen hat, iſt jedoch kürzlich realiſirt und damit etwas Erfreuliches geleiſtet worden. Es iſt dieß die Eröffnung einer Sonntagsſchule für junge Handwerker. Leipzig hat demnach jezt zwey dergleichen Anſtalten, deren erſte von den Mitgliedern der Freymaurerloge Balduin vor Jahren bereits gegründet wurde, ſich eines guten Fortganges erfreut und ſo nützlich

Digitized by Google

wirkt, daß ſie ſich die ehrenvolle Anerkennung des wohlwollenden Landesherrn erwarb. Ein anderes preiswürdiges Zeichen des ſchönen Sinnes, nach Möglichkeit im gegebenen Kreiſe für das Beſte gemeinſam zu wirken, iſt der ebenfalls nicht allzu lange erſt entſtandene Verein mehrerer der angeſehenſten Frauen unſerer Stadt, zur Aufſicht und Sorge für die ſogenannten Ziehkinder. Dieſe kleinen Weſen, meiſt die Früchte illegitimer Verbindungen und die Sprößlinge von Müttern aus der dienenden Klaſſe, hatten nur zu oft das Unglück, von ihren Erzeugern zur Wartung und Pflege Händen anvertraut zu werden, in welchen ihr Loos ſehr traurig war. Als natürliche Folge zeigten ſich eine unverhältnißmäſſige Sterblichkeit und phyſiſche und moraliſche Verkrüppelungen. Dieſen Uebeln vorzubeugen, bildete ſich der erwähnte Verein. Edle Frauen übernahmen, angetrieben von ihren menſchenfreundlichen Herzen, das mühſelige, mit manchen Unannehmlichkeiten verbundene Geſchäft, die Aufſicht über die Ziehmütter und deren Pflegebefohlene zu führen, ſich perſönlich von dem Aufenthalte, der Wartung, Nahrung und dem Befinden der Kleinen zu überzeugen, rathend und helfend beyzuſtehen, wo es Noth thut, und ſo mit mütterlicher Liebe über dem Looſe von Armen und Hülfloſen zu wachen, denen das Geſchick gleich bey dem Eintritt in die Welt verſagt, was der Jugend Stab und Freudenquell iſt, den Schutz und die Sorge elterlicher Pflege. — Ich geſtehe, unter allen Frauenvereinen, die zu verſchiedenen Zwecken in der lezten Zeit an mehreren Orten ſich bildeten, erſcheint mir eine Verbindung ſolcher Art, wie die hier angegebene, am hochachtbarſten und geeignetſten für ein Geſchlecht, in deſſen eigenthümlicher Milde und Zartheit der Beruf gegründet iſt, die helfenden Engel ſchutzloſer Jugend zu werden. Bemerkt mag hier noch ſeyn, daß von Seiten dieſes preiswürdigen Vereines zu beſtimmten Zeiten auch Holzvertheilungen an die Ziehmütter gemacht werden, damit es in den rauhen Tagen den kleinen Pfleglingen nicht an wohlthätiger Wärme fehle.

Nachdem auf dieſe Art bey uns ein ſchöner Sinn für das beſſere Befinden einer Menge heranwachſender Weſen geſorgt hat, muß man wünſchen, daß bald auch für denjenigen Theil der Jugend etwas geſchehe, der vermöge der bürgerlichen Stellung ſeiner Eltern häufig in einem Alter ſich aufſichtslos findet, wo Obhut noch ſo unentbehrlich iſt. Ich ſpreche hier von Kleinkinderſchulen oder Anſtalten zur Aufbewahrung kleinerer Kinder, während die Eltern ihren Tagesgeſchäften nachgehen. Gewöhnlich ſind ſolche Kinder, während Vater und Mutter auf die Arbeit gehen, entweder ganz ſich ſelbſt überlaſſen, wo ſie dann in die Wohnung eingeſchloſſen werden, oder ein etwas erwachſeneres Geſchwiſter muß die Aufſicht über ſie führen, während es, ſelbſt oft noch ganz Kind, derſelben für ſich ſelbſt noch im hohen Grade bedarf. Welche Unfälle mannichfacher Art hieraus ſchon entſprungen ſind, weiß wohl Jeder; daß ſich nicht noch mehrere ereignen, ſpricht faſt für einen beſondern Schutzgeiſt der Jugend. Gewiß iſt, daß ein Ort, wie Leipzig, dem ſo mannichfache Mittel zu Gebote ſtehen, nicht zögern ſollte, dem Beyſpiele anderer Städte in dieſem Punkt zu folgen und durch Gründung von Kleinkinder- oder Verwahrungsſchulen ſich ein neues Verdienſt in ſeinen Beſtrebungen zum Beſten der phyſiſchen und moraliſchen Bildung der heranwachſenden Generation zu erwerben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Paris, November.

(Fortſetzung.)

Der Jüngling ſchwieg, fährt Jouveſtre in ſeiner Erzählung fort; ein ſchmeichelhaftes Gemurmel mit einigem Händeklatſchen ließ ſich um mich herum vernehmen; die Damen betrachteten den Jüngling mit dem feinen Lächeln, welches ſchmeichelt und liebkoſet; dieſer aber nahm mit verlegener Freude die Glückwünſche an, die ihm alle Zuhörer zollten. Nodier machte dieſem Loben ein Ende, indem er den Dichter bat, er möchte ein neues Gedicht herſagen, das er ihm bezeichnete, und der Jüngling, ohne ſich lange bitten zu laſſen, ſagte das Gedicht: le dernier asyle oder die Ruhe im Grabe, her. Dieſes Stück erregte keinen rauſchenden Beyfall; allein die Zuhörer waren gerührt und Thränen funkelten in ihren Augen. Victor Hugo belohnte den Dichter mit einem bedeutungsvollen Händedruck. Mir war, als hätte ich André Chénier, Millevoye, Lamartine zuſammen gehört. Beſonders rührend waren die Verſe:

> Et ma mère viendra, pauvre mère éplorée,
> Visiter loin du bruit cette tombe ignorée,
> S'asseoir auprès des fleurs par un matin riant,
> Et là, le front pensif s'incliner en priant,
> Se dire malheureuse, et toute à sa tendresse,
> Pleurer son dernier fils qui mourut de tristesse u. ſ. w.

Wie kann ſo viel Schwermuth in der Seele eines Jünglings haften? Während ich eine Antwort auf dieſe Frage ſuchte, die ich bey mir ſelbſt aufwarf, ließ ſich die Stimme des Jünglings zum drittenmale vernehmen; zum drittenmale horchten die Mädchen und Frauen aufmerkſam zu, und der Jüngling ſagte ſein Gedicht: das Stillſchweigen, her:

> .... le silence,
> le doux silence de l'amour,

wie er in dem Gedichte ſagte; hiervon waren die lezten Verſe:

> Regardez-moi long tems de ce régard que j'aime,
> O vous dont l'amour pur sera toujours le même;
> Dans ma seule pensée isolez votre coeur;
> Abandonnez un monde où l'ame est asservie,
> Et glissons tous les deux sur les flots de la vie,
> Endormis dans notre bonheur.

Es braucht wohl nicht geſagt zu werden, ob ihm die Damen nach dieſem eigentlich an ſie gerichteten Gedichte Beyfall zollten und ihn mit Lobſprüchen überhäuften. Ihm war nicht beyzukommen; endlich konnte ich mich an Hrn. Nodier wenden: wie heißt dieſer junge Dichter? — Eduard Turquety, ein Bretagner! — Ich ſuchte ihn ſogleich auf, allein er war ſchon fort, und am andern Morgen wollte er wieder nach der Bretagne abreiſen. Seitdem ſind ſeine poetiſchen Skizzen (Esquisses poétiques, ein Bändchen, auf Velinpapier, Paris, bey Delangle) erſchienen; ich habe darin die drey von ihm hergeſagten Gedichte und noch eine Menge anderer und vielleicht ſchönerer gefunden, und mit Nationalgefühl habe ich ausgerufen: auch wir haben einen Dichter!

So weit der enthuſiaſtiſche Schriftſteller in der Bretagniſchen Zeitſchrift. Einerſeits ſieht man jene ſchwärmeriſche Schwermuth, die in neuern deutſchen und engliſchen Gedichten vorherrſcht, nun auch einen franzöſiſchen Dichter beherrſchen, was ſicher eine ſeltene Erſcheinung iſt, zumal da in den Gedichten des jungen Bretagners nicht das Witzige durchſchimmert, was Hr. v. St. Beuve in ſeinen angeblichen Gedichten Joſeph Delormes nicht hat verbergen können, und dieſer ſchwermüthige Ton ſcheint in den romantiſchen Vereinen, das heißt, in den Vereinen der Romantiker, beſonders bey dem ſchönen Geſchlecht tiefen Eindruck gemacht zu haben, woraus ſich ſchließen läßt, daß es dem jungen Turquety nicht an Nachahmern fehlen wird, und daß alſo die nächſten Muſenalmanache mit ſchwermüthigen Gedichten angefüllt ſeyn werden.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 308.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 25. December 1829.

Ein harmlos arm Geſchlecht, das mit der Erde
Um karges Brod in leichtem Kampfe ringt.

Moore.

Skizzen aus Nubien.

Lenormant, ein junger franzöſiſcher Gelehrter, der mit Champollion die wiſſenſchaftliche Expedition in Egypten mitgemacht hat, gibt eine Beſchreibung von Nubien, das er mit einer abgeſonderten Caravane beſuchte, aus der wir die folgende Schilderung der Barabras und ihres Landes mittheilen.

* * *

Es war Ende Decembers; die Sonne ſiegte nur wenige Stunden in dem Kampf, den ſie mit der natürlichen Kühle der Luft zu beſtehen hatte, der Wind blies beſtändig aus Nord und machte die halb nackten Nubier, für welche der geringſte Froſt eine Qual iſt, vor Kälte ſtarren; gleichwohl hatte ſich der heitere Himmel, das reine, kräftige Licht nicht einen Augenblick getrübt. Die Vegetation auf der Inſel Philoe ſchien im vollſten Flor zu ſeyn; die Flußufer ſtrozten von Blüthen und Wohlgerüchen. Wir waren unſer fünf-und-zwanzig, Herrn und Diener, und ſeit dem franzöſiſchen Feldzuge war es wohl auf der Inſel nicht mehr ſo lebhaft geweſen. Unſer Aufenthalt lockte die Eingebornen aus der Umgegend herbey; ſie brachten uns Mundvorrath, Alterthümer, Thiere, die, wie ſie meynten, neu für uns waren. Es war ein intereſſantes Schauſpiel: noch war alles ruhig, kaum färbte die Morgenröthe die Spitzen der Felſen umher, noch ſchienen die Kronen der Palmen zu ſchlummern, keines der tauſend Blättchen in den Tamariskenbüſchen hatte der Morgenwind gefächelt, da glitten ſchon Baumſtämme über den Flußſpiegel; kühne Schwimmer ſtießen ſie vor ſich hin, oder ein Schiffer ſaß gekauert auf dieſem Fahrzeuge, das der früheſten Kindheit der Welt anzugehören ſchien. Die Nubier am Waſſerfall kennen wirklich kein anderes Kommunikationsmittel zwiſchen den Inſeln und dem Feſtlande, und überall ſezt man auf dieſe Art von einem Ufer zum andern über. Namentlich Kinder waren in Menge da; ſie boten uns zutraulich ihre Dienſte an; jedes machte ſich nach und nach mit einem von uns vertraut, wußte ſich durch kleine Dienſtleiſtungen einzuſchmeicheln und hatte ſich in wenigen Tagen förmlich als Bedienter feſtgeſezt. Wir konnten die natürliche Grazie ihrer Bewegungen, ihre zierlichen Formen und ihre lebendigen, ausdrucksvollen Züge nicht genug bewundern. Unſere Ankunft am Chellal war ein eigentliches Feſt, und am Heerde der armen Barabras wird wohl noch jezt von unſerer großen Karavane, von unſerem wunderlichen Koſtüme, unſern unbegreiflichen Arbeiten, vorzüglich aber von unſerem Gelde geſprochen.

Der Menſchenſtamm, der Niedernubien bewohnt, gehört zu der ausgebreiteten Familie der Berbern, welche die Araber in Nordafrika fanden, als ſie es eroberten, welche ſie anfänglich von ſich fern hielten, ſodann bekehrten, und die noch jezt, troz ihres muſelmänniſchen Neophytismus, die vaterländiſche Sprache und die vaterländiſche Sitte rein erhalten hat. Der Barabra iſt mager, ſchwarz, altert frühzeitig; nur in der Kindheit und erſten Jugend iſt er ſchön, erinnert aber mehr als irgend ein Volk in der Nachbarſchaft an den alten egyptiſchen Volks-

Digitized by Google

ſtamm, wie wir ihn in kindlichen Darſtellungen auf den Denkmalen abgebildet ſehen. Die Weiber tragen die Haare geflochten, wie am Hofe des Seſoſtris; ſie altern noch früher als die Männer, und ihr Zuſtand iſt ſo elend als in irgend einem muſelmänniſchen Lande. Ihre Männer und Söhne ziehen faſt ohne Ausnahme nach Cairo oder Alexandrien hinab und treten daſelbſt bey den Franken in Dienſte, die ſie wegen ihres alten Rufes der Ehrlichkeit lieber haben als die Araber. Sobald ſie etwas Geld zuſammengebracht haben, vermag ſie nichts in der Welt an der Rückkehr in die Heimath zu hindern, wo ſie ihr Erſpartes mehr oder weniger ſchnell verzehren. Sie wiederholen dieſe Reiſe ſo lang, bis Alter und Krankheit ſie daran hindern. Einige ſind klug, bereichern ſich und kaufen Ländereyen; aber der größte Theil lebt von einem Tag zum andern, ergibt ſich dem Spiel und der Trunkenheit und nimmt ein klägliches Ende. Zwiſchen dem erſten und zweyten Cataract, auf einer Strecke von etwa 48 franzöſiſchen Meilen, ſchäzt man nicht mehr als zwanzigtauſend Seelen. Vielleicht eben ſo viele wohnen weiterhin bis zu den Grenzen von Sennaar. Reiſ't man im Lande, ſo verſchwindet dieſe dünngeſäte Bevölkerung faſt ganz. Kaum daß hie und da Erdhütten, nicht Mannshoch, die man ihrer Farbe wegen häufig von den Felſen und dem Erdreiche kaum unterſcheiden kann, von ihrem Daſeyn zeugen. Vor der Regierung Mehemet-Alis gehörte das Land bis über Dongola hinaus Kachefs von türkiſchem Geblüte, den Nachkommen der Häuptlinge, die unter Selim I. Egypten den Mameluken entriſſen. Dieſe Leute hatten die Sitten und Bedürfniſſe des Landes ſo ziemlich angenommen, und unter der Dynaſtie der Haſſan Kachef, Huſſein Kachef u. ſ. w. waren die Barabras an einen ziemlich milden und, wie es bey uns heißen würde, väterlichen Despotismus gewöhnt worden. Mehemet-Ali verſchmähte es nicht, von einem Lande Beſitz zu nehmen, das ihm, bey allen Hülfsmitteln einer ſo rückſichtsloſen Verwaltung, ein Jahr ins andere gerechnet, 22,000 türkiſche Piaſter einträgt, wobey die Verwaltungskoſten auf 20,000 Piaſter geſchäzt werden. Während er die Ueberbleibſel der beſiegten Mameluken verfolgt, entreißt er den Herrn des Landes Gut und Macht. Die Nachkommen dieſer herabgekommenen Familien ſtehen noch im Lande in einem gewiſſen Anſehen; ſie ſind übrigens durch die Verarmung ihren ehemaligen Unterthanen ſo ziemlich gleich geworden, und wegen des Berberblutes, das in Folge ihrer vielfachen Verbindungen mit eingebornen Weibern in ihren Adern fließt, betrachten ſie die Türken nicht mehr als die ihrigen.

Vor der erſten Eroberung verdienten die Barabras den Ruf der Sanftmuth und Redlichkeit, deſſen ſie noch jezt genieſſen, wirklich; aber der häufigere Verkehr mit Egypten, die Berührung mit Fremden, die jezt ihr Land ſo leicht als die Schweiz durchreiſen, vor allem aber die Eröffnung der Schiffahrt über die Cataracten, haben nach und nach die Spuren einer Einfalt und Sittlichkeit verwiſcht, die nicht ſehr tief gegründet ſeyn mochte, und die ja überhaupt oft blos die Folge der vereinzelten Stellung und der Unwiſſenheit eines Volkes iſt. Dieß ſind die hauptſächlichſten Züge des Volks, deſſen erſte Stämme die Felſenhöhlen am Cataract bewohnen.

Reizlos im höchſten Grade iſt das Land, wenn man nach Philoe Nubien betritt.*) Hohe Granitberge aus ſchwarzen, rundlichen Felſen, die häufig im Dämmerlicht phantaſtiſche Geſtalten bilden, laſſen dem Fluſſe kaum eine enge Bahn. Ueber dieſer Schlucht wird das Thal breiter, verengt ſich noch einmal und erweitert ſich wieder; der Charakter der Landſchaft bleibt ſo ziemlich derſelbe bis da, wo ſich der Nil auf der Höhe von Amada plözlich gegen Südoſt wendet; auf dieſer ganzen Strecke iſt zu beyden Seiten des Fluſſes eine Sandebene, die hie und da, wie in Egypten, blaßgelb, meiſtens aber ſtark okerfarbig erſcheint; hie und da ragen, faſt immer einzeln ſtehend, dunkelroſtfarbige Kegelberge daraus hervor, die ſo kahl ſind als der Sand der Wüſte. Es iſt zu vermuthen, daß vor Alters die hohe Kultur, der Egypten ſeinen großen Reichthum verdankt, ſich einigermaßen auch auf dieſes Thal erſtreckte, und daß der Sand der Wüſte nicht, wie jezt, die Dammerde völlig bedeckte. Sonſt iſt nicht wohl abzuſehen, wo die Hände hätten herkommen ſollen, um Denkmale, deren Ausdehnung auf eine ſehr ſtarke Bevölkerung ſchließen läßt, zu bauen oder auszuhöhlen. Jezt ſieht man im ganzen Thale nichts mehr als einen ſchmalen Streif von Grün, der oft aus nichts beſteht als aus Buſchwerk von ſtachlichten Mimoſen und Senſitiven. Da und dort hört man ein Sakie oder Waſſerrad ächzen, wie man ſie auch in Egypten hat; nur ſind ſie hier, wo ſie das ganze Jahr Dienſte thun müſſen, ſorgfältiger gearbeitet. Sie bewäſſern ein Paar magere Pflanzungen von Dourah und mittelmäßigem Gemüſe, und netzen den Fuß der Palmen, die mit ihrem kräftigen, ſchlanken Stamme, ihren langen, dichten Wedeln, ihren reichlichen und im Geſchmack über den egyptiſchen ſtehenden Früchten den Hauptreichthum des Landes ausmachen. Drey bis vier Sakies und dreyhundert Fuß Dattelpflanzung ſind in Nubien ein ganz anſehnliches Beſitzthum. Außer den Ochſen, welche die Räder treiben, ſieht man in der Nähe der Wohnungen auch Schaafe und hie und da Hühner; aber die zahlreichen Heerden von Schaafen und Hornvieh, auf die man von Zeit zu Zeit ſtößt, gehören den unabhängigen Stämmen Ababdeh und Bicharieh. (Der Beſchl. folgt.)

*) Man ſehe Gau, Fr., neuentdeckte Denkmäler von Nubien, an den Ufern des Nils, von der ersten bis zur zweyten Kataracte, gez. und vermessen im Jahr 1819 und als Ergänzung des grossen franz. Werkes über Egypten. 13 Hefte. gr. Folio. 1821 bis 1827. Stuttgart in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Der neue Pygmalion.

(Fortſetzung.)

Emilie war eine ſonderbare Empfindung durch das Herz gedrungen, als ſie vernommen hatte, daß der Baron nach Burgdorf geritten ſey. Sie wußte von dem Plane der Tante, was war natürlicher, als daß ihn der Neffe nun wieder aufnahm? Sie wollte ſich darüber freuen, auf dieſe Weiſe löste ſich ja Alles zum Glück; ſie nahm ſich vor, recht fröhlich zu ſeyn. Warum ging es denn nicht damit? Zum erſten Male dachte ſie über die Veränderlichkeit der Männer nach, wovon ſie bis jezt blos aus Büchern gehört hatte. Sie ſah in dem unbemerkten Fortreiten eine beſondere Heimlichkeit, und war bey Werners Rückkunft ſehr befangen. Er zeigte ſich den Abend über heiter, ja ſelbſt ſcherzhaft; eine Laſt war von ſeinem Herzen gefallen, er hatte ſich oft vorgeworfen, willkührlich Lucianens Namen in ſein Mährchen verflochten zu haben. Je heiterer Werner wurde, deſto einſylbiger wurde Emilie. Als ſie gar hörte, daß er in der nächſten Woche täglich den Nachbar beſuchen werde, ergriff ſie in ihrer Verwirrung den erſten Vorwand, um ſich fortzubegeben. Allein mit ſich, ſchalt ſie ihr albernes Herz, welches ſie nicht verſtand. Aber das Herz iſt ein Sophiſt; ſie meynte und redete ſich vor, daß ſie ſich vor der hochfahrenden Gebieterin fürchte. Sie fühlte, daß ſie ein armes abhängiges Mädchen ſey; Wehmuth und eine bittere Abneigung gegen Lucianen ſtritten in ihrem Buſen um die Oberhand. Werner ritt indeſſen arglos drey oder vier Mal nach Burgdorf, und hatte bald die Züge des Fräuleins treffend ähnlich auf ſeiner Platte. Er nahm nun das Bild mit nach Hauſe, um allerhand anmuthige Randverzierungen hinzuzufügen. Im Gartenzimmer damit beſchäftigt, ſah er Emilien eintreten. Da der Zweck des Porträts ein Geheimniß war, ſo wollte er es nicht gerne ſehen laſſen und verſteckte es ſchnell. Emilie bemerkte dieß und ihr Geſicht veränderte ſich. Unglücklicher Weiſe ward er in dieſem Augenblicke zu einem Fremden abgerufen. Sie befand ſich nun allein, und eine Vorſtellung jagte die andere blitzſchnell durch ihre Seele. Er zeichnet, er verſteckt die Zeichnung vor mir, er reitet täglich nach Burgdorf; was kann er anders zeichnen, als Lucianens Geſicht? Warum, wenn er nicht Abſichten auf ſie hat, betreibt er die Sache ſo im Verborgenen? Sie ging aus dem Zimmer, ohne des Barons Rückkunft zu erwarten. Er ſeinerſeits hatte ſich bereits Vorwürfe über ſein Benehmen gemacht; er glaubte, Emilie beleidigt zu haben. Sobald er mit ihr zuſammen kam, ſagte er: „Sie hätten aus meinem albernen Verſtecken heute Morgen auf Gott weiß was für Geheimniſſe ſchließen können. Sehen Sie hier den verborgenen Talisman.“ Er wies ihr das Bild; ſie fand ihre Ahnung beſtätigt. Mit angenommener Gleichgültigkeit fragte ſie: „Für wen iſt es denn?“ — Er ſah ſich ſchon wieder in der unangenehmen Lage, eine Unwahrheit ſagen zu müſſen, und verſezte mit halbem Tone: „Für eine Freundin Lucianens.“

Emilie war in ihrem Innern wie verwandelt. Es kränkte ſie tief, daß der Freund vor ihr Geheimniſſe hatte. Dann zitterte ſie wieder vor dem Augenblicke, wo er den Mund gegen ſie öffnen würde. Ihre Seele ſpaltete ſich in heftigen Krämpfen; ſie ward, was ihr ſonſt ſo fremd geweſen war, empfindlich, und konnte durch den Ton eines Wortes, ja durch Blicke beleidigt werden. Der Baron, welcher dieß bemerkte, grübelte der Urſache nach, war aber nicht eitel genug, um die Wahrheit zu errathen. Er erhöhte ſeine Freundlichkeit, und war untröſtlich, daß Emiliens Verſtimmung in dem Grade zunahm, als er ſich bemühte, dieſelbe zu heben und aufzulöſen.

* * *

Indeſſen hatten die Welthändel einen wahrhaft furchtbaren Charakter angenommen. Es kam die Zeit, da man auch auf dem Boden unſers Vaterlandes die Republik gründen wollte. Eine große benachbarte Stadt machte den Anfang; Emiſſarien durchzogen von da aus, an der Spitze bewaffneten Geſindels, das umliegende Land, die dreyfarbige Cocarde auszutheilen und den verführeriſchen Freyheitsbaum zu pflanzen. Ein ungeheurer Zorn ergriff den Baron, als er von dieſen Dingen Nachricht bekam. Emilie mochte bitten und beſchwören, ſo viel ſie wollte, ſie konnte den Aufruhr ſeiner Bruſt nicht dämpfen; die innerſten Faſern ſeiner Natur waren durch ſo rohe Angriffe verlezt. Sobald das Geſpräch nur nach dieſem Punkte hinklang, bemeiſterte ſich ſeiner eine unbändige Wuth, welche austoben mußte und ſich durch kein gutes Wort beſprechen ließ. Er wollte einen Landſturm gegen die Ruheſtörer bilden, im Heere des Kaiſers als Freywilliger dienen, und was für abentheuerliche Gedanken noch ſonſt durch ſeine Seele zogen.

Einſt kam der phlegmatiſche Nachbar voll Angſt auf das Schloß. Die Emiſſarien hatten ſich in ſeinem Gebiete blicken laſſen; er wußte nicht, was er bey ſo kritiſchen Umſtänden beginnen ſollte, und bat den Baron um Rath. Dieſer verſezte: „Ich kann nicht ſagen, was Sie zu thun haben; ich für meinen Theil ſteche Jeden nieder, der in meiner Feldmark die neue Freyheit predigt.“ — „Gott bewahre!“ rief der Nachbar, „das gäbe ja Mord und Todtſchlag.“ — „Es könnte wohl ſeyn,“ erwiederte Werner kalt. „Nein,“ ſagte der Nachbar, „ſolche extreme Schritte müſſen wir bleiben laſſen. Ich denke, die Sache geht, wie ſo manche Mode, auch vorüber. Wiſſen Sie noch, welchen Lärm die Phyſiognomik machte? Nun, von der iſt es ja jezt ſchon ganz ſtille. Was thuts? Wir ſetzen die rothe Mütze auf; ich habe mir die Marſeiller Hymne ſchon verſchrieben. Meine Tochter bekränzt den Mirabeau. Wenn wir nur den Spektakel erſt hinter uns hätten!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, November.

(Fortſetzung.)

Die in meinem vorigen Berichte erwähnten Vorleſungen des Profeſſors Krug haben ein zahlreiches Publikum gefunden. Näheres über den Geiſt und die Art derſelben nächſtens.

Ein Vorfall, der ſich vor einiger Zeit hier ereignete, vor Kurzem aber erſt öffentlich zur Sprache gekommen iſt, zeigt, daß eine gewiſſe Parthey auch hier ihre Netze auszuwerfen noch immer verſucht, obſchon geſchärfte Edikte der Landesbehörde, erlaſſen bey Gelegenheit einiger früheren Ereigniſſe ähnlicher Art, den Umtrieben einen Damm zu ſetzen ſuchten. Ein junger Menſch, der Sohn eines in einem benachbarten, jezt preußiſchen, Städtchen wohnenden Beamten, befindet ſich hier in Penſion in einem Predigerhauſe und beſucht zum Unterricht die Nikolaiſchule; ſpäter ſoll der Knabe bei ſeiner Mutter, der Tochter eines ehemaligen hieſigen Profeſſors, die wieder nach Leipzig gezogen iſt, gewohnt haben. Mit dieſem jungen Menſchen macht ſich ein Fremder, angeblich ein Hr. von S....v, bekannt, findet ſich mit ihm auf Spaziergängen zuſammen, bearbeitet ihn hier zu Gunſten des römiſchen Glaubens und nimmt ihm endlich, unter Vorhaltung einer Piſtole, einen Eid ab, ferner nicht mehr dem proteſtantiſchen Religionsunterricht beyzuwohnen, und nach erlangter Volljährigkeit ſich öffentlich zum Katholicismus zu bekennen. Die Sache konnte natürlich nicht verſchwiegen bleiben, um ſo weniger, da der junge Menſch ſich befliß, ſeinem gegebenen Verſprechen treu zu bleiben und ſelbſt auf die Vorſtellungen der Mutter erklärte, lieber Alles, als die neugewonnene Anſicht aufgeben zu wollen. Auffallend mußte jedoch bey dem ganzen Vorgange der Umſtand ſeyn, daß die höheren Schulbehörden keine Kenntniß von dem Ereigniſſe hatten oder doch zu nehmen ſchienen, ſo allgemein wichtig eine genaue und offene Unterſuchung dieſer Sache auch ſeyn mußte. Oeffentlich kam das Ganze erſt vor kurzer Zeit im Eremiten zur Sprache, mit dem ſehr gegründeten Wunſche, daß, falls von dem Rektor der Schule, als Rektor, noch keine Anzeige bey der kompetenten Behörde gemacht worden, derſelbe hierzu von ſeinen proteſtantiſchen Vorgeſezten angehalten werden möge. Einige Nummern ſpäter erſchien hierauf in demſelben Blatte von dem erwähnten Vorſtand der Nikolaiſchule, Profeſſor Nobbe, eine Art von Entgegnung, Darlegung, Entſchuldigung oder wie man die Paar Worte ſonſt nennen will, und aus denen eigentlich weiter nichts hervorging, als daß das Faktum zwar wirklich geſchehen, eine genügende Nachforſchung in Betreff des Verführers des jungen Menſchen aber aus Gründen, die in der Sache ſelbſt zu ſuchen ſeyen, noch nicht ſich habe vernehmen laſſen. Welche Gründe es ſind, die in der Sache ſelbſt liegen und zugleich Hinderungsgründe zu der genauen Ermittelung eines doch nicht erſt vor wenigen Tagen ereigneten Falles ſind, das läßt ſich nun freylich aus dieſer Antwort nicht abnehmen, aber eben, daß ſich dieß nicht thun läßt, dünkt mir ſchlimm, denn gerade bey dieſer Angelegenheit ſollte und müßte nicht allein die allerſtrengſte und genaueſte Unterſuchung ſtattfinden, ſondern auch die vollkommenſte Oeffentlichkeit.

Wie es heißt, beabſichtigt man im Lande die Einführung von Schulräthen, denen namentlich das Landſchulweſen untergeben werden ſoll. Daß dieſes zwar im Ganzen gut, ja vorzüglich iſt, erwähnte ich bereits in einem frühern Berichte, zugleich aber auch, wie demungeachtet noch manche Beſſerung zu wünſchen bleibt. Soll dieſe durch das Medium von Schulräthen geſchehen, ſo mag es in Gottes Namen ſeyn; nur wird dann immer zu wünſchen bleiben, daß zu dieſen Poſten auch ſtets Männer von wahrem Verdienſt und hellen, geſunden Anſichten genommen werden mögen.

(Der Beſchluß folgt.)

Paris, November.

(Beſchluß.)

Frau von Staël hat den Franzoſen ſchon längſt vorgeworfen, daß ſie eine nation moqueuse ſeyen, daß die Ironie bey ihnen vorherrſche und daß ſie deßhalb nicht zu dem Gefühlvollen der nordiſchen Literatur, deren Hauptzug die Melancholie ſey, gelangen können. Dieß hatte aber nicht geholfen und anſtatt ſich zu beſſern, hat man ſich zuweilen über die Frau von Staël ſelbſt etwas moquirt. Seitdem aber iſt in der Literatur eine neue Bahn gebrochen worden, und das Schwermüthige hat ſich aus der nordiſchen Literatur in die franzöſiſche eingeſchlichen und Theilnahme bey zarten Seelen gefunden; folglich läßt ſich hoffen, daß die Ironie ſich jezt verbergen wird, wofern die klaſſiſche Parthey nicht zu derſelben, als zu ihren beſten Waffen, um den Feind zu ſchlagen, ihre Zuflucht nimmt. Ferner erſieht man aus des jungen Ed. Turquety's Gedichten, daß auch in der Provinz, die bisher im Dichten nicht glücklich war, junge Dichter erſtehen, welche ſich nicht nach dem Muſter der Pariſer bilden, ſondern einen eigenen Weg einſchlagen. Freylich waren ihnen Victor Hugo, Lamartine und Andere mit ihrem kühnen Beyſpiele vorangegangen; hätte nicht ein Journal, le Globe, ſie gegen die anfeindenden und moquirenden Klaſſiker in Schutz genommen und ſie eben ſo übermäßig gelobt, als die klaſſiſchen Journale ſie übermäßig tadelten, ſo würde vielleicht kein Provinzialdichter den Muth gehabt haben, ſolche in der franzöſiſchen Literatur neue Dichtungsarten öffentlich vorzubringen. Jezt erſtehen faſt jeden Monat neue Dichter, meiſtens junge Leute, denen das Originelle und Kühne beſſer gefällt, als den bedächtigen Alten; gewiß werden wir nun allerley erleben und manche ſonderbaren Phantaſieerzeugniſſe in der franzöſiſchen Literatur aufſchießen ſehen. Es thut aber nichts, wenn auch manches Tolle mit unterläuft; dieß wird ſich ſchon verlieren, beſonders vor dem hellen Lichte der den Franzoſen eigenen und der Frau von Staël ſo furchtbar ſcheinenden Ironie; das Gute wird bleiben und es wird wieder Originalität hervorkommen, die unter den althergebrachten Formen eingezwängt war und erſticken mußte. Uebrigens iſt die ſchwermüthige Dichtungsart doch nicht ganz ſo neu in der franzöſiſchen Literatur, als man glauben könnte. Millevoie war ein ſehr gefühlvoller Dichter, und einige ſeiner Elegien, z. B. la chute des feuilles, ein Stück, das auch im Deutſchen mehrmals nachgeahmt worden iſt, gehören zu den beſten Dichtungen dieſer Art. Nur hat Millevoie nicht viele Stücke in dieſem Tone gedichtet, der ihm wahrſcheinlich erſt dann eigen wurde, als er ſich ſeinem Tode nahte; denn er iſt frühe geſtorben, nachdem er allzu heftig nach einem großen Rufe geſtrebt und ſich in manchen Dichtungsarten raſtlos verſucht hatte. Aber Millevoie behielt auch in ſeinen Elegien die klaſſiſche Sprache bey, wogegen die jungen franzöſiſchen Romantiker aus dem Deutſchen zu überſetzen ſcheinen, ſo fremdartig iſt ihr Styl. Deßhalb wird dieſe Sprache auch ſchwer Eingang finden. Racine und Voltaire ſtehen da als beſtändige Muſter für alle diejenigen, welche im Geiſte der franzöſiſchen Sprache dichten wollen. Viel wagen die Kühnen, die ſich eine beſondere Sprache bilden, in welcher ſie ihre Nation anſprechen wollen.

D g.

Beylage: Literaturblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

No. 309.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 26. December 1829.

Schon lange fühl' ich, Herr, mein Buſen ſchwelle
Von kühner Wünſche ruheloſer Fluth.

Taſſo.

Der neue Pygmalion.

(Fortſetzung.)

In dieſem Augenblicke ſtürzte ein Bedienter herein und ſchrie: „Gnädiger Herr, unten im Dorfe ſteht der Mainzer Hannes mit einer ganzen Bande, und ſchwazt tolles Zeug, und will ſengen und brennen; alle tragen dreyeckige Hüte und bunte Kokarden!“ — „Hölle und Teufel!“ donnerte der Baron außer ſich; „meinen Degen! — Herr Nachbar!“ rief der Phlegmatikus und entfloh ſpornſtreichs. „Lieber Werner!“ rief Emilie, ſich vergeſſend, und wollte ihn feſthalten. Aber er wand ſich mit männlicher Stärke los, und indem er nun, den Degen in der Fauſt, durch die Thüre hinaus ſchritt, war es ihr, als müßte ſie vor dieſer Erſcheinung in die Knie ſinken; er kam ihr vor wie ein gewaltiger Ritter der alten Zeit. Unten im Dorfe fand er einen Kreis von Bauern um den Mainzer Hannes verſammelt, der auf einem Steine ſtand und die eingelernten Floskeln des Konvents vortrug. Neben ihm waren acht bis zehn zerlumpte Kerls, welche Hirſchfänger, Säbel und Piſtolen trugen. Der Baron trennte mit ſtarkem Arm den Kreis und drang gezückten Degens auf den Freyheitsprediger ein. Dieſer wollte ſich mit einem Satze retten; aber ſchon hatte ihn der Baron erreicht, und hieb ihm über den Kopf, daß das Blut herabrann und der Getroffene zu Boden taumelte. Er richtete ſich indeſſen gleich wieder auf und ſchrie: „ſchießt ihn todt!“ Ein ſchwarzbärtiger Kerl zielte, drückte ab, und ſchoß unſern Freund in die Schulter. Er ſtürzte. Die Bauern ſprengten auseinander, machten einen entſetzlichen Lärm, keiner wagte aber, Hand anzulegen. Die Bande, den blutenden Anführer in die Mitte nehmend, zog ſich langſam aus dem Dorfe zurück, feuerte links und rechts in die Häuſer und drohte unter fürchterlichen Schwüren, nächſtens mit bewaffneter Macht zum Ruin des Tyrannen wiederzukehren. Die Bauern begnügten ſich damit, ihnen von weitem zu folgen und ihnen einige Steine nebſt vielen Schimpfworten nachzuſenden. Emilie kam in Todesangſt, fliegenden Haars vom Schloſſe herunter und fand Wernern an der Erde liegen, um welchen ſich in der Verwirrung noch Niemand bekümmert hatte. Der Blutverluſt hatte ihm eine Ohnmacht zugezogen; ſie riß ihr Halstuch ab und verband unter heißen Thränen damit nothdürftig den bleichen Freund. Dann ließ ſie ihn in die nächſte Hütte bringen, um ihn nur erſt unter Dach und Fach zu haben. Als er zum Bewußtſeyn kam, fühlte er einen warmen Athem an ſeiner Wange. Emilie kniete vor dem Bette, ſein erſter Blick fiel in den ihrigen. „Wie geht es Ihnen?“ fragte ſie ſanft. „Recht wohl,“ verſezte er und drückte ihr freundlich die Hand, indem er die Augen abermals ſchloß. Das neunzehnjährige Mädchen überſah nun mit Beſonnenheit die ganze Lage der Sache. Die Kugel war aus der Schulter gezogen, das Schlüſſelbein unverlezt befunden worden, und der Chirurgus verſprach eine baldige Herſtellung, wenn der Kranke der nöthigen Ruhe genöſſe. Sogleich war Emiliens Entſchluß gefaßt.

Digitized by Google

Sie hatte von den Drohungen jener Rotte gehört, auf einem abgelegnen Landſitze konnte man in ſo ſtürmiſchen Zeiten alles befürchten. Sie beſchloß kurz und gut ihren Verwundeten in das nahe Städtchen zu bringen, in welchem die Wittwe von einem ſeiner Pächter ihre mäßigen Renten verzehrte. Mit dieſer Frau, die Wernern ihren ganzen Wohlſtand verdankte, wurde ſogleich das Nöthige durch einen Boten abgemacht. Der Kranke, in Kiſſen gepackt, langte bey ſeiner weinenden und ſich verwundernden Wirthin an. Ein kühles, freundliches Zimmer nach hinten hinaus hatte man für ihn zubereitet. Am nächſten Morgen war er fieberfrey. Emilie brachte ihm das Frühſtück. Sie legte die Hand an die Wange, wie ſie zu thun pflegte, wenn ſie in Verlegenheit war. So ſtand ſie einige Sekunden, ſinnend, zweifelhaft. Endlich überwand ſie ſich und ſagte: „Soll ich nicht ſchreiben? . . . .“ — „An wen?“ fragte Werner. „An Ihre Fräulein Braut. Ich muß ihr doch Nachricht von Ihrem Zuſtande geben,“ antwortete das gute, von mannigfaltigen Empfindungen gepeinigte Mädchen, mit einem jener unbeſchreiblichen Blicke, die man nur an den Frauen wahrnehmen kann. „An wen?“ fragte er noch einmal, verwundert. „An Fräulein Lucianen,“ erwiederte Emilie, die ihren Mißgriff einſah. „Liebe Emilie,“ rief Werner, „das Fräulein iſt nie meine Braut geweſen; und ich habe jezt am wenigſten Luſt, um ſie zu werben.“ — „Gewiß nicht?“ fragte ſie, von Freude glühend. Er verneinte es, indem er die Hand auf das Herz legte. „Was brauche ich dann zu ſchreiben!“ rief das Mädchen, im ganzen Geſichte Vergnügen, und hüpfte den Tag über mehr, als ſie ging.

Ein ſtarkes Wundfieber quälte den Kranken die nächſten Nächte hindurch. Die Tage waren leidlich. Emilie wich kaum von ſeinem Lager. Daß ſie faſt keinen Schlummer genoß, konnte man ihren glänzenden Augen nicht anſehen.

* * *

Eines Morgens wanderte demſelben Städtchen ein humoriſtiſcher Muſenſohn zu, das Portefeuille unterm Arm. Es war Niemand anders als Sterzing, der wieder einen Beſuch auf dem Gute des Barons machen wollte, und nach Künſtlerweiſe unbekümmert um die Ereigniſſe in der Welt, von allem Vorgefallenen nicht das Mindeſte wußte. Da ihm der Weg lang wurde, ſo ſang er zum Zeitvertreib mit ſeiner heiſern Stimme ein Lied vor ſich hin, welches ihm ein jüngerer Kunſtgenoſſe einſt in das Stammbuch geſchrieben hatte, und von dem einige Verſe ſo lauteten:

Will ein König, ſtolz und mächtig,
Zeigen ſich den Völkern prächtig,
Und ein Erdenherrgott ſcheinen,
Hilft ihm keiner von den Seinen:
Zu des Architekten Händen
Muß der Fürſt ſich flehend wenden;
Baut ihm Pallaſt, goldne Dächer,
Audienz= und Prunkgemächer.
Solches müſſet ihr uns laſſen:
Kunſt iſt Hans in allen Gaſſen.

Will ein braves Chor von Frommen
Gradeswegs gen Himmel kommen,
Fehlt es leider nur an Schwingen,
Die die Seelen aufwärts bringen.
Gebt ein gutes Wort dem Meiſter,
Der verſammelt Klangesgeiſter,
Melodieen führen weich
Andacht auf zum Himmelreich!
Solches müſſet ihr uns laſſen:
Kunſt iſt Hans in allen Gaſſen.

Will ein Paar von zarten Pinſeln
Nicht mehr einſam für ſich winſeln,
Sondern ſich getroſt entdecken,
Bleibt das Wort im Munde ſtecken.
Doch der Maler hilft den Leuten,
Bild und Zeichnung ſollen deuten
Tiefe Flammen, wunde Herzen,
Verschen drunter ſpricht von Schmerzen.
Solches müſſet ihr uns laſſen:
Kunſt iſt Hans in allen Gaſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Skizzen aus Nubien.

(Beſchluß.)

Sind der Hausthiere nicht ſehr viele, ſo iſt die Fauna überhaupt nichts weniger als reich und mannigfaltig. Zu gewiſſen Zeiten ſollen die tropiſchen Vögel, von Stürmen aus ihrer Heimath verjagt, ſich ſchaarenweiſe an den Ufern des Nil niederlaſſen, und ſie auf einen Augenblick mit ihrem bunten Farbenſpiel beleben. Aber in der Jahreszeit, in der ich reiſte, brach nichts das Schweigen der Wüſte, als die Turteltaube mit ſchwarzem Halsband und violetten, ſchillernden Flügeln, ungeheure Raben, weißköpfige Geyer und Falken, die faſt ſo zahlreich ſind, als bey uns die Schwalben. Zuweilen ruderte ein Pelikan gravitätiſch über den Fluß, Brachvögel liefen mit ihrem leiſen Klageruf über die Niederung oder ein Paar wilder Gänſe, mit ſchwarzem Gefieder und orangefarbnen Füßen, ſtieg mit lautem Geſchrey von der kahlen Spitze der Felſen auf. An Krokodilen fehlt es nicht, ſie ſind aber kleiner als unterhalb Souan und rotten ſich ſeltener zuſammen. Kurz, in dieſer Natur, wo der Quell des Lebens nur kärglich rinnt, ſpricht nichts mächtig die Einbildungskraft an als die Unermeßlichkeit der Wüſte und des Lichtes ewige Reinheit.

Oberhalb Derr und jenſeits des Flußwinkels bey Amada ändert ſich die Scene etwas. Die Berge treten ſtärker hervor, erſcheinen mehr unter einander verbunden als früher und ſtreichen nach allen Richtungen durch die Sandebene, aus der ſie ragen; zuweilen nähern ſie ſich dem einen Flußufer, während man ſie am andern kaum am Horizont ge-

Digitized by Google

wahrt. Große breite Sycomoren, gigantiſche Mimoſen wechſeln mit den ewigen Doums und Dattelbäumen. Gegen Ouadi-Halfah hin ſcheint das rechte Ufer gut bebaut; man fährt einen halben Tag an einer Reihe ziemlich hübſcher, mit großen Pflanzungen umgebener Dörfer hin. Lebhaft angezogen von dieſem Anblick, den man in Nubien nicht erwartet, wundert man ſich, wenn man die Barken raſch an das Ufer lenken ſieht, und erfährt jezt, man ſey an der Grenze des zweyten Cataraktes, deſſen Nähe, ganz anders als bey Souan, durchaus durch nichts vorher verkündet wird. Um dieſe Naturmerkwürdigkeit zu ſehen, muß man wieder an das rechte Ufer hinüber, und, wenn man in den Barken ſo weit gekommen iſt, als ſie ohne Gefahr hinaufgehen können, im Sande einen etwa zweyſtündigen Spaziergang machen, der zu jeder Jahrszeit beſchwerlich, wenn aber die tropiſche Sonne ihre Strahlen ſenkrecht herabſchießt, meiner Meynung nach, ganz unausführbar iſt. Je näher man kommt, deſto häufiger werden die Inſeln, die Felſen fangen an ſich über den Flußſpiegel zu erheben, das Waſſer ſchäumt weiß an ihren rauhen Seiten, und das laute Getöſe läßt ſich von weitem hören. Oben auf einem Felſen, an den ſich, wie man nach ſeinem egyptiſchen Namen Abouſir (Grab des Oſiris) glauben ſollte, religiöſe Traditionen knüpfen, und an dem man mehrere hieroglyphiſche, von alten Reiſenden herrührende Inſchriften ſieht, von dieſem Felſen überſieht man ein großes Stück des Cataraktes und kann eine intereſſante Vergleichung zwiſchen ihm und dem Chellal von Souan anſtellen. Bey lezterem ſtürzt ſich der durch große, ſteile Inſeln in drey ungefähr gleiche Arme getheilte Fluß gewaltſam in dieſe drey Hauptbetten, deren öſtlichſtes in der neuern Zeit geebnet und dadurch die Fahrſtraße in den obern Nil geworden iſt. Der mittlere Sturz iſt der merkwürdigſte und maleriſchſte. Nachdem der Strom oſtwärts an einer ſehr großen Inſel in der Mitte des Fluſſes hingelaufen iſt, wendet er ſich auf einmal nach links, ſchießt unter einem Winkel von fünfzehn bis zwanzig Graden etwa hundert Klafter weit fort und nimmt dann wieder ſeine alte Richtung nach Nord. Es läßt ſich nichts Schöneres denken, als das Sieden und Wogen der Waſſer in dem engen Kanal, nichts Seltſameres, als der Anblick der bewaldeten Inſel, welche die ſchnelle Biegung des Fluſſes veranlaßt; auf ihr wächſt nur Eine Baumart mit lichten Laubkronen, und dieſe werden zu jeder Jahreszeit von dem Winde, der dem Strome des Waſſers nach weht, auf und ab gewiegt. Hat der Fluß dieſe Hinderniſſe beſiegt, ſo ſcheint er mit den Klippen, die noch überall auf Waſſerhöhe zum Vorſchein kommen, zu ſpielen, und fällt ſo, ſich tauſendfältig brechend, zwiſchen grünen Inſeln und abgerundeten Felſen von roſenfarbigem Granit, deſſen lebendige, friſche Farbe die Zeit nicht überall verwiſcht hat, bis nach Souan hinab.

Bey Ouadi-Halfah dagegen iſt der Fluß, ſo weit das Auge reicht, mit kleinen ſchwärzlichten Inſeln bedeckt, zwiſchen denen er in unzähligen Armen rauſcht, ohne daß das Auge irgendwo einen Hauptſturz, einen Waſſerfall in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, dergleichen der Rheinfall und der Niagarafall ſind, zu unterſcheiden vermöchte. Der Fall auf der ganzen Länge der Riffe iſt ſicher ſehr bedeutend; aber die große Zertheilung des Waſſers macht ihn faſt unmerklich. Der Boden des Cataraktes beſteht hier nicht, wie bey Souan, aus dem ſchönen roſenfarbigen Obeliskengranit, ſondern aus jenem grünſchwarzen, von hellern Adern durchzogenen Geſtein, das die Alterthumsforſcher fortwährend Baſalt nennen, ob ſich gleich nichts Vulkaniſches an ihm wahrnehmen läßt. Es iſt bekannt, wie herrlich ihn die egyptiſchen Bildner zu poliren wußten, und man wird ſich nicht wundern, daß die unaufhörliche Wirkung des Waſſers an dieſen ungeheuren Felsmaſſen jene Kunſt übt; die immer und immer beſpülten Felſen glänzen und funkeln an manchen Stellen wie Smaragde, an andern glaubt man ſich in den Hafen des Ulyſſes oder vorwärts Catania verſezt, ſo ernſt und düſter iſt die Farbe des Geſteins. Der Pflanzenwuchs, an dem es gar nicht fehlt, erhöht noch den Reiz der Scene. Eine Menge Mimoſen von verſchlungenen, wunderlichen Formen beſchatten die Fluthen mit ihrem gezackten Laub. Rechts und links vom Fluſſe laufen gelbliche Sandſteinhügel und ſchließen endlich den Fluß ganz ein; hier beginnt das Land, gegen welches Niedernubien eine grüne, lachende Landſchaft iſt, das Land, das die Araber bezeichnend Batn-el-agiar, den Steinbauch, nennen.

Hier wird die Nilſchiffahrt völlig unterbrochen; hier muß der Reiſende, der weder die Zeit, noch die Mühe ſcheut, den Weg längs der weitern Cataracte, die den Fluß in kurzen Zwiſchenräumen ſperren, fortzuſetzen, ſich bey den benachbarten arabiſchen Scheiks nach Dromedaren umſehen. Lange hat er zu wandern, bevor er die Grenze der tropiſchen Region erreicht, ehe er die grünen Ebenen von Sennaar gewahrt, von rieſigen Baobabs beſchattet, jene ungeheuern Sümpfe, aus denen eine mächtige Vegetation und tödtliche Dünſte ſteigen, jene Wälder, in denen die lärmenden Geſchlechter der Affen zu Millionen wohnen, jene von den Türken verheerten Dörfer, in denen jezt Elephanten lagern, jene Flußſtelle, wo die Gewäſſer Abeſſiniens mit den, aus der noch immer unbekannten Nilquelle ſtammenden Waſſern zuſammenſtrömen. So hoch gingen meine Plane nicht, und meine Zeit war beſchränkt; den Tag, nachdem ich vom Berge bey Abouſir von Ferne den Aequator begrüßt hatte, glitt meine Barke wieder raſch den großen Strom hinab, und am Abend ſammelte ich mich von den neuen mannigfaltigen Eindrücken auf dem Heideland von Farras.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, November.

(Beſchluß.)

Ein Buchſtäbler oder vielleicht gar ein ſeichter Kopf, der ungeſchickt das Barett des Mode-Myſtizismus zu tragen weiß, könnte als Schulrath unendlich ſchaden, und darum mag ja ein guter Genius über der Wahl walten, wenn ſolche überhaupt noch ſtattfinden ſollte. Was übrigens unſerm Landſchulweſen vorzüglich und vor allen Dingen Noth thut, das iſt eine Verbeſſerung der Gehalte eines großen Theiles der Lehrer, deren Beſoldungen mitunter wahrhaft Mitleid erweckend ſind, ſo daß es oft als ein Wunder erſcheint, wie ein Mann mit Familie mit ſo Wenigem auszukommen vermag. Gibt es doch ſelbſt im wohlhabenden Leipzig Schulſtellen mit ſo geringem Einkommen, daß eine Verſezung auf einen Poſten mit 200 Rthlr. Einkünften als eine Verbeſſerung betrachtet wird, und dennoch, es iſt kaum glaublich, haben ſich Menſchen gefunden, die von Luxus in den Schullehrerbeſoldungen bey uns ſprechen konnten! In dieſem Punkte iſt in Sachſen, wie anderwärts, noch viel zu thun und keinem Freunde des Beſſern die trübe Betrachtung zu verdenken, daß es mit dem allſeitigen Sinn für wahre Ordnung und Recht nicht allzu weit her iſt, ſo lange ſich noch nirgends Mittel zu einer gehörigen Stellung ſolcher finden wollen, die den ſchweren Beruf übernehmen, die heranwachſende Generation zu Menſchen zu machen, während es faſt nie an Geld fehlt, den Künſten einer momentanen Unterhaltung, oder — noch ſchlimmer — einer müßigen Nachtreterey und Dienſtbarkeit einen behaglichen Stuhl zu polſtern.

Seit dem Augenblick, wo in Folge der politiſchen Conjuncturen von 1813 und 14 Sachſen das ſchmerzliche Schickſal hatte, die eine Hälfte von ſich getrennt zu ſehen, begann ſowohl im täglichen Verkehr, als beym größern Geſchäft die preußiſche Münze das Landesgeld zu verdrängen, und im Lauf der Jahre iſt es endlich dahin gekommen, daß man ſehr bequem Sachſen von einem Ende zum andern durchreiſen, ja ſich jahrelang darin aufhalten kann, ohne etwas anders als preußiſches Geld zu ſehen. Dennoch fährt der Staat fort, alljährlich ſein Quantum nach altem Münzfuß zu ſchlagen, aber die ſchönen Spezies, Acht-, Vier-, Zwey- und Ein-Groſchenſtücke bekommt mit Ausnahme der Bankiers und der Angeſtellten Niemand zu Geſicht, und auch dieſe leztern erhalten ſie nur, um ſie den Händen der Erſteren gegen Agio zu übergeben, aus denen ſie dann in die preußiſchen Münzen wandern, um da umgeformt in neuen Geſtalten im Vaterlande aufzutreten. Dennoch muß aber der Einwohner ſeine Abgaben in ſächſiſchem Gelde entrichten, die Poſten nehmen nur ſolches und ſelbſt ein großer Theil der Vermiether in Städten bringt auf Bezahlung in demſelben. Es bedarf keines großen arithmetiſchen Talentes, um zu finden, wie viel der Bürger und Landmann durch dieſen Stand der Dinge jährlich verliert und folglich mit ihm das Land, und ebenſo, daß die von Zeit zu Zeit bekannt gemachten Valvationstabellen den wirklichen und wahren Cours des inländiſchen und Nachbargeldes nicht zu beſtimmen vermögen, wenn in der Hand des eigentlichen Volkes von dem erſteren nichts zu finden iſt, und dieß zwar aus dem Grunde, weil kein Menſch den Arbeiter, oder Handwerker, oder Kaufmann mehr in demſelben bezahlt, ſondern ſelbſt der Beamte erſt hingeht und ſeine ſächſiſchen Geldſtücke gegen preußiſche umwechſelt. Mehrfach ſind dieſe Verhältniſſe mit dem Wunſche zur Sprache gekommen, die Regierung möge ſich entſchließen, den 21 fl. Fuß ſtatt dem bisherigen 20 fl. Fuß einzuführen, allein ſo einleuchtend der Vortheil auch für das Ganze iſt und ſo klar auch Alles dargelegt wurde, ſo haben ſich doch immer noch wieder Stimmen gefunden, welche das Althergebrachte vertheidigten, und ſo iſt es denn bis jezt auch immer noch dabey geblieben und wird wahrſcheinlich auch noch ferner dabey bleiben, da man in Allem, was Aenderungen betrifft, in Sachſen nur ſehr zögernd zu Werke geht, woher es denn auch kommt, daß wir, troz dem unverkennbaren Wohlwollen der Regierung und der Intelligenz des in Wiſſenſchaften und Gewerben raſtlos thätigen Volkes, in gar vielen Dingen um eine hübſche Reihe Jahre gegen unſere Nachbaren in Preußen zurückſtehen. Nur einen Punkt zu erwähnen, mit wie viel nutzloſen, die Summe der jährlichen Induſtrie mindernden Feyertagen iſt man in Sachſen noch belaſtet! Da gibt es außer drey jährlichen Bußtagen mehrere Marientage, dritte Feyertage ꝛc., die zu nichts in der Welt dienen, als das Volk von der Arbeit abzuhalten und auf das Schenkenleben hinzuweiſen. Denn daß wahre Religioſität nicht durch die Maſſe der Feſttage befördert wird, glaubt außer einigen Kopfhängern doch wohl Niemand mehr. Auch dieſe Angelegenheit iſt ſchon oft und viel zur Sprache gebracht worden; es iſt aber damit wie mit dem Bau der faſt zum Sprüchwort gewordenen Brücke bey Wurzen über die Mulde. Man hofft ſeit Jahren, aber die Marientage ꝛc. bleiben und die Brücke an einer der frequenteſten Landſtraßen Sachſens will immer noch nicht erſtehen, ſondern die alte Fähre transportirt fort und fort, ſo gut oder ſchlecht es gehen will, die Reiſenden und die Laſtwagen über einen Fluß, der durch ſein öfteres Anſchwellen dieſe Art von Paſſage häufig gefährlich macht, zuweilen ganz hemmt. — Bey dieſen Umſtänden muß man dringend wünſchen, daß der nun bald wieder einmal zuſammentretende Landtag ſich mit dieſen und ſo manchen andern Angelegenheiten emſig beſchäftigen möge, zumal da bey den nichts weniger als günſtigen Conjuncturen für den Verkehr Alles einer doppelten Beachtung bedarf, was ſich demſelben auf irgend eine Art hemmend entgegenſtellt.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 303:

Perrücke.

Räthſel.

Als Einzahl lieben mich die Juden ſehr,
Als Mehrzahl die Studenten noch viel mehr;
Wer beyde will, ein Herkules, bekämpfen,
Der muß mich in der Ein- und Mehrzahl dämpfen.

Doch wird die Einzahl dann für ihn ein ſchlimmer .....
Doch plagt die Mehrzahl ihn alsdann für immer;
Und Jud' und Burſche treiben doch mein Wort
Als Ein- und Mehrzahl unbezwungen fort.

J. B.

Berichtigung.

In der heutigen außerordentlichen Beylage iſt bey Anzeige unſerer Zeitſchriften und Tageblätter, die im Jahre 1830 fortgeſezt werden, aufzuführen vergeſſen worden:

Hesperus, encyklopädiſche Zeitſchrift für gebildete Leſer, herausgegeben von C. C. André. gr. 4. Preis des Jahrgangs fl. 16.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Außerordentliche Beylage zum Morgenblatt.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 310.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 28. December 1829.

Nun willkommen, Sternlein und lieber Mond,
In der Nacht!
Ihr verſtehet, was ſtill im Herzen wohnt
In der Nacht!
Kommt und zündet die himmliſchen Lichter an,
Daß ich luſtig mitſchwärmen und ſpielen kann
In den freundlichen Spielen der Nacht.

E. M. Arndt.

Lieder von A. Stöber.

Vollmond.

Vollmond wandelt ſtill herauf,
Mit gar hellem Strahle;
Schleicht und lauert ab und auf,
Rings im weiten Saale.

Späht mit funkelndem Geſicht,
Liſtig wie die Katze;
Doch das Sternlein regt ſich nicht,
Stumm wie Maus und Ratze.

Gierig in den Saal herein
Strecken ſie das Köpfchen;
Hätten ſie ein Bröſelein,
Ach! die armen Tröpfchen!

Gehſt du nie zur Stub' hinaus,
Daß ſie feyern können?
Willſt du nicht der kleinen Maus
Auch ein Feſtchen gönnen?

Neumond.

Welch ein wimmelnd Sternenchor
In der Himmelsſtube!
Jeder guckt und ſchlüpft hervor,
Mäuschen aus der Grube.

Wann erbleicht das Mondenlicht,
Sind die Sterne dreiſter:
Wacht die ſchlaue Katze nicht,
Sind die Mäuſe Meiſter!

Finſtre Nacht.

Längſt verhallten alle Stimmen,
Alle Kerzen brannten aus;
Keinen Funken ſeh' ich glimmen,
Still und finſter iſt das Haus.

Doch was leuchtet noch ſo helle?
Solchen Schimmer ſah ich nie:
Wie aus enger, dunkler Zelle
Strahlt das Licht der Phantaſie.

Und Gebilde, klar und ſonnig,
Treten gaukelnd vor mich hin;
Grüßen mich ſo treu und wonnig,
Daß ich wie bezaubert bin.

Nimmer, nimmer kann ich laſſen
Von den Bildern, mir ſo traut!
Und ich muß in Lieder faſſen,
Was mein Auge nun erſchaut.

Bin ich auch in tiefem Dunkel
Hier in meinem Kämmerlein;
Blickt es doch, wie Sterngefunkel,
In die ſtille Nacht herein.

Digitized by Google

Alſo, licht und farbeglühend,
Schwebt der Zauberleuchte Bild
An der finſtern Mauer blühend,
Wie im Sonnenſcheine mild.

Müde ſank die Wimper nieder,
Feſt geſchloſſen iſt der Mund;
Doch im Buſen tönen Lieder,
Zieh'n Geſtalten friſch und bunt.

Es verbleudet mir die Augen
Nur von innen her ein Licht:
Komm', o Schlaf! es auszuhauchen,
Meine Lippe kann es nicht.

Daß verhall' mein leiſes Klimpern,
Sink' ich in die Arme dir:
Ach! wie müd ſind meine Wimpern,
Ach! wie glüht die Stirne mir!

Der neue Pygmalion.

(Fortſetzung.)

Sterzing war bey dieſen Worten an das Städtchen gekommen und bog hin, um darin zu frühſtücken. Emilie ſtand vor der Thür ihres Hauſes. Sterzing ſah ſie. Sein ſcharfes Malerauge erkannte ſie ſogleich wieder; aber wie erſtaunt war er über die Verwandlung, welche mit ihrer Geſtalt vorgegangen war. In einer Art von komiſchem Entzücken ließ er ſeine Mappe fallen, kniete darauf und rief, indem er die Arme gegen Emilie ausbreitete: „Ave Maria! Wo iſt St. Joſeph, der Zimmermann?“ Sie machte große Augen, ſagte: „Sie ſind wohl närriſch!“ und verſchwand. Sterzing war raſch hinterdrein. Im Flur kam ihm die Pachterin entgegen; mit wenigen Worten hörte er, wer verwundet im Hauſe liege. Er wollte gleich zu ſeinem Freunde, die Frau hielt ihn aber zurück und meynte, eine Ueberraſchung möchte dem Kranken gefährlich ſeyn. Sie ging, ihn anzumelden. Sterzing ſezte ſich hin und blätterte in ſeiner Mappe. Er hatte die Skizze von Maria und Joſeph, deren wir uns aus dem Anfange dieſer Geſchichte erinnern, für den Baron mitgebracht und ſah ſie jezt mit einem beſondern Vergnügen an; denn er hielt Emilie und Wernern für ein Paar, und betrachtete ſich als den Gründer ihres Glückes. Voll von dieſem Glauben, betrat er das Krankenzimmer. Der Baron rief ihm entgegen: „Wie in aller Welt kommt Ihr hieher?“ — „So möchte ich Euch fragen,“ verſezte Sterzing, „wenn ich es nicht ſchon wüßte. Wer Teufel heißt Euch Euern hochfreyherrlichen Leib ins Gefecht mit den Plebejern tragen!“ „Ich hätte es eben ſo gemacht, wenn ich ein Mann geweſen wäre!“ rief Emilie. „Bravo,“ ſagte Sterzing; „das wird ein Geſchlecht von Helden geben.“ Der Baron fürchtete von der Unkunde des Malers eine verletzende Wendung des Geſprächs; er entfernte Emilien und ſagte dann: „Sie ſehen mich hier als Opfer einer doppelten Revolution. Die eine geht von unten nach oben; das Volk will die Privilegien der Großen vernichten oder an ſich reißen; ich weiß nicht, was in dem dunkeln Schooße der Zeit gährt. Dieſer widerſezte ich mich meines Orts, und bekam dafür eine Kugel in die Schulter. Die andere geht von oben nach unten; die Großen möchten der Freyheit des Volks genießen, Bündniſſe ſchließen mit den Töchtern der Bürger und alle Standesbegriffe wegtilgen, ſo weit ſie ihnen hinderlich ſind. An dieſer nahm ich ſelbſt Theil, und bekam dafür einen Korb, der mir noch zu ſchaffen macht.“ — „Will Maria St. Joſeph nicht haben?“ fragte Sterzing. „Laſſen Sie uns über einen ſo ernſten Gegenſtand nicht witzeln,“ verſezte unſer Freund. „Gattinnen ſchenkt uns der Himmel, wenn er ſie für uns fertig hat; ich vergaß das, und wollte mir ſelbſt eine erziehen. Für dieſe Thorheit, und dafür, daß ich meine alte ehrwürdige Tante Jahre lang täuſchte, vielleicht durch meine Täuſchung Anlaß zu ihrem Tode gab, büße ich, und büße gerecht. Erwähnen Sie in Emiliens Gegenwart ja nichts von dieſen Dingen; das edle Mädchen iſt nur unter der Bedingung bey mir, daß hierüber ein gewiſſenhaftes Stillſchweigen beobachtet wird.“ — „Hm, hm,“ murmelte Sterzing; „das iſt ja ein kurioſes Weſen, und ich komme vielleicht gerade zur rechten Zeit an.“ Der Kranke hätte ihn nun gern fortgeſchickt; denn er war in ſeinem jetzigen Zuſtande für Sterzings Laune nicht recht empfänglich. Er ſchlug ihm daher vor, nach dem Schloſſe zu gehen und dort einſtweilen allein ſich die Zeit zu vertreiben. Aber der Maler gehörte zu den Menſchen, die innerlich kalt, bisweilen eine Art von Anlauf zur Empfindung nehmen und dann in ihrer Bizarrerie verharren, welche ſie für vortrefflich halten. Er ſchlug dem Baron rund ab, ihn zu verlaſſen, und ſprach dabey viel von den Pflichten der Freundſchaft. Emilie hatte jezt die doppelte Sorge, ihren Beſchützer zu pflegen und den unruhigen Geſellen von ihm abzuhalten, der mit ſeinen Späßen der Geneſung eher hinderlich als förderlich war. Es gelang ihr ſo ziemlich: Sterzing lief faſt den ganzen Tag umher, bildete ſich aber nichts deſtoweniger ein, daß er dem Baron die erſprießlichſten Dienſte leiſte, und einen unendlichen Edelmuth durch ſein Verweilen zeige. Einmal kam Emilie zu ihrem Freunde und ſagte: „Was mag der wunderliche Mann nur mit ſeinen immerwährenden Anſpielungen auf Maria und Joſeph wollen?“ Krankheiten geben dem Menſchen eine gewiſſe Rückſichtsloſigkeit. Werner erzählte ihr ſo freymüthig, als ſie gefragt hatte, die Geſchichte der frühern Tage, und reichte ihr des Malers Skizze, mit welcher er ſich eben beſchäftigt hatte. Emilie ſchauderte faſt vor der ſeltſamen Zeichnung zurück und

verſank in tiefes Nachdenken. Es kam ihr ſonderbar vor, daß Menſchenwille und Geſchick ſich unſre unbewußteſten Momente wählen können, um uns in ferne, kaum geahnete Kreiſe zu ziehen. Werner, da er ihren Ernſt bemerkte, fragte ſie: ob er ſein Ehrenwort gebrochen? — „Nein,“ erwiederte ſie erröthend; „Sie ſprachen von Dingen, welche vergangen ſind.“ — „Gewiß, Emilie,“ rief er, „ſie ſind in jedem Sinne vergangen. Es iſt Zeit,“ fuhr er mit ſchöner Herzlichkeit fort, „daß ich meinen Buſen ganz Ihnen eröffne. Ich habe Ihnen durchaus entſagt; ich fühle im Grunde meiner Seele, daß man lieben kann, ohne beſitzen zu wollen. Mein innigſter Wunſch iſt nur, daß Sie an der Seite eines würdigen Mannes dereinſt das Glück genießen mögen, deſſen Sie fähig ſind. Beſte Emilie, laſſen Sie mich etwas ausſprechen, und nehmen Sie es gut auf. Schon lange bekümmerte mich die Sorge um Ihre künftige Exiſtenz, und während meines jetzigen Siechthums iſt ein Plan gereift, ſie zu ſichern. Ich habe vor, Ihnen die Meierey am Strome, welche Sie ſo ſehr lieben, als Ihr Eigenthum zuſchreiben zu laſſen. Verſagen Sie mir den Wunſch nicht, nehmen Sie das Gehöfte aus der Hand Ihres treuſten Freundes an!“ — „O Gott!“ war Alles, was Emilie auf dieſe Worte vorbringen konnte. Ihr Herz im Buſen ſtockte, ſie ſchwankte in ihr Zimmer und fiel vor dem Sopha nieder, das Geſicht in die Kiſſen drängend. Lange lag ſie ſo ohne deutliches Bewußtſeyn. Dann durchdrang ein unabweisliches Gefühl ihre Bruſt und rief ihr zu, daß ſie Werner liebe, daß ſie ihn ſchon längſt geliebt habe. Zugleich aber machte ſeine Ruhe, ſeine Faſſung ihr ſchrecklich klar, daß er geneſen ſey von der Leidenſchaft, daß er wirklich der Hoffnung entſagt, weil ihn der Wunſch verlaſſen habe. Welt und Zeit zitterten vor ihren getrübten Blicken.

(Der Beſchluß folgt.)

Beobachtung einer allmähligen Zerſtörung der Sinne.

E. J., in Korſika geboren und mit der Familie Napoleons verwandt, von choleriſcher Gemüthsart, reich, lebhaft, Freund der Künſte und Vergnügungen, die er im Uebermaße genoß, ward plötzlich von dem Uebel des ſchwarzen Staars befallen. Im Anfange ſeiner Krankheit vermochte er noch Tag von Nacht zu unterſcheiden, bald aber war er ſeines Geſichts völlig beraubt. Die Fähigkeiten ſeines Geiſtes waren dabey durchaus nicht geſchwächt. Er hatte, als er erblindete, ein Amt von Wichtigkeit bekleidet; durch Ordnung und Methode kam er nun dahin, die Papiere, welche er empfing, ſo zu ordnen, daß er ſie, ohne daß ihm ſonſt Jemand dabey behülflich zu ſeyn brauchte, jedesmal herausholen konnte; vor ſeinem Bureau befand ſich ein Fächerkaſten, in dem alle Briefe und Papiere, welche zu den verſchiedenen Geſchäftszweigen gehörten, klaſſifizirt waren, und in jedem der Fächer lagen die Papiere in Umſchlägen eingewickelt und nach dem Datum ſowohl, als nach den Materien geſondert. Kurze Zeit, bevor Hr. J. blind wurde und die Senſibilität im Allgemeinen und Einzelnen bey ihm zu erlöſchen anfing, war ſeine Frau ſchwanger geworden und mit einer Tochter niedergekommen; das Kind kam mit allen Kennzeichen eines Albinos auf die Welt und behielt ſie auch.

Nach dem Verluſte des Geſichts bekamen die andern Sinne einen ungemeinen Grad von Vollkommenheit. Wir wollen hier nicht die intereſſanten Beobachtungen einzeln erwähnen, zu welchen der neue Zuſtand Anlaß gab, ſondern bemerken nur, daß das Gefühl jezt ſo fein wurde, daß J. die verſchiedenen Drucke unter einander vergleichen, Kupferſtiche, Holzſchnitte und Platten, welche mit Scheidewaſſer oder mit dem Grabſtichel gearbeitet waren, von einander unterſcheiden konnte; er ſpielte Triktrak, ging in Geſellſchaft und war ſehr liebenswürdig. Umgeben von ſeiner Familie, deren Glieder ſich alle um die Wette bemühten, J. ſeinen Zuſtand vergeſſen zu machen, lebte der Kranke ruhig ohne irgend einen weitern Zufall. Aber einige Jahre, nachdem er blind geworden, begann er harthörig zu werden; er machte Anfangs von einem akuſtiſchen Rohre Gebrauch, doch endlich wurde er völlig taub; nun ließ er ſich bewegliche Lettern en relief machen, durch die man ſich mit dem Kranken unterhielt. Er ſprach ohne Schwierigkeit und zeigte immer große Charakterſtärke; kündigte man ihm die Gegenwart eines Fremden an, welchen er früher gekannt, ſo rief er dieſem die alten Verhältniſſe wieder ins Gedächtniß und bezeigte ihm ſein Bedauern, daß er ihn nicht verſtehen könne, ließ ſich die Hand drücken oder nach dem Grade ihrer Freundſchaft umarmte er auch wohl die Perſon, um ſich von ihrer Gegenwart zu überzeugen. Er hatte ein außerordentliches Gedächtniß behalten; er ſcherzte manchmal über ſeinen Zuſtand, ſagte den Damen, für ihn altern ſie nicht und er ſehe ſie ſtets ſo jung vor ſich, wie er ſie vor ſeiner Krankheit gekannt. Es verſtrich auf dieſe Weiſe eine ziemlich lange Zeit; alle Heil- und Palliatiomittel, welche die Kunſt oder die Freundſchaft aufzutreiben vermochten, wurden angewendet, aber alle verfehlten ihren Endzweck. Da verlor ſich plötzlich das Gefühl und die Contraktionskraft; der Kranke konnte die Charaktere in Relief nicht mehr erkennen — es gab kein Mittel mehr, ſich mit ihm zu unterhalten. Die ganze Oberfläche des Körpers hatte ihre Senſibilität verloren und die Glieder wurden ſtufenweiſe gelähmt. Dabey behielt aber der Kranke die Fähigkeit zu ſprechen und zu kauen, und hatte auch noch fortwährend

Digitized by Google

Appetit. Der unglückſelige Vater ſah ſich alſo völlig getrennt von ſeiner Familie, indem er zu den Seinigen zwar ſprechen konnte, aber, was ſie erwiederten, nicht mehr vernahm. Indeſſen wurde von ſeiner Frau und von ſeinen Kindern entdeckt, daß eine ſeiner Wangen noch empfindlich geblieben war. Die rege Phantaſie des Kranken brachte ihn auf den Gedanken, ſich auf dieſen Theil ſeines Geſichts Buchſtaben zeichnen zu laſſen; durch dieß Mittel vermochte man ihm einige Sätze verſtändlich zu machen. Die Kräfte ſeines Geiſtes waren in ſolcher Thätigkeit, daß er nach wenigen Tagen gleich bey der erſten Sylbe eines Worts, welche man ihm hinzeichnete, errieth, was man ſagen wollte. Da er ſich nun ſehr für politiſche Ereigniſſe intereſſirte, hatte ſein Sohn die Geduld, ihm die erſte Rede des Königs von Frankreichs, nach ſeiner Wiedereinſetzung, Buchſtaben für Buchſtaben hinzuſchreiben. — Es iſt hieraus wohl zu erſehen, daß, wie groß auch die Seelenſtärke unſeres Kranken ſeyn mochte, ſein Gefühl bey dem allmähligen, ſtufenweiſen Abſterben ſchrecklich ſeyn mußte. Wir kennen außer dieſem kein zweytes Beyſpiel einer ſolchen allmähligen und völligen Zerſtörung aller Mittheilungskräfte. Sollte der Albinoszuſtand der Tochter vielleicht auch eine Folge des zerſtörten Nervenſyſtems des Vaters geweſen ſeyn?

Im Verhältniß, wie die Funktionen der Mittheilung erloſchen, und beſonders in der lezten Zeit der Krankheit, hatten die intellektuellen Kräfte eine Art von krankhafter Energie bekommen; der Charakter des Mannes hatte ſich verändert, er war ſehr auffahrend, zuweilen faſt wüthend. Die Schwäche des Unglücklichen nahm immer mehr zu, aber erſt nach mehreren Jahren, in welchen er mehr moraliſche als phyſiſche Leiden zu dulden gehabt, erloſch die Flamme des Lebens völlig.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

Für das Königsſtädtiſche Theater, welches bey ſeiner Entſtehung eine ſo große Aufmerkſamkeit erregt hatte, die durch fünf Jahre ſich hingezogen hat, manchmal hell aufflackernd, dann wieder langſam verlöſchend, ſchien endlich mit Ende vorigen Monats die längſt erwartete Kriſis eingetreten zu ſeyn. Hr. Cerf, der königliche Conceſſionär, übernahm gegen Deponirung einer ſehr bedeutenden Summe, zur Befriedigung oder vorläufig nur zur Sicherſtellung der Aktionäre, die alleinige Direktion deſſelben. Da es aber bekannt iſt, daß Hr. Cerf nicht die Mittel beſizt, eine ſo bedeutende Summe aufzubringen, ſo bleibt immer die Frage: Wer hat eigentlich das Geld hergegeben, wer iſt eigentlicher Direktor? Man iſt darin ziemlich einig, daß kein Privatmann ſein Vermögen an ein pecuniär mindeſtens keinen Vortheil bringendes Geſchäft gewagt haben kann. Auf welche Weiſe, mit welcher Abſicht aber eine höhere Perſon ſich der Sache angenommen hat, bleibt vor der Hand Geheimniß. So bleiben kann das Theater nicht füglich, obſchon nicht zu läugnen iſt, daß der gegenwärtige Geſchäftsführer oder Eigenthümer, Hr. Cerf, immer beſſer dirigirt, als beyde frühern Verwaltungen; denn das alte Homeriſche: „Einer ſey Herrſcher allein.“ paßt nirgends beſſer als auf eine Theaterdirektion. E i n Direktor macht ſo gut, was man „dumme Streiche“ nennt, als ein Comité von zehn; er hat aber dann wenigſtens die Erfahrung gewonnen, während bey einem republikaniſchen Vorſtande Einer um den Andern verſucht, keiner durch die Erfahrung des Andern gewizigt, aber Jeder mit dem ſichern Glauben, er habe das Arcanum gefunden. Das Repariren des Schadens muß dem überlaſſen bleiben, der ihn angerichtet hat, und es iſt gut, wenn das zugleich der iſt, der ihn tragen muß. Man ſpricht viel, was aus dem Theater, wenn es königlich iſt, werden k a n n, man hofft aber nicht viel. Einige wollen von einer italieniſchen Oper wiſſen, von dem Engagement der ehemaligen Sontag (die man jezt mit ziemlicher Gewißheit Gräfin Roſſi nennen will) zu dieſem beſondern Zwecke; Andere nennen bereits einen bekannten Hofmann als königlichen Direktor dieſes zweyten Theaters. Das mag alles ſeyn und kann ſich gewiß anſtändig arrangiren, auch ſind die Schauſpieler des Theaters, deren Exiſtenz in lezter Zeit freylich ſehr ſchwankend war, wohl zufrieden; damit hört aber das Inſtitut auf, für welches das größere Publikum und die Theaterfreunde ſich beſonders intereſſirten. Man betrachtete dieſe Bühne als eine der lezten, welche aus der Volksluſt und dem Volksbedürfniß entſtanden war und durch beyde gelenkt wurde. Theorien und eine höhere Staatskontrolle blieben hier ohne Einfluß. Es herrſchte völlige Parterrefreyheit; der Idee nach durfte dem Publikum nichts aufgedrungen werden, was es nicht mochte. Es konnte ſich hier etwas Nationales entwickeln, der Geſchmack, der ſich in der Mehrzahl des Publikums ausſprach, durfte darauf rechnen, von den Brettern herab repräſentirt zu werden. Dieß blieben nun meiſt fromme Wünſche; die Eitelkeit dieſes und jenes Direktors, eines oder des andern Regiſſeurs, die Unwiſſenheit und Unerfahrenheit Anderer, ein verkehrtes Verlangen der Sonntagspopulace, nur ſich und ſich da oben zu ſehen, dem man zu eilig nachgab, führten allmählig den geiſtigen Untergang des Theaters herbey. Demungeachtet war die Idee doch gut, und es gab Perioden, wo das Theater, thätig von Allen unterſtüzt, die etwas leiſten konnten, und vom beſſern Theil des Publikums gern beſucht, doch an das erinnerte, was es hätte werden können. Dieß Alles hört dann auf, wenn es ein königliches Inſtitut geworden, wenn die Schauſpieler nicht für ſich und die Erhaltung des Ganzen arbeiten, ſondern als Angeſtellte, die ihre Gage bekommen, mag es ſchlecht oder gut gehen; wenn ein königlicher Direktor an der Spitze ſteht, deſſen Verwaltung zu tadeln, zum Eingriff in die adminiſtrativen Staatsrechte wird; wenn dem Publikum ſeine Freyheit genommen, oder ſelbſt, wenn es nur zur Nebenſache wird. Dagegen verſichern Andere, auch wenn ein Höherer das Geld hergebe und die Sache übernähme, ſolle der Schein der Freyheit und der Reſt von Nationalität wenigſtens bey dieſem zweyten Theater nicht aufhören. Wie ſich das vereinigen läßt mit einer höhern Kontrolle, iſt indeſſen nach den bisherigen Beyſpielen nicht wohl abzuſehen. Bey den reißenden Fortſchritten, welche das Theater nicht in Deutſchland allein, ſondern in der ganzen Welt macht, indem jedes Jahr etwas geleiſtet wird, was man im vorigen noch für unmöglich hielt, kann jedoch noch vielerley ins Leben treten, wovon ſich unſere Philoſophie nichts träumen läßt. Sollten Gladiatoren- und Schiffskämpfe zu den Unmöglichkeiten gehören? Eine Fechterin und einen Elephanten hat man ſchon auf den Brettern geſehen.

(Die Fortſezung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 104.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 311.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 29. December 1829.

So vertraut' Europa dem argen Stier einſt
Ihren Marmorwuchs, bis umher Gewimmel
Grauſer Meerſcheuſal' und Gefahr erblaſſend
Schaute die Kühne.

Horaz nach Voß.

Schiffbruch der genueſiſchen Brigg Stephano, Kapitän Nikolao.

Inſel May des grünen Vorgebirges, 1. Juli 1829.

Die Nachricht unſeres ſchrecklichen Schiffbruches iſt ohne Zweifel ſchon bis zu Dir gedrungen, mein Lieber, und der Ruf, welcher alles, und vorzüglich das Unglück vergrößert, wird Dir von der fürchterlichen Kataſtrophe Kunde gegeben haben, welcher der Kapitän Nikolao, ein Reiſender, zwey Matroſen und ich nur durch ein Wunder entronnen ſind.

Es war ſechs Uhr Abends, als wir unter Segel gingen; ich blieb auf dem Verdecke und ſuchte noch am Horizonte den Punkt, wo Genua lag. Als ich ihn aus dem Geſichte verloren hatte, verfiel ich in ſüße Träumereyen und überließ mich jenen Entwürfen des Ehrgeizes, die Du ſo oft an mir getadelt; allein nicht eines niedrigen Zweckes wegen ſtrebe ich nach der Gunſt des Glückes; ich liebe meine Mitbrüder zu ſehr, um einigen Werth auf das Metall zu legen, welches nur die Gewalt verſchafft, ſie zu unterdrücken; aber ich haſſe auch den Deſpotismus zu ſehr, um nicht mein Leben an die Hoffnung zu ſetzen, ihm durch jene goldene Pforte zu entrinnen, die von ſeinen Trabanten nicht bewacht wird. Die Nacht überraſchte mich in meinen Gedanken, und um mich noch weiter in ſie zu verſenken, zog ich mich in mein Zimmer zurück, ohne mich an die allgemeine Tafel zu ſetzen; auch wollte ich nicht an Einem Tage von allen Mitteln der Zerſtreuung Gebrauch machen, welche einem auf einer langen Ueberfahrt zu Gebot ſtehen. Des andern Morgens, mit Tagesanbruch, war alles Land verſchwunden; der Himmel, das Meer und unſere Brigg, mit vollen Segeln dahin ſchießend, ſonſt war nichts zu ſehen; der ſanfte Wind hatte ſich nicht geändert, und die Matroſen ſangen auf den Raaen. Ich muſterte meine Reiſegefährten, die mich bereits der Miſanthropie beſchuldigten, aber dieſer Vorwurf kam aus einem liebenswürdigen Munde. Madame Biacchi, die denſelben an mich richtete, ſaß auf dem Verdecke, welches eine ſorgſame Hand gegen die ſengenden Sonnenſtrahlen geſchirmt hatte; die Sorge, welche ſie ihren beyden Kindern ſchenkte, hinderte ſie nicht, mit bezaubernder Anmuth das Geſpräch zu verfolgen, das ſie mit ihren Reiſegefährten angeſponnen hatte, welche, an der Zahl zehn, ſie in einem Kreiſe umringten. Welch anziehendes Gemälde: eine anmuthige Frau, ein Kind an ihrem Buſen, ein anderes zu ihren Füßen ſpielend; zwey franzöſiſche Offiziere mit grauen Schnurrbärten, die ihren Worten ſo große Aufmerkſamkeit ſchenkten, als ſpräche ſie von Bataillen; ein junger Italiener, der ſeine Guitarre und ſeine Romanze hatte fallen laſſen, um kein Wort von dem zu verlieren, was die Signora ſagt; drey oder vier Piemonteſer, die, während ſie der liebenswürdigen Erzählerin zuhorchten, ihre Pfeifen haben erlöſchen laſſen; und endlich ich ſelbſt, wir waren alle ganz entzückt. Von

Digitized by Google

was ſprach aber Madame Biacchi? von ihrem Gemahle; ſie ſchilderte mit lebhaften Farben die Qualen, die er von der ſardiniſchen Regierung hatte erdulden müſſen; ihre rührende Erzählung hatte die Aufmerkſamkeit aller gewonnen, alle Einflüſterungen des Egoismus zum Schweigen gebracht. Wahrlich eine Frau, eines glücklicheren Looſes würdig! Doch wir wollen den Ereigniſſen nicht vorgreifen, ſondern noch bey anmuthigeren Bildern verweilen; das Schauerliche, das Entſetzliche, nichts wird dem Gemälde fehlen, das ich entwerfen muß, nichts... leider! ſelbſt die Wahrheit nicht. Herr Biacchi, in ſeinem Vaterlande verfolgt, ausgeplündert, verbannt, ohne alle Mittel, außer den armſeligen Trümmern eines großen Vermögens, welche ihm die erfinderiſche Zärtlichkeit ſeiner Gattin zu retten gewußt hatte, Biacchi, ſage ich, hatte unter dem Heere von Buenos-Ayres Dienſte genommen. Man hatte ihm ſeinen Rang als Obriſt gelaſſen, und die dankbare argentiniſche Republik hatte ihn mit einem beträchtlichen Gute, nicht weit von dem Schauplatze ſeiner Thaten, beſchenkt; ſeine Familie, von ihm in ſein neues Vaterland berufen, hatte ſich beeilt, ſich ſeinen Wünſchen zu fügen; der junge Menſch mit der Guitarre war ſein Bruder, und der Obriſt hatte, um durch eine edelmüthige Handlung die Wiedervereinigung ſeiner Theuren zu feyern, die Ueberfahrt für die drey piemonteſiſchen Landleute, ſeine Waffengefährten, bezahlt, denen er auch einen Theil der geſchenkten Beſitzungen zudachte. Die beyden franzöſiſchen Offiziere, von denen ich ſprach, hatten ſo eben den Dienſt Griechenlands, in Folge von Uneinigkeiten, die unter den helleniſchen Oberhäuptern herrſchten, verlaſſen. Die Ruhe fürchtend, welche ſie in Frankreich erwartete, wollten ſie der neuen Welt einen Arm anbieten, welchen die alte Welt nicht beſchäftigen konnte. Das offene, freymüthige Weſen dieſer Braven verſprach mir angenehme Unterhaltung, und ich benuzte, um mit ihnen zu ſprechen, jeden Augenblick, welchen Madame Biacchi den Geſchäften ihres kleinen Haushaltes ſchenkte. Voll von Hoffnungen und durch ein herrliches Wetter begünſtigt, ſahen wir, anſtatt die Gefangenſchaft, zu welcher man ſich auf einer weiten Seereiſe freywillig verurtheilt, lang zu finden, die Tage raſch, ohne Eintönigkeit dahinfließen, denn wir trugen Sorge, mit unſeren Beſchäftigungen und Vergnügungen abzuwechſeln, beſonders aber einen mäßigen Gebrauch von denſelben zu machen, ein ſicheres Mittel, um auch des andern Tages Geſchmack daran zu finden. Mit Untergang der Sonne hatten wir immer ein kleines Konzert, deſſen Zierde die liebliche Stimme Madame Biacchi's war.

Du haſt keinen Begriff von den köſtlichen Abenden, welche man an Bord eines Schiffes in ſüßer Vertraulichkeit verlebt. Wann ſich meine Reiſegefährten zur Ruhe begaben, blieb ich noch auf dem Verdecke und machte Entwürfe zu meinem Glücke, wenn ich nicht an Dich dachte, oder vielmehr, indem ich an Dich dachte; denn ich wollte nur reich ſeyn, um mit Dir das zu theilen, was ich erringen könnte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der neue Pygmalion.

(Beſchluß.)

Der Maler fing inzwiſchen an, gerade hin geſagt, unausſtehlich zu werden. Er hatte mehrere hübſche Anſichten bey dem Städtchen aufgenommen, einige Karrikaturgeſtalten, die ihm in den Straßen entgegengelaufen waren, gezeichnet, und war jezt ohne Beſchäftigung, daher er die größte Langeweile zu fühlen begann. In dieſem Zuſtande kam nichts ſeinem Mißbehagen und ſeiner Unruhe gleich. Queckſilbrig durchrannte er das ganze Haus, ſchlug die Thüren heftig zu, ſtürmte jeden Augenblick unerwartet ins Krankenzimmer, richtete ſich in einem Saale neben dem leztern unter vielem Geräuſch eine Art Atelier ein, überſchüttete Wernern mit einer Maſſe von barocken Einfällen, forderte ſein Urtheil über abſcheuliche Zerrgeſtalten, die er alle Tage zu Dutzenden fabrizirte, und was dergleichen Ungereimtheiten mehr waren, welche den Kranken ganz verdrießlich machten. Emilie bat ihn mehrmals höflich, doch nach dem Schloſſe abzureiſen, aber er blieb unbeweglich; denn er war ſo konſequent in einer Grille, als er inkonſequent war, wo es Ernſt galt. Um ihn zu beſchäftigen und ihn einigermaßen unſchädlich zu machen, ſchlug ihm Emilie vor, er möchte insgeheim eine Kompoſition entwerfen und den Freund zu ſeiner Geneſung damit überraſchen; irgend etwas Bedeutendes, Charakteriſtiſches müſſe es ſeyn. Sterzing ergriff dieſe Idee mit allem Feuer. „Ich will etwas liefern,“ rief er aus, „was alle meine bisherigen Werke übertreffen ſoll. Man hat mich ſo oft getadelt, daß ich die Gattungen vermiſche; jezt iſt ein reiner, antiker, erhabener Sinn, wahrſcheinlich durch die Langeweile dieſes Orts, in mir erweckt worden; eine Schöpfung im großen Genre ſoll aus ihr entſpringen, die man nicht ohne gähnende Bewunderung oder bewunderndes Gähnen wird anſchauen können.“

Sterzing hatte die unzarte Idee, den Moment zu zeichnen, wo Pygmalion um die Beſeelung der geliebten Statue fleht. Und wie ſich Alles in ſeinem Geiſte bizarr und überladen ausprägte, die Bildſäule ſollte ein Bild der Liebesgöttin ſelbſt ſeyn, der Künſtler ſollte vor dieſer auf den Knien liegen, die Göttin um ſie ſelbſt anflehend. Natürlich erfuhr Emilie nichts von dieſer Poſſe, der er durch Porträtirung wieder die allerverletzendſte Richtung zu geben keine Scheu trug. Er lebte und webte von nun an ganz in ſeinem geſchmackloſen Gedanken, lief nach Materialien und Vorrichtungen zu einem Gerüſte umher und war zwey Tage hindurch kaum ſichtbar, ſo daß unſer

Digitized by Google

ſeltſames Paar ſich einer wohlthuenden Einſamkeit überlaſſen fand. Emilie benutzte dieſelbe zu einem Ausfluge nach dem Gute, indem ſie Wernern unter der Obhut ſeiner freundlichen Wirthin zurückließ. Es war der ſchönſte Herbſttag; ſie konnte ihrem Pflegebefohlenen ein Körbchen des herrlichſten Obſtes und ſchöner Trauben zu ſeiner Erquickung mit zurückbringen. Sie ſezte ihm daſſelbe auf ſein Bett; er genoß die Früchte dankbar und ſprach: „Für die Obſtzucht auf Ihrem Gehöfte will ich insbeſondere ſorgen, liebe Emilie; ich denke, Ihnen eine treffliche Baumſchule anzulegen.“ In dem Augenblicke trat die Hauswirthin herein und rief froh: „Es iſt Friede!“ Sie legte die Zeitung auf den Tiſch. Der Chirurgus kam, nahm den Verband ab und erklärte Wernern für geheilt. Es war, als ob aller Segen heute Abend über ihn kommen ſollte; er rief fröhlich aus: „Wie ſehne ich mich nach Luft und Licht, nach Bewegung und Freyheit. Wie wohl wird mir die Arbeit auf meinem Gute thun! Beſte Emilie, Sie ahnen nicht, was es heißt, krank ſeyn; man vergißt alles andere, wenn ſich der Körper übel befindet.“ — „Ach ja,“ dachte Emilie; „er hat alles vergeſſen, auch ſeine Liebe. Obſtbäume will er mir pflanzen; er mag nur für Cypreſſen ſorgen; an einem Grabe wird es vielleicht nicht mangeln.“

Als ſie am andern Morgen ſich kaum erhoben und angekleidet hatte, klopfte es leiſe an ihrer Thür. Sie öffnete, Sterzing ſtand davor mit Crayon und blauem Papier. „St!“ ziſchelte ſie ihm zu; „der Baron ſchläft noch. Sie erwecken ihn, wenn Sie im Saal arbeiten.“ — „St.!“ ziſchelte er nach; „mäuschenſtill ſollen ſie mir als Modell ſtehen.“ Was ſollte ſie thun? Sie mußte es ſich wohl gefallen laſſen. Leiſe ſchlichen beyde nach dem Saale. Sterzing bat ſie, auf einen Stuhl zu treten, den er zum Piedeſtal erhoben hatte. Er löſte ihre Flechten, gab ihr mit Shawls eine Art von antiker Bekleidung, und brachte ſie in die Attitüde der Venus Genitrix. Nun ſezte er ſich gegenüber und fing an zu zeichnen. Kaum hatte er begonnen, als unſer Freund nebenan von einem langen, balſamiſchen Schlummer erwachte. Er erhob ſich; er konnte ſich zum erſten Mal ohne fremde Hülfe ankleiden. In der Todtenſtille, welche um ihn herrſchte, hielt er ſich für ganz allein und unbelauſcht. Das Fenſter war aufgegangen, ein kühler Luftſtrom ſpielte um ſeine Wangen, als wollte er ihm Grüße von draußen, von der ſchönen Natur bringen. Er ſah in den blauen Himmel, in die gelbrothen Kronen der Bäume, und empfand ein unausſprechliches Wohlſeyn, eine Gewißheit der Geneſung. Werner war zu beglückt, um ſtumm bleiben zu können. „Dank Euch, ihr himmliſchen Mächte,“ rief er aus, „daß ihr mich wieder hergeſtellt habt! Das Leben iſt ſo ſchön, daß man dafür danken muß, ſelbſt wenn es noch ſo viel geraubt, noch ſo oft getäuſcht hat! Welche ſüße Hoffnungen ſind mir zertrümmert! Aber ich lebe und lebe gern.“ Im Saale, den nur eine dünne Tapetenthür von Werners Zimmer ſchied, ging kein Wort von dieſem Selbſtgeſpräche verloren. Sterzing ſah mit Schrecken, daß Emilie auf ihrem Stuhle unruhig wurde. Er fürchtete eine Störung der Studie, ihm das Verhaßteſte auf der Welt, und flüſterte kaum hörbar: „Ruhig geblieben, er will von Ihnen nichts; er ſpricht mit dem lieben Gott; man darf keinen Menſchen in der Andacht ſtören.“ — „Ach, und dennoch!“ rief Werner; „wenn ſie empfände! wenn ſie empfinden könnte!“ Emilie glühte, wie eine Purpurroſe. Auch Sterzing war von dem alten Spottgeiſte verlaſſen; die Sonderbarkeit dieſer Situation überwältigte ihn. Er ſaß ſtumm da und ſchabte mit einem verlegenen Geſicht ganz unmäßig an ſeiner ſchwarzen Kreide, bis er den Stift weggeſchabt hatte. — „Eitle Träume!“ ſeufzte Werner. „Es gehe ihr wohl! Sie iſt mir nicht beſchieden. Gott! mit welchen Blicken ſähe ich in deinen Himmel, wenn es anders wäre!“ Wie hätte ein armes Mädchen wohl länger ein Bild von Stein darſtellen können? Emilie warf haſtig den Shawl ab, ſprang von ihrem Poſtament, flog in das Nebenzimmer, und der Maler hörte verworrne Laute und Worte des Entzückens. Darauf ward es ſtill. Sterzing trat lauſchend in die Thüre. Nun war das Werk der Erziehung vollendet, und die Erzogene lag dem Erzieher im Arme. „Ach, wie ging das zu?“ fragte Werner. „Ich weiß es nicht,“ verſezte Emilie. „Es iſt, wie es iſt; laßt uns nun nicht grübeln. Du hätteſt mich nur nicht ſo beſtürmen ſollen, am Sarge der Tante; konnte ich denn da gleich Ja! ſagen? Man muß ſo etwas doch erſt überlegen.“

Sterzing ließ ſich ſehen. Der Baron ſagte freudig: „Lieber Sterzing, hier ſind zwey glückliche Menſchen.“ Der Maler erwiederte trocken: „Ich gratulire. Bey mir habt Ihr Euch zu bedanken; ich ſchüttelte Euch die reife Frucht vom Baume. Es heißt mit Recht:

> Solches müſſet ihr uns laſſen,
> Kunſt iſt Hans in allen Gaſſen.

Doch ich habe mein Blatt zerriſſen, denn Ihr ſeyd ein größerer Meiſter, als ich. Ich zeichne die Bildſäulen, Ihr macht ſie lebendig, daß ſie mir vom Stuhle ſpringen; darum ſollt Ihr bis zum jüngſten Tage heißen: der neue Pygmalion. Uebrigens quälen und ſtreiten die Menſchen ſich doch wahrhaftig um ein reines Nichts. Die Schöne hätte herzlich gerne ſchon lange Ja geſagt, wenn Ihr ſie nur darum gebeten hättet; und warum baut Ihr auf den Conventsdeputirten ein, da Ihr ſelber Eure Bauern freygebt, was die Dreyfarbigen ja nur wollen? Es hat eine Confuſion begonnen, und kein Menſch weiß mehr, was er will.“

Aber die Liebenden hörten von allen dieſen Worten nichts.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

(Fortſetzung.)

Eine „Droſchke“ iſt neulich dort (auf dem Königsſtädtiſchen Theater) verunglückt. So heißt nämlich ein allegoriſches Liederſpiel von Hrn. von Holtei, in welchem derſelbe einen Verſuch gemacht, die allegoriſchen Zauberpoſſen eines Raimund von Wien nach Berlin zu verſetzen. Allegorien gehören überhaupt nicht mehr auf unſer Theater; wir haben andere, beſſere Mittel, das auszuſprechen, was ſie ſagen wollen oder ſollen. Dann iſt der Berliner Boden am wenigſten dazu geeignet; es fehlt hier die luſtige Empfänglichkeit, der fröhliche Glaube. Da kamen vom Himmel „hergeſchneit,“ ſagte das Publikum, Glaube, Liebe, Hoffnung, noch dazu mit den fremden Namen Spes, Fides, Charitas, in griechiſchem Koſtüm; ſie kamen ohne Prolog, ohne Einleitung; man wußte nicht, was ſie wollten, was ſie ſollten; ſie bemühten ſich um einen Berliner Stutzer, der nach unſerer Meynung einen ſo unmittelbaren himmliſchen Beyſtand und Einſpruch wenig verdiente. Das ganze Stück kam uns ſo fremd vor, die erſten Göttererſcheinungen waren ſo lächerlich, daß, als das Lachen einmal angefangen hatte, es nicht wieder aufhören wollte und manches Gute, was das Stück ſonſt haben mochte, dem übrigens ein verſtändlicher Prolog vielleicht aufgeholfen hätte, verloren ging. Sonſt hat das Theater wenig oder gar nichts Neues in lezter Zeit geliefert. Es fehlt an Arbeitern dafür, die meiſtens von den frühern Direktoren, welche die Verfaſſer von Theaterſtücken als Nebenſache anſahen, mehr verſcheucht, als aufgemuntert wurden. Und doch kann dieſes Theater, vermöge ſeiner beſchränkten Conceſſion und der Anforderungen eines Publikums, das nicht Kunſtleiſtungen, ſondern ſtets neue Leiſtungen ſehen will, ſich nur durch immer neue Stücke halten. Dekorationen, Anzüge, Feuerwerke, Thiere wollen nichts mehr machen. Nur die friſchen Stimmen einiger Steyriſchen und Tyroler Alpenſänger füllten in den lezten Wochen das Haus und die Kaſſe. Doch auch dieſe Natur- und Kunſttöne verlieren am Ende ihre Wirkung. Wenn das Theater untergeht, geht es wenigſtens nicht ohne eine Art europäiſchen Namen unter, da von hier aus die Sontag den übrigen gewonnen hat, und mit ihr gewiſſermaßen die Anerkennung deutſchen Talentes auf dem franzöſiſchen Theater beginnt.

Von der königlichen Bühne läßt ſich zum Jahresſchluß nicht viel mehr als Negatives melden. Es lebt ſich auf dem Theater nur ſo fort, damit man nicht ſagen kann, daß es geſtorben iſt. Mit dem Königsſtädtiſchen ſänke ſeine beſte Stütze, indem die Blüthe jenes Inſtituts vor einigen Jahren dieſes zu Anſtrengungen veranlaßte, die ihm doch für kurze Zeit wieder Zuſpruch und Achtung verſchafften. Dieſe Periode der Aufregung und Rivalität iſt nun längſt vorüber. Man ſchläft und träumt fort in apathiſcher Muthloſigkeit. Graf Rederns Stellung und Luſt zur Sache ſcheint noch immer nicht definitiv entſchieden. Die negative Kraft thut ſich bis jezt in Entlaſſungen Penſionirungen, Einſchränkungen und abſchlägichen Antworten kund; dagegen wäre nichts zu ſagen, wenn nur etwas Poſitives dazu käme. Noch iſt viel Gutes vorhanden, aber das lebendige Band fehlt. Das Publikum wird zu bittern Gloſſen aufgefordert, wenn es ſich ſeit Jahren überſchlägt, welche Talente hier hätten engagirt werden können — und zu ihrer Zeit für ein Billiges — die man aber hat gehen laſſen, in der Erwartung, daß immer noch etwas Beſſeres kommen könne, daß man daher nicht zu ſchnell zugreifen müſſe.

(Der Beſchluß folgt.)

Paris, December.

Wenige Vaudevilles dieſes Jahres haben ſo viel Beyfall erhalten, als „Marie Mignot,“ das beynahe ſchon 30mal auf dem Vaudevilletheater gegeben worden iſt, und jeden Abend ein volles Haus zu Stande bringt. Seit ſeiner „jungen Königin Chriſtine von Schweden“ hat der Dichter Bayard kein ſo beliebtes Stück gedichtet, wie dieſes, und Scribe ſelbſt könnte eiferſüchtig auf denjenigen werden, den er zuweilen zum Mitgehülfen gehabt und welcher dießmal ein Stück hervorgebracht hat, das beſſer iſt, als manche Scribe'ſchen. Marie Mignot iſt ein Sittengemälde aus der Zeit Ludwigs XIV., in drey Aufzügen, die durch Zeiträume von zehn Jahren von einander getrennt ſind. Im erſten Aufzuge iſt Marie Mignot eine junge und hübſche Wäſcherin und heyrathet aus Ehrgeiz einen reichen Prokurator, indem ſie die Liebe eines jungen Prätendenten verſchmäht; im zweyten iſt ſie reiche Wittwe und heyrathet den Marſchall von Hopital, was, wie die vorige Heyrath, hiſtoriſch richtig ſeyn ſoll; auch in dieſem Aufzuge verſchmäht ſie wieder die Hand des vorigen Geliebten, der unterdeſſen Prokurator geworden iſt, aber für die ehrgeizige Wittwe nun wieder viel zu tief unter ihr ſteht. Im dritten Aufzuge endlich iſt Marie Mignot wieder Wittwe, wird von Caſimir, dem ehemaligen Könige von Polen, geliebt, was wiederum hiſtoriſch wahr ſeyn ſoll, und ſteht ſogar auf dem Punkte, ſeine Frau zu werden, alſo die Gemahlin eines Königs, wenigſtens eines geweſenen. Unterdeſſen iſt der alte Geliebte ihr zu Liebe in ſchwediſchen Dienſt getreten und Feldmarſchall geworden, und heyrathet zulezt eine Prinzeſſin, wogegen Marie Mignot ſich ins Karmeliterkloſter zurückzieht. Da in dieſem Stücke Alles in auf- und abſteigender Linie gehen mußte, ſo haben die Dichter auch die berüchtigte Buhlerin Marion Delorme eingeführt, welche im erſten Aufzuge eine glänzende, reichgeſchmückte und lebensfrohe Dame iſt, und im lezten Aufzuge bey Marie Mignot um Brod bettelt; eben ſo iſt da ein Oheim der Marie Mignot, der im erſten Aufzuge ein Koch iſt und ſich allmählig mit ſeiner Nichte emporhebt, ohne daß er aufhört, ſich mit Saucen und Ragouts zu beſchäftigen, eine luſtige Figur, ganz in Scribe'ſchem Geiſte, obſchon ein wenig übertrieben; allein ſolche poſſierliche Figuren, wenn ſie mit Geiſt behandelt ſind, gefallen immer. Das Stück iſt bereits gedruckt, und wahrſcheinlich wird Marie Mignot bald auch auf fremden Bühnen erſcheinen, wie ſo manche andere Vaudevilles aus Paris, deren Verfaſſer zwar nicht viel Originelles geben, aber die Kunſt verſtehen, leicht und angenehm zu dramatiſiren. Manche nehmen ihren Stoff aus Sammlungen von Erzählungen und Novellen; ſelbſt Scribe verſchmäht dieſe Quelle nicht, und viele ſeiner witzigen Vaudevilles ſind dramatiſirte Novellen; ſo hat er neulich aus einer Erzählung Zſchokke's den Stoff zu einem Vaudeville genommen, deſſen Handlung in der Schweiz vorgeht und auf einem vorgeblichen Gebrauche beruht, nach welchem derjenige, welcher ein Mädchen öffentlich küßt, genöthigt iſt, es zu heyrathen. Schon ein anderer Dichter hatte ein leichtes Vaudeville nach dieſem Stoffe gedichtet; Scribe hat denſelben freyer bearbeitet und anſtatt des Küſſens etwas Ernſthafteres, nämlich eine förmliche Verführung, zu Grunde gelegt. Dieſes Stück iſt wiederum keines von den beſſern des berühmten Dichters, wird aber dennoch faſt jeden Abend mit einigen andern ſeiner Stücke gegeben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 104.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 312.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 30. December 1829.

— Wenn noch eben
Du plözlich würdeſt nun enthoben,
Wie wäreſt, Seele, du bereit?

Uhland.

Die Puppe.

Von Juſtinus Kerner.

Sieh' die Raup' in ihrer Puppe
Stillem, dunklem Schattenreich,
Nun getrennt von den Genoſſen,
Einzig in ſich ſelbſt verſchloſſen,
Todt nicht, ob begraben gleich.

Schaut nicht mehr den Thau der Triften,
Iſt der Blüth' und Kräuter baar,
Gänzlich nur ſich ſelbſt gegeben
Trägt ſie das vergangne Leben
In ſich als ein Pünktchen klar.

Und in ſolcher ſtillen Klauſe
Streift ſich ab ihr Erdgewand,
Reiſen ihr die bunten Schwingen,
Die ſie einſt als Pſyche bringen
Himmelwärts aus düſtrem Land.

Sieh die Raup' in ihrer Puppe!
Glaube: Daß auch Dich der Tod
Einſt nicht trägt mit Blitzes Schnelle —
Iſt Dein Innres noch ſo helle —
In ein ew'ges Morgenroth.

Schiffbruch der genueſiſchen Brigg Stephano, Kapitän Nikolao.

(Fortſetzung.)

Wenn wir ſo einſam auf dem unermeßlichen Ocean Tag und Nacht gewogt hatten, ach! welch ſüßes Gefühl war es da, mit dem Aufgange der Sonne, ein Schiff zu erblicken! Unſere Augen funkelten vor Freude, ein Segel! ein Segel! Derſelbe Ruf wiederholt ſich auf dem andern Fahrzeuge; man nähert ſich durch ein Manöuver und wechſelt einige freundliche Worte. Man ſpricht von ſeinen Freunden, von ſeinem Vaterlande, und bald, nur zu bald, trennt man ſich, obwohl ungerne und ſezt ſeinen Weg auf dem ſtillen Meere fort.

Gute Winde begünſtigten uns fortwährend; wir waren über die Punkte hinaus, wo man gewöhnlich Orkane und Stürme trifft. Es war wirklich anziehend, die Freude zu ſehen, die in unſerem kleinen Zirkel herrſchte; wir bildeten ſo zu ſagen nur eine einzige Familie, die einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt hat. Nie hatte eine Königin einen eifrigeren und dienſtbefliſſeneren Hof, als Madame Biacchi am Borde des Stephano. Wir ergözten uns an den Spielen ihrer Kinder; wir fühlten uns ſelig in dem Glücke, welches dieſe vortreffliche Mutter fühlte, wenn ſie dieſelben auf dem Verdecke ſo munter ſcherzen ſah, als befänden ſie ſich auf offenem Felde. Der kleine Joachim war beſonders liebenswürdig. Er war der Liebling aller Paſſagiere, er ſezte ſie manchmal durch ſeine

Digitized by Google

glücklichen Einfälle in Erſtaunen, erſchreckte ſie aber oft durch ſeine Lebhaftigkeit. Die Matroſen ſchenkten ihm große Aufmerkſamkeit, und ein Schiffsjunge hatte ihn ſo lieb gewonnen, daß er ihn unterwies, in den Maſtkorb zu klettern, was der kleine Mann mit überraſchender Behendigkeit ausführte. Der Kapitän ſelbſt hatte, troß ſeines Ernſtes, ſeine Freude daran, ihm die Namen des Tauwerkes, der Segel, Maſten und unzähligen Stücke, die zum Tackel- und Zimmerwerke eines Schiffes gehören, vorzuſagen. Joachims glücklichem Gedächtniſſe waren alle dieſe techniſchen Worte ein Spiel; alle Welt endlich ergözte ſich an ſeinen witzigen Einfällen und an der Leichtigkeit, womit er die Strickleitern erkletterte, alle Welt, mit Ausnahme ſeiner Mutter. Mitten in einer lebhaften Unterhaltung ſah Madame Biacchi plötzlich ihren Sohn an den Tauen emporklimmen, da änderten ſich ihre Züge, das Wort erſtarb auf ihren Lippen, und ſo ſehr wir uns dann bemühten, ſie zu beruhigen, ſo blickte doch immer die mütterliche Liebe und Beſorgniß aus ihren unruhigen Mienen.

Eines Tages, und von dieſem Augenblick fing unſer Unſtern an, ſaßen wir am Steuerborde, beſchäftigt, ein mit Fiſchen, deren Namen ich vergeſſen habe, gefülltes Netz aus dem Meere ziehen zu ſehen; Joachim, rittlings auf einer Raa ſitzend, beugt den Körper vor, um den Gegenſtand unſerer Aufmerkſamkeit beſſer zu ſehen; Madame Biacchi allein gewahrt die gewagte Stellung, welche das Leben ihres Sohnes gefährden kann; ſie ſtößt einen Schrey aus; das erſchreckte Kind verliert das Gleichgewicht und ſtürzt auf das Verdeck. Man drängt ſich um ihn; man ſieht, man entfernt die Mutter. Joachim war nicht mehr, er hatte ſich die Hirnſchale zerſchmettert, und das arme Kind war bereits leblos, als man es in das Zimmer des Kapitäns trug. Ich verſuche es nicht, theurer Freund, Dir die gräßliche Beſtürzung zu ſchildern, in welche uns dieß Ereigniß verſezte, noch den Schmerz Madame Biacchis, ihre Verzweiflung, ihr Wehklagen, welches noch in meinen Ohren tönt, ihre Thränen, welche ich noch fließen ſehe. Ich muß Dein Gefühl ſchonen, da es noch andere Prüfungen zu beſtehen hat. Das Glück, welches uns der Himmel auf dieſer traurigen Reiſe geſchenkt, war zu Ende. Den nämlichen Abend wurde der arme Joachim ſtill in das Meer geſenkt, und ungefähr zwey Stunden nach dieſer Ceremonie ſchlug der Wind um. Ein fürchterlicher Orkan warf ſich auf den Stephano; das Meer drohte uns in ſeinen ſchauerlichen Abgründen zu verſchlingen. Nach der Schätzung des Kapitäns waren wir nicht weit entfernt von den Inſeln des grünen Vorgebirges, deren Küſten mit Klippen umringt ſind, was unſere Lage äußerſt kritiſch machte. In der Nacht tobte der Sturm mit ſolcher Heftigkeit, daß das Schiff ſeine Segel verlor, ſelbſt diejenigen, die an die Raaen geſchnürt waren. Unter einem großen Theil der Paſſagiere und Bemannung herrſchte Beſtürzung. Wenn es ein wenig Schande macht, die unfreywilligen Regungen der Furcht zu fühlen, ſo gehört einiger Muth dazu, es zu geſtehen, und aufrichtig geſagt, man ſieht mit 25 Jahren den Tod nicht ſo nahe, ohne gar ſehr zu wünſchen, daß er ſich entfernen möchte. Ich hatte alſo Angſt, inſtinktmäßige Angſt, und beneidete die Unerſchrokkenheit der beyden franzöſiſchen Offiziere in einem Augenblicke, wo das Brett, welches uns von der Ewigkeit trennte, jeden Moment an einem Felſen zerſchellen konnte. Madame Biacchi war unempfindlich für die Gefahr; ganz dem Schmerz über den Verluſt des Gegenſtandes ihrer höchſten Zärtlichkeit hingegeben, hatte ſie nur noch einen Wunſch, ſich bald mit ihm vereinigt zu ſehen, und bey jedem Stoße ſah man in ihren Augen eine Freude funkeln, für die ich keinen Ausdruck finde; kaum duldete ſie die Liebkoſungen des Sohnes, der ihr noch geblieben war, und ihre Hand machte manchmal den Verſuch, ihn zurückzuſtoßen.

Der Sturm dauerte die ganze Nacht; gegen fünf Uhr Morgens ließ er auf einmal nach, der Wind legte ſich, aber das Meer war noch ſehr bewegt, und das Schwanken des Schiffes unerträglich; wir waren nahe bey der Inſel May (einer der Inſeln des grünen Vorgebirges), und mit Tagesanbruch ſahen wir, welche Gefahren wir beſtanden hatten. Die Sonne erſchien am Horizonte in ihrer vollen Pracht, und wir begrüßten mit lauter Freude die Erſcheinung dieſes trügeriſchen Geſtirnes, in deſſen Glanze wir die Verſicherung eines heitern Tages zu leſen glaubten; das Schiff war in ſeinem Segelwerke ſehr ſtark beſchädigt, die gewaltſamen Erſchütterungen, welche es erlitten, hatten es in einen kläglichen Zuſtand verſezt; die Mannſchaft war völlig erſchöpft. Ich trat zum Kapitän, und wünſchte ihm zu der plötzlichen Aenderung des Wetters Glück; er antwortete nichts, er drückte mir kräftig die Hand und wies auf das Land, das vor uns lag, und auf die Wogen, die ſich an den Felſen brechend, unter lautem Getöſe weißen Schaum emporſpritzten. Das Schweigen des Kapitäns Nikolao war mir ſehr bedenklich; aber ganz verwirrt durch die Beängſtigungen der Nacht, ſtieg ich in mein Zimmer hinab; erſchöpft warf ich mich auf mein Bett; ein Schlaf ſchwerer denn Bley ſenkte ſich auf meine Sinne; gräßliche Träume jagten ſich; ich weiß nicht, wie lange ich unter den Qualen dieſes furchtbaren Alpdruckes litt; ein Donnerſchlag weckte mich, ich hörte ſchrecklichen Lärmen, Geſchrey, Aechzen, bey dem Leuchten der Blitze ſuchte ich die Thüre, die von dem Zimmer auf das Verdeck führte, und gelangte, nachdem ich wohl zwanzig Mal gefallen, an das Ende der Treppe. Der Himmel ſtand in Feuer, alle meine Reiſegefährten lagen in bunter Verwirrung zwiſchen den Trümmern der Maſten, der Segel und der Taue.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Die Bildung der Alpenpflanzen und die Schneelinie in der Schweiz.

Zweyerley äußere Verhältniſſe bedingen vorzüglich das eigenthümliche Gepräge der Alpenpflanzen, nämlich die Dünne und Kälte der Luft, und die Zunahme von beyden mit der Höhe. Wenn zum Beyſpiel die mittlere Jahrestemperatur von Zürich + 8,8 beträgt, ſo iſt diejenige des Hoſpitiums auf dem St. Gotthard (6422′ über der Meeresfläche) bereits — 0,9 und die größere Dünne der Luft in höheren Gegenden iſt längſt durch eine Menge Beobachtungen erwieſen. In der dünneren Luft werden die Sonnenſtrahlen weniger gebrochen und erzeugen um ſo weniger Wärme, während das Licht deſto ungehinderter ſeine Wirkung ausüben kann. Allerdings mag zu dem geringeren Grade von Wärme auch die Abnahme der Temperatur der Erde, welche Abnahme in größerer Höhe um ſo beträchtlicher wird, und in einem beſtimmten Verhältniſſe ſteht, das ihrige beytragen. Annähernd gibt die Temperatur der Quellen jene an. Durch die mit der Höhe zunehmende Kälte wird die mit derſelben zunehmende Kleinheit der Alpenpflanzen und durch die verſtärkte Wirkung des Lichtes auf dieſelben, die Größe und das Kolorit ihrer Blumenkronen bedingt. Endlich drückt ſich das Gepräge der höheren Alpenpflanzen am ſchärfſten in der Kleinheit des Leibes und in der Größe der Blumenkronen aus.

Ein ferneres für die Bildung der Phyſiognomie der Alpenpflanzen wichtiges Verhältniß geht aus der Feuchtigkeit hervor. Die Alpen ſind die Sammler der Wolken, die Gebährer der Flüſſe und Quellen, auf ihnen lagert ſich der ewige Schnee, aus dem die Gletſcher in die Tiefe ſtarren, und der Schatten ihrer Thäler erzeugt Kühlung und Feuchtigkeit. Die Alpenwaſſer ſchwellen ſich zu größeren oder kleineren Seen an. Dieſem nach, und weil das Waſſer glättet, ſollte man die meiſten Alpenpflanzen für kahl und glatt halten. Allein ſo zahlreich auch die kahlen Formen und Arten derſelben ſind, ſo finden ſich jedoch noch viel zahlreicher die behaarten. Denn das Erdreich iſt nur ſelten mit fetter, guter, waſſerhaltiger Erde, die glättet, verſehen; es iſt daſſelbe ſteinigt oder lockere Dammerde, und dem Uebermaß von Feuchtigkeit hält die raſche Verdünſtung in dieſer dünnen Luft vollkommen das Gleichgewicht. Im Ganzen aber muß zugegeben werden, daß die Nordſeite der Alpen, wegen ihrer größeren Anſammlungen von Schnee und Eis, wegen der ſteileren Felswände, dunkeln Thäler und Wälder, vielleicht auch theilweiſe wegen der Gebirgsart, namentlich tiefer unter der Nagelflue, feuchter ſey als die Südſeite, auf der erſtern daher auch eine lebhaft-grünere, im Ganzen kahlere Vegetation angetroffen werde.

Die einzelnen, die Vegetation vorzüglich modificirenden Umſtände, außer der kalten Luft und dem ſtärkeren Lichtgenuß, ſind der Schnee und die Eismeere überhaupt und ihre Ausſtrömungen nach unten, die Gletſcher. Es findet ſich nämlich in den Alpen, in einer gewiſſen Höhe, das ganze Jahr hindurch liegender Schnee, der einen Mittelzuſtand von Eis und Schnee angenommen hat, und je höher die Berge, deſto ausgedehnter ſind dieſe Eismeere. Während des Winters und den größten Theil des Sommers über werden alle Niederſchläge in dieſer Höhe als Schnee fallen, und daher kommt es, daß dieſe Eismeere nicht blos einen beſtändigen Eisüberzug über das von ihnen beſezte Gelände bilden, ſondern daß ſie auch, je nach ihrer Größe (dieſe aber ſteht im Verhältniß zur Höhe des Gebirgs, welches ſie trägt und ſeiner Abdachung) auch Eisſtröme abwärts ſenden, und dieſelben aus dem Ueberfluß der ihnen zuſtrömenden ſchneeigten Niederſchläge unterhalten.

Noch iſt der Streit über die Frage: ob dieſe Gletſcher im Allgemeinen wachſen oder abnehmen? nicht befriedigend entſchieden, und die Ausmittelung dieſer Frage gehört auch nicht hierher, zumal aus den bisherigen Beobachtungen hinreichend erhellt, daß wenn auch ein abſolutes Vorrücken der Gletſcher anzunehmen wäre, dieſes erſt nach langer Zeit bedeutend auf die Beſchränkung der Vegetation wirken würde, daß man jezt noch in dieſer Rückſicht keine Notiz davon zu nehmen brauchte. Wichtiger für den Botaniker iſt das Verhältniß des tiefern oder höhern Standes der Gletſcher zur größern oder kleinern Höhe der zunächſt liegenden Berge, die ſie erzeugen, weil dieſes auch ohne Inſtrumente und ohne Beſteigung der höchſten Höhen ein ziemlich ſicheres Reſultat über die vorkommende Vegetation geben kann. In ſeinen Glarnerreiſen hat der Dr. Hegetſchweiler zu zeigen verſucht, daß Berge von ungefähr 11,000′ über Meer ihre Gletſcher bis gegen 3000′ über Meer hinabzuſtoßen vermögen; Berge von 12 bis 13,000′ Höhe bis zwiſchen 4 und 5000′, und ſolche zu 10 bis 12,000′ Höhe auf 5 bis 6000′, ſolche von 9000′ Höhe bis zwiſchen 7 und 8000′. Es verſteht ſich, daß ſolche Gletſcher in Thälern auslaufen können und nicht ihren Ueberfluß über ſteile Felſen herunter ſtürzen müſſen.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

(Beſchluß.)

Man hätte „Sophie Müller,“ ehe ſie nach Wien ging, für eine geringe Summe nach Berlin ziehen können, die „Schechner“ wäre früher zu engagiren geweſen, ehe ihre Forderungen zu groß wurden, jezt ſchiebt man das Engagement der „Glev“ auf, bis bey dem Mangel an tragiſchen Talenten in Deutſchland auch ihre Forderungen ſich nothwendigerweiſe ſteigern müſſen. „Schmelka,“ unſtreitig außer Wien jezt

Digitized by Google

der beſte Komiker unter denen, welche dafür geboren ſind, wäre vor mehreren Jahren für ein geringes Fixum zu gewinnen geweſen. Alle dieſe genannten Talente hatten und haben den unbedingteſten Beyfall des Publikums, und, was noch wichtiger iſt, ſie füllten das Haus und brachten viel Geld ein. Aber gerade im Augenblicke, wo es gilt, mit diplomatiſcher Geſchicklichkeit einen fremden Künſtler zu feſſeln, überkommt unſere Direktion, wie ein Erbſtück von Ifflands Zeiten, der, aus ganz andern Gründen, keine ausgezeichneten Talente neben ſich zu ſehen liebte, ein Zögern, eine Verzagtheit in ihr und des Publikums Urtheil, ſie ſprechen zur unrechten Zeit mit bureaukratiſchem Stolz und der günſtige Moment iſt entwiſcht. Auch „Eßlair,“ erinnern wir uns, hätte einſt zu guter Zeit hier engagirt werden können. Denn wenn die Noth am größten, ſieht man ſich zu plözlichen Engagements gezwungen, wo man ſich nicht viel beſinnen kann, und die verhältnißmäßig theurer ſind, als die erſten Talente, mit denen man vielleicht um ein Paar hundert Thaler auseinander war, die es aber in einem Abend wiederbringen können. So fehlt ein jugendlicher Liebhaber, ein junger Held. Man hätte „Devrient“ vom Leipziger Theater um geringes Geld haben, man hätte „Becker“ aus Dresden hierherziehen können, beyde geſchickt in ihrem jezt ſelten gut beſezten Fache; jezt ſieht das Publikum mit Beſorgniß entgegen, wen Noth und Zufall in die dünnen Reihen unſerer alternden Heldenphalanx führen wird. Wenn nichts anders da iſt, wird aus dem Chor für Herren und Damen rekrutirt, und ſo weit iſt die große Berliner königliche Bühne gekommen, daß eine junge Schauſpielerin, welche man auf dem Secondairtheater als nicht brauchbar entlaſſen, durch Umſtände auf dem Hoftheater engagirt, jezt alle erſten Liebhaberinnenrollen ſpielen muß! Man hat keine andere. Eine Dlle. „Fournier“ aus Dresden, eine artige, gewandte Schauſpielerin, die, wenn ihr beſchränkteres Talent auch nicht das Glück des Theaters machen konnte, doch brauchbarer für viele Lücken geweſen wäre, ſcheint auch nicht gefeſſelt zu ſeyn. Daß bey einem raiſonirluſtigen Publikum, wie das Berliner, die beißende Kritik darüber in allen Cirkeln ſich Luft macht, mögen Sie denken. Man iſt dagegen auch nicht unempfindlich, und will ſich entſchuldigen. Es iſt daher eine alte Taktik in unſern Theaterkreiſen, alle Schuld der Vernachläſſigung des deutſchen Schauſpiels auf den Hof zu ſchieben. Alles, was tadelnswürdig iſt, was leicht hätte abgeſtellt werden können, wird dahin gebürdet. Der Unterrichtete läßt ſich davon nicht täuſchen, ſo erfindſam auch die Anſchuldiger zu Werke gehen. Es mag bey Hofe das Luſtſpiel, das Vaudeville, das Ballet mehr geliebt werden, als das Trauerſpiel; dieſe Vorliebe theilt aber der Hof mit vielen Uncourfähigen, und Ihr Korreſpondent ſieht z. B. auch lieber ein gut aufgeführtes Luſtſpiel, als eine ſchlecht geſpielte Tragödie. Nur mit allzu gütigem Herzen hört unſer gerechteſter König auf alle Vorſtellungen von denen, welche ſie zu machen berechtigt ſind. Wenn nichts für das Schauſpiel geſchieht, wenn man die günſtigſten Momente verſtreichen läßt, nicht aufmuntert, wo noch zu hoffen, nicht unterſtüzt, wo zu verlieren iſt, ſo iſt das die alleinige Schuld derer, denen obliegt, dafür zu ſtehen, indem ſie ihre Vorſtellungen nicht mit genug Würde und dringendem Ernſt abgefaßt haben. Das iſt auch die allgemeine Meynung, ohne daß Jemand deßhalb eines böſen Willens oder perſönlicher Luſt, das Schauſpiel herunter zu bringen, beſchuldigt wird. Im Gegentheil weiß man, daß der obere und niedere Vorſtand ſich für die Erhaltung des deutſchen Schauſpiels perſönlich intereſſirt, daß ſie ſo viel Einſehens haben, das Theater, jezt ein Convolut von allem Möglichen, könne ohne jenes nicht beſtehen, die Oper allein, das Ballet allein müſſen untergehen, ohne die Zubuße vom Schauſpiel her; ſie wünſchen auch gewiß, es wieder in die Höhe zu bringen, aber die ganze Direktionsmaſchine iſt zu verwickelt, ein Rad greift in das andere, keines will das Hauptrad ſeyn, wenn es Handeln gilt, nur im Verbieten und Hindern, und bis nicht Jemand mit energiſch diktatoriſchem Willen zwiſchen die Schwäche und Ungewißheit tritt, iſt keine Abhülfe denkbar. Das erwartete man vom Grafen Redern, der ein reicher, unabhängiger Mann iſt und die Kunſt liebt. In dieſem Jahre iſt es nicht geſchehen, vielleicht geſchieht's im künftigen.

Paris, December.

(Fortſetzung.)

Das Théâtre de Madame, für welches Scribe beſtändig dichtet, könnte jezt einzig von ſeinen Vaudevilles zehren, wenn es nicht genöthigt wäre, zuweilen auch Stücke von andern Dichtern zu geben, um die Darſtellungen etwas zu verändern. Auf dem Théâtre français hat eine faſt wörtliche Ueberſezung des Shakespeare'ſchen Othello großes Aufſehen erregt. Bisher hatte es noch Niemand gewagt, ein Shakespeare'ſches Stück ohne bedeutende Veränderung auf eine franzöſiſche Bühne zu bringen. Der Dichter Ducis hatte ſchon vor langer Zeit einige der vorzüglichſten tragiſchen Stücke Shakespeare's fürs Théâtre français bearbeitet, aber ſo, daß ſie eher Nachahmungen, als Ueberſezungen genannt werden konnten; in der lezten Zeit, beſonders ſeit die engliſchen Schauſpieler die Shakespeare'ſchen Trauerſpiele hier aufgeführt haben, ſind die Dichter etwas dreiſter geworden und haben ſich dem Originale zu nähern geſucht; endlich hat denn ein Dichter, Namens Alfred de Vigny, es gewagt, den engliſchen Othello ganz im Franzöſiſchen wiederzugeben. Der Globe war faſt entzückt über dieſe Kühnheit und lobte den franzöſiſchen Dichter außerordentlich. Die Vorſtellungen wurden der Sonderbarkeit wegen auch ziemlich häufig beſucht, obſchon die Damen Anfälle von Vapeurs bekamen beym Anblicke der gräßlichen Auftritte in dieſem Stücke; faſt alle andern Tagblätter tadelten den Dichter, daß er ſolch ein monſtröſes Stück den Pariſern vorgeführt hätte. In der That läßt ſich nicht wohl einſehen, wie ein Dichter, der ſeine Nation kennt, ſich hat einbilden können, es werde ihm gelingen, ein getreu überſeztes Stück Shakespeare's mit allen den Schlacken aus der barbariſchen Zeit des großen genialen Dichters, und mit allen den uns großentheils unverſtändlichen oder doch gleichgültigen Anſpielungen in Paris genießbar zu machen. Nun ſind die Pariſer freylich nicht mehr in Hinſicht des Theaters ſo zartſinnig, als zuvor. Seit einigen Jahren hat man ihnen ſo barocke Dinge, ſo viele in fremdem Geſchmacke gedichteten Schauſpiele, ſo manche Gräuel vorgeführt, daß auch ein Shakespeare'ſches Stück nicht mehr ſo unangenehm auffallen konnte, als zuvor; dennoch ſind die Pariſer nicht bis zu dem Grade von Gleichgültigkeit gelangt, daß ſie ſich in den Geſchmack des engliſchen Volkes beliebig fügen könnten. Gegen die tragiſchen Schönheiten Othello's waren ſie zwar keineswegs unempfindlich und dieſe wurden ſehr beklatſcht, auch waren ſie ihnen ſchon aus den Nachahmungen bekannt; allein um dieſe erhabenen Auftritte herum ſind ſo manche dem jezigen Geſchmacke widerſtrebende Umſtände und Ausdrücke gelagert, daß alle Augenblicke den Zuhörern etwas widerlich auffällt und ihren Genuß ſtört.

(Der Beſchluß folgt.)

Extrabeylage zum Morgenblatt.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Extra=Beylage zum Morgenblatt.

Zu Nro. 312.

Beleuchtung neuerlich vorgebrachter Rügen gegen die Seherin von Prevorſt.

Von Eſchenmayer.

Das groſe Kapitel der Viſionen und Träume iſt eine gute Aushülfe für diejenigen, welche Erſcheinungen, die den gewöhnlichen Lauf der Natur und des Lebens überſchreiten, nicht begreifen noch erklären können. Die Vernunft, ſo denkt man, müſſe doch zuletzt die Richterin über Alles bleiben, und ſo müßten ſich ſelbſt die Thatſachen ihrem Gericht unterwerfen. So kommt es, daß die Vernunft der Erfahrung am Ende ſelbſt ihre Gültigkeit abſpricht, und daß, da die mehr oder weniger klare Anſicht doch nur zur Individualität der Vernunft gehört, dieſer individuelle Maßſtab ſich zum Geſetz des Ganzen erheben will. Dieß iſt die groſe intellectuelle Täuſchung, die weit gemeiner und häufiger iſt, als die optiſche der Erſcheinungen, und aus welcher alle Anmaßungen des Urtheils flieſſen und von jeher gefloſſen ſind. Wie erging es dem Magnetismus? Welche ungerechte Urtheile mußte er von jeher erfahren und wie lange mußte er ſeine Thatſachen aufſchichten, bis es der empiriſchen Weisheit gefiel, ſie anzuerkennen? Menzel gehört nicht unter diejenigen, welche dem Magnetismus ſein Gebiet ſchmälern wollen; er erkennt nicht nur ein tiefer liegendes pſychiſches Leben an, ſondern er erweitert ſogar ſeine Phänomene bis zu ſolchen Gränzen, von denen es ſchon ungewiß ſeyn dürfte, ob nicht eine höhere Natur in die unſrige hereinragt? Menzel erklärt nicht nur das Fernſehen und Fernfühlen ſolcher Perſonen, ſondern auch die Divinationen oder das Vorausſagen zukünftiger Begebenheiten auf Monate hinaus als eine Sache, die noch zum Kreiſe unſerer Natur gehöre. Ich geſtehe, daß es mir noch nicht gelungen iſt, das Eintreffen ſolcher Divinationen, wobei der freie Wille als Faktor eingreift, unter unſere pſychiſchen Geſetze zu ſubſumiren. Vielmehr ſchien es mir immer, als ob in ſolchen Fällen eine geheime Schickſalsgöttin ihre Orakel durch dieſe Perſonen uns kund geben wolle, vielleicht in der Abſicht, unſere Indolenz zu erſchüttern und unſern Blick in ein anderes Gebiet hinüberzuführen. Es liegt weder im Kreiſe der Vernunft noch der Phantaſie und noch weniger unſeres Naturlebens, das Buch der Zeiten aufzuſchlagen und nach Belieben dieſe oder jene individuelle Begebenheit mit Zeit, Ort und Perſonen aus demſelben auszuzeichnen und zu verkünden. Die Somnambülen höherer Grade geben konſtant an, daß ſie einen Führer oder Führerin (Schuzgeiſt) hätten, von welchen ſie ihre Mittheilungen empfangen, und wir müſſen geſtehen, daß Manche dieſer Mittheilungen von der Art ſind, daß wir ſie nicht als von bloßen Idolen der Phantaſie eingegeben annehmen können. Unſer Rezenſent ſcheint in den Kreis magnetiſcher Erſcheinungen eingeweiht zu ſeyn, und darum wird er ſicher auch das Schwierige dieſer Sache fühlen.

So geneigt nun Menzel iſt, dem erſten Theil der Kerneriſchen Geſchichte Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, was ſie gewiß auch ſowohl von Seiten der treuen Darſtellung ihres Verfaſſers, als von Seiten ihrer auſſerordentlichen Aufſchlüſſe verdient, indem ſie wie ein Magnetocosmus daſteht, der nicht nur die in hundert andern Geſchichten zerſtreuten Phänomene wie ein Brennpunkt in ſich konzentrirt, ſondern auch durch die tieferen Probleme des Seelenlebens in den ſpekulativen Kreis der Philoſophie hineinragt, — ſo abgeneigt iſt er dem zweiten Theil, welcher die Geiſtererſcheinungen enthält. Und nun iſt es unſer Geſchäft, die Menzelſche Rezenſion in allen Theilen zu beleuchten.

Vorerſt muß ich die Bemerkung vorausſchicken, daß es wahrhaft zum Uebelnehmen wäre, wenn die Leute glaubten, Kerner und ich ſeyen ſo leichten Glaubens in dieſe Geſchichte eingegangen und hätten nicht den gleichen Anſtoß, den alle Welt nimmt und nehmen muß, auch daran genommen. Und dieſe gleiche Anſicht würde heute noch ohne Zweifel die unſrige ſeyn, wären wir nicht von der Macht der Thatſachen ſo gewaltig erſchüttert worden, daß nach Erſchöpfung aller Kombinationen einer natürlichen Erklärung und nach der genaueſten Prüfung und Unterſuchung der kleinſten Umſtände an Ort und Stelle kein anderer Ausweg mehr übrig blieb, als an die Mittheilung verſtorbener Menſchen zu glauben. Und gewiß! wir hätten auch dieſe erſten Lektionen wieder vergeſſen und uns zum alten Glauben gewendet, wäre nicht in den zwei Jahren Schlag auf Schlag ein unerklärbares Faktum über das andere vor unſere Augen getreten, ſo daß wir, wenn wir anders dem Tage nicht ſein Licht abſtreiten wollten, nothwendig eine andere Deutung ſuchen mußten.

Das Urtheil der Fernestehenden muß von dem der Naheſtehenden nothwendig verſchieden ausfallen. Wer nicht in einem täglichen Umgange wie Kerner oder wie ich, theils häufig im perſönlichen Umgange, theils in fortgeſetz=

Digitized by Google

tem Briefwechſel mit dieſer Frau ſtand, der konnte freilich nicht Zug und Zug aneinanderreihen und das Bild der Wahrheit, der Demuth und des reinen Chriſtenſinnes, der ſich vom Anfang bis zum letzten Augenblicke ihres Lebens getreu blieb, aus ihr zuſammenſetzen. Wahr iſt es, nur denjenigen, die ſie verſtanden, ſchloß ſie ihr inniges Gefühlsleben auf; alle jene aber, die nur in ſteifer Viſitenferne zu ihr kamen, blieben. ſo nahe ſie ſtanden, doch tauſend Meilen weit von ihrem Innern entfernt, und nie wird das flache Gehirnleben ſchäzen lernen, was das Gefühlsleben in ſeiner Tiefe verhüllt.

Und dieß iſt nun auch der einzige ächte Standpunkt, von welchem der unbefangene Kritiker dieſer Geſchichte ausgehen muß, nemlich der Thatbeſtand theils in dem genauen Zuſammentreffen der Angaben mit der Wirklichkeit, theils in der mehrfachen Uebereinſtimmung der Augen und Ohren-Zeugen. Wer dieſe beide Hauptmomente ins Auge faßt und ſie zu erklären vermag, ohne noch ein größeres Wunder als eine Geiſterwelt zu Hülfe zu nehmen, dem wollen wir ſogleich gewonnen Spiel geben; wer es aber nicht vermag, wird uns nicht verübeln, wenn wir das theoretiſche Ausklügeln, was nach Geſetzen der Vernunft und der Natur möglich oder nicht möglich ſey, für ein leeres Spiel des Witzes oder des Verſtandes halten. Alle Theorie der Art verſtummt vor der Macht der Thatſachen.

Auch Menzel hat dieſen Standpunkt verkannt. Hätte er ihn zu ſeiner erſten ſtatt zur letzten Betrachtung gemacht, ſo wären ſicher manche nicht ganz leidenſchaftloſe und unbillige Urtheile weggefallen. Die Annahme einer Anſteckung im Sehen und Hören iſt gewiß ein dürftiger Nothbehelf für das Nichterklärenkönnen. Das geringſte Recht. was Jeder von der menſchlichen Geſellſchaft verlangen kann, iſt die Anerkennung ſeiner geſunden Sinne, und der Zweifel daran iſt etwas ehrenrühriges. Wäre es erlaubt, den Andern ihre geſunde Sinnen abzuſprechen, ſo dürſten der Geſchichtſchreiber und der Richter, welche auf die richtige Ausſagen ihr ganzes Faktum gründen müſſen, ſogleich ihre Federn wegwerfen. Weit gewiſſer iſt das Miasma, das im Raiſonnement des Weltverſtandes ſteckt, der ſeine Weisheit von einer Thatſache bedroht ſieht.

Eine andere Meinung, welche ein Anderer vorbringt, „daß die Seherin in einer Art Wahnſinn und ihre Geiſterwelt eine fixe Idee geweſen ſey,“ hat neben ihrer Dürftigkeit noch die größte Inkonſequenz in ſich, indem der Wahnſinn gerade darin beſteht, daß die fixe Idee nie mit der Wirklichkeit und der Erfolg nie mit der vorangegangenen Ausſage übereinſtimmt, was bei der Seherin gerade der umgekehrte Fall war.

Und nun gehe ich auf die ſpeziellen Angaben der Rezenſion ſelbſt über.

Zuerſt einige hiſtoriſche Unrichtigkeiten: S. 363. 2te Spalte heißt es: „Im Mittelpunkte des Sonnenkreiſes lag die Seele, im Mittelpunkte des Lebenskreiſes der Geiſt.“ Wenn dieſer Saz ſo ausgedrückt in dem Buche läge, ſo dürfte ich meine ganze Erklärung über dieſe Kreiſe geradezu ausſtreichen; ſie hätte ſchon darum keinen Sinn mehr, weil die Seele mit dem Abfallen des Sonnenkreiſes auch mit hätte abfallen müſſen. Aus der falſchen Stellung, welche hier Menzel der Seele giebt, möchte erhellen, daß er überhaupt in das tiefe pſychiſche Verhältniß der beiden Kreiſe nicht eingegangen iſt. Ich erwähne hier beiläufig, daß ich mich drei Tage lang über dieſe Kreiſe mit der Seherin ſelbſt beſprach und nur auſſer dem Werke von Heinroth: Ueber die Selbſterkenntnißlehre, die Gebiete des Geiſtes, der Seele und des Leibes nirgends ſo ſchön dargeſtellt fand, als ich es in dem einfachen Verkehr von Frag und Antwort aus ihrem Munde vernahm. Gehört dieſe Darſtellung wohl auch in die Theorie der Anſteckung oder des Wahnſinnes?

S. 363. erſte Spalte nennt Menzel die kleine Verſe eine poetiſche Spielerei, mit einer nicht undeutlichen Hinweiſung, daß der Dichter Kerner mit im Spiele geweſen ſey. Ich bezeuge hier, daß ich mehrere Gedichte, die im Buche ſtehen, von der Hand der H. geſchrieben ſah, und Kerner nicht den geringſten Antheil hatte. Wer ſo ſehr in der Theorie der Anſteckung befangen iſt, wird freilich den aeſthetiſchen Sinn, der dem Gefühlsleben eigenthümlich iſt, und den reinen Erguß eines chriſtlichen Gemüths, der ſich in den kleinen Gedichten ausſpricht, gänzlich verkennen. Solche Urtheile ſind lieblos.

Beleuchtung der Rügen.

Noch einmal müſſen wir uns in den Larventanz der Geiſterwelt einlaſſen, wie Jean Paul es nennt; ſie tragen freilich nicht das Brautkleid des Himmels, ſondern das Nachtkleid der Erde.

Die Rügen, welche Menzel vorbringt, betreffen hauptſächlich folgende Momente:

1) Wie mehrere Menſchen das, was in Bild und Farbe ſich ausdrückt, nicht zugleich ſehen ſollen.

2) Wie das, was die Seherin Nervengeiſt nenne, bald verzehrt, bald von andern wieder erſetzt und am Ende doch das Bleibende ſey, was die Seele mit ſich nehme.

3) Wie unglaublich es ſey, anzunehmen, daß die Geiſter jenſeits noch wachſen.

4) Wie unchriſtlich es ſey, tugendhafte Menſchen, deren es Millionen unter den Heiden geben könne, darum von der Seligkeit ausgeſchloſſen anzunehmen, weil ſie die chriſtliche Lehre nicht kannten.

5) Wie es gegen allen Plan der Welt ſtreite, anzunehmen, daß die Verbannten auf Erlöſungen von ſolchen begabten Somnambülen warten ſollen.

Digitized by Google

6) Wie überhaupt Vernunft, Moral und Religion der Annahme einer ſolchen Geiſterwelt widerſtreiten.

Zur Verſtändigung muß ich folgendes bemerken: Nachdem ich mich einmal nach dem dringenden Wunſche der Fr. H. in eine ſchriftliche Verbindung mit ihr geſetzt, und ihre Zuſage erhalten hatte, daß ſie mir alle Fragen beantworten werde, ſo nahm ich häufig Veranlaſſung, ähnliche Fragen wie die obige zum Gegenſtand zu machen, um mir über die Inkonvenienzen und Widerſprüche, die mir wie dem Rezenſenten in dieſem Geiſterverkehr auffielen, Aufklärung zu verſchaffen. Ich werde daher jedesmal, wo es ſich trifft, aus den Stellen ihrer Briefe die Antworten und Fragen hier beiſetzen. In den erſten ſieben Briefen, die ſie mir im magnetiſchen Zuſtande ſchrieb, nannte ſie mich Du, in den folgenden aber Sie.

Ad I.

Meine Frage war: „Können alle Menſchen Geiſter ſehen oder nur diejenigen, bei welchen das geiſtige Auge durch das Leibliche hindurch leuchtet?“

Antwort: „Das Sehen der Geiſter liegt wohl in allen Menſchen, wird aber nur ſelten zum Schauen, indem immer ein Hervorrufen des innern Menſchen ſtattfinden muß auf irgend eine Art, was aber alsdann von den Meiſten wieder durch ihre Vernunft weggeſtritten und unterdrückt wird, weil das Sehen der Geiſter bei den Meiſten nur momentan iſt.“

Eine weitere Frage: „Ob die Perſon zum Sehen und Umgang der Geiſter ſelbſt fromm ſeyn müſſe?“

Antwort: „Ich kann mich ſelbſt nicht fromm heißen, denn wir ſind allzumal Sünder, aber das weiß ich, daß ſich die Geiſter an keine Menſchen halten können, die unglaubig ſind und ſich ſelbſt gleichſam den böſen Geiſtern unterwerfen. Wohl kann ein Jeder in ſeinem Innern fühlen, ob fromme oder böſe Menſchen die Geiſter am leichteſten zu unſerem Herrn und Heiland hinweiſen können.“

Dieſe Antworten werden Menzel freilich nicht ganz genügen, aber doch wird er auch zugeben, daß zwiſchen einem bloßen Verſtandes-Menſchen und Gefühls-Menſchen ſelbſt in der Nervenſtimmung ein Unterſchied ſeyn müſſe. Somnambüle ſehen, hören und fühlen Dinge, welche den gewöhnlichen Sinnen verſchloſſen ſind. Das Hervorrufen des innern Menſchen, was zugleich mit einem Freiwerden des Nervengeiſtes im Gemeinſinne verknüpft ſeyn mag und in allen Menſchen vorkommen kann, mag einigermaßen doch zur Erklärung dienen.

Ad II.

Ueber den feinen unſichtbaren Stoff, den Fr. H... Nervengeiſt nannte, beſprach ich mich öfters mit ihr, und machte auch einmal ſchriftlich folgende Frage an ſie:

„Wie hängen Geiſt, Seele und Leib mit dem unſichtbaren Stoffe des Nervengeiſtes zuſammen?“

Die Antwort war: „Allerdings hat der Menſch auſſer Seele und Geiſt noch einen feinen, unſichtbaren Stoff in ſich. Dieſen nenne ich Nervengeiſt, und dieſer verbindet Seele und Leib. Wenn der Leib ſich von Seele und Geiſt trennen muß, nimmt die Seele dieſen Stoff mit. Das iſt die Kraft, welche alle Schwerkraft auflöst und durch welchen die Verſtorbenen ſolche phyſiſche Wirkungen hervorbringen, ſich ſichtbar und hörbar machen vermittelſt der Luft. Würde der Menſch ſeinen Körper nie verunreinigen und anders behandeln, ſo könnte er auch in der Welt weit mehr wirken, dieſer feine Stoff hätte freiern Raum und könnte ſeine unbenkliche Kraft mehr durch den Körper äuſſern. Wir haben einen ſo gütigen Gott, er ſchenkt uns ſo viel Kraft, er giebt uns ſo viel Gutes und Schönes, und nie oder ſelten erkennt es der Menſch. Ja, der Menſch erkennt es nur dann, wenn er den wahren lebendigen Glauben an Chriſtum hat, um welches wir aber täglich und ſtündlich bitten müſſen. Unſere Zeit wäre fruchtbar, aber wir laſſen uns nicht gerne ſtören in unſerem gewöhnlichen Dichten und Trachten.“

Nehmen wir die übrigen Aeuſſerungen über den Nervengeiſt hinzu, ſo können wir ihm drei Funktionen zuſchreiben:

1) als bildendes Prinzip, das zugleich die plaſtiſche Kraft und den plaſtiſchen Typus zum Bilden in ſich hat und in dieſer Eigenſchaft der Seele weſentlich anhängt,

2) inſofern er den geiſtigen Funktionen der Seele auf organiſche Weiſe dient, und

3) inſofern er die Lebensfunktionen des Leibs regiert und im Gange erhält.

Dieſe beiden letztern Funktionen können in ein großes Mißverhältniß kommen. Je mehr nämlich die Gefühls-Intenſität, wie es bei Fr. H... war, dieſe Kraft im innern Leben verbraucht, deſto mehr leiden die Lebensfunktionen des Körpers und ermatten in ihrem Dienſt. Daher kam es, daß ſie aus den Atmoſphären anderer kräftiger, geſunder, übrigens ſympathiſcher Perſonen ſo begierig zu ſaugen ſuchte, was ſie einmal ſelbſt nicht in Abrede zog, indem ſie ſagte: „Ich nehme ja nur das an mich, was die Andern doch verlieren würden.“ Indeſſen dürfen wir annehmen, daß in der ausſtrömenden Atmoſphäre, die Jeder um ſich hat, nur der äuſſere gröbere Theil dieſes unſichtbaren Stoffs ſich befinden wird. Menzel vergleicht dieſes Einſaugen mit einem Vampyr, was aber nicht im mindeſten die Wahrheit der Thatſache niederſchlägt. Ich und viele Andere fühlten das Ermatten bei längerem Aufenthalt in ihrer nächſten Nähe, ob ich gleich gerne in ihrem Umgange war und keine Geiſterſtube fürchtete, was offenbar nur wieder eine aufgegriffene Hypotheſe des Rezenſenten iſt. Nach dem Tode nimmt die Seele dieſen Nervengeiſt mit ſich und figurirt ſich vermittelſt des plaſtiſchen Typus in einem aetheriſchen Leib gerade ſo, wie ſie im Leben war. Und was

Digitized by Google

iſt es nun für ein beſonderes Räthſel, wenn wir annehmen, daß eben die intenſive Kraft, welche im Leben auf Befehl des immateriellen Willens vermittelſt der Fleiſchmaſſe alle Bewegungen vollführte, jetzt noch auf das feine Vehikel der Luft die für uns unſichtbare Wirkungen übertragen könne. Je niedriger aber eine Seele ſteht, deſto mehr iſt ſie eben durch den Nervengeiſt, der ſeine früher ſo innige Verwandſchaft mit der phyſiſchen Natur nicht will fahren laſſen, gebunden. Wie die Schwere den Leib an die Erde bindet, ſo bindet der Nervengeiſt, der in einer ſo ganz verſinnlichten Seele noch nach unten tendirt, dieſelbe an die Welt. Daher ſagt auch die Seherin, daß nur den niedrig ſtehenden Geiſtern der Spuck möglich ſey, die höhern aber völlig ungebunden ſeyen. Menzel fragt, warum man nicht auch eine Paſſivität in der Wahrnehmung, ſondern nur eine Aktivität in der Einwirkung für den Nervengeiſt annehme? Beides wird zugegeben, und die Geſchichte enthält für Beides hinreichende Belege, aber wohl mag auch ein Geſetz des Gerichts für dieſe Geiſterwelt gelten, was ihre Aktivität und Paſſivität beſonders in Beziehung auf freie Menſchen hinreichend beſchränkt. Geiſter mögen zwar unbeſchränkt im Sehen ſeyn, aber deſto beſchränkter im Handeln in die freie Ordnung der Menſchen. Hier liegt Alles im Dunkel und man kann dem Fragenden keine andere Antwort geben, als ich eine von der Seherin erhielt, wie ich mir gelüſten ließ noch weiter zu wiſſen: „Was verſchloſſen iſt, das iſt verſchloſſen.“

Ad III.

Die Behauptung über das Wachsthum der Kinder in der andern Welt ſcheint müßig in der Geſchichte zu ſtehen, weil es gewiß Niemand einfiel, darnach zu fragen. H... aber ſcheint ſelbſt auf dieſe Frage gekommen zu ſeyn, weil ihr mehrere, die in zarter Jugend ſtarben, in größerer Geſtalt erſchienen. Ungefragt theilte mir H... einmal in einem Briefe folgendes mit:

„Ich fragte einmal einen Geiſt, ob man nach dem Tode noch wachſe? Da gab er mir die Antwort: „„Ja, wenn man ſich von der Erde trennen muß, ehe man ausgewachſen iſt. Die Seele bildet ſich allmählig eine größere Hülle, bis ſie ſo groß iſt, als man hier werden kann. Dieſe hat bei den Kindern eine undenkliche Klarheit, ebenſo bei den ganz Seligen. Wir aber in unſerem Zwiſchenreich (der Geiſt war aus dem Zwiſchenreich) wiſſen und fühlen dieſe ewige Seligkeit, können ſie aber nicht ertragen mit unſern alten ſündhaften Ueberreſten, bei denen wir ehemals unſere Seligkeit ſuchten, und müſſen uns daher an Orten aufhalten, wo eine immerwährende ſchauerliche Dämmerung iſt, fühlen aber eben ſo gut auch den Ort der ewigen Qual und Verdammung. Wohl können wir uns in dieſem Verbannungsort zu dem Herrn und Heiland wenden, aber es geht weit ſchwerer als auf der Erde.““

Später, als ich ſie einmal fragte, wie es ſich mit den noch unentwickelten Kräften früh verſtorbener Kinder verhalte, äußerte ſie ſich in einem Briefe auf folgende Weiſe:

„Die unentwickelten Kräfte eines Kindes bilden ſich allerdings noch nach dem Tode aus vermittelſt des Nervengeiſtes, der gleichſam in der Seele liegt. Die Kraft und Reinheit aber, welche Kinder haben, können wir uns nicht denken, nicht ahnen. Kinder haben weder durch Worte noch Werke ihre Seele und den Nervengeiſt geſchwächt und daher die volle Kraft, die der gute Vater ihnen ſchenkte. Nun ſoll ſich aber der Menſch dennoch nicht wünſchen, daß er möchte als Kind geſtorben ſeyn; denn ſo er ein Gott wohlgefälliges Leben führt, erreicht er nach dem Tode doch eine höhere Stufe. Würden wir durch unſere Gedanken, Worte und Werke die Kraft unſerer Seele nicht ſo ſehr ſchwächen, — welche Reinheit, ja ich möchte ſagen Erhabenheit, könnten wir nicht ſchon auf der Erde haben? Unſer Fleiſch würde ſich verfeinern und alle Kräfte würden ſich ſtärker äuſſern.“

Die Schwierigkeit, noch ein ferneres Wachsthum anzunehmen, ſcheint nach der bisherigen Theorie nicht groß. Eine in ihren Anlagen und Vermögen noch unentwickelte Kinderſeele muß ſich jenſeits noch entwickeln, denn dieß gehört zur Seligkeit, und eben ſo hat die plaſtiſche Kraft des Nervengeiſtes in einem Kinde ſeinen Typus noch nicht ausgebildet, und wird auch dann noch parallel mit der Seele ihn ausbilden.

Dieſe Anſicht, die ſich ſchon von Seiten der Wahrheit empfiehlt, iſt zugleich auch geeignet, den Schmerz des Verluſtes der Kinder zu mildern und den Troſt des Wiederſehens und der Vereinigung der Eltern mit den reifgewordenen Kindern zu erhöhen.

Menzel fragt: wie kommt es, daß der Geiſt einer ſo lange verſtorbenen Bäurin noch ein Wickelkind in den Armen hält? — Dieß iſt das bloße herausgetretene Bild des Verbrechens, das ſich aus der Seele figurirt, — die verdienteſte Strafe des Erdenbannes.

Er fragt: wie kommt es, daß die ſieben Kinder eines alten Ritters immer noch Kinder ſind? So ſteht es nicht im Buche; vielmehr frage ich, ob die (erwachſenen) Kinder nicht den längſt verbannten Vater im Lobe zu Gott in die ſeligen Wohnungen abholen ſollen?

Ad IV.

Um die Frage über die Tendenz des Geiſterglaubens ſammelt ſich der bitterſte Tadel des Rezenſenten. Er glaubt, das Wort für die Menſchheit nehmen zu müſſen, und befürchtet die höchſte Gefahr für die Wahrheiten der Vernunft, Moral und Religion. Erſtaunt, als ich dies las, fragte ich mich ſelbſt: „Und wie! Alles dieß ſollte dir, der du jeden Gedanken und jede Lehre dem Chriſtenthum zuwendeſt, ſo ſchnöde entgangen ſeyn?“ Ich prüfte und verglich, und gebe nun das Verglichene, um klar zu machen,

Digitized by Google

was für eine Religion wohl das ſeyn möge, welche Menzel meint.

Am beſten läßt ſich die Betrachtung an einige Stellen aus den Brieſen der Seherin anknüpfen. — ſie ſind die nämlichen, welche den Rezenſenten veranlaßten, ſeine Ausfälle zu machen.

Sie ſchrieb: „Vor einigen Tagen fragte ich einen Geiſt, der eine ziemliche Klarheit hat, wo er ſey und womit er und überhaupt alle die Geiſter am gleichen Ort ſich beſchäftigten? Da gab er mir die Antwort: „„Ich bin nicht im Zwiſchenreich, ich bin ſchon in einer Seligkeit und zwar in derjenigen, wo die Heiden und überhaupt alle die Seelen ſind, die ohne ihr eigenes Verſchulden unſern Herrn und Heiland nie kennen lernten. Da werden wir von Engeln unterrichtet, bis wir reif ſind zu einer höhern Seligkeit.“ In der letzten Nacht fragte ich ihn, wie viel Seligkeiten es gebe, weil ich dieſe Zahl ſchon früher von andern Geiſtern gehört hatte. Er ſagte (auch wie dieſe): „„Acht Seligkeiten, aber nur ſieben beſtehen jetzt. Die achte hat ihren Anfang noch nicht genommen, und das iſt dieſe, welche man das tauſendjährige Reich nennt, deſſen Anfangszeit aber verſchloſſen bleibt.“““

Der Geiſt, welchen Fr. H... hier ſchildert, iſt der Geiſt, der in Kerners Buch II. Thl., fünfte Thatſache, beſchrieben iſt; man vergleiche daher S. 170. 171, wo die gleiche Stellen vorkommen, die im Briefe ſtehen, und halte dieß Alles mit dem zuſammen, was Menzel S. 366, erſte Spalte unten und zweite Spalte, ſagt, ſo wird gewiß kein Leſer begreifen, wie aus den erſtern Stellen, in welchen die chriſtliche Anſicht wahrhaft in ihrer Glorie erſcheint, zu ſolchen verwirrenden, harten und größtentheils widerſinnigen Urtheilen Veranlaſſung genommen werden konnte.

Die Idee der chriſtlichen Kirche iſt eine ewige im Himmel, und nur durch ſie hindurch geht es in das Reich Gottes. Nur durch das den Glauben füllende Wort der Wahrheit kann der Geiſt ſich frei machen und zu jenem Reiche befähigen. Darum müſſen alle zu früh verſtorbene Kinder, alle Heiden und Alle, die ohne ihr Verſchulden den Erlöſer nicht kennen lernten, noch jenſeits im Worte der Wahrheit unterrichtet werden, und werden auch von Engeln unterrichtet. Wohl haben die tugendhaften Heiden und überhaupt alle rechtſchaffene Menſchen ſchon ein ſeliges Loos zu gewarten, und dieß erhellt ja auch aus der obigen Rede des klaren Geiſtes, aber, ohne an dem Erlöſungswerk Theil zu nehmen, und durch das Wort der Wahrheit ſich fähig und reif zu machen, können ſie nicht in jenes Reich eingehen, in welchem Chriſtus ſich mit den Seinigen vereint. Wenn Chriſtus ſagt: „Ich werde Alle zu mir ziehen,“ ſo gilt dieß auch den geſtorbenen Heiden; wenn er ſagt: „es wird ein Hirt und eine Heerde ſeyn,“ ſo gilt dieß nicht nur für die Erde ſondern noch mehr für das Himmelreich; — wenn er das Evangelium zu den Heiden ſendet und die Fülle derſelben einſammeln läßt, ſo dürfen wir gewiß annehmen, daß er ſie zu einer andern Seligkeit vorbereiten will, als die ſie für ſich erlangen können.

Ich kenne die Religion der Vernünftlinge wohl, die aus ihrer individuellen Vernunft (denn eine allgemeine untrügliche Vernunft in religiöſen Dingen iſt ſeit Jahrtauſenden eine Chimäre der Philoſophie) den Maßſtab nehmen, um die Verhältniſſe der Kreatur mit Gott auszumeſſen. Dieſe Vernünftlinge ſind es, welche das Wort der Wahrheit ſich ſelbſt machen, und ein eilfertiges Projekt zum Seligwerden aus Begriffen und Idealen zuſammenblaſen, das ſo geſchickt mit Welt und Zeit, mit Luſt, Ehre, Ruhm, Gut und Reichthum ſich accommodirt, daß Jeder für einen dummen Menſchen gehalten wird, der dieſem Syſtem nicht huldigen will. Wahrlich dieß ſind die Candidaten des Zwiſchenreichs, die einſt froh ſeyn werden, daß ein frommes Weib ſich ihrer annimmt, um durch den himmliſchen Thau des Gebets den erſtorbenen Chriſtus wieder in ihnen zu erwecken. Menzel nennt ſich einen Freund der ächten Myſtik, — kennt er wohl eine andere ächte Myſtik, als die rein chriſtliche? Da er mir in ſeiner Rezenſion ſo manchen guten Rath ertheilen wollte, ſo halte ich mich verpflichtet, auch ihm Einen zu geben, und zwar den, daß er ſich von den irrigen Syſtemen der Vernünftlinge ſobald als möglich trenne, und ſeine ſchöne Kraft und ſeinen ſtarken Muth jener ächten Myſtik, die wir die chriſtliche nennen, ganz zuwende.

Ad V.

Aus Allem ergibt ſich, daß Menzel gegen die Frau in Weinſperg eingenommen iſt oder ſich einnehmen ließ; ſonſt würde er die Anſpielung nicht machen, daß Geiſter aus dem Zwiſchenreiche mit ihrer Erlöſung auf Somnambülen warten müßten. Niemand war von dieſer irrigen Meinung weiter entfernt, als die Seherin ſelbſt, was aus Aeußerungen in ihren Brieſen hervorgeht, die ich hier beiſetze.

Frage: „Ob Menſchen die Geiſter erlöſen können?“

Antwort: „Nicht ich erlöſe die Geiſter, ſie müſſen ſich ſelbſt aus ihren Banden losmachen. Viele, die auf die Erde gebannt ſind, ſuchen bei noch lebenden Menſchen Hülfe, ſie haben den Wahn, der Menſch könne ſie erlöſen, weil ſie von dem groſſen Welterlöſer keinen Begriff haben. Es kann der Menſch nur die vermittelnde Perſon ſeyn, wie ich es bei dieſen Geiſtern bin. Ich ſuche ſie immer von dem Wahn abzubringen, daß ich oder andere Menſchen ſie erlöſen können. Ich bete nur dringend und inſtändig mit ihnen, und führe ſie ſo nach und nach zum groſſen Welterlöſer zurück, aber es koſtet unendlich viel Mühe, bis eine ſolche Seele ſich wieder an den Herrn wendet.“

Frage: „Ob auch eine Vermittlung durch's Gebet möglich ſey, wo kein Trieb zum Guten in den Unſeligen iſt?“

Antwort: „Da kann nur ein ſolches Gebet ſtattfinden, wie wir im Allgemeinen für unſere Nebenmenſchen, und hauptſächlich für die auf Irrwegen beten ſollen.“

Frage: „Ob die Geiſter ohne das Gebet noch länger hätten harren müſſen, und ob dieß eine Art Gnadenmittel für Einzelne ſey?“

Antwort: „Die Geiſter, welche ich ſehe, können ſich eben ſo gut auch an andere Menſchen wenden, welche Geiſter ſehen, vorzüglich aber an beſſere und ſeligere Geiſter. Es iſt alſo nicht mein Wirken, und wäre es, wie die Geiſter ſagen, daß ich zu ihnen blicke, ſo geſchieht es ganz ohne mein eigenes Zuthun.“

Frage: „Gibt es nach dem Tode noch Anſtalten, worin ſich die Halbunſeligen wieder aufrichten können?“

Antwort: „Dieſe Anſtalten beſtehen darin, daß ſie ihren freien Willen behalten, an höhere Geiſter ſich zu wenden, d. h. an Seligere, die ſie mit Freude unterrichten, da es dann weit ſchneller geht, als wenn ſie ſich nur an Menſchen halten wollen.“

Aus dieſen Aeußerungen erhellt hinreichend, daß die Erlöſung dieſer Geiſter nicht von zufälligen Somnambülen abhängt, was Menzel auf eine ſehr entſtellende Weiſe in ſeine emphatiſche Standrede verflochten hat. Sie können

Digitized by Google

ſich vielmehr auch an andere Menſchen und vorzüglich an ſeligere Geiſter wenden, um die lange vergeſſene und vernachläſigte Chriſtusreligion wieder anzufriſchen. Wer die in den tauſend Laſtern eingefleiſchte Welt ſucht, und die in ſelbſtgemachten und ſelbſtverſchuldeten Irrthümern eingewurzelte Selbſtſucht in ihrer pſychiſchen Wurzel zu ſchätzen weiß, wird ſich nicht mehr über die Hartnäckigkeit wundern, womit dieſe ſich ſelbſt überlaſſenen Geiſter ihre falſchen Neigungen und ihre Irrthümer feſthalten, und, wie Böhme ſagt, über Gottes Sanftmuth ausfahren und die Hülfe verſchmähen. Nur das Gebet, die Lehre und der Name Chriſti kann noch helfen, und dazu ſcheint ein vermittelndes Organ wenigſtens ſo lange, bis der erſte glimmende Funke des Guten angefacht iſt, nöthig zu ſeyn. Es iſt ein eben ſo ſchöner als wahrer Gedanke der Seherin, daß die Geiſter ſich ſelbſt erlöſen müſſen, und daß das Gebet nur das vermittelnde Glied dazu ſey, woher es auch komme.

Ad VI.

Bei dem Geiſterglauben, wie er theils in dem Dokument, welches die Seherin ſelbſt verfaßte, theils in dem Thatbeſtand der Geſchichten enthalten iſt, ſcheint mir Vernunft, Moral und Religion nicht nur nicht gefährdet, ſondern vielmehr in Uebereinſtimmung. Es iſt nur der ungewöhnliche Anblick, der uns Anfangs erſchreckt, womit man ſich aber bald befreundet, wenigſtens iſt es mir ſo ergangen. Unangenehm iſt es freilich für Manchen, daß, wenn er ein Begrifflein aus ſich hervorholen will, auf einmal ein Geiſt vor ihm ſteht, und wenn er ſich in der Komödie des Lebens recht gefallen will, auf einmal eine ganze Larvenwelt ihren mimiſchen Tanz vor ihm aufführt. Menzel ſagt: „Er erkenne nur ein Geiſterreich, das geiſtreich ſey.“ Dieß iſt eben die Kunſt, nach dem Tode da Geiſt zu ſuchen, wo im Leben keiner war. Himmelwärts iſt es allerdings wahr, wo unſere Ideale ohne Zweifel ins Leben ſich geſtalten, wo die Wahrheit ihr weißes Lichtgewand anzieht und die Tugend ihre Krone aufſetzt; aber erdwärts geht es nicht. da blickt die ſchändliche Luſt aus hohler Maske, das Laſter wird zum Scheuſal, und das Verbrechen wickelt ſich in den ſchwarzen Dunſt der Hölle. Das Brautkleid des Himmels iſt nur denen beſchieden, welche zur Hochzeit des Lammes eingeladen ſind, das Nachtkleid der Erde aber denen, die draußen ſtehen müſſen und von welchen der Herr ſagt: Ich kenne Euer nicht. Menzel ſagt: „er erkenne eine Einwirkung bis zur Gränze der Natur.“ Wo läuft dieſe Gränze? Gehört wohl das, was die Schrift von Himmel und Hölle ſagt, auch noch zu dieſer Natur? Ich habe nichts dagegen, aber dann müſſen wir dieſe Allnatur in drei groſe Abſchnitte abſondern, nämlich in eine himmliſche, menſchliche und dämoniſche Natur. Und was hindert uns jetzt, den Menſchen, der in dieſer Allnatur ſteht, auch in allſeitige Berührung zu ſetzen? Der Menſch ſteht eben im Mittelpunkt, und kann ſich mit Freiheit ſeine Richtung nach oben oder nach unten wählen. Welche er wählt, dieſe Richtung hat er auch nach dem Tode.

Der Hauptpunkt iſt, daß die moraliſchen Geſetze da anfangen, wo die Naturgeſetze aufhören, und daß die Gerechtigkeit Gottes ſich eine andere Verfaſſung ausbedungen hat, als wie wir ſie auf unſerer Erde und in unſerem Sonnenſyſtem vor uns haben. Da nützen unſere idealen Vorſtellungen nichts; wer zum Zwiſchenreich verbannt iſt, den werden wir umſonſt in die Gärten der Heſperiden ſetzen, wie ja auch ſchon auf der Erde die Zucht- und Arbeitshäuſer für die Verbrecher kein Eldorado ſind. Einen Ort der Reinigung und Läuterung müſſen wir für ſolche Seelen annehmen, welche ſich in der Welt ſo ſehr verunreinigt haben. Wenn eine Seele alle ihre Neigungen, Laſter und Irrthümer zur Welt ziehen, wie ſoll ſie eine Richtung gegen den Himmel gewinnen können? dieß wäre ja gegen alle Naturgeſetze. Mit unreinen Trieben und der laſtenden Sünde iſt keine Seligkeit möglich, dieß wäre ja gegen alle moraliſche Geſetze. Die falſche Grundneigung muß heraus, wie die Seherin ſagt, und die Irrthümer und Thorheiten (theoretiſche und praktiſche) müſſen aufgelöst werden. Um dieß zu bewirken, darf keine Zerſtreuung und Weltbeſchäftigung mehr ſeyn, in ſchauerlicher Dämmerung, die größtentheils aus den falſchen Neigungen und Irrthümern der Seele ſelbſt hervorgeht, wie ein dichter Nebel, muß der Geiſt ſich iſoliren, damit er in ſich ſelbſt zurückkehre und an ſich ſelbſt arbeite. Dieſen Ort nennen die Geiſter ihren Verbannungsort, der aber ſehr heilſam iſt, um ſie nach und nach zur Beſinnung zu bringen. Dieß iſt der Ort der ſeufzenden Kreatur, und wahrhaftig, der erſte Seufzer, der aus der Kreatur hervorquillt, iſt auch der Anfang der Rückkehr und das Element der Rettung; aus ihm erwächst der Trieb zum Gebet, ſie ſehnen und ſuchen nach Hülfe, denn immer klarer und durch die Klarheit peinlicher wird ihnen ihr erbarmungswürdiger Zuſtand, und nun kommen ihnen die ſeligern Geiſter freundlich entgegen, nehmen ſich des verlornen Bruders an und führen ihn durch Gebet und Lehre zum allgemeinen Welterlöſer zurück, von dem ſie abgefallen waren. Und welche Freude mag es im Himmel ſeyn über einen Sünder, der Buße thut! Während dieſes Geſchäfts aber löst ſich zugleich der graue Nebel auf, denn das Licht, das in die Seele ſcheint, durchdringt auch ihre Hülle, ſie wird reiner, leichter und heller, und nun vermag ſie ſich auch aus dem Verbannungsort in lichtere Höhen zu heben.

So können und müſſen wir uns Millionen erlöste Seelen denken ohne menſchliche Hülfe und ohne die Gabe der Somnambülen; aber deßwegen iſt doch die menſchliche Hülfe nicht ausgeſchloſſen, die im Gebet und im Namen Jeſu überhaupt liegt.

Das fromme Weib in Weinſperg iſt das willenloſe Organ, das uns dieſe Lehre anſchaulich machen ſollte; denn das Predigen blos hilft nichts, die That muß es lehren. Schon ſeit fünfzig Jahren hat ſich der Kreis der magnetiſchen Erſcheinungen für uns geöffnet, wir blicken hinein, ſtaunen ſie an, denken ein wenig nach, und fahren zuletzt doch wieder im Alten fort. Und doch lag ſchon lange die gleiche Lehre in ihm ſo vorbereitet, daß wir ſie nur hätten herausnehmen dürfen. Darum muß jetzt, weil es Zeit iſt, die Lehre durch die Thatſachen durchbrechen, und zwar durch ſolche, welche allen Erklärungen auf einmal die Quelle verſtopfen. Darum iſt der Thatbeſtand das wichtigſte, und gegen dieſen Thatbeſtand ſind die Theorien von Anſteckung und Wahnſinn eine bloße Spiegelfechterei.

Ein zweiter Geſichtspunkt iſt die Moral, die in dieſer Geſchichte liegt, und die Belehrung des Volks, damit es die Ohnmacht der armſeligen Spukwelt erkenne und alle Furcht vor ihr ablege. Wie ſchön erhellt die Lehre daraus, daß das Schatzerheben und das Geiſterlöſen unter Vorſpiegelung von Gewinn lauter Lüge und Täuſchung iſt, und daß das Gebet in allen Anfechtungen die einzige Waffe iſt. Der Name Jeſus iſt das Donnerwort, welches das ganze finſtere Reich erſchüttert, und vor welchem alle böſe Geiſter zittern.

Die Philoſophie hat bisher den Wahn gehabt, durch

Digitized by Google

das Abläugnen dieſer Geiſterwelt das Volk vor ſchädlichem Aberglauben und Vorurtheilen zu bewahren. Sie arbeitet ſchon viele Jahrhunderte daran, und bringt es nicht in Stand, und kann es nie in Stand bringen, weil in jedem Dorfe der Welt eine Tradition von Geſpenſtern ſich fortpflanzt, und in jedem Menſchen eine Vorahnung dieſes Zuſtandes liegt, zwei Momente, welche jeder Philoſophie Trotz bieten. Das Gehirn, ſagt die Seherin, will es dem Menſchen wegſtreiten, aber das Gefühl hält es feſt.

Kehren wir alſo lieber die Sache um, laſſen dem Volke ſeine Spukwelt, und belehren es, wie wenig dahinter liegt, und wie unnütz die Furcht davor für den frommen Sinn iſt. Aber vor allen Dingen ſchärfe man den Menſchen die Lehre ein, welches traurige Loos und welche lange Verbannung ſie nach dem Tode erwarte, wenn ſie der Welt, und nicht Chriſto dienen.

Ich bin gewiß, daß ſolche Beiſpiele, wie ſie vor das Auge der Seherin traten, kräftiger ins Gemüth der Menſchen einwirken, als das todte Räſonnement, das ſie abläugnen will. Nicht der Glaube an ein ſolches Geiſterreich iſt Vorurtheil, ſondern die falſche Richtung, welche dieſer Glaube im Volke erhält, und von dieſer falſchen Richtung muß es befreit werden. Um hier einen Beleg zu geben, wie die moraliſche Seite in dieſer Geſchichte hervorleuchtet, brauche ich nur die erſte Thatſache zu Weinſperg in eine einfache Kommentation zu bringen:

„Frau H..., noch nicht lange angekommen, unbekannt mit dem Ort, mit den Menſchen, und früher ſelbſt mit ihrem Arzt, erblickt öfters einen Verſtorbenen, der ſich ihr näher zu erkennen geben will. Er hält ein Blatt in der Hand, deſſen Charaktere ſie ſich merkt, und er gibt ihr zu verſtehen, wo es liege, und daß es gefunden werden müſſe, wenn er Ruhe bekommen ſolle. Sie theilt dieſe Erſcheinung ihrem Arzte und Andern mit und beſchreibt den früher ihr unbekannten Mann in Leibesgeſtalt und ſeinen gewöhnlichen Anzug ſo frappant, daß Jedermann den leibhaften K. darin erkannte. Um Ruhe zu bekommen, dringt ſie in ihren Arzt, das Blatt zu ſuchen, und gibt das Haus, das Zimmer, den Haufen von Akten und den Faszikel, in welchem es liegt, aufs genaueſte an, und beſchreibt zugleich die Perſon und den Stand der Dinge, wie er ſich zur Zeit ihres Fernſchauens daſelbſt wirklich verhielt. Der Arzt, der die ganze Geſchichte für eine Viſion hält, willfahrt jedoch ihrer Bitte und ſucht mit dem Herrn des Hauſes, wo die Papiere liegen, und findet nichts. Sie klagt den Arzt einer Nachläßigkeit an und dringt aufs inſtändigſte noch einmal in ihn ein und beſchreibt das Blatt noch genauer. Er ſucht zum zweitenmal, und ſiehe, das Blatt findet ſich mit allen angegebenen Kennzeichen (es war ein Dokument, das ſchon ſechs Jahre in den Akten ruhte). Vom Fund des Blattes wurde geſchwiegen, allein in der nächſten Kriſe ſieht ſie den Verſtorbenen freundlich und ſchließt daraus, daß das Blatt gefunden ſey. Sie verſetzt ſich wieder in das Haus, wo die Akten lagen, ſieht ſie in ihrer Lage verändert und erkennt das gefundene Blatt gerade in der Stellung, welche ihm der Herr des Hauſes (Oberamtsrichter) abſichtlich, um ihre Seherkraft zu erproben, kaum vorher und Jedermann unbewußt, gegeben hatte.“

Aber nun die moraliſche Auflöſung dieſer Geſchichte; ſie liegt in folgender Aeußerung der Seherin: „Was ſoll man nun mit dieſem Blatte machen? Ha, mich ſchaudert, denk' ich, was jene arme Frau (die Frau des Verſtorbenen) thun könnte, warnt man ſie nicht. Eine Warnung ſoll an ſie durch dieſes Blatt ergehen, dann hat er Ruhe, iſt vom Irdiſchen mehr entbunden und kann ſich durch's Gebet mehr dem Erlöſer nahen.“

Das Blatt beurkundete die Exiſtenz eines Geheimbuches, das aber aus den Augen verſchwunden war. Die Frau war in Gefahr, zu einem Manifeſtations-Eid aufgefordert zu werden. Und davor ſollte ſie gewarnt werden, weil es ihr noch ſchlimmer dann ergeben würde, als dem Verſtorbenen. So knüpft ſich auf eine treffliche Weiſe die Erſcheinung eines Verſtorbenen an die moraliſche Rettung eines Lebenden.

Und nun, wer erklärt den Thatbeſtand? — Iſt es nicht Zufall, Suggeſtion, Betrug oder irgend ein Deus in machina? — Denn Viſion und Täuſchung war es nicht. — Nein! Es war Anſteckung und Wahnſinn. — Richtige Worte!!

Anhang

von Juſtinus Kerner.

Der Raum erlaubt mir nur noch Weniges beizufügen, und ich beſchränke mich auf eine kurze Beleuchtung desjenigen, was Menzel an den natürlichen Erſcheinungen (wie er ſie nennt) in dieſer Geſchichte auszuſtellen hat.

M. findet ſehr unpaſſend, daß ich von dieſer Seherin ſagte: „ſie war ein im Augenblick des Sterbens durch irgend eine Fixirung zwiſchen Sterben und Leben zurückgehaltener Menſch, der ſchon mehr in die Welt, die nun vor ihm, als in die hinter ihm liegt, zu ſehen fähig iſt.“ Iſt denn (fragt M.) nicht das ganze Leben des Menſchen eine ſolche Fixation und der Ausdruck nur poetiſch? — Wir ſehen, daß Menſchen in Momenten des Todes oft wie ſchon in eine andere Welt hinüberſchauen, uns von dieſer Kunde geben; wir ſehen, wie ihr Geiſt da oft, ſchon wie aus dem Körper getreten, ſich in Entfernungen hin zu offenbaren vermag, während er die Hülle doch noch nicht völlig verlaſſen hat. Kann man ſich einen Menſchen in dieſen Momenten (die bei Sterbenden oft nur wie Blitze ſind) Jahre lang hingehalten denken, ſo haben wir das Bild dieſer Seherin, und hierin ſehe ich nur buchſtäbliche Wahrheit, keine Dichtung. — M. gibt an, es ſtehe im Buche: die Seherin habe die Natur durchſchaut, und zweifelt daran mit Recht. Wo dieß ſtehen ſoll, weiß ich nicht, ich finde es nicht. Ebendaſelbſt ſagt M.: „im Paracelſus und Jakob Böhme iſt eine alles umfaſſende, alles durchleuchtende, großartige Naturanſicht.“ Paracelſus behauptete einen Dämon in ſeinem Degenknopfe zu tragen, und ſchrieb einen ganzen Traktat von Geiſtern, Teufeln und Undinen. Was Jakob Böhme von der Geſtalt des Menſchen nach dem Tode ſagt, das haben wir in der Geſchichte der Seherin (2. Th. S. 46) angeführt, und bemerkten, wie ſehr es mit den Geſtalten der Geiſter dieſer übereinſtimmt. Haben nun dieſe Männer, wie M. mit Recht ſagt, „eine alles umfaſſende, alles durchdringende Naturanſicht gehabt, eine Anſicht, die man Durchſchauen der Natur nennen könnte,“ ſo muß auch ihr Schauen von einer Welt der Geiſter, von der Geſtalt der

Digitized by Google

Geiſter u. ſ. w. kein Wahnſinn ſeyn, und da ſie hier mit unſerer Seherin übereinſtimmen, ſo muß auch ihr Schauen nicht ſo ganz albern und wahnſinnig geweſen ſeyn. M. ſpricht von der Beobachtung (1. Th. S. 148), wo die Seherin durch einen magnetiſchen Stab die Sterne (Planeten) in ſolcher Nähe ſah, daß ihr der kleinſte ſo groß, wie der Mond erſchien, und ſagt: „ich wage nicht daran zu zweifeln; allein da der Verfaſſer dieſen wichtigen Umſtand ſo leichthin nur eben berührt, und dieſer wichtigen Entdeckung nicht weiter nachgeht, ſo hat vielleicht einige Täuſchung dabei obgewaltet.“ — Dieſe Beobachtung wurde erſt zur Zeit gemacht, (was allerdings im Buche hätte geſagt werden ſollen,) als die Seherin ſich kaum noch ein paar Minuten lang im Bette aufrecht erhalten konnte und längeres Schauen nach den Geſtirnen ihr unmöglich war. Wäre es ihr aber auch wirklich möglich geweſen, und hätte ſie vor Gruithuiſen im Monde das zu ſehen behauptet, was dieſer ſieht, — was wäre es geweſen? Magnetiſcher Wahnſinn wäre es geweſen, alberne Viſion! — Weiter ſagt M., woran ich aber beſtimmt und aus gutem Grunde zweifle: „das iſt die Meinung des Verfaſſers, ſeine Kranke habe die letzten Jahre ihres Lebens nur von den Nervenausſtrömungen Anderer leben können u. ſ. w.“ — Hierauf iſt ſchon durch E. geantwortet, ich gebe hier noch folgende eigene Erklärung. Daß die Anweſenheit anderer Menſchen auf die Seherin wie ein Pabulum vitæ wirkte, daß ſie, wurde ſie längere Zeit allein, oder nur bei ſchwächern Menſchen gelaſſen, immer ſchwächer wurde, und mehr zum Tode kam, iſt eine Wahrheit und Thatſache, für die auch andere Aerzte zeugen können. Wahrheit iſt auch, daß ſelbſt ſtärkere Menſchen, verweilten ſie ſich länger um ſie, eine Abnahme ihrer Kräfte fühlten. Das Mißverſtändniß liegt wohl nur darin, daß ſtatt: ſie lebte von den Nervenausſtrömungen Anderer, geſagt wurde: „ſie lebte von dem Nervengeiſte Anderer.“ Ihr Nervengeiſt blieb ungeſchwächt. Die Schwäche, nicht ihres Nervengeiſtes, ſondern ihres Körpers, beſtand darin, daß ſich ihr Nervengeiſt von den Nerven zu leicht entband, wie ſie auch ſagte: „wenn nur meine Seele feſter an den Nervengeiſt gebunden wäre, dann würde ſie ſich auch feſter an die Nerven ſelbſt binden, aber das Band meines Nervengeiſtes wird immer lockerer.“ Nie ſagte ſie: mein Nervengeiſt wird immer ſchwächer. Durch magnetiſche Ausſtrömungen aus andern ſtärkern Körpern ſchien ſich ihr Nervengeiſt wieder eine Zeitlang feſter an ihre Nerven zu binden und dadurch wieder ihr Körper ſtärker zu werden. Hier liegt für denjenigen, der das magnetiſche Leben, und überhaupt das Nerven- und Seelenleben kennt, kein Widerſpruch und wird auch für M. nicht mehr liegen. M. nennt die Verſe, die in dem Buche von der Seherin angeführt ſind: überflüſſige Poeſie, Spielerei, und läßt merken, ſeiner Meinung nach ſeyen ſie erſt von mir gemacht, oder in die Seherin durch meinen magnetiſchen Einfluß gebracht. Er ſagt: „ſie ſind einigemal ſo lange und verrathen eine ſo lebhafte Stimmung, daß man gerechte Zweifel hegen muß, ob ſie ſo langſam haben geſprochen und ſo ſchnell abgeſchrieben (ſoll wohl heißen nachgeſchrieben?) werden können.“ Hier muß ich abermals ſagen, was ich ſchon im Buche ſagte: „da ich ſchon Verſe machte, ſo war es das Nächſte (und war nun auch für M. das Nächſte) zu ſagen: Frau H. habe dieſes Talent durch meine magnetiſche Einwirkung. Da iſt aber zu bemerken, daß Frau H., ſchon ehe ſie in meine Behandlung kam, ſolche kleine Verſe machte. Nicht ohne tiefe Bedeutung (die man aber jetzt nicht mehr verſtehen will) war Apollo der Gott der Dichter, der Seher und der Arzneikunde zugleich. Schlafwachen geht im Innern die Kraft zu dichten, zu ſehen, und zu heilen auf. Wie herrlich verſtanden die Alten dieſen Zuſtand des Innern, wie klar lag er wohl in ihren Myſterien aufgedeckt! Hierüber wäre ein Buch zu ſchreiben, es würde aber auch nicht verſtanden. — Nur eines dieſer Gedichte durfte nachgeſchrieben werden, ſonſt alle ſchrieb ſie ſelbſt, nur eines diktirte ſie. Man ſehe im Buche nach. Das einzige, längere (1. Th. S. 212), das ſie in magnetiſchem Traume ſprach, ſchrieb ich und ihre Schweſter ihr zugleich nach. Wer ſchon Schlafwache in Träumen, die ſie meiſtens auch mimiſch aufführen, ſprechen hörte, der weiß, wie ſie ſprechen, weiß, ob es eines engliſchen Schnellſchreibers bedarf, ihre Reden nachzuſchreiben. Dieſes und andere größere Gedichte der Seherin ſind gerade eine ſo überflüſſige Poeſie, gerade eine ſolche Spielerei, als meine Gedichte oder die Gedichte irgend eines Andern es ſind. Als eine ſolche könnten etwa nur (wenige andere kleine Reime abgerechnet) die Verſe in der Geſchichte von K. (2. Th. S. 70) erſcheinen, zu welcher Spielerei ich die Veranlaſſung war. Ich fing ſie an, und die Seherin antwortete mir in einem, meinem Anfange nachgebildeten Metrum. Ich gab ſie, der Spielerei ungeachtet, da dieſe Geſchichte ſo treu als möglich gegeben werden mußte. Was wäre aus der Treue dieſer Geſchichte geworden, hätte ich ſie, wie M. wollte, vorher weiſe (weltklug!!) geſichtet und bearbeitet? Was ich empfing, gab ich, wie ich es empfing, ohne alle Bemalungen und Zuſätze, mit allen anſcheinenden Widerſprüchen und Abſurditäten: denn hier iſt es einzig um die Treue des Empfangenen zu thun. Theorieen kann dann jeder, auch noch ſo ſchiefe, aus ihm machen, Anſteckungstheorieen, Wahnſinnstheorieen u. ſ. w. M. nach ſollte man wirklich meinen, daß es mit der Anſteckungstheorie nicht ſo grundlos ſey, und ſelbſt das Buch mit Viſionen anſtecke. M. ſagt: ein Geiſt ſey bei dem Auskleiden einer „jungen, hübſchen Frau“ zugegen geweſen. Er meint die Thatſache, 2. Th. S. 216. Man leſe aber dort nach, und man wird ſich dort vergebens nach einer „jungen hübſchen Frau“ umſehen. Wie kam aber M. dort zu dieſer Viſion? das iſt der anſteckende Wahnſinn dieſer Geſchichte, die es auch noch gedruckt den Menſchen anthut, den Männern ſelbſt mit „jungen, hübſchen Frauen,“ und daher rathen wir Jedem, der den Glauben an dieſen anſteckenden Wahnſinn hat (bekanntlich bringt der Glaube das, an was man glaubt, leicht hervor), dieſe Geſchichte nur ungeleſen zu laſſen.

Von der Geſchichte dieſer Seherin ſagt der bekannte Schubert: (Morgenblatt, 11. Sept. 1829). „Es liegen in dieſer Geſchichte Keime für eine ganze Saat von Gedanken über die Seele und ihr Verhältniß zum Leibe.“ Was Herr Menzel von derſelben Geſchichte ſagt, möge der geneigte Leſer noch einmal in ſeiner Recenſion nachleſen.

Digitized by Google

N°. 313.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 31. December 1829.

— Die arme Seele!
Lebend'ge Leich' in dumpfer Grabeshöhle!

Shakespeare.
Romeo und Julia.

Schiffbruch der genueſiſchen Brigg Stephano, Kapitän Nikolao.

(Beſchluß.)

Madame Biacchi, auf einem Netze ſitzend, wurde von den zwey franzöſiſchen Offizieren unterſtüzt; ſie hatte ihre Zärtlichkeit für ihren Sohn wiedergefunden, den ſie an ihren Buſen drückte. Der Orkan war mit voller Wuth wiedergekehrt, und das Schiff, welches nicht mehr zu lenken war, rannte pfeilſchnell gegen die Küſte; der Kapitän hielt noch das Steuer, während die Matroſen zur heiligen Jungfrau, der Schirmerin der Seeleute, beteten; ich bereitete mich auch zum Tode, hatte aber nicht die Kraft zu beten; jeder Stoß ſezte mich in ſchreckliche Unruhe, ich klammerte mich an einen eiſernen Ring, welchen ich auf dem Verdecke gefunden und durch welchen ich ein Tuch gezogen hatte; denn ich hoffte nicht, mich durch Schwimmen retten zu können, das Meer ging zu hoch. Die andern Paſſagiere hatten beynahe dieſelben Vorſichtsmaßregeln ergriffen, und ſich mit Tauen an die Theile des Schiffes feſtgebunden, welche am meiſten Widerſtand zu leiſten verſprachen. Dieſer grauſame Todeskampf dauerte länger als eine Stunde; eine Woge von ungeheurer Höhe warf uns an eine Klippe; ein entſetzliches Gekrache war die Folge davon, ich wurde auf das Verdeck niedergeworfen, mein Kopf ſtieß gewaltſam gegen die Planken, und ich verlor das Bewußtſeyn. Als ich wieder zu mir kam, fühlte ich an meinen Füßen Eiskälte, und bald entdeckte ich die Urſache davon; ich war nämlich bis an den Gürtel unter Waſſer, der Rumpf des Schiffes war verſchwunden und ich lag halb auf dem Verdecke, an welches ich mich befeſtigt hatte; ich ſah mich entſezt um: mehr als die Hälfte meiner Reiſegefährten war in den Wellen verſchwunden; das Verdeck und ein Stück des Maſtes hatten widerſtanden. Madame Biacchi allein behielt ihre volle Geiſtesgegenwart, während dieſer ſchauerlichen Kataſtrophe, und machte Gebrauch davon, den noch Uebriggebliebenen Troſt zuzuſprechen; ihr Sohn, der an ihrem Buſen ruhte, ſchien todt, die beyden franzöſiſchen Offiziere hatten ihren Poſten verlaſſen und den Tod bey dem Verſuche gefunden, demſelben eine Beute zu entreiſſen. Ich zählte noch acht Perſonen, unter denen ſich der Bruder Madame Biacchi's befand, der durch ein herabgeſtürztes Stück Holz ſchrecklich entſtellt war. Beym Lichte eines Wetterſtrahls erblickte ich das Land ganz nahe bey uns und Menſchen auf dem Ufer; aber die Wogen entzogen mir bald dieſen Anblick, der jedoch meine Hoffnung etwas belebte. Es war mir geweſen, als hörte ich verworrene Stimmen; doch ein neuer Sturm, der über unſern Häuptern ausbrach, zerſtreute den lezten Schimmer der Hoffnung. Die Donnerſchläge wiederholten ſich mit einer Schnelligkeit, von welcher man auf dem Feſtlande keinen Begriff hat, das Meer ſchien in Feuer umgewandelt, und die bleichen Blitze warfen auf uns unſelige Spielbälle der Orkane ein hölliſches Licht; Ströme von Regen überſchwemmten uns und mehrten noch unſere Schmerzen; da ſchien auf einmal das

Digitized by Google

ſchauerliche Gebrülle des Donners etwas nachzulaſſen; ich glaubte ſchon, der Himmel habe ſeine Rache von uns abgewandt; allein in dem Augenblicke, wo ich die Augen aufſchlug, um ihm dafür zu danken, ſah ich das ganze Verdeck in Feuer, ein furchtbarer Schlag, ein Schrey: der Blitz hatte in das Wrak geſchlagen, und zwey Paſſagiere, die er getroffen, rollten in die Fluthen. Der ſchwefelige Dampf, der ſich um mich verbreitete, betäubte mich, meine Augen ſchloſſen ſich, ich ſank in die Tiefe des Meeres und verlor aufs neue das Bewußtſeyn.

Als ich aus der langen Betäubung, in welche ich verſunken war, erwachte, hörte ich Trauergeſänge um mich ertönen; ich machte eine Bewegung, um mich zu erheben, fühlte mich aber von allen Seiten eingeſchloſſen; nur meinen Kopf konnte ich noch nach vorne bewegen; ich fühlte, ich mußte in dieſer Lage erſticken; allein welcher Schauder durchdrang mich, als ich, nachdem ich dieſen Geſängen ein aufmerkſames Ohr geliehen, das Todtenamt erkannte! Ich war lebend in einen Sarg eingeſchloſſen! Ich ſtieß einen Schrey aus, aber meine Stimme war ſo ſchwach, daß ſie außerhalb des ſchrecklichen Orts, in welchem ich eingeſchloſſen war, nicht tönte; denn der Geſang dauerte fort. Er ward einen Augenblick unterbrochen, und ich benuzte dieſen Moment der Stille, um aufs Neue zu ſchreyen, und zwar mit ſolcher Kraft, daß ich vernommen ward. Man kam auf mich zu, und ich glaubte unter den vielen Stimmen, die eine mir unbekannte Sprache redeten, die Stimme des Kapitän Nikolao zu unterſcheiden; mein Sarg wurde mit der Schonung geöffnet, welche die Umſtände erheiſchten; denn der zu ſchnelle Uebergang aus meinem engen Gefängniſſe in die freye Luft konnte ſchlimme Folgen haben; ich ſah noch einmal das Licht wieder, aber, großer Gott, an welchem Orte! Ich war in einem Sarge unter fünf Särgen, umringt von Prieſtern im Trauergewande. Man trug mich in die Sakriſtey; Kapitän Nikolao, zwey Matroſen und einer der piemonteſiſchen Landleute, die einzigen, welche dem Tode entronnen waren, bemühten ſich aufs Liebreichſte um mich; man hob mich aus meinem Grabe; das Leichentuch, das mich umhüllte, wurde mit warmen Kleidern vertauſcht, und der Pfarrer des Kirchſpiels ließ mich in ſein Haus bringen, wo ich die edelmüthigſte Gaſtfreundſchaft fand. Wie es kam, daß ich, ſtatt zu ertrinken, beynahe lebendig begraben worden wäre, iſt mit wenigen Worten erzählt.

Die Bewohner der Inſel May, welche ich beym Leuchten eines Blitzſtrahles am Geſtade erblickt hatte, dachten auf Mittel, uns zu retten. Sobald der Sturm ſich gelegt hatte und Böte in die See zu ſetzen erlaubte, kamen mehrere Fiſcher, uns aufzuſuchen; ſie fanden bald das Verdeck der Stephano, aber alle Unglücklichen, die ſich darauf befanden, hatten das Leben eingebüßt; man brachte ſie und mich unter ihnen in ein kleines Haus am Meeresufer; der zu Hülfe gerufene Arzt erklärte, daß ſeine Kunſt nichts mehr vermöge, und überließ der Großmuth der Fiſcher, die uns ans Land gebracht, die Sorge, uns die lezte Ehre zu erweiſen; vier-und-zwanzig Stunden nachher brachte man uns in die Dorfkirche. Natürlich wurden auch die Särge meiner unglücklichen Gefährten geöffnet, aber der Tod hatte alle dahin gerafft. Madame Biachi hatte ihr geliebtes Kind nicht lange überlebt. Laß uns weinen, mein Theurer!

Die Bildung der Alpenpflanzen und die Schneelinie in der Schweiz.

(Beſchluß.)

Die Gletſcherlinie iſt alſo für jeden beſondern Gletſcher, je nach der Höhe der Berge, die das Eismeer begrenzen, verſchieden, ſo wie ſie ſich auf der Nord- und Südſeite einigermaßen abweichend darſtellt. Auf die Vegetation ſelbſt haben die Gletſcher folgenden Einfluß. Vor jedem Gletſcher liegt eine ſandige, größere oder kleinere Ebene oder ein Abhang, gleich dem ſandigen Ufer eines wilden Flußes, der öfters übertritt. Es finden ſich daher auf denſelben nicht gerade Pflanzen, welche in der Nähe des ewigen Schnees vorkommen, ſondern ſolche höhere oder tiefere Alpenpflanzen, welche im Sand der Alpbäche oder kleinen Flüſſe, je nach der Höhe, gedeihen. An den Seiten des Thals finden ſich ebenfalls diejenigen Pflanzen, welche auf ſolchen Höhen gewöhnlich vorkommen, zum deutlichen Beweis, daß die Gletſcher im Grunde nur Verſander ſind. Bloß an Stellen, die beſtändig von ſchmelzendem Eis naß bleiben, können höhere Alpenpflanzen auf tieferem Standpunkt in den Thälern vorkommen. Der Schnee ſelbſt iſt ungleich in ſeiner Ausdehnung; an ſchattigen Stellen der Nordſeite bleibt er tiefer unten liegen, als an freyen und mehr flachen Orten, eben ſo in Vertieſungen, und dieſer Schnee heißt geſchüzter Schnee. Die Linie deſſelben, beſonders im öſtlichen Theil der Schweiz, ward zu ungefähr 7000′ über Meer beſtimmt. Wichtiger als die Beſtimmung dieſer Linie iſt aber die der eigentlichen Schneelinie, und nach mancherley Meſſungen und Beobachtungen iſt man auch wirklich dahin gelangt, dieſelbe ziemlich genau auszumitteln. Denkt man ſich nämlich Schnee und Eis auf der einen Seite, und ſchneefreyes, mit Vegetation beſeztes Gelände auf der andern, als zwey ausgezackte Linien, welche man auf eine einzige gerade bringen will, ſo können weder die Lücken der einen noch der andern als Beſtimmungspunkte angenommen werden, ſondern der Durchſchnitt. Nun bleibt die Schneedecke in Gebirgen, die mit höheren, mit Eis und Schnee mächtig belaſteten Bergen zuſammenhängen, tiefer und überhaupt länger liegen als auf einzeln ſtehenden, gleich hohen; aber dieſes tiefere Hinabſteigen kann ſo wenig zum

Digitized by Google

Beſtimmungspunkt der Schneelinie genommen werden, als mancher nackte Grath in größerer Höhe, an welchem wegen Steilheit deſſelben und Heftigkeit der Winde kein Schnee haften kann, ſondern im Ganzen dienen dazu nur ebenere Gegenden. Benuzt man ſolche zu einer Beſtimmung, und will man nicht gerade immerwährenden Schnee in völlig zuſammenhängenden Gletſcherfeldern, ſondern, wie geſagt, einen Durchſchnitt der Schneezacken, wie ſie ſich in der Mehrzahl von Jahren und in ſpäteren Monaten zeigen, ſo darf unbedenklich für die öſtliche Schweiz die Schneelinie zu 8000′ über Meer angenommen werden, indem die Meſſungen darthun, daß Berge, die 8000′ um etwas überſteigen, in allen kleineren Vertiefungen und hinter dem Winde beſtändigen Schnee zeigen, und daß bis zu 8200′ auf Ebenen ganz zuſammenhängende Schneefelder angetroffen werden. Von beyden Höhen iſt beobachtet worden, daß in der Mehrzahl von Jahren und bey weitem die meiſte Zeit ſelbſt der Monate Auguſt und September der Schnee einen größeren Umfang bekommt, als vorhin angegeben wurde, ſo daß er z. B. auf einer Höhe von ungefähr 8000′ den größten Theil des Jahres die ganze Ebene, in der Mehrzahl der Jahre den größten Theil beſezt, und nur in beſonders warmen Jahren, und wieder etwa Ende Auguſts ſich mehr auf kleine Vertiefungen beſchränken muß; bey einer Höhe von 8200′ aber den größten Theil des Jahres bis unter 8000′ hinabreicht, und nur in beſonders warmen Jahren oder Ende Sommers ſich zackig bis gegen 8200′ zurückzieht. Nach ähnlichen Beobachtungen wäre für die weſtliche Schweiz die Schneelinie zu 8400′, höchſtens zu 8500′ über Meer anzunehmen. Dieſe Annahme der Schneelinie für die ganze Schweiz von 8000′ bis 8500′ beſtätigen auch noch andere Beobachtungen. Ueberall nämlich, wo ſich in den Alpen Dammerde findet, welche nur die Zeit von wenigen Wochen von Schnee und Eis frey iſt, da zeigt ſich auch Vegetation. Wo hingegen der Schnee nie für längere Zeit wegſchmilzt, da wird alle Vegetation ertödtet, und wo man daher auf brauchbarer Erde in den Alpen gar keine Vegetation mehr findet, ſondern meiſt nur eine Art Schlamm, von dem beſtändigen Schneewaſſer und der Erde gebildet, da kann auch ſicher wiederum die Schneelinie angenommen werden, indem ſich die Wirkung eines faſt permanenten Schnees unwiderſprechlich ausdrückt. Aber ſo wenig einiger vorgeſchobener, geſchüzter Schnee, eben ſo wenig können jene vegetabiliſchen Inſeln (die bis zur Höhe von 10,000′ von Sauſſure u. a. aufgefunden wurden) zur Beſtimmung der Schneelinie benuzt werden, und eben ſo wenig die ſchneeloſen Gräte, an welchen wegen der Steilheit und wegen der Heftigkeit der Winde kein Schnee haften kann. Auf jenen vegetabiliſchen Inſeln kann indeſſen in der weſtlichen Schweiz der Thermometer Nachmittags ſogar bis auf 15° über Null in der Sonne ſteigen, während faſt jede Nacht bey klarem Himmel das geſchmolzene Schneewaſſer gefriert oder Reifen entſteht. Das Erlöſchen aller Vegetation in zuſammenhängendem Raſen oder an ungeſchüzten Stellen, wie z. B. in Felſenritzen, wo kein Schnee haftet, iſt in den Glarner und Bündtner Alpen immer mehr unter, als über 8000′ gefunden worden, ſo wie bey zuſammenhängenden Gebirgen, die immer mehr Schatten haben, als einzeln ſtehende, rings beſonnte, nicht viel über 8000′; ſo daß auch nach dieſer Beobachtung die obige Annahme der Schneelinie für die ganze Schweiz von 8000′ bis 8500′ über Meer ſich beſtätigt.

Die Gebirgsart ſelbſt modifizirt die Vegetation in mehr als einer Rückſicht. Die Kalkalpen, welche mehr den öſtlichen und nördlichen Theil des ſchweizeriſchen Gebirges ausmachen, ſind viel ſteiler abgeriſſen, bilden tiefere, dunklere Thäler; ſie zeigen weniger abgerundete Kuppen und wiegenartig ausgeſchweifte Thäler, als die Alpen des Urgebirges, die den größten Theil von Graubündten und Wallis ausmachen. Das Urgebirge iſt zugleich mehr nach Süden gerückt, ſo daß dann auch die Flor deſſelben, namentlich alſo im ſüdlichen Theil von Graubündten und in der Kette der Walliſer Gebirge, die an der Grenze von Piemont ſtehen, viel mehr Aehnlichkeit mit der Flor der Pyrenäen hat, als die der Kalkalpen. Eben ſo ſoll es mit den aus Urgebirg beſtehenden ſchwediſchen Alpen in dieſer Beziehung Aehnlichkeit haben. Noch ſind jedoch dieſe in neuerer Zeit erſt begonnenen Forſchungen keineswegs befriedigend beendigt oder auch nur ſattſam vorgeſchritten, um die eigenthümlichen Bewohner des Urgebirges und der andern, vorzüglich der Kalkalpen, gehörig zu unterſcheiden.

Die Belege zu allem Vorſtehenden und eine weitere Ausführung der darin aufgeſtellten Angaben wird der im kommenden Jahr zu Zürich erſcheinende „Verſuch einer kritiſchen Aufzählung der Schweizerpflanzen, unter Anwendung der Unterſuchungen über die Urſachen der Vielförmigkeit der Gewächſe und zum Behuf der Reduktion ihrer Arten“ enthalten.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Beſchluß.)

Das Odeontheater eilte, den Othello nach Ducis freyer Bearbeitung wieder vorzunehmen, und dieſen beklatſchten die Klaſſiker deſto eifriger, je mehr ſich die Romantiker, die zu Alfred de Vigny's Freunden gehörten, beeiferten, den wörtlich überſezten Othello in Aufnahme zu bringen. Es heißt, daß nun mehrere Trauerſpiele Shakespeare's auf ähnliche Weiſe, das heißt, ſo wörtlich, als möglich iſt, überſezt, auf der Bühne erſcheinen werden. Dieſe Verſuche können wohl eine Zeitlang den Reiz der Neuheit haben; allein die jungen Dichter, welche glauben, ſich dadurch einen großen Ruf und vielleicht auch eine gute Belohnung ihrer Mühe zu verſchaffen, werden bald von demſelben abſtehen müſſen. Sha-

Digitized by Google

keſpeare's Stücke, wie ſie ſind, werden dem franzöſiſchen Publikum nimmer behagen können, und wenn auch die Hauptrollen von den größten Schauſpielern übernommen würden; dieß kann man kühn vorherſagen. Uebrigens iſt es intereſſant, zu ſehen, wie ſich die vielen Schauſpieldichter und die Theaterdirektoren in Paris abmühen, das Publikum durch etwas Neues herbeyzuziehen. Bey der großen Anzahl von Schauſpielen geſchieht ein ſo ſtarker Verbrauch von allen möglichen dramatiſchen Kombinationen, daß kaum ein ſchöpferiſches Genie im Stande iſt, etwas noch nicht Verſuchtes zu erdenken; die Boulevardstheater ſchätzen ſich noch glücklich, wenn ſie zuweilen irgend ein lebendiges Weſen, Menſch oder Thier, erhaſchen können, welches, in Ermangelung guter neuer Stücke, das ſchauluſtige Publikum durch etwas Unerhörtes eine Zeitlang herbeyziehen kann. So hat das Ambigutheater eben einen grotesken Tänzer engagirt, Namens Ravel, welcher die ſonderbarſten Kabriolen macht. Beſonders geht der Mann auf Stelzen, als ob ſie die Fortſetzung ſeiner Beine wären; man ſollte nicht glauben, daß es möglich wäre, es ſo weit zu bringen. Er tanzt mit ſeinen Stelzen, macht ſogar Entrechats damit im Springen, ſpielt den Betrunkenen und fällt zulezt mit ausgeſpreizten Beinen nieder, ſo daß dieſe beyden Beine und die daran befindlichen Stelzen eine gerade Linie von ungefähr 12 Fuß Länge ausmachen. Ich glaube nicht, daß je ſolch ein Salto mortale verſucht worden iſt; das Publikum ſtößt unwillkührlich einen Schrey aus, wenn es dieſen Ravel, wie ein aufgemachtes Zirkelinſtrument, danieder fallen ſieht. Eben ſo hat die Direktion des Cirque olympique jezt ein Kerlchen, Namens Leach, der an die Stelle des ſo verſtändigen Elephanten getreten iſt und das Publikum durch ſeine ſonderbare Geſtalt und ſeine Purzelbäume beluſtigen muß. Der Mann hat nämlich keine Schenkel und ganz kurze Beine; der Conſtitutionnel ſagte von ihm, er ſey ein unvollendeter Menſch, da die Natur verſäumt habe, den Untertheil ſeines Körpers mit dem Obertheil ins gehörige Verhältniß zu ſetzen. Dieſer unvollendete Menſch nun hat ſeine ganze Kraft im Obertheile, vorzüglich in den Händen. Mit den kurzen Beinchen trippelt er behende und ſchnell, und was dieſen an Stärke abgeht, erſezt er vermittelſt ſeiner Arme. Er klettert, ſpringt und wendet ſich, ungefähr wie die Affen, und wenn er einen Affenpelz um ſich hat, ſo kann man ihn ſehr leicht mit einem Pavian verwechſeln; wenigſtens ſollte man kaum glauben, daß ein menſchliches Weſen darunter ſteckt. Die Ravels und die Leachs gehören eigentlich in die Marktbuden; allein die Pariſer Theaterdirektoren verſtehen die Kunſt, ſolche Leute zu ihrem Zwecke zu benutzen. Sie laſſen nämlich Pantominen verfertigen, worin dieſelben eine Hauptrolle zu ſpielen haben, ſtaffiren die Pantomime mit Tänzen, Märſchen und allerley Prunke aus, und dadurch bekommt das Ganze ein ſtattliches Anſehen, ſo daß ſich auch die große Welt zu den Boulevardtheatern herabläßt und herbeykommt, um dergleichen Ungewöhnliches einmal mit anzuſchauen. In dem Cirque olympique hat der kurzbeinige Leach die Rolle eines Gnomen, welcher einem verliebten und bedrängten Prinzen durch ſeine Schlauheit und Gewandtheit beſtändig aus der Noth hilft, und alſo ein ſchützender Engel in Affengeſtalt wird. Für den Stelzenmann Ravel und ſeine fürchterlichen Bockſprünge hat man aus Voltaire's Erzählungen den Entwurf zu einer luſtigen Pantomime, Namens Cocambo, gezogen. Ravel ſpielt den Begleiter eines neapolitaniſchen Geſandten, der nach China oder nach einem andern weit entfernten Lande geſandt wird und dort ſeine Frau, die ihm wahrſcheinlich längſt abhanden gekommen, im Harem des Kaiſers oder Königs wiederfindet, nachdem ſie von Cocambo, dem poſſierlichen Hanswurſt oder Legationsnarren, der ſich in den Harem geſchlichen, dort ausgewittert worden iſt. Die Pantomime iſt nicht immer deutlich, und aus den Geberden und Bewegungen der handelnden Perſonen läßt ſich nicht wohl der Sinn derſelben errathen; allein die drollichte Figur des Cocambo belebt das Ganze, und ſeine Kabriolen und Stelzentänze ſind für Jedermann verſtändlich. Das neue Ambigutheater iſt ein niedliches Gebäude, von den Baumeiſtern Hittorf und Lecointe; der Foyer iſt geſchmackvoll und gleicht einem großen Saale in einem eleganten Hôtel. — Die italieniſche Oper, die ſchon lange das Theater der reichern Welt geworden iſt, hat nun alle ihre Prime Donne beyſammen, und daher ſind denn die Darſtellungen auch ſehr glänzend und werden ſtark beſucht. Mad. Malibran in der Gazza ladra und Dlle. Sontag in der Donna del lago, in der Semiramide und andern Roſſiniſchen Opern ſind zum Entzücken; ſo ſagen die eifrigen Dilettanti, die keinen dieſer köſtlichen Abende verſäumen. Eine Benefizvorſtellung muß wohl der Dlle. Sontag in ihrem Kontrakte verſprochen worden ſeyn, obſchon ſie auch das vorige Jahr eine erhalten hatte. Dergleichen Gunſtertheilungen koſten den Direktor wenig und ſind für die begünſtigten Prime Donne wichtig; das Publikum allein hätte ſich darüber zu beklagen, daß man ſo oft auf ſeinen Beutel ſpekulirt; allein warum läßt es ſich immer anreizen? und was hat es zu ſagen, wenn es hingeht und für ſein Geld vielen muſikaliſchen Genuß bekommt? Zur Benefizvorſtellung der Dlle. Sontag war Mozarts Don Juan auserſehen worden. Sie und Dlle. Heinefetter, mit Hülfe der Mad. Malibran und ihres Vaters Garcia, wollten dem unbillig verdrängten Mozart wieder zu ſeinem Anſehen verhelfen. Die Vorſtellung fiel vortrefflich aus; Dlle. Heinefetter, die bisher noch immer viel zu wünſchen übrig ließ, zeichnete ſich dieſes Mal neben den beyden Meiſterſängerinnen aus; allein es ſteht zu befürchten, daß es mit Mozarts Opern in Frankreich zu Ende geht. So vortrefflich dieſe Darſtellung war, ſo ſehr auch die Kunſtliebhaber Mozarts dramatiſch-lyriſches Genie bewunderten, ſo geſtanden doch am folgenden Tage mehrere Theaterkritiker in ihren Blättern, die Darſtellung ſey den Logeninhabern etwas langweilig vorgekommen; Manches ſey in Mozarts dramatiſcher Muſik veraltet, und Roſſini's lebhafter Styl habe den feyerlichern, künſtlichern, aber minder unterhaltenden des deutſchen Tonſetzers den Franzoſen verleidet. Dieß ſcheint auch wirklich der Fall zu ſeyn. Schon einigemal hat man in den lezten Jahren verſucht, Mozarts Opern wieder in Aufnahme zu bringen; jedesmal iſt der Verſuch, wo nicht ſchlecht, doch unter der Erwartung ausgefallen; man konnte glauben, es liege an den Schauſpielern; dießmal aber waren die Frauenrollen einigen der ausgezeichnetſten Sängerinnen in Europa zugetheilt, und gewiß haben ſie Mozarts Geſänge nicht verdorben. Auch Garcia, obſchon ſeine Stimme viel verloren hat, iſt noch ein vortrefflicher Sänger und ganz zu einem Don Juan gemacht; dennoch war kalte Bewunderung das Einzige, was der Haupttheil der Zuhörer äußerte; nur das kleine Häuflein der ächten Muſikkenner zollte enthuſiaſtiſch dem hohen Meiſter ſeine Verehrung. Uebrigens hatte dieſe Vorſtellung das eigene, daß die von einem deutſchen Tonkünſtler geſezte italieniſche Oper von deutſchen Sängerinnen, einer Engländerin (Mad. Malibran), von einem Spanier (Garcia) und von einigen Italienern und Franzoſen aufgeführt wurde.

Dg.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 309:

Handel. — Händel.

Beylagen: Kunſtbl. Nr. 105. u. Monatsreg. December.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

A 103

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 930 510

AP
30
M65
V.23
nos 235 3 1
Oct Dec.
1829

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google

Digitized by Google